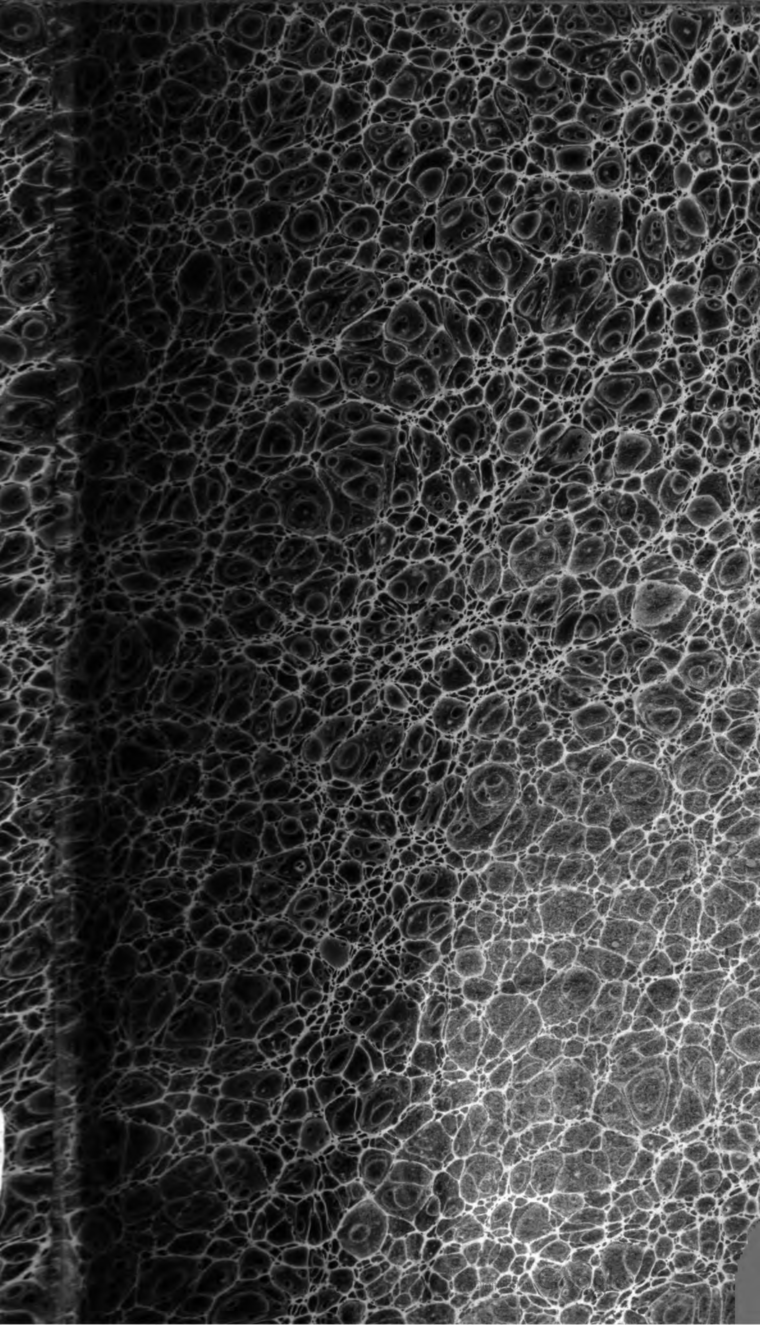


Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

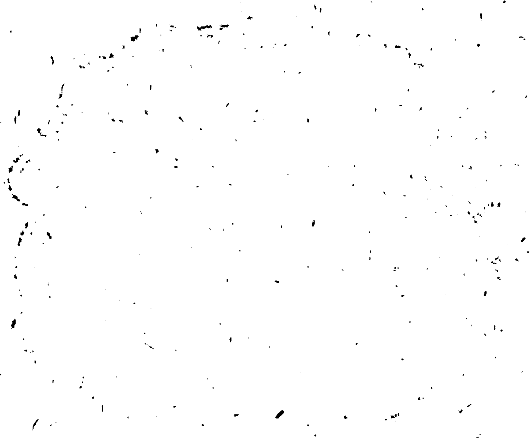
auf das Jahr 1825.



Göttingen,

gedruckt bey den Gebrüdern Baier.







Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

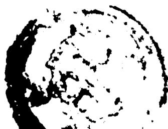
71. Stück.

Den 2. May 1825.

Paris.

Bey Chasseriau 1823: Nouveau recueil de fabliaux et contes inédits des poètes français des XII. XIII. XIV et XVe siècles, publié par M. Méon, employé aux manuscrits de la bibliothèque du Roi. Tome I. VIII und 500. Tome II. 482 Seiten in 8.

Warum nicht einfacher und richtiger: des dreyzehnten Jahrhunderts? Auf dem Titel der frühern, 1808 erschienenen Sammlung (eigentlich einer vermehrten Ausgabe der Barbazanschen von 1756) prangt sogar das eilfte. Schwerlich gehört von dem, was hier herauskommt, irgend etwas ins zwölfte, sicher nichts ins funfzehnte. Ob einzelnes ins vierzehnte reiche, (Ruteboeuf soll z. B. 1310 gestorben seyn, könnte also sein dit de l' erberie nach 1300 gedichtet haben) wäre auszumitteln Sache des Herausgebers gewesen, der sich aber alle und jede Untersuchungen über Beschaffenheit der Handschriften, über Lebensumstände der genannt werdenden Dichter, über den Stoff der einzelnen Gedichte erläßt. Den bloßen Text liefert er, höchst



sparsame Varianten und dürftige, beynahe unnütze Glossare zu Ende jedes Bandes.

Der erste Band umfaßt mit Ausnahme weniger Stücke (das erste und achte besingen Abenteuer Gauvains, das allerletzte erzählt in Prosa, aber anziehend, die Begebenheiten eines Grafen von Ponthieu) fast lauter unsittliche Dichtungen von der höchsten Ausgelassenheit und Derbheit. Ein Drittel der Barbazanschen Sammlung ist mit gleichem Schmutze erfüllt, war daran nicht genug? Man begreift nicht, da treffliche und ansehnliche Denkmähler altfranzösischer Poesie ungedruckt liegen, daß immer vorzugsweise jene bekannt gemacht werden müssen. Reizen sie, in denen kein andrer Anstand beobachtet wird, als daß der Herausgeber punctiert, was jeder Reim verräth, den Käufer? Ohne Zweifel überwiegt doch ein edlerer Theil des französischen Publicums, der sich lieber auf anderm Wege zu dem Studium seiner alten Sprache und Dichtung führen ließe. Das längste unter den Gedichten dieses Bandes, le roman de Trubert (2978 Zeilen und doch nur Bruchstück) ist wirklich ekelhaft empörend, nicht bloß unzüchtig zu nennen, sondern abgeschmackt und gotteslästerlich. Von besserer Art schon wäre Marco et Salemon p. 416-436, die bekannte Fabel des ganzen Mittelalters, voll rohkräftiges Witzes, wenn nicht alles, was Marcolf den salomonischen Sprüchen entgegenzusetzen hat, hier immer auf ein und dasselbe hinausliefe. Wie ganz anders und vielseitiger gehalten ist die altdeutsche Bearbeitung. Ruteboeufs Marktschreyerlied (p. 185-191) gibt ein lebendiges Gemälde der Sitten seiner Zeit. Der lunaire p. 364-393 ist aber langweilig genug. Das strophische Stück von Richaut p. 38-79. scheint das schwierigste der ganzen Sammlung und weggesehen von seinem freyen Inhalt nicht ohne Geist erfunden und gedichtet. Aber aus allen, selbst aus Trubert, da sich nun

einmahl Mr. Méon zu ihrer Bekanntmachung hergegeben hat, wird der Sprachforscher mancherley lernen.

Daß jener Hang zum Schlüpfrigen keine Hauptrichtung, nur einen stark vortretenden Nebenzug altfranzösischer Poesie bezeichne, kann der zweyte Band vorliegender Sammlung darthun, in dem kein anstößiges Wort zu finden ist. Es sind 21 geistliche Legenden, zum Lobe der Jungfrau Maria fast alle von schöner, reicher Erfindung, lebhaft und angenehm erzählt. Der Stoff wurde den Dichtern überliefert, aber die gelungene Ausführung bleibt ihr bedeutendes Verdienst. Die lateinische Quelle, woraus diese wunderbaren Rettungsgeschichten herfließen, mag im zwölften Jahrhundert entsprungen seyn. Sie wurden auch ins Altspanische übersetzt, ins Altdeutsche, wie es scheint, nur theilweise. Wer des Jacob von Maerlant spieghel historiael zur Hand hat, findet sie im zweyten Theile (Leyden 1785) p. 194-314. Allein die altniederländische Bearbeitung steht der altfranzösischen außerordentlich nach. Unter unsern Dichtern würde der Stricker am besten den Ton getroffen haben, der in solchen Erzählungen wirksam ist. Viele mögen von einem und demselben Dichter herrühren, wie der gleichmäßige Stil und die Eingangsformeln lehren p. 424: apres dun fevre vous recort; p. 443: ici enpres veil metre en brief. Doch wenn alle übrigen einem einzigen Verfasser zuzuschreiben wären, so muß das erste und längste Gedicht, das von der römischen Kaiserin (p. 1-128), seiner ausgezeichneten Manier und Sprache wegen, davon abgesondert werden*). Sein Dichter nennt

*) Daß es älter als die übrigen ist, erhellt aus pag. 214, 402: car len dit en un autre conte "vielz pechiez fet novele honte." Dieses schöne Sprichwort stehet nämlich bey Gautier Zeile 3175.

sich auch, die der andern bleiben verschwiegen. Es ist Gautier de Coinsi ein Benedictiner, der im Jahr 1239 starb. Von ihm steht schon ein Gedicht de seinte Leocade im ersten Bande der frühern Meonschen Sammlung p. 270-346 eingerückt, das aber viel geringern Werth hat, als das hier abgedruckte; manche andere sind noch unherausgegeben. Was Maerlant l. c. pag. 220-229 in 300 Zeilen erzählt, spinnt Gautier zu 4064 aus. Am Schlusse widmet er in sehr anmuthigen Wendungen sein Büchlein den Klosterfrauen zu Soissons. Das Ganze hat die nicht unangenehme Geschwätzigkeit eines erfahrnen, frommen Geistlichen; den Aerzten und ihrer Kunst zeigt er sich abgeneigt, er als die Geistlichkeit unsrer Tage, p. 79.80 steht ein langer Ausfall. Es fehlt aber nicht dichterischen Stellen und kühnen Ausdrücken. Zeile 433 heißt es z. B. il avoit le cuer tout plain doisiax, sein Herz war voll Vögel, d. i. voll fröhliches Gesanges, voll Leichtsinns, voll Jubels *). Dazu kommt der an sich rührende Gegenstand des Gedichtes. Es ist die bey deutschen Dichtern des 12 und 13. Jahrh. unter dem Namen Crescentia gangbare Fabel, nur daß in diese die Jungfrau Maria durchaus uneingeflochten bleibt. Der unglücklichen, auf den Meeresfelsen verstossenen Crescentia erscheint nämlich der heil. Petrus und führt sie mit sich trocknes Fußes über die Wellen. Das ist ohne Zweifel alterthümlicher, als daß Maria auftritt, die Leidende tröstet und ihr ein Schiff zusendet, auf dem sie abgeholt wird; zugleich ein Fingerzeig, wie und seit wann man ältere Fabeln auf Maria angewendet hat. Aber das Auftreten Marias in der höchsten Noth

*) Dieselbe Redensart bringt Gautier in einem andern Gedichte an, das Roquef. unter durfeüs anführt; er sagt auch oiseler de joie = tressaillir de joie; Roquef. v. oiseler.

wird hier mit den lieblichsten Farben geschildert; die Arme, Ausgehungerte ist entschlummert, Z. 2082:

mes li sainz jugierre, et la mente,
li aiglentiers, li lis, la rose
qui soef eut sor tote chose
de sodeur sainte et glorieuse
saoulee a la fameilleuse;
endormie est la perilliee
et nostre dame est esveillie. *)

welche Thorheit, ruft der Dichter aus, hab ich geredet? sie schläft nie, Gottesmutter, sie wacht beständig über allen, die ihr dienen.

Hier einige Spracheigenthümlichkeiten Gautiers, die sich nicht in den übrigen Legenden, zum Theil auch nicht in den übrigen altfranzösischen Denkmählern finden und in des Herausgebers Glossar entweder gar nicht oder unbefriedigend erklärt worden sind. Vers 759 la Dieu anemie 1889 li Dieu anemi; 2584. 2627. la Dieu amie, gleichsam Composita, mittelhochdeutsch diu gote leide, die gote leiden, diu gote liebe. Häufig stehet die Partikel puer (einsilbig im Reim auf cuer, fuer, suer) und zwar immer hinter den ziemlich gleichbedeutigen Verbis geter und ruer (werfen, stossen) Zeile 314. 1417. 1842. 1979. 2528. 2696. 2871. 3807. 3823 und Leocade Zeile 556. 584. Sie scheint im Sinne mit der sonst ähnlich gebrauchten Partikel fors, hors (foras, fort, weg) zusammen zu treffen, vgl. Tome II. p. 173. v. 17. geter hors,

*) Aber der heilige Richter (Jesus) und die Minze, der Weißdorn, die Lilie, die Rose (lauter Pflanzennamen, die Marien bedeuten) hat mit ihrem hehren, heil. Geruch die über alles durstige und hungernde gesättigt; die Unglückliche ist entschlafen, Unsre Frau ist erwacht. Die Construction der Zeile 2084 hat etwas Gezwungnes, vielleicht muß gelesen werden est statt eut, dann hieße soef nicht Durst, sondern sanft (suavis) und es wäre ein Comma hinter rose (die über alles wohl riechende) zu setzen.

und hier bey Gautier selbst Zeile 1893 (jedoch vorgesetzt) fors ruée, wird auch so von Méon und Roquefort erklärt, kann aber unmöglich damit der Abstammung nach einerley seyn. Andere Dichter verwenden dieses puer nur selten, vgl. II. 446, 88. Noch dunkler ist der Ursprung einer andern Partikel mon, die Gautier zwar nur einmahl darbietet, Zeile 580:

fame est deable, voir cest mon;

die aber im Trubert fünfmahl steht:

Z. 512. en non Dieu, mere, ce na mon.
145. por savoir mon quele me velt.
1169. par mon chief, sire, ce fu mon.
1957. cil respondent, que ce a mon. *)
1991. certes, fet li sires, cest mon.

Roquefort führt unter mon nur Belege aus einem spätern Novellisten an und meint, es bedeute: donc, pours lors, was aber die obigen älteren Stellen verbieten anzunehmen. Die Bedeutung ist auch nicht certe, omnino, da certes und voir noch dabey gesetzt werden. Man würde auf ita, unser deutsches so rathen, wenn nicht in der dritten Stelle nach savoir auch dieses unpassend wäre. Ob vielleicht mon, gleich dem altdeutschen halt eine enclitica ist? sie stehet immer unmittelbar hinter dem Verbo. — Das Adj. sades (dulcis, lenis) findet sich Zeile 1042. 2904. 3408. 3699. 3831. und Leoc. 22. 1763. 1896. es kann nicht von suavis abgeleitet werden, welches altfranz. soef lautet und erinnert eher an das deutsche suozi, sächs. suoti, so wie rades (paratus, attentus) Z. 612. 3831. an reiti, sächs. rêdi, vgl. souatume (dulcedo) Zeile 2198. und bey Roquef. suatisme. Gautier, ein Champagneser (Coincy liegt in Brie an der Aisne er wohnte und starb zu Vic und Soissons) kann Wörter erhalten haben, die lothringisches Ursprungs wären, Zeile 3774. 3296. stehet roife (lepra) vgl.

*) Der Text hat fehlerhaft: que ce à mon.

riob (leprosus) im Latian und 1755. 1867. uslague (exlex, extorris, pirata) angelsächs. ûtlaga, engl. outlaw, altnord. ûtlaegr, althochd. ûzlâgo? andere altfranz. Quellen geben utlage (Roquef.). godemines (deliciae) Zeile 2932 und Leoc. 1011. scheint guote minne? Was heißt blostre Z. 2555 und blostreus. Z. 3087? dem Sinne nach Aussatz, aussätzig, vgl. Oberlin u. blotzbruder. Was bedeutet cinceus Z. 1253? Roquef. übersetzt fâcheux, désagréable, gibt aber, wie öfter bey schwierigen Wörtern, keinen Beleg. Auch durfeüs (dreysilbig auszusprechen) ist dem Gautier eigenthümlich, hier Zeile 1892. Leoc. 1641. und in zwey andern von Roquef. angeführten Stellen muß es miser, exilis bedeuten, aber seine Abkunft ist unerforscht; beynahe scheint es ein Partic. Prät. Erinnert wird man an den Ortsnamen Durfos prope mosam bey Regino ad ann. 898.

Diese wenigen Proben zeigen, wie viel Feinheiten und Schwierigkeiten der alten Sprache von Herrn Meon, dem nicht bloß Gautiers vollständige Werke, sondern der unermeßliche Schatz altfranzösischer Dichtungen in der königlichen Bibliothek zu Paris offen stehen, erläutert oder doch wenigstens angeregt werden könnten. Es scheint aber nur auf Leser abgesehen, die sich mit einem oberflächlichen und halben Verständniß begnügen. Strebten die Herausgeber selbst nach einem tieferen, so würden sie auch besser auszuwählen wissen und nicht länger im Staube liegen lassen, was für die altfränkische Sprache, Sitte und Sage gerade den meisten Werth haben muß. Wir meinen die eigentlich nationalen Kerlingischen Romane aus dem Kriege Carls und seiner Helden. Möchte sich ein Deutscher, der dazu Beruf hat, wie Uhland, einer critischen Ausgabe nur eines dieser größern Gedichte unterziehen. Dann würden vielleicht Französische Herausgeber nachfolgen und dann würde es auch zu einer gründlichen Umarbeitung des Sainte Palaye über Ritterwesen, deren wir alle bedürfen, leichter

kommen. Diese volksmäßigen Heldenlieder zeichnen sich schon durch ihr eigenthümliches, langzeiliges Versmaas aus. Die in vorliegender und in den bisherigen Sammlungen gedruckten Dichtungen, mit Ausnahme weniger strophischer, haben sämmtlich kurze Zeilen von acht Silben oder vier Füßen. Um sie richtig zu lesen muß man wissen, daß viele scheinbare Diphthongen zweysilbig zu nehmen sind. Die Herausgeber pflegen dabey wohl durch äußere Bezeichnung zu Hülfe zu kommen, aber unfolgerichtig neben ëi, éu zu setzen aï, oï, aü, warum nicht auch ái, ói, áu oder eü, eï? Man lese demnach z. B. II. 444. le lar | reoin | tant á | usa |
con en | féist | se pen | dre non |
nous a | vions | font-il | béu |
moult er | roment | vint en | s'áie.

das ist selbst für historische Entwickelung der Formen wichtig, man begreift, wie aus jejuner, secure, medesime, vedist erst jéuner, séure, méisme, véist und dann jeuner, sûre, même, vît wurde. Uebrigens stehen um allenthalben ohne Zwang die erforderliche Silbenzahl herbeyzuschaffen den altfranzösischen Dichtern mancherley Hülfsmittel zu Dienst. Statt Trubert darf z. B. so oft es der Vers will, gesagt werden Estrubert (dreysilbig). Für Pabst wird gewöhnlich gesetzt li papes (II, 310) seltner la pape (II, 400), beide zählen gleichviel im Verse, nämlich drey Silben, aber im Dativ kann nach Bequemlichkeit das dreysilbige au pape (II, 301) oder das viersilbige à la pape (II, 183. 307. 310.) gebraucht werden. Zwischen dem dreysilbigen li mondes und zweysilbigen li monz wird II, 111. abgewechselt. Der Reim fällt zuweilen auf Nebenwörter und den Artikel, Gautier 2670.

multitude: se tu de | cestui

Leoc. 135. Leocade: ó qu'a de | douceur en toi. — Der Correctur kann man zwar Sorgfalt nachrühmen, doch sind noch manche n und u verwechselt, die nicht im Druckfehlerverzeichniß stehen. I. 167, 68. l. tant ala (statt tant à la); 116, 98 l. selonc (st. selone) 425, 64. ne sont (st. ne font); II. 51, 1585. clcr (st. clerc); 102, 3212 grant (st. gaant); 120, 3807 a puer (st. à puer) und dergleichen mehr. Durchführung einer gleichen Orthographie beruht an sich auf mühsamen Vorarbeiten, denen sich Hr. Meon schwerlich unterzogen hat; bey kleinen Gedichten verschiedener Verf. wie hier, ist sie ohnehin am wenigsten zulässig. Die Theil I. S. 80 ff. abgedruckten zeichnen sich durch eine besondere Schreibung aus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.
Den 5. May 1825.

Utrecht.

Over de Oog-Ontsteking door Th. Frid. Baltz. Eene Prysverhandeling u. s. f. Außer dem Holländischen Titelblatte ist alles übrige deutsch. Ueber die Entstehung, Beschaffenheit und zweckmäfsigste Behandlung der Aug-Entzündung, welche seit mehreren Jahren unter den Soldaten einiger Europäischen Armeen geherrscht hat. Eine von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Utrecht gekrönte Preisschrift von Th. Fr. Baltz, D. M. und Regiments-Arzte zu Berlin. 294 Seiten in Octav.

Weder in pathologisch-ätiologischer noch in therapeutischer Beziehung könne irgend eine der vielen (Man vergl. unter andern Anz. 1821. Seite 1065 und 1073) Abhandlungen über die fragliche Krankheit auf wahre Vollständigkeit und Gründlichkeit Anspruch machen, — eine Darstellung, welche die möglichste Gewißheit oder doch den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat, blieb bisher trotz alles Redens u. Schreibens immer noch die zu lösende höchst interessante Aufgabe. Der Verf. hatte Gelegenheit

gehabt außer den gedruckten Abhandlungen die meisten in den Jahren 1813 bis 1815 der Preußischen Regierung abgegebenen schriftlichen Meinungen zu lesen, und fand, daß in Hauptpunkten die Ansichten durchgehends widersprechend waren. Ueberhaupt sey von dieser Augenentzündung sehr viel Erdichtetes und gleichsam Fabelhaftes erzählt und hyperbolisch erzählt worden. Die erste Frage: Ob nämlich diese Augentzündung der Soldaten in irgend einer Verbindung mit derjenigen stehe, welche die Französische Armee in Aegypten plagte? müsse mit — Nein — beantwortet werden. Durch Hrn. Dr. Rust sey hierüber doch gar nichts bewiesen, da sich durch sehr gültige Belege darthun lasse, daß die fragliche Augentzündung in den Armeen weder aus Aegypten, noch aus irgend einer Weltgegend oder einem andern Lande ihren Ursprung genommen hat und keineswegs die Aegyptische genannt werden kann, da sich nach der Rückkehr der Franzosen aus Aegypten eilf Jahre lang keine Spur von ihr zeigte, auch kein Französischer oder Englischer Arzt sie für ansteckend erkannte. II. Welche Ursachen haben diese Krankheit denn in unsern Armeen hervorgebracht? Diese Ursachen waren, schnelle Veränderung der bisher gewohnten Lebensweise der zu Soldaten sich umbildenden Leute, enges Beysammenwohnen vieler dieser Individuen, in engen Dach- oder Kellerstuben, finstern, feuchten, dunstigen Hofwohnungen, Verschlägen oft mehr den Ställen ähnlich, grobe Kost, Tabackrauchen, ganz besonders das Putzen der zwischen den Zähnen festgehaltenen Bandelier, Riemen, mit brennendem, stark rauchendem Kiene. Dieser den Augen so nahe gebrachte Kienrauch wirke wegen seiner scharfen, ätzenden und zugleich heißen Beschaffenheit noch heftiger auf das zarte Sehorgan, als der ammoniakalische Mistrauch oder die mit Salztheilen angefüllte Atmosphäre bey den Aegyptern, das Haar-

abschneiden, die unvollkommene Kopfbedeckung das oftmalige Waschen des Kopfes mit kaltem Wasser in der Absicht dem Haare eine unnatürliche Richtung nach oben zu geben, das lange Exercieren, dürftige Bekleidung, schlechte Fußbedeckung naturwidrige Einschnürung und Zusammenpressung des Unterleibes, vorzüglich des Halses oft in so großem Maaße, daß dieses letztere als ein gewisser Grad einer andaurenden Strangulation anzusehen war. Es könne nachgewiesen werden, daß manchem Individuum in Reihe und Glied, durch diese übermäßige Zusammenschnürung des Halses sein Gesicht braunroth und dick aufgetrieben wurde, und ein plötzlicher Mangel der Sehkraft eintrat. Wichtig ist der Umstand, daß die Augentzündung unter allen den so eben angegebenen Schädlichkeiten ausgesetzten nur unter belagernden Truppen vorkam, während man in den Festungen selbst, unter den Belagerten nichts davon wußte. Aehnliches bemerkte schon Xenophon in seiner Beschreibung des Rückzuges der 10,000 Griechen. Zu obigen Schädlichkeiten kamen noch Hitze und Sonnenblendung im Sommer, und Kälte und Schneeblendung im Winter, häufiger Genuß des Brannteweins, Mangel an reiner Wäsche, Wischen der Augen mit schmutzigen Tüchern. Daß der siebenjährige Krieg sich mit dem Befreyungskriege nicht vergleichen lasse, zeigt der Verf. gründlichst. Z. B. Nie waren damals die ohnehin besser eingerichteten Casernen so überfüllt, und daher die specifische Verunreinigung des Dunstkreises nie so stark als dermalen. Zum Beweise diene die Entwickelungs-Geschichte dieser Ophthalmie im 34sten Preußischen Regimente in Mainz. Es scheint unwiderlegbar bewiesen, daß in den mit Menschen überfüllten, engen Wohnungen, in Casernen, Schiffsräumen, Gefängnissen u. dgl. diese Aug-Entzündung leicht von neuem, durch eine Menge zusammenwirkender, miasmatischer Schädlichkeiten, und ohne ein eigenthümliches Aug-Ent-

zündungs-Contagium erzeugt wird. Auch die Preussische Cavallerie litt 1813 an Ophthalmie, als sie in der sehr feuchten Niederung an der Oder enge beysammen lag. Kurz das Verhältniß von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge in Ansehung der Entstehung dieses Uebels ist überall ganz dasselbe. Kein Wunder, wenn in einer Caserne, Augenentzündung entstand, in welcher die durch Schmutz und durch Ueberfüllung mit Soldaten verdorbene Luft, so gewaltig auf die Nase und die Augen wirkte, daß jeder hineintretende Fremde sogleich starkes Augenthränen bekam und heftig niesen mußte. Zehn Mann in einer zu engen Stube bekamen für eine Woche zwey kleine Trockentücher, welche am Ende dieser festgesetzten Zeit vom Schmutze starr und steif und ihrem Zwecke nach gar nicht mehr zu erkennen waren. Jüngere oder neuere Soldaten oder Rekruten, und besonders Rheinländer hätten eine große Disposition zu Augenentzündungen. Auch Hr. Dr. Starke schrieb schon "das Auseinanderlegen der Leute, oder der Aufenthalt in freyer Luft ist oft im Stande die Krankheit, wenn sie im Entstehen ist, selbst ohne Anwendung von Arzney, zu heilen. Aus ähnlichen Ursachen entsteht die, wie ein Tropfen Wasser dem andern der fraglichen Krankheit ähnlich sehende Ophthalmia neonatorum, desgleichen die Skrofel-Krankheit und skrophulöse Aug-Entzündung. Der jährliche Eintritt einer sehr großen Rekrutenzahl unter obigen Verhältnissen hat es vorzüglich gemacht, daß das Uebel in der Preußischen Armee seit dem Kriege nicht wie in allen übrigen Europäischen Heeren vertilgt werden konnte. Auch die üble Sitte bey Augenaffectionen mit eigenem Urin die Augen zu waschen, scheint eine Mitursache zu seyn, besonders bey mit Gonorrhoe behafteten, daher man denjenigen Aerzten, welche diese Ophthalmie für identisch mit der gonorrhoica halten in vieler Hinsicht beystimmen müsse. Daß mangel-

hafte Behandlung viele Schuld an Verschlimmerung der Krankheit hatte, bedurfte keiner Erörterung. Nur durch Uebertragung der eiterartigen Materie auf ein gesundes Auge sey Ansteckung möglich. III. Was ist von der Fortpflanzung dieser Krankheit durch Ansteckung zu halten? Diese Aug-Entzündung könne lediglich durch Contact oder Anbringung der eiterartigen Flüssigkeit des kranken Auges auf ein gesundes anstecken. Folglich läge die Schuld der Ansteckung in der Unreinlichkeit der Menschen, nicht in dem Uebel. IV. Welche Vorsorge kann man anwenden, um dieser Krankheit zuvorzukommen, und um ihre Verbreitung zu vermindern? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich leicht aus dem Vorhergehenden, nämlich: man vermeide überhäuft Zusammenwohnen in engen Gemächern, und beobachte möglichste Reinlichkeit, unterlasse das Schwärzen des Riemens mit brennendem Kien, gönne den Leuten frische Luft, und verschone sie mit übertriebenem Exercieren u. s. f. Man nehme gleich anfangs die Sache ernsthaft, und vermeide die exspectative Methode. V. Erfordert die Behandlung dieser Aug-Entzündung auch einige Modification, die nicht nöthig in gewöhnlichen Aug-Entzündungen, und welche? Oertliche Blutentziehung durch Blutegel in gehöriger Menge möglichst nahe am Auge angelegt, ist in den meisten Fällen erstes Erforderniß. "Sie ist die Seele der ganzen Behandlung der in Frage stehenden Ophthalmie." Es dürfe aber damit keinen Augenblick gezögert werden. Nur bey plethorischen Individuen sey gleichzeitig allgemeine Blutentziehung angezeigt. "Man werde mit Erstaunen erfüllt, in einigen Schriften (nämlich von Rust, Graefe und Walther) lesen zu müssen, daß Blutegel seltener sich nützlich und heilsam erwiesen haben, als andere Blutentziehungsmittel z. B. Aderlässe und das Oeffnen einer Schläfe-Pulsader. Eine so dreiste Verkündigung falscher Heilregeln kann viele üble Folgen haben und ist

nicht zu billigen." Bey manchem Kranken mußten nach 8 bis 10 und mehrmaliger Application wohl 80 bis 100 Blutegel angewendet werden. Auch das Anlegen der Blutegel an die Conjunctiva sowohl der Augenlieder als des Bulbus war jedesmal von sehr heilsamem Erfolge, ja deshalb am vortheilhaftesten, weil man weniger Blutegel braucht, und die Blutentziehung am unmittelbarsten aus dem entzündeten Organe geschieht, die auf Anlegung der Blutegel zuweilen folgende Verschlimmerung sey nur scheinbar, weil man denn doch die eigentliche Grundkrankheit vermindert. Cooper und Travers fanden die Oeffnung der Schläfarterien in vielen Fällen sogar schädlich. Eigene Rücksichten erforderten übrigens noch die catarrhalische, rheumatische, scrophulöse, gonorrhöische und syphilische Complication. Nebenbey beweisen sich Infus. H. Sambuci, Decoct. Hb. Malvae mit einfacher Opium-Tinctur am wirksamsten, zuletzt nach den Umständen nützen auch Mercurialsalben. Dieser kurze Auszug reiche hin zu zeigen, wie sehr diese Abhandlung den zuerkannten Preis verdiente.

Tübingen.

1824 bey Osiander XL u. 174. S. gr. 8. nebst einem Steindrucke, der, was selten der Fall ist, gerade von der schwierigsten Stelle eine Handschrift-Probe liefert: Theodosiani codicis genuini fragmenta ex membranis bibliothecae Ambrosianae Mediolanensis nunc primum edidit Waltherus Fridericus *Clossius* Ph. et J. U. D. Juris Prof. P. O. in regia universitate Tubingensi (nun Hofrath in Dorpat). Von der neuen Entdeckung, welche hier eine ganze Kette civilistischer Entdeckungen, die mit Gajus 1816 anfing, schließt, hatten unsere Anzeigen 1821. St. 20. die Ehre, zunächst neben der Leipziger Litteratur-Zeitung, wo Haubold auch wieder dafür sorgte, und kurz vor dem zwölften Hefte der Themis

(S. 185.) die erste Nachricht aus Briefen des jetzigen Herausgebers mitzutheilen. Ein Fund dieser Art, gerade aus der Bibliothek, aus welcher Msg. Mai so vieles Palimpseste zu Tage förderte, war wieder ein merkwürdiges Beyspiel, wie oft dicht neben Dem, was man sieht, auch Etwas liegt, was man nicht sieht, oder wie man über dem Schwerern (dem Palimpsesten), das Leichtere (das nur ein Mahl Beschriebene) vergißt. Während nun die Frage war, wie die Handschrift des Ambrosischen Collegiums, die aus dem zwölften Jahrhundert ist und zweyerley Schriften von Cicero, Justinian's Institutionen, Stücke der Westgothischen lex Romana und endlich ein Gedicht auf die Jungfrau Maria enthält, Was die lex Romana betrifft, vollständiger, als es der Finder bey seinem ersten Aufenthalte gekannt hatte, benutzt werden sollte, eine Frage die mit der Reise des jetzigen Herrn Prof. Bluhme zusammenhing, ward es Herrn Prof. Cl., durch die Unterstützung, welche der König von Wirtemberg auch diesem sonst eben bey den Großen nicht sonderlich beliebten Theile des menschlichen Wissens angedeihen ließ, möglich, selbst noch ein Mahl von Tübingen nach Mailand zu reisen und da in möglichst kurzer Zeit den Stoff zu sammeln, der nun in diesen Bogen mit Muße verarbeitet worden ist. Allerley Zufälle haben den Druck wohl anderthalb Jahre dauern lassen; Wer aber lebhaften Antheil an diesen Entdeckungen nimmt, Der wird reichlich für sein Warten belohnt, denn die Ausgabe, welche nun endlich erscheint, ist gewisser Maaßen schon die zweyte, der ganze erste Bogen ist neu, und die zwey ersten Blätter des zweyten sind umgedruckt. Daher kommt es, daß in den critischen Vermuthungen seiner Freunde (S. 161 ... 164) der Herausgeber gerade bey diesen vorzüglich wichtigen und vorzüglich schwierigen Stellen fast gar nichts Bedeutendes anführt. Desto mehr geht hier-

auf die dankbare Anerkennung der ihm gewordenen Hülfe S. XXXVII. Aber wenn sich von dem ersten Drucke einzele Abdrücke erhalten, so können mit der Zeit die Forscher nach verschiedenen Ausgaben sich damit quälen, bis nach einigen Jahrhunderten ein glücklicher Zufall gerade dieses Blatt unserer Anzeigen einem mehr oder weniger berühmten Manne dieses Faches in die Hände spielt und dadurch das Räthsel gelöset wird. Dann entdeckt man etwa auch, S. XXXII. sey schon auf dieses Umdrucken angespielt, um zu erklären, warum da die Abtheilung der Zeilen, auf die der Herausgeber bey dieser Handschrift überall keinen großen Werth legt, schon im Texte, bey dem Uebrigen aber erst in einem eigenen Nachtrage S. 165 ... 175 bemerkt sey.

Aber auch diese Anzeige selbst ist im Kleinen ein Beyspiel von Dem, was so unzählige Mahle im Großen vorkommt, daß die genaue Zeitfolge, ohne welche es gewisser Maaßen keine Geschichte gibt, schwer zu bestimmen ist. Der größte Theil Dessen, was unsere Leser nun endlich vor sich haben, ward geschrieben, ehe der Herausgeber Deutschland verließ, und zum Abdrucke wird es erst eingeschickt, nachdem schon ziemlich verbreitet ist, welche Hoffnungen Hr. HR. Cl. hat, seine im Süden angefangenen Forschungen, nach neuen Quellen des Römischen Rechts, im Norden fortzusetzen. Daß er auf die Unterstützung des Deutschen Schriftstellers, der wohl am Meisten vom Russischen Rechte weiß, seines Collegen Neumann, und auf die des Gelehrten, der sich jetzt am eifrigsten mit dem Römisch-Griechischen Rechte beschäftigt, des Hn. Prof. Biener in Berlin, rechnen kann, verdient eher hier noch bemerkt zu werden, als was sich so ganz von selbst versteht, nämlich daß gewiß alle Freunde unsers Faches seine Bemühungen mit den besten Wünschen begleiten, es möge bald auch hier von Moskauischen Handschriften die Rede seyn, wie bey den Lesarten des Neuen Testaments und bey dem Hymnus an die Demeter.

Hrg o.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1825.

Halle.

Kümmel: Journal für Prediger LXIV oder XLIV. Bandes 1-4. Stück. LXV oder XLV. Bds 1-4. Stück. LXVI oder LXVI. Bds. 1 Stück Herausgegeben von K. G. Bretschneider, D. A. Neander und J. S. Vater. 1824. in 8.

Dies Journal ist zu Halle 1770-88. in 20 Bänden von D. G. Niemeyer herausgegeben worden. Nach dessen Tode ist es von 1788 an 35 Jahre hindurch unter der Aufsicht von H. B. Wagnitz, auch unter dem Titel: Neues Journal erschienen. Diesen verhinderten zuletzt Jahre und Geschäfte, die Redaction länger zu besorgen, er ist jedoch unter den neuen Herausgebern Mitarbeiter geblieben. Die Anordnung und Einrichtung dieser Zeitschrift soll im Ganzen dieselbige bleiben. Man findet daher immer noch Abhandlungen, Pastoralcorrespondenz, historische Nachrichten, Recensionen und Anzeigen von Schriften. Wir wünschen diesem so würdigen, nützlichen, schon so lange fortdauernden Unternehmen unter seinen trefflichen Leitern und Mitarbeitern den glücklichsten Erfolg

und eine sich immer mehr ausdehnende und tiefer eingreifende Wirksamkeit.

In einer Recension können zunächst nur die Abhandlungen und die Pastoralcorrespondenz, welche gleichfalls zum Theil kleine Abhandlungen enthält, in Betracht kommen. "Ueber gemeinsame Amtsthätigkeit der Prediger von F. C. A. Heydenreich, Senior und Pastor zu Merseburg." Diese Abhandlung ist mit ungemein viel Erfahrenheit in Sachen des geistlichen Amts, mit tiefer Eindringung, weiter Umfassung und mit einem regen Interesse an der Sache selbst geschrieben. Es wird einleuchtend gezeigt, worin die gemeinsame Amtsthätigkeit der Prediger, ihr Zweck und Charakter bestehe, was es für verschiedene Gattungen derselben gebe, wie man dazu gelange, welche Seegnungen und glückliche Folgen daraus für die Prediger und Gemeinen hervorgehen, aus welchen Quellen der Mangel einer solchen Thätigkeit oder das Gegentheil derselben entspringe, welche nachtheilige Wirkungen daraus entstehen, wie die Hindernisse dieses gemeinschaftlichen Wirkens im geistlichen Amte zu überwinden seyen und durch welche Mittel es bewirkt, erhalten und gesteigert werden könne.

"Luthers deutsche Bibelübersetzung, ein Nationalgemeingut der Deutschen. Von M. G. Veesenmeyer, Professor am Gymnasium zu Ulm." Die Trefflichkeit von Luthers Bibelübersetzung, ihre Vorzüge vor den früheren deutschen Uebertragungen, die Ehre, welche sie der deutschen Nation brachte, ihr mächtiger Einfluß auf Religion, Sprache und Cultur der Deutschen werden, neben ausgesuchteren literarischen Bemerkungen ins Licht gesetzt.

"Ueber die Zeitbedürfnisse des Religionswesens von Vater." Eine Abhandlung, sammt zwey Nachträgen mit eben so viel Wärme für die Sache, als Einsicht verfaßt. Eine erschöpfende Darstellung aller dahin gehörigen Bedürfnisse sollte hier nicht

gegeben, aber doch Manches vorgetragen werden, was jetzt zum Anbau für Verstand und Herz vorzüglich dient. Man findet hier besonders auch Andeutungen zur richtigen Schätzung des Positiven im Christenthum. Es wird vor den verschiedenen Abwegen und Extremen gewarnt, auf welche die Zeitgenossen in Ansehung der Religion gerathen sind. Es wird nicht nur gezeigt, was hierin jeder für sich zu thun und zu lassen, sondern auch wie er andere, besonders Kinder und die Jugend, in diesem Stücke zu behandeln und anzuleiten hat.

"Ueber den Eingang der Predigten von D. Fritsch, Superintendenten zu Quedlinburg." Dieß allerdings sehr wichtige Stück der Homiletik ist hier sehr gründlich abgehandelt und auch mit Beyspielen erläutert. Ueber die wahre Bestimmung des Eingangs der Predigten, über dessen Einrichtung, Stellung, Länge werden Grundsätze aufgestellt und Regeln gegeben, die aus der Natur der Sache und aus der Erfahrung geschöpft sind. Die Regeln sind nicht zu enge und beschränkt, und lassen der zu Einem Zwecke führenden Mannigfaltigkeit und der eigenen Erfindung des Predigers einen hinreichenden Spielraum.

"Ueber den Kirchengesang der Gemeinde von Prof. Marks in Halle." Ein Probestück aus einem Lehrbuche der Liturgie, welches der Verf. herausgeben wird. Er läßt die Theorie an der Hand der Geschichte gehen, weil jene auch den Ursprung, die verschiedene Gestaltungen und die jetzt bestehende Formen des Gottesdienstes zu berücksichtigen und zu beurtheilen, und auf Verbesserung des Eingeführten hinzuarbeiten hat. Das ist auch unsers Erachtens der rechte Weg. Wir sehen dem Lehrbuche mit Verlangen entgegen und wünschen nur, daß der Verf. das Theoretische mehr vom Historischen absondern und systematischer behandeln möchte, als in der vorliegenden Probe geschehen ist.

"Ueber das Evangelischen Kirchenrecht und Kirchenpolitik im Allgemeinen; ein Ueberblick von J. S. Vater." Die Kirchenpolitik wird auf die Regierung der Kirche bezogen, so fern sie außerhalb der eigentlichen Rechtsverhältnisse, jedoch mit Berücksichtigung derselben angewandt wird.

"Ueber Gottes Unveränderlichkeit, Vorsehung, Sündenvergebung und Vergeltung von Ebendems." Zunächst wider einen gewissen Rationalisten gerichtet, der behauptet, daß seitdem Gott die Welt geschaffen und eingerichtet habe, Alles durch die Welt geschehe und Gott ruhe. Es wird gezeigt, daß dadurch, was man doch vermeiden wollte eine Veränderung in Gott eingeführt werde, und daß wir nicht beweisen können, daß Gottes Unveränderlichkeit nicht mit seiner Weltregierung, selbst mit eigentlichen Wundern, mit der Sündenvergebung und Vergeltung bestehen könne. Vornehmlich aus moralischen Gründen wird vielmehr die Vereinbarkeit dargethan.

"Ueber das Princip der christlichen Glaubenslehre des Hrn. Prof. D. Schleiermacher. Ein Versuch von Bretschneider." Dieß Princip ist das Gefühl der Abhängigkeit von Gott oder die Frömmigkeit. Wider die nähere Erklärung wird vorzüglich Folgendes eingewandt. Das Gefühl ist nicht das unmittelbare Selbstbewußtseyn; es ist ein Zustand des Lebens, der nicht immer nothwendig mit Bewußtseyn verbunden ist, das Bewußtseyn ist ein Wissen von dem Seyn oder das Wahrnehmen seines eigenen Seyns. Die Frömmigkeit ist zugleich eine Sache des Wissens, Thuns und Gefühls. Das Wissen von Gott geht nicht erst aus dem Gefühle hervor, nur die Vernunft kann den Grund der Abhängigkeit in Gott suchen. Wenn die Frömmigkeit ein bloßes Gefühl der Abhängigkeit ist, so kann sie nichts enthalten, als Furcht und Grauen vor einer

unendlichen Macht und Trauer über die gänzliche Abhängigkeit von ihr. Unsers Erachtens hätte mehr darauf gedrungen und gezeigt werden müssen, daß das, was Schleiermacher Gott nennt, etwas ganz Anderes ist, als was wir Andere so nennen — es ist das All, die Welt, das Gefühl der Abhängigkeit von ihr soll das Princip aller, auch der christlichen, Religion seyn. Was daraus folgt, hätte entwickelt werden müssen.

Aus den Pastoralcorrespondenzen zeichnen wir aus: Verzeichniß und Charakteristik der Senioren zu Frankfurt am Main — Ueber das Kircheneigenthum in Mecklenburg — Ueber das Vorurtheil, daß der Landesherr summus episcopus sey — Briefe über den kirchlichen Zustand Genfs im 19. Jahrhundert. Sind veranlaßt durch den Aufsatz im Archive für alte und neue Kirchengeschichte von Stäudlin und Tschirner V, 1. und eine Ergänzung und Fortsetzung desselben. Die Briefe sind von Genf aus geschrieben. — Unter den historischen Nachrichten finden sich Todesfälle, Beförderungen, kirchliche Verordnungen, vermischte Nachrichten. — Die Recensionen nehmen sehr viel Raum ein und sind zum Theil als Abhandlungen zu betrachten. Sie beziehen sich nicht nur auf Schriften aus den Predigerwissenschaften, sondern aus allen theologischen Wissenschaften. — Ein Register über die letzten 25 Bände des Journals ist beygefügt. — Diese Zeitschrift nimmt an Reichhaltigkeit zu. Alle die daran arbeiten, sind, kaum mit der einen oder andern Ausnahme, von der Wahrheit und Göttlichkeit des positiven Christenthums durchdrungen.

Paris.

Bey Dondey-Dupré: Grammaire arabe-vulgaire, suivie de dialogues, lettres, actes etc.

à l'usage des élèves de l'école royale et spéciale des langues orientales vivantes, par A. P. Caussin de Perceval, professeur d'arabe vulgaire. 1824. 4. VIII u. 118 S. und 43 S. arabischen Text.

Wenn nach dem Meisterwerke, welches S. de Sacy den sprachkundigen Gelehrten geliefert hat, eine neue Grammatik der arabischen Sprache nothwendig scheint, so kann ihr Verf. entweder nur für Anfänger und Nichtphilologen die Sprachregeln kurz zusammenstellen wollen, oder die Absicht haben, vorzüglich die Gestaltung und den Umfang der jetzigen entarteten Volkssprache zu beschreiben. Beide nicht unrühmliche oder unnütze Bestrebungen scheint der Verf. dieser arabischen Sprachlehre vereinigt zu haben. Die Ordnung ist leicht: die Regeln findet der Lernende mit Uebergehung alles Schwerern und bloß der Schriftsprache Eigenen aus S. de Sacy kurz zusammengefaßt; die Aussprache ist das ganze Buch hindurch bemerkt, wobey noch ein guter Vorzug der ist, daß die kurzen und fast dem hebräischen Schwa gleichen Vocallaute immer in der Schrift ausgezeichnet sind, um das Ohr gleich bey dem ersten Lernen an den Schall zu gewöhnen. Vorzüglich sind die Abweichungen und Entartungen des Neuarabischen berücksichtigt. Eine größere Vollständigkeit und Genauigkeit in der Aufzählung dieser Solöcismen der jetzigen Umgangssprache und die Benutzung der Grammatik S. de Sacy's sichern dieser Sprachlehre bedeutende Vorzüge vor Herbin's developpemens des principes de la langue arabe moderne 1803. Zum Grunde hat der Verf. die Aussprache und Ausbildung des syrischen Dialects gelegt, von dem er in Syrien selbst Manches aufgezeichnet zu haben versichert; außer der von Dombay beschriebenen und hier mit Recht übergangenen maurischen Abart vergleicht er auch die Abweichungen anderer Gegenden, in denen

das Arabische jetzt Landessprache ist, obgleich durch den Einfluß des fremden Bodens überall sehr entstellt und mit fremden Wörtern gemischt. Gewiß ein guter Vorsatz, da die syrische Mundart nicht die reinste ist und ein Reisender auch in andern Ländern, wie in Aegypten, den Landesdialect verstehen muß. Doch vermißt man hier einige nicht unwichtige Bemerkungen; Sprachweisen, welche der Verf. übergangen hat, ließen sich leicht noch aus Scholz Reisen nach Alexandrien und Lybien (Leipzig 1822) S. 280 f. und andern neuern Reisenden nachtragen. Die lobenswerthe Kürze, deren sich der Verf. seinem Zwecke gemäß befleißigt, scheint doch auch manche Auslassung von Notizen veranlaßt zu haben, die selbst dem Anfänger unentbehrlich sind. So ist nicht berührt, daß man أرق für أرتقب schreibt; nicht bloß لم bringt die n. 126. 130. beschriebene Aenderung hervor; wie sich das Participium vom Aorist unterscheide, ist n. 70. 76. 77. durch das allgemeine "dans plusieurs verbes" sehr undeutlich ausgedrückt, da der Unterschied in dem Sprachgesetze, nicht in dem Eigensinne einiger Wörter begründet ist; S. 47. n. 192. ist eine dem Unerfahrnen gefährliche Bemerkung, da der Zusatz ausgelassen ist, daß der Artikel in jenem Falle dem Adjectiv nicht fehlen darf und außerdem das Adjectiv durch Hülfe des Pronomen sich vom Substantiv trennen muß; die lange Ausnahme n. 143. würde sogleich in ihrem ganzen Umfange deutlich seyn, wenn die Ursache der Abweichung in der harten Aussprache des ق und in der weichen des ك gesucht wäre. Worin die neuarabische Sprache von der alten abweicht, kann man schon aus dem Gebiet der einzelnen Redetheile übersehen. Während in der Lehre vom Verbo S. 12-36. und vom Nomen S. 37-49. die spä-

tere Sprache nur den Reichthum der alten einbüßt, bietet die Lehre von den Partikeln S. 50-88. die größten und kühnsten Abweichungen durch Wegwerfen, Umsetzen, Vertauschen der Buchstaben oder durch die Aufnahme neuer dar. Hier ist dem Lernenden das Meiste dunkel, wenn er nicht vorher die alte Sprache genauer kennt, zumal da bey diesen Abweichungen nicht allgemeines Anerkennen herrscht und die Gebildetern sich an die alte unverdorbene Sprache anschließen. Die Wunschpartikel ريت S. 81. 82. ist wohl nicht eine ursprüngliche und aus dem doch nicht passenden رايت entstanden, sondern sichtbar aus dem mit لو zusammenhängenden ليت der alten Sprache verdorben. Die angehängten Uebungsstücke in dem Neuarabischen werden dem Lernenden nützlich seyn. Der größte Theil umfaßt eine Reihe zusammenhängender und nach Art eines europäischen Schauspiels gebildeter Dialogen; hierauf einige Briefe aus dem Orient an den Verf. und andere, und ein gerichtlicher Contract über einen Verkauf, welcher ungeachtet seiner Neuheit im Aeußern doch viele Aehnlichkeit hat mit der Urkunde Gen. 23.

Hannover.

In Commission der Hahnschen Hofbuchhandlung 1825 sind vom Dr. A. L. Hoppenstedt, Consistorial-Rathe und General-Superintendenten, drey in Celle gehaltene Predigten, zum Besten der durch Wasserfluthen Verunglückten im Druck erschienen. Sie benutzen sehr zweckmäßig die Leidensgeschichte des Erlösers, um "bey großen Unglücksfällen 1) die rechte Stimmung zum Helfen, 2) die hohe Freude am Wohlthun, und 3) das Walten Gottes zu zeigen. Sie sind mit Zartheit gedacht; und ihre fromme Absicht, zu ermuntern, zu trösten, und die Gemüther auf das Höhere zu richten, wird hoffentlich nicht unerreicht bleiben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.
Den 7. May 1825.

London.

The History of Ancient and Modern Wines mit dem Motto aus Plinius: Nec omnia dicentur, sed maxime insignia. 1824. ohne Vorrede 408 Seiten in Quart. Der Name des Verfassers Al. Henderson befindet sich unter der Vorrede.

Ein eben so classisch gelehrtes und practisch gründliches, als sehr elegant ausgestattetes Werk, in dem zu demselben der geschickte Künstler William Harvey nicht nur die Anfangs- und Schlußvignetten, sondern auch die Anfangs-Buchstaben der Capitel, meist nach echten Antiken, in der Bewickschen Manier eigens fertigte, so daß solches, auch abgesehen von der Annehmlichkeit des Gegenstandes jeder Bibliothek zu einer besondern Zierde gereichen muß. Preface. Unter die desiderata, welche Baco seinen Nachkommen zur Bearbeitung empfahl, nannte er auch die Historia Vinaria so wie die Historia Cellaria seu diversorum generum Potus. Einigermaßen hatte Bacci schon 25 Jahr vor Erscheinung des Novum Organum diese Lücke ausgefüllt; denn wenn gleich Haller Bacci's Werk als

eine Compilation verachtete, so enthalte es doch verschiedene Bemerkungen über Italiänische Weine, welche man vergeblich anderswo suche. Des Iatromathematikers Barrys vor funfzig Jahren geschriebene Werk sey das einzige Englische, unter den vielen seit Baco's Zeiten über den Wein erschienenen, welches sich als unterhaltend und unterrichtend empfehle lassen, ob er gleich das meiste nicht nur aus Bacci entlehnte, sondern obendrein die aus alten Schriftstellern angeführten Stellen mitunter misverstand oder unrichtig deutete. Der Verf. hofft bey allem über die Weine bey den Alten Geschriebenen, doch manches berichtigt zu haben. Obgleich im Weinbaue und in Weinbehandlung die Franzosen offenbar alle andern Völker, überträfen, so sey doch noch, besonders in den südlichen Provinzen, gar vieles zu verbessern übrig. Auch hätten die Chemisten Frankreichs, so schätzbar auch die Früchte ihrer Arbeiten wären, doch noch nicht alle die Theorie betreffende Aufgaben gelöset, sondern sich begnügt, ohne selbst zu beobachten, die Beobachtungen Anderer nachzuschreiben. Die deutschen Schriftsteller dieses Faches könnten keinen Anspruch machen, ihre Nachbarn zu übertreffen. In Italien klärten Fabronis Versuche die Physiologie der Trauben, und einige dunkele Phänomene der Gährung auf, doch sey des Grafen Dandolo Enologia die einzige ihm bekannte, praktische, ziemlich methodische Abhandlung. Für einen historischen Versuch wie der gegenwärtige sey es hinreichend, den kurzen Inbegriff der Thatsachen aus obigen Werken aufzufassen, und wo verschiedene Meinungen obwalten, erfahrne Personen um Auskunft zu befragen, welches der würdige Hr. Verf. bey seinem persönlichen Besuche der Weindistricte in Frankreich, Italien und Deutschland zu erlangen sich bemühte, bey welcher Gelegenheit auch Ref. das Vergnügen hatte, ihn näher kennen zu lernen. Mit

Dankbarkeit rühmt er die überall ihm zu Theil gewordene gute Aufnahme, und rückhaltslose Mittheilungen. Auf die Anzeige des Inhalts folgt die Erklärung der überaus correct gezeichneten niedlichen Vignettes und Initials. Introduction. Of the Principles of Fermentation and the Constituents of Wine in general. Die Vorschriften zur Aufbewahrung und Verbesserung der Weine bey Cato, Varro, Plinius und Columella bewiesen zwar eine Unrichtigkeit in der Behandlung, wären aber doch in so fern interessant, als man durch solche die Natur und die Eigenschaften der Weine bey den Alten kennen lernte. Lavoisiern gebühre das Verdienst, zuerst die wahren Grundsätze erörtert zu haben, welche seine Nachfolger Chaptal, Cadet, Thenard und Gay-Lussac so weit vervollkommten, als es der gegenwärtige Stand der Chemie vermöge. Man müsse freylich gestehen; The primary cause of fermentation, like that of other chemical agencies, will probably always remain hidden from our view. Der Verf. schildert den Proceß der Gährung des Weinmostes nach den besten Authoritäten. Die der Gährung günstigste Temperatur sey 65 Grad Fahrenheit. Die vorzüglichsten Resultate des Gährungsprocesses, seyen, die Erzeugung des Alcohols mittelst Zersetzung des Zuckers und die Scheidung des schleimigen Extractivstoffes in der Form von Hefe. Da aber der Wein, oft, unabhängig vom Alcohol, einen gänzlich verschiedenen Geschmack derjenigen Trauben, aus welchen er gepreßt war, behält, so sey zu vermuthen, daß noch einige andere Grundstoffe (principles) des Mostes in die neuen Combinationen eingingen, z. B. etwas aromatisches oder adstringirendes. In gewöhnlichen Weinen ist der Zuckerstoff fast gänzlich zersetzt, in süßen Weinen befindet er sich in seinem Original-Zustande. Nach D. Prouts Versuchen, gab die reiche Muscattraube von

Fuencaral 30 Procent soliden Zucker und jederzeit einen süßen, edlen Wein, dagegen die köstlich schmeckende Chasselas von Fontainebleau sehr wenig Zucker und einen unbedeutenden Wein, weil diese Süße nicht sowohl vom Zucker der Traube, als von dem vielen schleimigen Zuckerstoffe derselben abhängt. Hr. Chaptal fand, als Minister des Innern, gegen tausend bemerkenswerthe Weinsorten in Frankreich, in Don Simon de Roxas Clemente gegen 250 Varietäten, welche allein in Andalusien gebaut werden. Das dem Weinbaue angemessenste Clima erstreckt sich vom 35 bis 50sten Grade Nördlicher Breite; von allen Früchten sey vielleicht die Weintraube der meisten Veränderungen ihrer Natur fähig, vornämlich nach der Beschaffenheit des Bodens, auf welchem sie wächst. Die Behandlung des Mostes und die Klärung und Aufbewahrung des Weines sind kurz und deutlich, zufolge der bewährtesten Erfahrungen vom Verf. vorgetragen. History of Ancient Wines. Chap. I. Of the Vineyards of the Ancients. Dieses echt classische Gelehrsamkeit beweisende Kapitel ist besonders unterhaltend abgefaßt. Bedenke man, heißt es, den Zustand der physicalischen Wissenschaften zur Zeit als die Alten schrieben, so müsse man ihnen zugestehen, daß sie eine sehr vollständige Kenntniß des Weinbaues besaßen. In der That lasse sich zweifeln, ob irgend ein anderer Zweig des Ackerbaues so stationär geblieben sey, oder auf welchen die Verbesserungen in neueren Zeiten so wenig Einfluß geäußert hätten. Denn in einem großen Theile Europens habe die Behandlung des Weines wie bey den Alten immer noch die Oberhand, und bloß in Ländern, wo Handel nützliche Erfindungen verbreitete, habe man bessere Methoden eingeführt. Der Verf. berechnet genau die Kosten des Weinbaues bey den Alten, und vergleicht sie mit den gegenwärtigen Kosten in Frankreich. Chap. II. Of

the management of the Vintage, and the processes used by the Ancients, in the preparation of their Wines. Die Weinlese fand bey den Alten Ende Septembers, meistens doch erst im October Statt, die gar mannigfachen Behandlungen des Mostes und des Weines bey den Griechen und Römern um ihn zu verbessern, und haltbarer zu machen, werden gründlich erörtert: doch da sie keine entfernte Idee von der Bereitung eines Alcohols gehabt zu haben scheinen, so lasse sich auch nicht vermuthen, daß sie, wie jetzt nur gar zu üblich ist, ihren Weinen auch Branntewein, unter den vielen bey ihnen gewöhnlichen Beymischungen, aus allen drey Naturreichen, zusetzten. Chap. III. Of the Wine vessels and Wine Cellars of the Ancients. Auch in diesen Stücken werden die Griechen und Römer wenig von den Neuern übertroffen, wie die angeführten Belege aus Homer, Horaz u. A. sattsam beweisen. Indessen vermochten sie mitunter nicht, die Verdickung ihrer Weine über Syrup-Consistenz, ja, nach Aristoteles, bis zu einer concreten Masse zu hindern. Feinere Weine hoben sie freylich in gläsernen Gefäßen auf. Chap. IV. Of the varieties and general qualities of the ancient Wines. Die umständlichsten Nachrichten über die Weine der Alten fänden sich bey Dioscorides, Galenus, und Athenäus. Mit Vergnügen bemerkt man das Licht, welches der mit der neuern Chemie gründlich bekannte Verf. über manche dunkle Stellen dieser Autoren verbreitet, gesteht aber bescheiden, einiges nur der Wahrheit näher gebracht zu haben, da es ja oft nicht leicht sey, mit Präcision die Eigenschaften selbst der modernen Weine zu bestimmen. Ein großer Theil der Griechischen und Asiatischen Weine scheine von süßer und starker Art gewesen zu seyn, denn schon Homer bezeichnet sie meist durch ein Honigsüße andeutendes Beywort. Chap. V. Of the principal

Greek and Asiatic Wines. Auch Afrikanische Weine waren den Alten bekannt. Chap. VI. Of the principal Wines of the Romans. Der Verf. berichtigt die Meinungen verschiedener Philologen und hält den Bericht des Plinius für den correctesten. Merkwürdig seys, daß Horaz nie den Lieblingswein seines Kaisers Augustus, das Vinum Setinum nennt, welchen Martial, Juvenal, Silius Italicus und Galen über alles erheben, so sehr er auch die anderen Römischen Weine, besonders den Caecubum lobpreiset. Der Verf. vermuthet aus seinen trefflich erörterten Gründen, daß der Falerner Wein, welcher unter allen der berühmteste war, die meiste Aehnlichkeit mit dem dermaligen Xeres und Malaga gehabt haben müsse. Auch hohlten die Römer sich Weine aus Gallien, Spanien und Griechenland. Chap. VII. Of the Methods of diluting and cooling the ancient Wines. Griechen und Römer tranken nie puren, sondern durchaus mit vielen Wasser gemischten Wein. Chap. VIII. Of the use of Wine at the Banquets of the Greek and Romans. Ungeachtet wohl mitunter die Griechen die Gesetze der Mäßigkeit überschritten, so beobachteten sie doch dabey ein gewisses Decorum, und begingen nicht solche abscheuliche Ausschweifungen als die Römer unter den Kaisern. Den Philologen werden diese vier ersten Kapitel gewiß besonderes Vergnügen gewähren. History of Modern Wines. Chap. V. Preliminary Observations. Feine Bemerkungen über die Schwierigkeit, verständlich sich über den eigenthümlichen Geschmack eines Weines auszudrücken, und über die Armuth der Sprachen in dieser Hinsicht. Der Geschmack eines Weines scheint so wie sein Geruch von den Besonderheiten des Bodens, auf welchem er wächst, abzuhängen. Der eigentliche Geruch eines Weines; pflege sich doch erst nach Jahren zu entwickeln, und da die Wärme der Jahreszeiten den

größten Einfluß aufs Reifen der Trauben hat, so lasse sich begreifen, warum es vielleicht nicht zwey an derselben Stelle gewachsene und völlig gleich behandelte Weine gäbe, welche vollkommen identisch an Geruch und Geschmack wären. Weiße Muskat Weine behielten den Geschmack und Geruch ihrer Trauben, rothe aber nie. Auf seiner Rückreise von Italien schienen dem Verf. die Rhein-Weine von vortrefflichem Geschmacke und ihre Säure kaum merkbar, welches vielleicht bey einer Rückkunft aus Burgund oder Dauphiné nicht der Fall gewesen wäre. Eine vollständige und genaue Geschichte der Weine lasse sich deshalb nicht hoffen, so wie sich auch schon der arbeitsame Plinius, wegen der Mannigfaltigkeit der Thatsachen in Verlegenheit befand, ungeachtet den Alten doch so viele Länder, wo jetzo Wein gebaut wird, ganz unbekannt waren, und die Varietät der Weine unsern Botanisten viel zu schaffen macht. Man könne sich demnach nur durch eine gute Classification helfen weil auch A. Jullien's Topographie de tous les Vignobles connus. Paris 1814. u. 1822 nicht systematisch genug sey. Der Verf. unterscheidet zwey Hauptclassen rothe und weiße Weine, und theilt sie wieder in zwey Ordnungen, nämlich in säuerliche und in süße. Zwischen diesen nimmt Jullian noch eine Mittelsorte, nämlich vins moëlleux an, für welches Wort der Verf. im Englischen mellow vorschlagen möchte, welcher sich in diesem Kapitel als einen ungemein tactfesten praktischen Weinkenner bewährt. The French territory unquestionably excels every other region of the globe in the manufacture of red wines in particular. — Chap. II. Of the Wines of France. Durchaus nach eigenen Ansichten geschildert und sowohl mit den Alten, z. B. Diodorus, Posidonius, Plinius, Columella, Eumenius, als den Neuern Chaptal u. A., verglichen. Das Aufsehen machende Verfah-

ren, für welches vor zwey Jahren Mlle Gervais ein Patent erhielt und welches Wunder wirken, den Wein nicht nur stärker, wohlschmeckender und gewürzhafter, sondern auch um 10 bis 15 Procent an Quantität vermehren ja ihn überdies incorruptible machen sollte, war schon vor 43 Jahren im Journal économique beschrieben, und hat nicht als vortheilhaft die Probe bestanden. 1. Of the Wines of Champagne. Mit genauster an Ort und Stelle erworbner Sachkenntniß ist von diesem Lieblingsweine der Engländer gehandelt. Nach S. 159 hat selbst die Qualität des Glases der Flaschen, in welchen er aufbewahrt wird, auf sein früheres oder späteres Abstehen Einfluß. 2. Wines of Burgundy. Im Anfange des letzten Jahrhunderts entstand in Frankreich, durch die Inaugural-Schrift eines Mediciners, ein lächerlicher Streit über den Vorzug des Burgunder Weines vor dem Champagner, weil dieser den Nerven nachtheilig sey und besonders Gicht verursachen sollte, bis 1778 von der medicinischen Facultät zu Paris a verdict was ultimately pronounced, in favour of the vintages of Champagne. Zuverlässig sey aber doch, in gewisser Hinsicht, der Burgunder der vollkommenere von beiden. It may be laid down as an axiom that none of the finer Burgundy Wines will bear removal except in bottle; and even in the bottle, they are apt to contract a bitter taste, or turn sour, unless they are kept with the greatest care. 3. Wines of Dauphiny, the Lyonais and the County of Avignon. Ungeachtet die Weine dieser Gegend dem Plinius bekannt waren, so kamen doch Coudrieux, Hermitage und Côte Rôtie erst in neuern Zeiten in Ruf. 4. Wines of Languedoc, Rousillon and Provence. Auch hier fange man an, den Weinbau verständiger zu betreiben; Rivesaltes sey vielleicht in der ganzen Welt der beste Muskatwein. 5. Wines of

Gascony and Guienne. In diesen Gegenden ist man so sorgfältig im Auslesen der Trauben, daß die Weinlese oft zwey Monathe lang währet. Diese köstlichen Weine werden in alle Theile der Welt verschickt. Ein großer Theil gemischter Sorten kommt unter dem Namen Claret nach England. Chap. II. Wines of Spain. In Rücksicht des Weinbaues ist man in Spanien im Ganzen noch sehr zurück. Der Wein wird von gemeinen Leuten in mit Pech bestrichenen Schafhäuten aufgehoben, und gläserne Flaschen werden selten angetroffen. Chap. IV. Wines of Portugal. Die Portugiesischen Weine könne man der bessern Sorte Spanischer, und der zweyten Sorte Französischer Weine gleichstellen. Da ihnen gewöhnlich Branntwein zugemischt wird, so beweiset der Verf. den Nachtheil dieses Verfahrens: Fabbroni S. 202 angeführte Behauptung, daß sich unbeygemischter Alcohol vom Weine durch Reagentien nicht scheiden lasse, ist doch unrichtig. (Er beging den Fehler, nicht genug fixes Laugensalz beyzumischen). Selbst in einem officiellen 1812 erschienenen Aufsatze behauptete man, that all Wines, at a certain period after fermentation, require brandy to quiet, cleanse and preserve them u. s. f. wogegen der Verf. sehr richtig bemerkt those who write so ignorantly, ought to have been aware, that such doctrines are not only irreconcilable with the laws of fermentation, but are at utter variance with the most approved rules for the management of Wines. Leider wollten es die meisten Engländer bis jetzt nicht besser haben, und so fand er denn oft den an sich köstlichsten Portwein, durch Branntwein ganz zu Grunde gerichtet. The lighter sorts such as Bucellas, are irretrievably ruined by it heißt es ausdrücklich, S. 203 (Ref. muß aus eigener Erfahrung diesem nicht übertriebenen Ur-

theile verpflichten). Bey der Gründlichkeit, womit dieses alles dargestellt ist, kann es wohl nicht fehlen, daß des Verfassers Darstellungen die wichtigsten Folgen für England haben werden. Das betrügerische Verfahren der sogenannten Oporto Wine Company wird gehörig aufgedeckt. Gerade die feinsten Producte der Weinlese am Douro blieben dadurch großentheils in England unbekannt. Chap. V. Of the Wines of Germany and Hungary. Die Ursachen der vorzüglichen Dauerhaftigkeit der Rheinweine werden gründlich dargethan. Sie liege vorzüglich in der freyen Weinsteinsäure. Chap. VI. Wines of Italy and Sicily. Das, keinen vorzüglichen Wein liefernde Ziehen der Weinstöcke in Guirlanden sollte dem Ziehen an Pfählen billig nachstehen, so wie auch Abbe Fortis und Bonstetten über mehrere Mängel der Weinbereitung in Italien klagten; zu den Ursachen gehören the vexations and highly impolitic regulations by which the internal traffic of that ill-fated country is fettered. Das von Horaz besungene Vinum Falernum und Caecubum, welche Catos Herz erwärmeten, sind von dem Boden verschwunden. Doch müsse man davon Toscana ausnehmen, wo man das Weinbereiten besser verstehe, weil das Volk hier größere Handelsfreyheit genieße. In Sicilien bemerkte man durchgehends im Weinbaue und Weinmachen, die nämliche ignorance, obstinacy and slovenliness, wie in Italien, so herrlich auch diese Länder zum Weinbaue sich eignen. Chap. VII. Of the Wines of Greece, and of the Islands of the Archipelagus and Ionian Sea. Der jämmerliche Zustand des Weinbaues in Griechenland sey eine Folge des Türkischen Joches. Noch unter venetianischer Herrschaft versah Candia und Cyprus ei-

nen großen Theil Europas mit den edelsten Weinsorten. Jetzt sind die Weinbauern zu arm um hölzerne Fässer anzuschaffen; sie thun ihren Wein in Schläuche und trinken im Sommer die zu Essig gewordene Brühe. Chap. VIII. Wines of Madeira and the Canary Islands. Schon im Jahr 1455 trugen in Madeira die Weinstöcke mehr Trauben als Blätter. Nicht immer ist der Wein, den man lange Seereisen nach warmen Ländern hat machen lassen, der beste, auch ist die gewöhnliche das aroma verderbende Beymischung des Branntweins zu tadeln. Sie verdienten mit Recht "firmissima Vina" genannt zu werden. Der Wein von Teneriffa kommt doch dem Madeira nicht bey. Chap. IX. Wines of the Cape of Good Hope. Da zwar das Clima nicht aber der Boden den Weinwuchs am Kap in gleichem Maaße begünstigen, so behält das Product einen etwas erdigen Geschmack. Ungeachtet die Holländer am Constantia Weine offenbar sehen mußten, wie vortheilhaft ein felsiger Boden ist, blieben sie doch bey ihrer fehlerhaften Weise, den Wein zu pflanzen, da, wo er die reichste wenn, gleich nicht die beste Ausbeute liefert. Chap. X. Wines of Persia. Persien, das eigentliche Vaterland des Weinstockes erzeugt noch jetzt die allervollkommensten Trauben und den köstlichsten Wein. Ch. XI. Of the Wines used in England. Der Verf. berichtiget die Nachrichten über den zu verschiedenen Zeiten in England trotz des unbeständigen Climas versuchten Weinbau. H. Hamilton zu Painshill zog einen Wein, der den besten Champagner übertraf und auch eben so theuer von Weinhändlern verkauft ward; doch da man weit wohlfeiler Wein in England aus dem Auslande haben, als selbst ziehen kann, so wäre es thöricht ihn statt Korn zu bauen. Das Project in Fre-

land Wein zu pflanzen könne noch weniger gelingen. Der statistische Theil dieses Kapitels ist sehr sorgfältig ausgearbeitet. Fast zwölf Quartseiten sind auf die Bedeutung der Sacks im Englischen genannten Weine verwendet, und gezeigt, daß meist, nur nicht immer darunter ein süßer, aus halb trockenen Beeren bereiteter Wein (vino (secco, in Nord-Deutschland Sekt genannt) verstanden werde. Die größte Beachtung verdient die Stelle S. 310 welche fast für ein Axiom gelten könnte; Lighter wines cannot, by any art, be preserved above a certain number of months (also nur Monate, nicht Jahre lang wie bis vor Kurzem, man höchst irrig, in Teutschland allgemein glaubte) in the cask: and if they are not secured from decay, by being put into bottles at the proper time, will soon become unfit for use. Alles Nachfüllen zerstört schlechterdings die feineren Eigenschaften eines guten Weins. Man bedarf alsdann nicht der zahllosen Recepte um den Wein zu verbessern und wieder herzustellen. Auch das Unpolitische der hohen Abgaben vom Weine wird nachgewiesen, z. B. der Adliche welcher sich Tokayer kommen läßt, zahlt kaum 10 Procent, wenn der Mittelmann, für gewöhnlichen französischen Wein mehr als 1500 Procent (more than fifteen hundred per cent) zahlen muß. Cap-Wein zahlt seitdem das Cap England angehört, nur $\frac{1}{3}$ der Abgabe des Portweins. Seit dem Jahr 1814 liebt man in England leichtere Weine, daher die Consumtion der Portugiesischen und Spanischen sehr abgenommen hat. Chap. XII. Of certain modes of keeping and mellowing Wines. Nach Rozier ließen sich alle Weine als die Ursachen ihrer Ausartung in sich selbst enthaltend betrachten. Mit gleicher Wahrheit könne man versichern, daß alle

Weine in sich selbst die Principien ihrer Verbesserung enthalten; und daß ihre Verschlechterung (decline) hauptsächlich der Wirkung äußerer Ursachen beyzumessen seye. Sorgfältig in Bouteillen aufgehobener Wein macht kaum einen Absatz, und die Quantität des Alcohol erleidet keine Abnahme, sondern vermehrt sich im Gegentheil im Verhältniß der Länge der Zeit, in welcher man ihn aufbewahrt. Malaga Wein, welchen man zwölf Jahre nach einem Brande in London ausgrub, fand man spirituöser als frischen, und in allen andern Rücksichten unverdorben. Die Alten verstanden so gut als nur immer die Neuern die Anlegung der Keller und das Aufbewahren der Weine. Weine ließen sich auf zweyerley Art verbessern, entweder durch Entfernung solcher Beymischungen, welche die Zartheit des Geschmacks und Geruchs verhüllen, oder durch innigere Vereinigung und Concentration der zurückbleibenden Bestandtheile: Branntwein verliert mehr in Nußbaum als in Eichen Fässern. Rheinwein verliert in hölzernen Fässern die Hälfte seines Alcohols. Rheinwein welchen der Verf. nach Sömmerrings in den Denkschriften der Münchner Akademie d. W. bekannt gemachte Methode seit sechs Jahren behandelt hatte, fand er specifisch schwerer, and the increased quantity of acid and spirit bears a very exact relation to the quantity of water that has been disappeared. On comparing this wine with some of the same vintage, which had remained in corked bottles, its flavour and aroma had become so much more mellow and fragrant, that I had difficulty in persuading myself of the original similarity of the two samples. Gemeiner Rheinwein läßt sich in großen Fässern, der feinere nur in kleinen mit Vortheil aufbewahren. Ch. XIII. Of the

Mixture and adulteration of Wines. Chap. XIV. Of the dietetic and medical Qualies of Wine. Gut vorgetragenen heilsamen allgemeinen, wenn auch nicht neuen Betrachtungen, folgt dann insbesondere die Angabe der Wirkungen des Champagner, des Burgunder, Bordeaux, Oporto, Xeres, Madeira, und des Rheinweines. Appendix enthält: Nota I. Dr. Prouts einfache und concise Darstellung der Theorie der Gährung. N. II. Brande's, Prout's und Ziz's Bestimmung der Quantität des Spiritus in verschiedenen Weinen; z. B. Dr. Prout's Untersuchung hat in hundert Theilen Rhenish, submitted to Sömmerring's process for four year 7.58 Alcohol, 10.58 Säure, .9997 specifisch Gewicht; same wine in its natural state 7.36 Alcohol, 10.05 Säure, .9992 specifisch Gewicht. N. III. Bemerkung über die Entweichung des Alcohol's und Aroma's während der Gährung. Nach H. Delavan's entscheidenden Versuchen nützte der Apparat der Mlle Gervais nichts, da die Gährung in einem Faße, mit einfacher Bedeckung, vollkommener gelang. N. IV. Tabelle der Ausdehnung der mit Weinstöcken bepflanzten Länder in jedem Departement Frankreichs, nebst der Schätzung der producirten Quantität der Weine, und dem Preisverzeichnisse der vorzüglichsten derselben. N. V. Anzahl der Wein-Pipen welche in dem District Alto Douro von 1722 bis 1822 producirt wurden. N. VI. Preise der vorzüglichsten Rheinweine zu Mainz im Jahr 1817. N. VII. Anzahl der 1814 bis 1821 in England eingeführten Leggers Cap-Wein. N. VIII. Uebersicht der von 1696 bis 1822 eingeführten Portugiesischen, Spanischen, Französischen und Rheinischen Weine, und der dafür eingegangenen Abgaben. N. IX. Tabellen über die alten Griechischen und Römischen Wein-Maaße, auf Französisches

und Englisches Maaß reducirt. N. X. Enthält Noten und Verbesserungen, welche die gewissenhafteste Wahrheitsliebe und Genauigkeit des Verf. bewähren. Ein vortrefflicher Index macht den Beschluß dieses höchst abgerundeten, lehrreichen auch durch die sorgfältigste Correctheit der Namen sich auszeichnenden Werkes. Um so mehr ist zu bedauren, daß der Rest der Exemplare im verwichenen August dem Verleger in London verbrannte. Indessen machte uns der Verf. Hoffnung zu einer zweyten Ausgabe.

Paris.

Bey Nepveu: Voyage dans le Tyrol et une partie de la Bavière, pendant l'année 1811 par Marcel de Serres, ancien inspecteur des arts et manufactures, Conseiller à la cour royale de Montpellier, Professeur de la faculté des sciences à l'université de France, des sociétés Linneenne, Philomatique et d'encouragement de Paris, des accadémies de Gotha, Erfurt, Jena, Lyon, Toulon, Strasbourg, Bourdeaux, Genève, Lille, Nismes et Montpellier. Mit dem Motto: Omne solum forti patria est. Ovid. I. Fast. 193. 1823. T. I. S. XXV u. 456. T. II. S. 460 in Octav.

Der Verf. unternahm seine Reise, wie aus dem ganzen Plane derselben sehr deutlich hervorgeht, hauptsächlich in technologischer Hinsicht, und Rec. wünscht, daß er etwas tüchtiges über die Industrie und die Gewerbe der von ihm besuchten Provinzen beygebracht haben möge. Er hofft und wünscht dies um so mehr, als die statistischen und historischen Bemerkungen des Verf's so weit sie Ref. zu beurtheilen im Stande ist, von einer Unwissenheit und Oberflächlichkeit zeugen, von der ihm sel-

ten bey einem Schriftsteller, der Professor und so vieler gelehrten Gesellschaften Mitglied ist, etwas ähnliches vorgekommen ist. Was soll man von einem Verf. sagen, der im Jahre 1823 noch nicht wußte, daß Tyrol und Voralberg nicht mehr zu Baiern gehörten, (T. I. p. 38) der unter den alten Autoren, welche Tyrols erwähnt haben, auch Justus Lipsius aufführt (T. I. p. XVII)?, Diese beiden Beyspiele, und gar leicht könnten noch viel ähnliche angeführt werden, mögen hinreichen, um das harte Urtheil des Rec. zu rechtfertigen. Nachdem der Verfasser als Einleitung die Beschreibung seiner Reise von Salzburg nach München vorausgeschickt, gibt er uns weitläuftige, im Jahre 1811 niedergeschriebene, und daher jetzt nur noch sehr zum Theil brauchbare statistische und geographische Notizen über Baiern überhaupt, welche beynah den gesammten ersten Band des Werkes ausfüllen. Von München aus reisete er über Rosenhain, Traunstein und Reichenhall nach Tyrol, worauf er uns im zweyten Theile seines Werkes nach einer statistischen Uebersicht über Tyrol und seine Bewohner, nach den verschiedenen Hauptpuncten des Landes führt, wobey allerdings manche nicht uninteressante Züge über den Charakter und die Sitten der Tyroler eingewebt sind. Bemerkungen über Berg- und Hüttenwerke, Fabriken und sonstige technologische Gegenstände füllen den größten Theil dieses zweyten Bandes aus. Der Verfasser droht zum Schluß mit einem ähnlichen Werke, welches seine Bemerkungen, die er auf der Reise von München nach Hamburg gesammelt, enthalten soll; nach der vorliegenden Probe zu urtheilen, möchte die Ausbeute eben nicht zu groß seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.
Den 9. May 1825.

Philadelphia.

Bey James Webster: a Treatise of the Materia medica and Therapeutics, by J. Eberle, M. D. Editor of the American medical Recorder, Member of the Amer. Philos. Soc., of the Acad. of Nat. Sc. of Philad. etc. etc. in II Vols. (XII u. 440. u. 538 S.) 1822. 1823. gr. 8.

Dieses Werk gibt einen um so erfreulichern Beweis für den jetzigen Zustand des Pharmacologischen Studiums in N. America, als es von seinem Verf. mit sichtbarem Fleiße gearbeitet und mit vielen neuen und interessanten Bemerkungen versehen ist, ohne doch das Gediegene und Abgerundete der neueren deutschen Schriften dieser Art zu haben. Theils um diese Behauptung zu beweisen, theils um den Leser mit manchen schönen Bemerkungen, welche der Americaner liefert, zu erfreuen, glaubt Ref. das Einzelne durchgehen zu müssen: — Cap. I. Ueber die Wirkung der Arzneyen. S. 1. Ausmittelung der einzelnen Organe, auf welche jede einzelne Arzney ursprünglich einwirke, scheine bis jetzt Alles, was sich in dieser Hinsicht leisten lasse. Gegen Chapman's

Elem. of Mat. med. beweiset der Verf. ausführ
lich, daß Arzneystoffe auch unmittelbar in die Säft
aufgenommen werden. — Kap. II. A. Auf de
Darmcanal wirkende Arzneyen. 1. Ausleerende. a
Brechmittel. S. 18. Chirac glaubte schon im 17
Jahrh. sich durch Versuche, wie jetzt Magendi
überzeugt zu haben, daß das Brechen bloß durc
das Diaphragma und die Bauchmuskeln bewirk
werde. Haighton hält dagegen die Fleischhaut des Ma
gens für das einzige Agens in diesem Proceß. Be
de einseitige Ansichten verwirft der Verf. mit Rech
Weniger kann man ihm dagegen beypflichten, wen
er mit Darwin (und Rasori) das Erbrechen al
Folge einer negativen Thätigkeit des Hirns un
der Magennerven ansieht. — Einzelne Mittel
Ipekakuanha S. 51. Eigenschaften und Wirkunge
des Emetins. Hier, wie im ganzen Werke, zu vie
ausführliche therapeutische Bemerkungen, soga
nach dem Mißbrauch bey Englischen Schriftsteller
ganze Krankheitsgeschichten aus Societätsschrifte
u. s. w. — Lobelia inflata S. 65. wurde von Schö
bloß als adstringirendes Augenmittel aufgeführ
Soll aber dem Brechweinstein (und besonders wol
dem Asar. europ.?) sehr ähnlich wirken. — Sp
raea trif. S. 66. Nach dem Verf. ein sehr wir
sames, nach Bigelow (Amer. med. botany) ei
sehr unsicheres Emeticum. — Euphorbia Ipec
cuanha S. 68 ff Scilla maritima S. 70. — An
timonium S. 72. — Sulphas zinci S. 90. (G
braucht der Verf. bald die alten, bald die neuest
Namen!) — Sulphas cupri S. 96. — Subsu
phas hydrargyri flavus N. 99. — Sublima
corr. S. 100. — Kap. III. Kathartica S.
— Rad. ialapp. S. 134. Rheum S. 136. Se
S. 140. Cassia marilandica S. 144. — Po
phyllum peltatum, May apple S. 145.
nach einem Briefe von (dem Prediger?) De
welcher von den nordamerikanischen Wilden

Gift gebraucht werden. — Juglans cathartica, weiße Wallnuß, Butternuß S. 147. Die Rinde der Wurzel zieht Blasen auf der Haut. — Cambogia S. 148. Aloë 151. — Scammonium S. 155. Koloquynthen S. 158. — Elaterium S. 160. Helleb. nig. S. 164. — Calomel oder Submurias mercurii S. 166. — Ol. ricini S. 169. Ol. oliv. S. 172. (Ref. bemerkt nichts über diese sonderbare Anordnung!) — Schwefel S. 176. Magnesia S. 180. — Sulphas sodae S. 185. Sulphas magnes. S. 185. Sulphas potass. 187. Supertartras potass. S. 188. Tartras potass. oder Tart. solub. S. 190. — Kap. IV. 2. Arzneien, welche dem Einflusse krankhafter Substanzen im Darmcanale entgegenwirken sollen. — Anthelminthica S. 192. Spigelia marylandica, Pinkroot S. 200. Melia Azedarack, the pride of China S. 203. Ein Decoct von vier Unzen der frischen Wurzelrinde soll nach Barton eins der kräftigsten Wurmmittel seyn. — Chenopodium anthelminthicum, Jerusalem oak S. 205. Geoffroea inermis, Cabbage-tree S. 206. Dolichos pruriens, Cowhage S. 208. Artemisia santonica, (semen cinae) S. 209. Polypodium Felix (sic! Ref. gibt absichtlich die Rechtschreibung des Verf. wieder;) mas, Male fern S. 210. Kamphor S. 212. Ol. tereb. S. 214. Zinn S. 217. Hier die Matthieu'schen Mittel. Hydrargyrus S. 220. — Kap. V. Antacida S. 223: Lapid. calcariae S. 226. Magnes. alba. S. 228. Carbonas pot. et sodae S. 229. — Kap. VI. B. Arzneyen, welche besonders auf das Muskelsystem wirken. 1. Tonica S. 230. China S. 234. Aristol. Serpentaria S. 266. Prunus virginiana, wild-cherry S. 271. Die Rinde enthält viel Blausäure; ist also dem Cort. pruni padi zu vergleichen. Cornus florida, Dogwood, und Cornus sericea, swamp dogwood S. 375. Sollen chemisch und

therapeutisch sich der China sehr ähnlich verhalt Chironia angularis, Centaury S. 277. Liriode dron tulipifera S. 279. Bonplandia trifol. (C paria febrifuga) S. 282. Colombo S. 285. G tiana S. 288. Quassia S. 289. Simarouba S. 2 Cascarilla S. 293. Anthemis nobilis S. 2 Humulus Lupulus S. 297. Ferrum S. 298. C prum (!) S. 309. Oxidum zinci S. 314. O dum bismuthi S. 318. Nitras argenti S. 3 Gold S. 324. (Fast ganz nach Chretien.) Arse (!) S. 329. — Kap. VII. Adstringentia S. 3 Gallae S. 355. Geranium maculatum, spott cranesbill S. 359. Die stark abstringirende Wu zel braucht man häufig in Nordamerica. Oroba che virginiana, beech-drop S. 361. Simaro ba (!) S. 362. Kampecheholz S. 364. Rubus vi losus, Blackberry S. 366. Die Wurzelrinde wir in Nordamerika viel als Hausmittel gegen Blutbre chen, Hämorrhoiden u. s. w. gebraucht. Kino S. 367 Katechu S. 371. Superacetas plumbi S. 374. Auc den innern Gebrauch des Bleyzuckers empfiehlt de Verf. sehr nach ältern und neuern Schriftstellern. Sulphas zinci S. 384. Sulphas aluminae, Alaun S. 385. Kalk! S. 390. Baryt! S. 392. Salpeter säure S. 395. Schwefelsäure S. 400. — Kap. VIII Arzneyen, welche vorzüglich auf den Uterus wirken 1. Emmenagoga S. 403. Helleborus niger S 407. Sabina S. 414. Mentha Pulegium, Penny royal S. 418. Eigentlich werde in NA. Cunila pulegiodes statt M. Pul. gebraucht. Rosmarin S. 419. Rubia tinct., Madder S. 420. Senega S. 422. Kathariden S. 423. Aloe S. 426. — 2 Abortiva S. 428. Als eigentliches Abortivum könne man bis jetzt bloß das Secale cornutum aufführen. — In einem Anhange werden S. 432 440 noch abgehandelt: Sanguinaria canadensis Puccoon, Blood-root, als tonisch, narkotisch, rei

zend und emetisch. Croton Tiglium S. 436. Punica Granat. S. 439. Prussias ferri S. 440.

Zweyter Band. Kap. IX. D. Arzneyen, welche besonders auf das Nervensystem wirken: 1. Narcotica S. 1. Seyen Reizmittel mit secundär Lebensthätigkeit herabstimmenden Wirkungen. Opium S. 4. Lactucarium S. 45. Wird unpassend: "der eingedickte Saft von L. sat." genannt. Kamphor S. 47. Humulus Lupul. S. 59. Hyoscyam. nig. S. 59. Conium macul. S. 63. Atropa Belladonna, deadly nightshade S. 72. Stramonium S. 78. Aconit. Nap. 84. Solan. nigr. S. 87. Sol. Dulcamara S. 91. Digit. purp. S. 95. Nicot. Tabacum S. 106. Nux vomica S. 111. Rhus Toxicodendr. vel. (?) radicans, Poison oak, swamp sumach S. 116. Tela aranearum, die Spinnenwebe! S. 118. Blausäure S. 135. Antispasmodica. S. 135 Asa foet. S. 137. Galbanum S. 141. Ammoniacum S. 151. Knoblauch S. 153. Baldrian S. 154. Symplocarpus foetida (?), Skunk-cabbage S. 158. Die Wurzel sey ein kräftiges Anthystericum, Schwefeläther S. 160. Ol. succini S. 164. — Kap. XI. Stimulantia oder Arzneien mit vorherrschender Wirkung auf das Circulationssystem S. 166. Carbonas ammoniae S. 170. Ol. tereb. S. 179. Phosphor S. 185. Löbensteins bequeme und sehr wirksame Lösung in Ol. animale scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. — Alkohol S. 190. Capsicum ann., red pepper S. 195. Caryophylli aromat., Cloves S. 198. Ingwer 199. Piper nigr. S. 200. — Kap. XII. F. Arzneyen mit specifischer Wirkung auf die Secretionsorgane S. 218. Ipekakuanha S. 227. Nitras potass. S. 229. Ammonialpräparate S. 232. Eupatorium perfoliatum. S. 234. In NA. viel gebraucht unter den Namen von Boneset, Crowswort, vegetable antimony, thorougwhort u. s. w. Asclepias tuberosa, Butterfly weed, Pleurisy root, S. 237. Gu-

jak S. 240. Kellerhals S. 244. Sarsaparilla S. 246. Sassafras S. 249. Xanthoxylum fraxineum, Prickly ash S. 251. Saponaria S. 258. Schwefel S. 255. — Kap. XIII. Epispastica S. 259: Kanthariden S. 276. Lytta vittata, Potatoe fly, S. 281. Ist nach Chapman, wirksamer, als die Kantharide. Salzsäure S. 283. Antimonium tartarisatum S. 285. Der Verf. erwähnt nur der Brechweinsteinsalben. Die viel bequemere und mehr sichere Anwendung in reizenden Pflastern scheint ihm noch nicht bekannt zu seyn. — Haarseile u. s. w. S. 188. — Roth machende Mittel: Senf S. 291. Capsic. ann. S. 293. Knoblauch daselbst. Ol. tereb. S. 294. Ol. monardae punctatae S. 295. Zuerst von Atlee als sehr wirksames Rubefaciens empfohlen. Aqua ammoniae S. 296. Kamphor. Tinct, canthar. S. 297. Pix burgund. S. 298. — Errhina: Taback S. 299. Asar. europ. S. 300. Helenium auctumnale S. 301. Wohl ohne Noth, sehr empfohlen. Turbethum minerale. S. 301. — Kap. XIV. 2. Diuretica S. 303.; Digital. purp. S. 315. Meerzwiebel S. 322. Colchicum auctumnale S. 325. Nicot. Tabac. S. 335. Lytta vesicatoria S. 336. Kopaïbabalsam S. 342. Kubeben S. 348. Petersilie S. 350. Dauci Carotae semina S. 381. Erigeron heterophyllum S. 352. Wird sehr als Diureticum und als Antilithicum gerühmt. Chimaphila umbellata, Winter green, Pipsissewa S. 355. Subcarbonas potass. S. 358. Acetas potass., Sal diureticus S. 360. Nitras potass. S. 362. Supertartras potass. S. 363. Spir. aetheris nitrosi S. 364. Tinct. muriatis ferri, S. 365. — Kap. XV. 3. Lithonthriptica, S. 367. Carbonas sodae et potass. S. 376. Magnesia S. 381. Kalkwasser S. 385. Mineralsäuren S. 388. Kohlensäure S. 393. Uva ursi S. 364. Humulus Lupulus S. 399. — XVI. 4. Sialagoga: Hydrargyrus S. 400 - 478.

Der Verfasser handelt hier, wider alle Erwartung, den Gebauch der Quecksilbermittel überhaupt ab. — Kap. XVII. 5. Arzneyen mit besonderer Richtung auf die Respirationsorgane; 1. Expectorantia S. 479: Senega S. 483. Meerzwiebel S. 485. Knoblauch S. 486. Arum triphyllum, Indian turnip S. 487. Ammoniacum S. 489. Asa foet. S. 490. Kamphor S. 491. Carbonas potass. et sodae 492. Tolubalsam S. 493. Perubalsam S. 494. Einathmung (Inhalations) von wäßrigen Dämpfen, von echten Dämpfen, von Dämpfen brennender (eigentlich schwelender) Substanzen, besonders von Theer, von Gasarten u. s. w. S. 496! Ein sehr interessanter Artikel. — Kap. XVIII. H. Rein topische Mittel: Demulcentia S. 501. Glycyrrhiza glabra S. 503. Ulmus fulva, Slippery elm. S. 507. Gummi acaciae oder Arab. S. 510. Tragantgummi, S. 513. Leinsamen S. 514. Quittenschleim S. 515. — Kap. XIX. Escharotica: Potassa fusa, common caustic S. 517. Nitras argenti S. 518. Arsenikoxyd S. 520. Alumen exsiccatum S. 521. Hydrargyri nitrico-oxydum, Subnitras Mercurii S. 522. Oxymurias hydrargyri das.; Sulphas cupri S. 523. Kochsalzsäure, das.; Salpetersäure S. 524. — Ein gutes Register S. 527-537 beschließt das Ganze. Aus der großen Menge von Druckfehlern sind nur wenige angezeigt. — Ref. glaubte, zu einer genauen Angabe des Inhalts eines Werks, welches sicher den wenigsten Lesern dieser Blätter zu Gesichte kommen wird, verpflichtet zu seyn. Der Sachkundige wird daraus leicht den Inhalt desselben beurtheilen. Zur Mittheilung mancher eigenthümlichen Bemerkungen fehlte hier der Raum. Sie verdienten, in einem rein medicinischen Blatte mitgetheilt zu werden; sind aber keineswegs so häufig und so wichtig, daß deshalb eine Uebersetzung des Gan-

zen, wie solche so eben angekündigt wird, rathsam wäre. K — s.

Hannover.

Bey Hahn: Practische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Ober-Appellationsgerichts in Cassel. Von Dr B. W. Pfeiffer, Kurf. Hess. OARath. Erster Band 1825. XII u. 353. S. in Quart.

Die vorliegende Sammlung von Präjudicien entspricht allen Forderungen, welche man in wissenschaftlicher und practischer Hinsicht an eine zweckmäßige Sammlung solcher Gattung zu machen befugt ist; ja sie verdient ähnlichen Werken als Muster aufgeführt zu werden. Gerade die wissenschaftliche Einleitung, welche jedem einzelnen Falle vorausgesetzt worden ist, und worin der Verfasser die gründlichsten Kenntnisse der theoretischen und practischen Rechtswissenschaft niedergelegt hat, ist es, welche den mit der öffentlichen Bekanntmachung der Präjudicien der Obergerichte, so groß auch auf der andern Seite der Nutzen einer solchen ist, nothwendig verknüpften Nachtheil, nämlich, daß Sachwalter und Untergerichte so leicht, statt selbst zu denken, jene blindlings nachbeten und anwenden, verhütet; und so eignet sich daher die vorliegende Sammlung ganz vorzüglich zu einem Hauptbildungsmittel der Rechtsgelehrten und des Rechts. — In diesem ersten Bande sind 21 Rechtsfälle aus dem römischen, und dem deutschen Privatrecht, dem Proceß, dem Lehn- und Staatsrecht mitgetheilt, von denen keiner ohne besonderes, mehrere aus dem Staatsrechte, dagegen von entschiedenem politischen Interesse sind. Mit Vergnügen sieht Ref. der Fortsetzung dieser schätzbaren Sammlung entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. 77. Stück.
Den 12. May 1825.

Paris.

Bey Firmin Didot: Histoire des Mongols, depuis Tschinguiz-Khan jusqu'à Timour-Lanc; avec une charte de l'Asie au XIIIe siècle. Tome prémier. MDCCCXXIV, XLVI 727 Seiten in Octav.

Die Mongolen gaben bey ihrem plötzlichen Erscheinen östlich und westlich ihres Landes ganz Asien und der Hälfte Europa's eine neue Gestalt; die Geschichte ihres Erscheinens und Wirkens auf dem großen Schauplatze ist eben so lehrreich und wichtig, als die Veränderungen, die sie in der mittlern Welt bewirkten, auch da noch von dem größten Einfluß waren, da sie schon aufhörten an neue Eroberungen zu denken. Doch ist ihre Geschichte noch nicht so behandelt, wie es ihre Wichtigkeit fordert. Bis jetzt flossen die Nachrichten, wenn man die wenigen und zum Theil unrichtigen Berichte der europäischen Reisenden des dreyzehnten Jahrhunderts ausnimmt, nur aus zwey entgegengesetzten Quellen, aus chinesischen Annalen, welche vom

Nationalstolz oft getrübt sind und fremde Namen aus Mangel einer genügenden Schrift stark verstümmeln, und aus arabischen und persischen Schriftstellern Westasiens. Abulghasi, Mailla, Petis de la Croix und Deguignes widersprechen sich nicht selten in wichtigen Nachrichten und lassen vorzüglich die ältere Geschichte der Mongolen und die ersten Thaten Temudschin's im Dunkeln. Um dieses zweifelhafte Licht zu verscheuchen und die Chronologie fester zu stellen, bedarf es noch tieferer Forschungen und neueröffneter Quellen. Der ungenannte Verfasser des obigen Werks scheint die Geschichte der Mongolen weder zu kurz und andern bloß folgend, noch auch zu sehr gedehnt und alles neu untersuchend behandeln zu wollen; Quellenstudium und ein leichter angenehmer Erzählungston ist sichtbar, und obgleich man im Ganzen nur wenige Abweichungen oder Verbesserungen früherer Nachrichten findet, die kritische Vergleichung und Beleuchtung verschiedener Erzählungen aber ganz übergangen ist, so muß doch seine Arbeit als ein brauchbares Handbuch der mongolischen Geschichte von Dschinkischan bis Timur, an dem es uns noch fehlt, jedem Liebhaber der Geschichte sehr willkommen seyn. Die chinesischen Nachrichten kennt der Verf. nur aus den bekannten Excerpten Mailla's; in der Benutzung arabischer und persischer Quellen besteht das eigenthümliche Verdienst des Werkes. Die Pariser und Leydener Bibliotheken haben genug Schätze, um auch für die Geschichte der Mongolen wichtige Aufschlüsse zu geben. Der Verf. hat sie zum Theil benutzt und gibt in der vorausgeschickten exposition p. VIII-XLVI. von den gebrauchten Historikern eine ausführliche Nachricht, welche auch der arabische und persische Litterator nicht unbeachtet lassen wird. Unter diesen achtzehn Geschichtschreibern befinden sich einige den Thatsachen gleichzeitige, wichtige Zeugen, welche indeß,

wie alle westasiatischen Schriftsteller, mehr für die Thaten der Mongolen in den Ländern Asiens diesseit des Indus und Oxus sicher und genau sind, als für China, die Mongoley und die entferntern Länder Europas. Zu diesen gehören Ali Ebn Athir (1231), Mohammed Elnessui (1241), der die Thaten des tapfern Dschelaleddin in einem ausführlichen und glaubhaften Werke beschrieb; das persische Werk تاريخ جهان كشاي (Geschichte der Welteroberung) von Alaeddin Atta Melik Dschuweini, und die ähnlichen der angesehenen Vesire Raschideddin und Abdallah Ebn Fazlallah, der auch in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens unter dem Namen Wassafel hazret (Lobredner der Majestät) bekannt ist; doch sind diese persischen Schriftsteller, welche theils am Hofe mongolischer Fürsten, theils um Fürstenlob zu gewinnen, die Thaten der Mongolen beschrieben, mehr durch den blühenden rhetorischen Styl als durch innern Gehalt berühmt geworden. An Quellen außer von China und Westasien her hat der Verf. nicht gedacht, da er selbst S. VII. erklärt, daß die Mongolen nie ihre Thaten beschrieben hätten. Allein gerade hier wird der Verf. Widerspruch finden müssen. Es ist wahr, die Mongolen haben bey ihrem plötzlichen Erscheinen als Welteroberer geschriebene Geschichte nicht gekannt, und während der Periode ihres Glanzes waren sie theils zu stolz, um sich nach Art der besiegten Völker den Wissenschaften und Künsten des stillen Stadtlebens zu widmen, theils auch noch zu roh. Aber später haben sie doch eine eigene Schrift bekommen und nach dem Erlöschen ihres Glanzes in ihrem Vaterlande das Andenken der alten ruhmvollen Tage durch die Schrift bewahrt, wie unter andern Ssanang-Ssätsan's Geschichte der Ostmongolen (s. J. J. Schmidt Forschungen Vorr. S. IV.) beweist. Und

diese Nationalschriftsteller müssen doch vieles treuer und vollständiger erzählen können, als die Referenten aus dem besiegten Westasien, die entweder im Lobe oder im Tadel kein Maaß kennen, je nachdem sie unter mongolischem Einfluß oder als Feinde der rohen Barbaren schreiben. Neuere Schriftsteller hat der Verf. selten verglichen; besonders ist auf de la Croix, der das Leben Dschinkischan's ausführlich und zum Theil aus denselben Quellen, aus denen dieses Werk geschöpft ist, beschrieben hat, keine Rücksicht genommen, so daß bey vorkommenden Verschiedenheiten der Forscher immer ungewiß seyn muß, wem er mehr folgen soll, da die morgenländischen Quellen noch ungedruckt sind. Selbst in der Beschreibung der Auctoren, welche beide benutzen und ihrem Werthe nach würdigen, ist keine Uebereinstimmung, wie de la Croix in der abrégé de vie des auteurs p. 540. die Eintheilung des Werkes Raschideddin's ganz anders angibt als der Verf. S. XXVIII, ohne daß man bey de la Croix einen deutlichen Irrthum sieht.

Der erste Band zerfällt in drey Bücher, von denen das erste und längste S. 1-319. in acht Capiteln das Leben des Dschinkischan erzählt. Kurz ist S. 1-19. durch eine allgemeine Uebersicht und Beschreibung mongolischer Sitten auf die Geschichte eingeleitet; die Charte des Hrn. Lapie gibt dem Leser einen sehr deutlichen Einblick in die Lage und Zersplitterung Asiens, als Temudschin sich erhob. Bey der folgenden Aufzählung der Vorfahren des Temudschin, wie überhaupt bey der frühesten Geschichte der Mongolen würde vieles genauer und richtiger entwickelt seyn, wenn der Verf. schon die kenntnißreichen Forschungen von J. J. Schmidt (Petersburg 1824) benutzt hätte. Die großen chronologischen Schwierigkeiten, welche die ersten Eroberungszüge Temudschin's verdunkeln und sich erst da verlieren, wo der Eroberer das Gebiet des Cho-

resmschah betritt, sind von dem Verf. nicht gehoben; vielleicht liegt die Schuld an den Quellen selbst. Die Besiegung Singuh's, welche eine Hauptepoche im Leben des Dschinkischan bildet, setzen andre Historiker in das Jahr 1193; der Verf. S. 60. zehn Jahre später: und doch erzählen jene noch genug Thaten, die den Zwischenraum füllen. Abweichend von andern nennt der Verf. S. 183. mehreremahl Balkh die erste Stadt von Chorassan, welche die Vortruppen Dschinkischan's erreichten; andere setzen dafür Herat, welches seiner Lage und dem Zusammenhang der Geschichte nach passender scheint. Denn die Vortruppen sollten den fliehenden Choresmschah schleunig verfolgen, und dieser war zuerst nach Indien, in der Richtung von Herat geflohen. Von dem allgemeinen Landtage (Kuriltai), den Dschinkischan nach der Unterjochung Westasiens 1223 oder nach andern etwas später hielt, erzählt der Verf. nichts, und er kann nach der Folge der Begebenheiten, wie sie der Verf. stellt, nicht gehalten seyn. Vielleicht ist dieses richtig; doch wäre dann eine Widerlegung jener allgemein verbreiteten Nachricht wünschenswerth. — Das zweyte Buch (S. 320-558) beschreibt in vier Kapp. die größte Ausdehnung des mongolischen Reiches unter den drey Kaanen Ogotai, Kujuk und Mangu. Auch hat der Verf. hier die nordwestlich von Kaptschak bis nach Schlesien geführten Kriege zusammengestellt. Für die Geschichte dieser von Asien entferntern Reiche müssen auch die asiatischen Geschichtsquellen immer trockener und trüber werden; daher der Verf. mit Recht gegen seine sonstige Gewohnheit die asiatischen Nachrichten nur in einem Anhange S. 707-716. übersetzt. Die Eigennamen polnischer und ungarischer Städte und Gegenden sind in diesen Berichten sehr entstellt; doch läßt sich Manches durch sichere Vermuthung wiederherstellen, wie die drey zusammengestellten Namen S.

716. wahrscheinlich Dalmatien, Croatien und Servien bedeuten sollen. Die Missionen, welche die Päbste und Ludwig IX. veranstalteten, sind in diesem Buche sehr ausführlich berührt; von dem vielwichtigern Marco Polo ist weniger gesagt, vielleicht weil neulich Hr. Marsden seine Verdienste gewürdigt hat. — Das dritte Buch (S. 559-675) zieht in drey Kapp. den Kreis der mongolischen Geschichte auf Ostasien zusammen; Kublai und sein Hof wird vorzüglich nach Marco Polo geschildert, worauf dann der Verf. die Herrschaft der Mongolen in China bis 1370 zu endigen eilt. Bey Kublai ist bemerkenswerth, daß der Verf. abweichend von andern nicht Borneo, sondern Java von einer starken Flotte angreifen läßt (S. 612); obgleich Borneo den chinesischen Schiffen näher liegt, so kann doch auch Java gedacht werden, da sich der Verf. auf Raschideddin stützt und Java die goldreiche Insel zu seyn scheint, welche die Habsucht des Kublai anfachte. So ist nun in diesem ersten Bande die Herrschaft der Mongolen über Ostasien beendigt; für den folgenden bleiben die Schicksale Westasiens, besonders Persiens, seit Dschinkischan zu beschreiben übrig, und wir sehen diesem Bande mit desto größerer Zuversicht entgegen, je mehr dieser Theil der mongolischen Geschichte aus den arabischen und persischen Quellen, auf die sich der Verf. stützt, erklärt und berichtigt werden kann. Zuletzt sind S. 677-719. einige längere Notizen aus den Quellen des Verf. wörtlich übersetzt, um die Angaben des Textes näher zu beleuchten.

Amsterdam.

Verhandeling van den Heer Willem de Clercq, ter beantwoording der vraage: Welken invloed heeft vreemde lettererkunde, inzonderheid de italiaansche, spaansche, fransche

en duitsche, gehad op de neederlandsche taal en letterkunde, sints het begin der vyftiende eeuw tot op dezen dagen? Met den gouden eerenpenning bekroond en uitgegeven door de tweede Klasse van het koninklyk nederlandsche instituut van wetenschapen, letterkunde en schoone Kunsten. 1824. 331 Seiten in Quart.

Diese von dem Königl. Niederländischen Institute der Wissenschaften, der Litteratur und der schönen Künste gekrönte Preisschrift würde als eine litterarische Merkwürdigkeit unsre Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie auch nicht des Preises, den sie erhalten hat, vollkommen würdig wäre. Der Verfasser ist kein Gelehrter von Profession, wie man zu sagen pflegt. Es ist derselbe geistvolle Kaufmann, Hr. de Clercq zu Amsterdam, der durch sein Dichtertalent als Improvisator in seinem Vaterlande Aufsehen erregt hat, auch in Deutschland schon durch öffentliche Blätter bekannt geworden ist, übrigens an der Spitze eines geachteten Handelshauses in seinen bürgerlichen Geschäften sehr thätig ist, und seine Erholungsstunden den Studien widmet, quae juventutem alunt, senectutem delectant. Eine reife und schöne Frucht dieser Studien ist die vor uns liegende Abhandlung über den Einfluß der ausländischen Litteratur auf die niederländische. Daß der Verfasser seines Stoffes vollkommen mächtig war, hat er durch die ganze Abhandlung bewiesen. Ausgebreitete Sprachkenntniß, mannigfaltige Belesenheit in der deutschen, französischen, italiänischen, spanischen und englischen, auch in der alten classischen Litteratur, ein anspruchloses, aber feines und sicheres Urtheil, und eine verständige Ruhe, die allen Parteygeist von sich abweiset, aber mit warmem Vaterlandsgefühle verbunden ist, machen diese Preisschrift zu einem der schätzbarsten Beyträge zur Geschichte der neuern Litteratur. Gern hat der Recensent auch eine ihn

betreffende Belehrung aufgenommen, die sich auf ein vor mehreren Jahren gefälltes Urtheil über den holländischen Dichter Vondel bezieht, ob man gleich eben nicht genöthigt ist, diesen trefflichen Dichter mit Shakespeare in eine Linie zu stellen, wenn man auch seinem Schatten ein Unrecht abbittet, das man sich gegen ihn hat zu Schulden kommen lassen. Klar ist dem Recensenten nun auch geworden, daß er vorher von dem Einflusse der französischen Poesie auf die holländische des siebenzehnten Jahrhunderts unrichtige Begriffe hatte. Aber die Zeit, da die holländische Litteratur in Deutschland wieder der Aufmerksamkeit gewürdigt werden wird, die sie verdient, scheint noch nicht so nahe zu seyn, daß wir uns hier eine in alles Einzelne eingehende Anzeige des Inhalts der Abhandlung erlauben dürften. Zweckmäßig hat der Verfasser auch den Lesern in seinem Vaterlande die Uebersicht des Ganzen durch eine vorangeschickte summarische Zusammenstellung der Resultate seiner ausführlicheren Untersuchungen erleichtert. Der Verfasser wirft zuerst einen Blick auf die Geschichte der Poesie und der schönen Litteratur im Allgemeinen, um zu zeigen, worauf man vorzüglich zu achten hat, wenn man in der Litteratur einer Nation einen Nationalcharakter erkennen und das Eigenthümliche in ihr von dem Angenommenen absondern will. Dann folgen einige feine und treffende Bemerkungen über das Eigenthümliche der orientalischen Poesie, der alten griechischen und römischen, und der romantischen des Mittelalters. Durch diese Bemerkungen bahnt der Verfasser sich den Weg zu der neuern Litteratur. Er benützt diese Gelegenheit, um sogleich im Allgemeinen die irrigen Vorstellungen zu berichtigen, die man in andern Ländern sich von der niederländischen Nation und ihrer Litteratur macht. Auch was man von der Armuth dieser Litteratur zu sagen pflegt,

sey irrig. Wenn es nur auf die Menge von Schriften, besonders von Gedichten, ankomme, so habe die niederländische Literatur sich eher über Ueberfluß, als über Armuth zu beklagen. Aus dem Handelsinteresse, das in den Niederlanden von jeher das herrschende gewesen ist, habe man auch sehr einseitige Schlüsse zum Nachtheile des poetischen Geistes der Niederländer, besonders der eigentlichen Holländer gezogen. Es liege in der Natur der Sache, daß der Handelsgeist im Ganzen den Wissenschaften, besonders den unmittelbar gemeinnützigen, günstiger sey, als den schönen Künsten; aber man müsse auch andere Dinge in Betrachtung ziehen, wenn man das Verhältniß des Geistes einer Nation zur Poesie beurtheilen wolle. Besonders wichtig erscheine hier, was die Religion bey einem Volke vermag. Wärme und Innigkeit des religiösen Gefühls sey dem niederländischen Volke von jeher eigen gewesen. Besonders habe sich dieß seit dem Ausbruche der großen Kirchenreformation gezeigt. Das niederländische Volk, so weit es zum Protestantismus übergegangen, verdanke die Reform seines Glaubens und seiner Kirchenverfassung ganz und gar sich selbst, nicht der Autorität und den Einflüssen fürstlicher Gewalt. Bey allen politischen Bewegungen und Unruhen im Innern des Landes, das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert hindurch, habe das religiöse Interesse mitgewirkt. Ein andres Element des niederländischen Charakters sey eine nicht schwärmerische, nicht wilde und stürmische, aber innige und immer rege Vaterlandsliebe; ein ausdauerndes Interesse für alles, was das öffentliche Wohl befördert und der Nation Ehre macht. Nationales Freyheitsgefühl sey von dieser Vaterlandsliebe unzertrennlich. Dazu komme noch entschieden Liebe zu häuslichen Freuden, und Achtung häuslicher Tugenden. Aus diesen Gefühlen sey die niederländische Poesie entquol-

ken. In ihnen muß man die Anfangspunkte derjenigen Art von Begeisterung suchen, die den niederländischen Dichtern eigenthümlich ist. Was die den edlern Gefühlen entgegenwirkende Gewinnsucht betrifft, die man den Holländern vorwirft, sagt der Verfasser: "Wenn wir das Geld lieben, so lieben wir das Geld, das uns zukommt. Wer in unserm Lande geachtet seyn will, muß verdientes Brot essen." Aber, fährt er fort, man müsse sich auch nicht verhehlen wollen, daß das niederländische Volk im Ganzen sich weniger lebhaft, als einige andre Nationen, für das Schöne in der Litteratur und Kunst interessire. Die Poesie habe bey den Niederländern nur so lange eines gewissen öffentlichen Ansehens genossen, als Dichter wie Spieghel, Hooft, Cats und Huygens, angesehne öffentliche Aemter bekleideten. Sehr nachtheilig habe auch auf die öffentliche Meinung bey einem dem Protestantismus eifrig zugethanen Volke wirken müssen, daß sein größter Dichter, Vondel, den Protestantismus abschwor, und zur alten Kirche zurückkehrte. Der strenge Calvinismus der herrschenden Partey im Staate habe überhaupt der Phantasie die Flügel gelähmt. Besonders nachtheilig sey diese Denkart der dramatischen Poesie geworden. Man hat die Schauspielkunst seitdem immer unter einen falschen Gesichtspunkt gestellt. Darum sey das holländische Theater noch nicht geworden, was es nach Vondel hätte werden können. Da nun der Dichtkunst die freyeren und kühneren Ausflüge in das Reich der Phantasie untersagt waren, zog sie sich mehr in die Schranken der wirklichen Umgebungen des Dichters zurück, bezog sich mehr auf merkwürdige Ereignisse im öffentlichen und häuslichen Leben. Daher in der holländischen Litteratur die Menge von Gelegenheitsgedichten, die unter diesem Namen in übeln Ruf gekommen, aber darum doch nicht zu verachten sind. Unsittliche Spiele des Witzes und

der Phantasie stritten zu sehr gegen die herrschende Rechtlichkeit, als daß sie in der nationalen Litteratur hätten aufkommen können. Und alle diese der niederländischen Poesie und Litteratur überhaupt und besonders der holländischen eignen Charakterzüge, sagt der Verf., blieben in allen Perioden, die sie durchlaufen hat, auch unter den Einflüssen der fremden Litteratur unausgelöscht. Der Verf. nimmt sieben dieser Perioden an. Erste Periode, vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des sechszehnten. Ueber das funfzehnte Jahrhundert hinaus wagt der Verfasser nicht zurück zu gehen, weil sich bis jetzt noch keine sichere Spuren von altromantischer Ritterpoesie, der Deutschen aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts ähnlich, in der niederländischen Litteratur nachweisen lassen. Dem Recensenten ist auch nicht wahrscheinlich, daß fortgesetzte Nachforschung in den alten Handschriften zu neuen Entdeckungen dieser Art führen werde. In dem eigentlichen Holland konnte sich kein solches Ritterthum, wie in Deutschland, gestalten, weil das Land selbst durch mühsamen Kunstfleiß großen Theils erst geschaffen werden mußte, und durch seine ganze Lage eine Cultur nothwendig machte, die von der Fischerey, der Schiffahrt, und den bürgerlichen Gewerben ausging. In Flandern und Brabant, wo die niederländische Poesie zuerst aufblühte, waren freylich die äußern Verhältnisse nicht so dem Geiste des Ritterthums entgegen; aber der Geist des städtischen Lebens und der Bürgerlichkeit scheint auch dort seit der ersten Cultur des Landes schon um die Zeit der herrschende gewesen zu seyn, da im südlichen Deutschland unsre Ritterpoesie, wetteifernd mit der provenzalischen, so kräftig aufblühte. Wenn also auch gewiß ist, daß die niederländische Poesie in ihrer ersten Periode nicht, wie die altromantische der Deutschen, durch Nachahmung der Trou-

badours sich entwickelt hat, so muß doch zugestanden werden, daß sie keinen sonderlich poetischen Anfang genommen hat. Von Flandern ging die erste Bildung der niederländischen Poesie aus. Dort entstanden zuerst die Redekammern oder Rednergesellschaften, deren Mitglieder, die sich Rederykers oder Rhetoriker nannten, als die ersten niederländischen Dichter aufgeführt werden. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß diese Institute auf dieselbe Art, wie ähnliche in den benachbarten französischen Provinzen, entstanden sind, und sich nicht etwa nur nach französischen Mustern gebildet haben. Er urtheilt aber über diese sogenannten Rhetoriker nicht günstiger, als andre Kritiker vor ihm, ungeachtet des wichtigen Einflusses, den die Redekammern auf die öffentliche Denkart, besonders beym Ausbruche der Kirchenrevolution, erhielten. Ihre dramatischen Versuche und Satyren blieben roh. Doch zeichnet sich unter den flamändischen Dichtern besonders Maerlant durch poetischen Geist und Sprachkunst aus. Mit ihnen endigt auch der Antheil, den die südlichen Provinzen an der Fortbildung der niederländischen Litteratur genommen haben. Die Poesie in der Landessprache zog sich mit den Redekammern über die Schelde nach der Amstel. Der holländische Dialekt wurde Sprache der Litteratur. Aber die Redekammern arteten in Amsterdam und den benachbarten Städten immer mehr aus. Auch die Sprache wurde durch sie verderbt. Zweyte Periode. Von den Jahren gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, da die Niederländer das spanische Joch abwarfen, bis auf den Dichter Hooft, der in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in Italien gewesen war, und der holländischen Poesie eine ihr bis dahin unbekannte Anmuth gab. Die alte classische Litteratur verbreitet sich in Holland. Die Dichter Coornhert, Spieghel und Visscher bilden in verschiedenen Richtungen

und in kurzer Zeit den damals noch rohen holländischen Dialekt zu einer Sprache um, die eines vollkommen dichterischen und prosaischen Ausdrucks fähig wird. Sie ahmen die alten Classiker nach, aber nicht unbedingt, und, wie der Verfasser sagt, mit ursprünglicher Kraft. Von Nachahmung irgend einer neuern Litteratur ist in der holländischen noch nicht die Rede. Dritte, nur kurze, aber folgenreiche Periode, von Hooft bis auf Vondel um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, da durch den Frieden zu Münster die politische Selbstständigkeit der vereinigten niederländischen Provinzen anerkannt wurde. Hooft, den der Verfasser an die Spitze dieser Periode stellt, war noch früher gestorben. Um dieselbe Zeit wurde auch Cats, ein angesehener Staatsmann zu Dordrecht, Stifter einer nationalen Schule, die mit der des gelehrten Hooft, des Drosten von Muiden, verwandt ist. Hooft, den der Verf. sehr hoch stellt, während andere holländische Kritiker ihm einen untergeordneten Platz anweisen, hauchte der holländischen Poesie italiänische Grazie ein, aber mit altnationaler Herzlichkeit. Auch die Prosa gewann durch ihn, nach des Verfassers Urtheil, eine Kraft, die sie in den folgenden Jahrhunderten nicht wieder erreicht hat. Mit Vondel, dem größten unter den holländischen Dichtern, fängt der Verf. das vierte Zeitalter an, das bis gegen das Jahr 1710 reicht; zugleich das glänzendste des holländischen Nationalruhms, als die neue Republik eine der größten Rollen in der politischen Geschichte von Europa spielte, und ihre Flagge auf allen Meeren herrschte. Vondel, dessen Genie besonders im dramatischen Fache glänzt, war, wie der Verf. umständlich zeigt, nichts weniger als Nachahmer der französischen Dichter seiner Zeit. Die einzigen Muster, denen er huldigte, waren die alten classischen. Aber auch von diesen abstrahirte er doch keine Regeln, an die er sich ge-

bunden glaubte. Kühn erfindend und freysinnig seine Erfindungen ausführend, ging er seinen Weg für sich, und verdunkelte in seinen Vaterlande alle übrigen Dichter. Nur als Gelehrter und als Mann von Geschmack stand er, nach dem Verfasser, unter Hooft. Aber in seiner Schule artete auch die Kraft seiner Dichtungen bald in Schwäche aus; und in seinem Alter mußte er noch erleben, daß die französischen Lehren im Geiste des Zeitalters Ludwigs XIV. auch in Holland sich verbreiteten. Gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts hatten die französischen Begriffe von Regelmäßigkeit schon so tiefe Wurzeln in der holländischen Litteratur geschlagen, daß nun wirklich der alte Nationalgeschmack in der Poesie dem französischen weichen mußte. In der Prosa blieb Brandt, der Dichter und Geschichtschreiber, noch am mehrsten dem Style Hooft's treu. Läugnen lasse sich indessen nicht, daß dieser in seinem Vaterlande mit Recht gefeyerte Schriftsteller Veranlassung zu einer gewissen Weichlichkeit und Gesuchtheit des Styls gegeben habe. Fünftes Zeitalter, ungefähr von 1710 bis 1760. Mit dem Nationalruhm der niederländischen Republik sank auch ihre Litteratur. Die hochsinnige Denkart der Vorfahren wich immer mehr kleinlicher Politik. Auch der nationale Erwerbfleiß wirkt nicht mehr so ins Große. Die sinkende Litteratur wurde ganz nach der französischen geformt. Dichter wie Poot und Hoogvliet, obgleich Männer von vorzüglichem Talent, zeichneten sich doch auch mehr durch Bildung, als durch Kraft und Eigenthümlichkeit, zu ihrem Vortheile aus. Im Ganzen der damaligen holländischen Litteratur herrschte ein knechtischer Nachahmungsgeist, der um den Preis französischer Feinheit buhlte. Sechste Periode. Um das Jahr 1760, sagt der Verfasser, fing der Volksgeist an, sich wieder ein wenig zu heben. Die holländische Litteratur wurde von neuem aufgeregt

durch Uebersetzungen aus dem Englischen. Zeitschriften erweckten im größern Publicum eine neue Leselust. In den Werken des Friesländers van Haren finden wir wieder Kraft und nationale Eigenthümlichkeit. Auch das politische Selbstgefühl der Nation hob sich merklich wieder seit dem Kriege mit England, besonders seit dem Seetreffen bey Doggersbank. Die Poesie wurde wieder Sprache des Herzens. Aber auch die große Veränderung, die sich indessen in der deutschen Litteratur ereignet hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die holländische. Eine Ueberspannung des Gefühls, das bey den Deutschen in die Mode kam, wurde auch von einigen holländischen Dichtern nachgeahmt. Dazu kamen gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die aus Frankreich eingedrungenen Grundsätze der revolutionären Politik, die sich auch in Deutschland verbreitet hatten. Hier fängt, nach dem Verfasser, die siebente und neueste Periode der niederländischen Litteratur an. Die Republik wurde nach französischen Grundsätzen revolutionirt, dann durch den französischen Machthaber, der halb Europa von sich abhängig machte, zu einem monarchischen Staate umgeformt, endlich gar dem monströsen Kaiserreiche einverleibt. Alle diese Umstände wirkten zusammen, ehe noch durch die Stiftung des neuen Königreichs der vereinigten Niederlande auch die vorhin republicanischen nördlichen Provinzen wieder eine politische Bedeutung erhielten, die Geistesthätigkeit mannigfaltig aufzuregen, und selbst unter dem schweren Drucke der Zeit das Vaterlandsgefühl, das durch die fremde Tyranney vernichtet werden sollte, von neuem empor zu treiben. Seit dieser Zeit strebt die holländische Litteratur wieder, freyer, als seit langer Zeit, sich noch ein Mal durch sich selbst fortzubilden, und von der ausländischen mehrerer Nationen Vortheil zu ziehen, ohne sich eine besonders zum Vorbilde zu wählen. Bis zu

dieser letzten Periode hat der Verfasser die Geschichte der Litteratur seines Vaterlandes durch die Werke aller vorzüglich bemerkenswerthen poetischen und prosaischen Schriftsteller begleitet. Die Abhandlung ist dadurch die geistvolleste und lehrreichste unter allen dem Recensenten bekannt gewordenen Abrissen dieser Litteratur geworden. Ueber die noch lebende Dichter und Schriftsteller, in deren Werken die holländische Poesie von neuem aufblüht, erlaubt sich der Verfasser nur andeutende Urtheile. Er erwähnt ihrer in allgemeinen Ausdrücken mit lebhafter Achtung und Dankbarkeit. Ueber das Verhältniß, in welchem die holländische Litteratur jetzt zu der deutschen steht, urtheilt er nicht so zum Lobe der neuesten deutschen Litteratur, wie wir wünschen müßten, wenn nur alles ohne Grund wäre, was er von den ungeheuren Verirrungen des Verstandes und des Geschmacks sagt, zu denen so viele deutsche Dichter und Schriftsteller seit der Verbreitung der Philosophie des neuen Absolutismus auf der einen Seite und einer verwilderten Romantik auf der andern, sich hinreißen lassen. Aber ein so vorurtheilfreyer Kopf, wie der Verfasser, konnte auch nicht in die paradoxen Invectiven einstimmen, durch die der berühmteste unter den jetzt lebenden holländischen Dichtern seinen Zorn über die deutsche Nation und ihre Litteratur ergießt; worüber man in Deutschland freylich nur lacht, auch wenn man übrigens diesen Dichter mit Achtung nennt. Zum Beschlusse dieser Anzeige müssen wir nur noch hinzufügen, daß der Verfasser durch diese Abhandlung sich selbst einen Platz unter den vorzüglicheren holländischen Prosaisten erworben hat. Anziehend ohne allen Prunk, immer einfach, klar, gedankenvoll und bestimmt, trägt seine Prosa das Gepräge einer musterhaften Bildung.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.
Den 14. May 1825.

Breslau.

Bey Jos. Marx u. Comp.: Geschichte des Ostgothischen Reichs in Italien von J. C. F. Manso. S. XIV u. 490. 1824 in Octav.

Als vor funfzehn Jahren das französische Institut die Preisfrage, welche die Ostgothen betraf, aufgab, so hielt der Verfasser des vorliegenden Werks, laut der Vorrede, dafür, daß darin Manches in Bezug auf die Geschichte dieses Volksstammes unberührt geblieben sey, welches gleichwohl eine genauere Nachforschung verdiene, weßhalb er bereits damahls den Entschluß faßte, die Geschichte der Ostgothen in einem größern Umfange und in einer fortlaufenden zusammenhängenden Erzählung zu bearbeiten, wie er denn diese hiermit den Lesern darbiethet.

Unter den in Paris um den Preis in jener Zeit werbenden Schriften erwähnt er in der Vorrede besonders diejenige, welche damahls von hier ausging, und äußert sich über dieselbe und deren Verfasser unter Anderm also: Obwohl in unsern Tagen nicht mehr Sitte ist, seinen Vorgän-

gern Etwas zu verdanken, am Wenigsten was man ihnen schuldig ist, zu bekennen; so glaube ich doch von ihr mich entbinden zu dürfen, da meine eigene Bildung in eine Zeit fällt, der diese Sitte fremd war; — wird aber mein Vorgänger und werden dessen Urtheile nicht häufiger und nahmentlich in dem Werke selbst angeführt, so ist die Ursache keine andere, als weil man bey Benutzung derselben Quellen, zu denselben Ergebnissen kommt."

Hierauf antwortet der Verf. jener Preisschrift, er gebe gern zu, daß noch andere Fragen die Ostgothen betreffend aufgestellt werden konnten, daß ihm jedoch diejenigen, welche das Institut aufgegeben hatte, die wichtigsten scheinen, die man, während der Herrschaft dieses Volks in Italien, aufwerfen konnte. Das allgemeine Urtheil eines einsichtsvollen Nachfolgers ist sowohl ehrend als genügend, wiewohl eine alte abgekommene Sitte jeden Dritten leichter in den Stand setzte zu beurtheilen, was man dem Vormanne und dem Nachfolger im Einzelnen zu verdanken habe, indem man zufolge dieser, nebst Anführung der Quellen, des Vorfahren Schrift anführte, in welcher zuerst darauf war verwiesen worden.

Wir sind weit entfernt diese pedantische Ueberladung der Anmerkungen zu empfehlen; wenn das Ganze, wenn die Wissenschaft gewinnt, soll mit Recht kleinliche Eitelkeit verstummen. Billig aber soll eines Jeden Thätigkeit nach dem Stande der Wissenschaft beurtheilt werden, wie er war, als er sie äußerte. Oft kann im Verlauf einer sehr kurzen Zeit durch Andere ein Licht verbreitet werden, das dem Vormanne abging, dessen der Nachfolger sich zu erfreuen hatte. Wie oft hat sich schon im Verlauf eines Jahrzehnds die ganze Ansicht einer Wissenschaft geändert.

Als jene Frage in Frankreich aufgeworfen ward, fing sich in Deutschland ein Geist zu regen an, der

auf die Ergründung des Eigenthümlichen des Mittelalters gerichtet, sich bemühte, diese Zeit wieder zu der Werthschätzung zu erheben, die ihr durch Anmaßung und Eigendünkel der Lebenden genommen worden war. Dieß schien um so verdienstlicher, da die Gegenwart damahls so schmachvoll für die Deutschen Stämme war, und man von der Begeisterung Manches hoffen durfte, die durch eine, wenn auch verschönerte Darstellung erhabener Gestalten einer großen Vergangenheit bewirkt werden konnte. Andere hielten dagegen um so fester an dem neuen damals üblichen Wortkram, und an der Vermessenheit, die ziemlich verbreitet war, durch Worte und Begriffe allein das Vortrefflichste im Leben zu gestalten; hierauf aber entstanden sofort Parteyen, die das friedliche Geschäft in Krieg umwandelten.

Aber selbst die Ueberschätzung des Mittelalters, die von unwissenden Jüngern nach und nach bis zum Lächerlichen gesteigert wurde, hat dem Fleiße, der auf dessen wahre Würdigung gerichtet war, keinen Eintrag gesehen. Viele der Vortrefflichsten unter uns sind dadurch nicht abgehalten worden, ihre Kräfte immer mehr diesem Gegenstande zuzuwenden, so daß in dieser jüngsten Zeit mehr, als in den vorhergehenden Jahrhunderten, die gerechte Würdigung und die wahre Kenntniß des Mittelalters in Bezug auf dessen bürgerliche, sittliche, wissenschaftliche und Kunst-Bestrebungen gewonnen hat. Niemand wird es jetzt wagen, wenn er anders nicht den völlig Unwissenden beygezählt seyn will, über diese Zeit so frech und verhöhnend abzusprechen, als es vor funfzehn oder zwanzig Jahren noch sehr gewöhnlich war. Wer indeß auch nie solcher Verirrung sich schuldig gemacht hatte, der hat doch aus den vortrefflichen Bemühungen Anderer manche seiner frühern Versuche und Behauptungen berichtigen gelernt. Der Verf. dieser An-

zeige ist emsig auf diese Weise, mit der Berichtigung früherer Versuche in den letzten Jahren beschäftigt gewesen, und er ist es noch.

Zwar hielt er dafür, daß fernere Untersuchungen über die Ostgothen nicht den Ertrag gewähren würden, den andere, über die verschiedenen wandernden Deutschen Stämme in jener Zeit gewähren könnten; die Erstlinge seiner Versuche dieser Art finden sich in den commentt. soc. reg. scient. Gotting. recentior. Vol. II. III. V. Nach der Beruhigung politischer Stürme und Kämpfe, die verschiedentlich auf Alle wirkten, entfremdete ihn jedoch ein günstiger Zufall der Verfolgung der Geschichte der übrigen wandernden Deutschen Stämme, die in das weströmische Gebiet eindrangen. Der Zutritt zu den Archiven mehrerer der vormahligen und der noch vereinten angesehnern Hanse-Städte ward ihm verstattet, um welchen er vor etlichen zwanzig Jahren vergebens sich bemüht hatte. Mit der neuen Gestaltung der Dinge, verschwand die frühere Aengstlichkeit, welche ihm diese Schätze unzugänglich gemacht hatte. Deren völlige Benutzung ward aber bald so schwierig befunden, daß sie alle seine ihm frey bleibende Zeit schon seit mehreren Jahren in Anspruch genommen hat, und noch einige der folgenden in Anspruch nehmen wird, bevor er die mehr gereiften Früchte seinen gelehrten Landsleuten wird vorlegen, und dem früher von ihm gewagten Versuche einer Geschichte dieses Bundes die größere Vollendung geben können. Um so lieber aber hat er andern angefangenen Untersuchungen entsagt, die mit gleichem und größerm Glück von Andern verfolgt werden können, da die darauf sich beziehenden, wenn gleich mangelhaften Quellen Allen gleichmäßig zu Gebothe stehen, während vielleicht Niemand wieder vom Zufalle so begünstigt und so bereit seyn wird, alle die erforderliche Mühe darauf zu wenden und den großen

Aufwand zu machen, um die Geschichte der Deutschen Hanse in ihr wahres Licht zu stellen. Die Nachrichten aber über den Bund, der doch so folgereich für unser Vaterland so wie für einen großen Theil Europas war, sind, was vollends die urkundliche Grundlage betrifft, so unvollkommen, daß die unter uns früher bekannt gemachten Urkunden meist dem Ungestaltetsten zu vergleichen sind, was man in der Art besitzt. Beschränken muß man sich aber um so mehr, wenn es auf ein so weitschichtiges Unternehmen abgesehen ist, dessen Gelingen auch davon abhängt, daß die Tage hereinbrechen können, von denen wir sagen sie gefallen uns nicht, oder die Nacht, die aller Thätigkeit diesseits ein Ende macht.

Dies fremdartige Zwischenschiebsel werden die Leser dieser Blätter verzeihen, da es allein zur Absicht hat, zu zeigen, in wie fern der Verf. dieser Anzeige ein allgemeines Urtheil, wie es unsere Blätter allein zulassen, über die vorliegende Schrift abzugeben etwa im Stande sey, und daß er bereits lange den Ansprüchen entsagt hat, ähnliche Untersuchungen selbst zu verfolgen.

In dieser anzuzeigenden Geschichte der Ostgothen liegen jedem kundigen Leser die Beweise vor Augen, daß ihr Verfasser die Forderungen, die an ein solches Unternehmen gemacht werden, völlig zu befriedigen im Stande sey. Bekanntschaft mit den Quellen, muthige Entsagung wegen des Ekels der Sprache, worin die uns zugekommenen ältesten Nachrichten abgefaßt sind, Kenntnisse, um die dunkeln Stellen derselben zu erklären, richtige Beurtheilung der Aussagen der Zeitgenossen oder der zunächst Folgenden, eine verständige Prüfung endlich der Begebenheiten selbst, Bekanntschaft mit den vorhergegangenen und den folgenden Zuständen, das Ganze aber deutlich und in richtiger Sprache vorgetragen: diese Eigenschaften des Verfassers wird der

Unterrichtete nicht verkennen. Durchdrungen von diesen Vorzügen möchte man vielleicht wünschen, daß er seine Untersuchungen andern Deutschen Stämmen zugewandt hätte, die durch die Folge der Begebenheiten einflußreicher geworden, über deren Wesen wir theilweise noch weniger unterrichtet sind, über welche zum Theil die Quellen reichlicher fließen.

Im Ganzen die Sache betrachtet wird man, was die Gegenstände betrifft, welche das französische Institut berührt hatte, durch diese Schrift eben zu keinen neuen oder besonders bedeutenden Aufschlüssen gelangen, als die sind, welche bereits zuvor bekannt waren. Die Hinzufügung einer oder der andern Stelle aus den Quellen als Beleg, da der Vorgänger mit den entscheidendern sich begnügte, die Abweichung in diesem oder jenem Puncte, eine andere Auslegung dieser oder jener Beweisstelle, wird im Ganzen Nichts ändern; der Verf. dieser Anzeige, um dem Schein einer Rechthaberey zu entgehen, und bekannt mit der Einrichtung dieser Blätter, welche ein solches Eingehen in das Einzelne nicht verstatten, kann sich hier nicht darauf einlassen, seine etwa verschiedene Ansicht, wo es ihm sonst thunlich scheint, zu vertheidigen.

Eigen dem Verf. und fremd der Pariser Aufgabe ist gleich voran die genaue Bezeichnung der Grenzen der Herrschaft Theodorichs über mehrere Länder außer Italien, die Angabe des Wechsels der darin im Verlauf der Zeit eingetreten ist, und die Entwickelung der Verhältnisse der Ostgothen zu andern damahligen Völkern und Königen. Es ist diese Untersuchung mit großer Kenntniß der damahligen Lage der Dinge mit Hülfe der sorgfältigsten Benutzung der Quellen angestellt, und möchten wir diesen Theil für einen der vorzüglichsten des ganzen Werks halten, der zugleich das meiste

[...]ene enthält. Die Beschreibung des Kriegs zwischen den Gothen und den Griechen bis zu dessen Ende war gleichfalls in Frankreich nicht begehrt worden, man findet sie hier mit gleichem Fleiße bearbeitet; aber da im Allgemeinen diese Begebenheiten, der Ausgang des Kampfs und auch die Ursachen, die ihn herbeyführten, nicht unbekannt waren, und da man im Einzelnen meist auf Procops Erzählung beschränkt ist, dieser aber als Parteymann etwas verdächtig bleibt, auch oft dem Leser Dinge zu glauben zumuthet, bey denen man etwas stutzt, so ließen sich weniger große und neue Aufschlüsse hier erwarten.

Unser Verf. erinnert mit einigem Rechte, daß, wenn man sich streng an die Pariser Aufgabe habe halten wollen, die Verfassung und innere Einrichtungen der Ostgothen etwas in den Schatten hätten kommen müssen. Leider aber findet der Leser auch in diesem Werke wenig Auskunft darüber, weil es eben an Nachrichten fehlt. Hätte es Cassiodor gefallen, statt seiner vermeintlich schönen, schnörkelhaften, aber den größten Ekel erregenden Wohlrednerey uns Nachrichten dieser Art vornehmlich zu geben, wonach Jeder gern forschen wird; wie dankbar würden wir seyn!

Es ist der Preisschrift früher vorgeworfen worden, daß darin der frühern Geschichte der Gothen keine Erwähnung geschehen, allein davon war ja in der Aufgabe gar keine Rede; in einem Werke aber, das die ganze Geschichte der Ostgothen umfassen soll, erwartet man diese Belehrung mit mehr Recht, und da die Ostgothen hinwiederum nur ein Theil des Volks der Gothen sind, so hätte man deren frühere allgemeine Geschichte, ihren Ursprung u. s. f. gewiß dankbar von einem so sorgfältig prüfenden Forscher aufgenommen, wenn er so weit als möglich rückwärts sie verfolgt hätte. Fabel, Dichtung,

Sage, Wahrheit von einander gehörig hier zu trennen, bleibt eine sehr wichtige Aufgabe, unser Verf. hat sich aber in diesem Falle einer unerwarteten Kürze befleißigt, und diese Fragen, die sich auf den Ursprung der Gothen überhaupt beziehen, kaum berührt.

Ueber das Verhältniß der römisch-katholischen Kirche zu den Gothen ist das Nöthige beygebracht, Manches weitläuftiger, als in der Preisschrift, auf die frühern Verhältnisse ist mehr Rücksicht genommen worden, welches sehr zu loben, Beyde sind jedoch in den letzten Folgen übereinstimmend. Man wünschte gewiß sehr über die innere Verfassung der Arianischen Kirche, wie sie bey den Ostgothen in Italien war, genau unterrichtet zu seyn, indem daraus sich wahrscheinlich noch mehrere Aufschlüsse ergeben würden. Der Verf. dieser Anzeige hat zu seiner Zeit mit großem Eifer darnach geforscht, es hat ihm nicht gelingen wollen ein treues Bild davon sich zu verschaffen, auch in dem vorliegenden Werke wird man vergebens darnach suchen. Die Ursache ist, weil die Quellen versiegen, und es immer gewagt bleibt, aus der Einrichtung der Arianischen Kirche, wie wir sie in andern Ländern kennen, die Uebertragung auf die Ostgothische in Italien so fort zu machen.

Außer der äußern und innern Geschichte, worin dieß Werk zerfällt, sind demselben mehrere Beylagen hinzugefügt, welche dasjenige, was in Jenen kurz vorgetragen worden war, weiter zum Theil ausführen, oder die aufgestellten Sätze rechtfertigen.

Die achte Beylage über die Aemter, zur Erläuterung der sogenannten Formeln beym Cassiodor, ist die weitläuftigste und mehrere neue Forschungen enthaltend; keine dieser Beylagen kann als entbehrlich betrachtet werden.

Die dreyzehnte und vierzehnte enthalten: Athalarici Gothorum regis edictum universale und Desselben edictum in Simoniacos aus Cassiodor abgedruckt von unserm Verf. mit erläuternden lateinischen Anmerkungen versehen; den Schluss macht der Abdruck der schwülstigen und oft deshalb sehr dunkeln Lobrede des Ennodius auf Theoderich nach der Sirmondischen Ausgabe, gleichfalls mit Anmerkungen und einem Lateinischen Vorworte versehen. Bey dem Abdrucke dieser drey Aufsätze sind Handschriften verglichen worden, die aber, nach den bemerkten verschiedenen Lesearten zu urtheilen, Nichts zur Verbesserung des Textes beytragen. Desto schätzbarer sind unsers Verf. Anmerkungen, die theils auf dessen Berichtigung, theils auf die Erklärung der Dunkelheiten in demselben sich beziehen, theils auf dessen Bedeutung aufmerksam machen.

Es ist ein Gerücht im Umlauf, daß Cassiodor oder doch dessen variae in die neue Sammlung der ältern Schriftsteller für die Deutsche Geschichte würden aufgenommen werden; wenn nun nicht bereits ein anderer Bearbeiter für diesen Zweck aufgefunden ist, so würde, wenn man den hier aufgewandten Fleiß betrachtet, Jeder in den Wunsch leicht einstimmen, daß unser Verf. sich dem Geschäfte unterziehen möge.

In der Vorrede wird, außer den bekannten ältern, als Quellen zu benutzenden Schriften, Schlossers Weltgeschichte angeführt, welcher unser Verf., nach seiner Aeußerung, mehrere Nachweisungen und nützliche Winke verdankt, wie sie ihm auch Andere in andern Theilen der Geschichte verdanken würden; er hält dafür: S. werde sich durch diese stille Anerkennung seines Verdienstes, wegen des Schweigens der meisten unserer litterarischen Blätter über seine Verdienste, entschädigt

halten. Woltmanns Rednerey über Theodorich wird gleichfalls gedacht mit gerechten Zweifeln über die Wahrhaftigkeit seiner Darstellung: aber gehört dieser Geschichts-Staffierer, um mit Schlözer zu reden, in diese Gesellschaft? Auffallend könnte es scheinen, besonders wenn man nicht über die Vorrede hinauskommt, daß hier v. Savignys Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter und andere Aufsätze von demselben in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin nicht erwähnt werden, wodurch gleichwohl im Allgemeinen mehr Aufschlüsse, als durch alle übrigen Schriften in Beziehung auf die neu sich bildenden Gemeinwesen gewonnen worden sind. Aber in dem Werke selbst sind diese Hülfsmittel nicht unbenutzt geblieben, es sind die Verdienste anerkannt worden; welcher Unterrichtete könnte sie übersehen? Der Verf. dieser Anzeige hat deren Benutzung zu seiner Zeit entbehrt, weil sie damahls noch nicht erschienen waren, die wesentlichsten Berichtigungen sind ihnen zu verdanken. Wenn die Worte bina und terna aus Cassiodor und andern Quellen der Ostgothischen Geschichte nicht befriedigend erklärt werden können, wenn es seine Richtigkeit hat, daß man nicht immer aus der frühern Bedeutung solcher Ausdrücke schließen kann, in einer spätern Zeit sey dasselbe damit bezeichnet worden; so scheint uns doch, daß die Erklärung dieser Worte durch v. S. den Vorzug vor der von M. hier gegebenen, verdiene.

Des Verf. Schreibart ist bekannt; den Reiz, den er einem Theil der neuern Geschichte durch die geschickte Wahl und Zusammenstellung der Begebenheiten mitgetheilt hat und mittheilen konnte, wird man hier vermissen, da die vielen einzelnen Nachrichten fehlen, die erforderlich sind, um der Darstellung einen gleichen Zauber zu verleihen.

Dieserhalb wird die Geschichte der Ostgothen immerhin mehr ein Gegenstand für forschende Gelehrte bleiben, als zu einem Geschichtswerke zu verarbeiten seyn, dessen alle Gebildete sich erfreuen möchten. Aus diesem Gesichtspuncte die Sprache betrachtet, hat sie dem Rec. — dessen Gefühl von Andern vielleicht nicht getheilt wird — zuweilen zu weich, an das Süßliche hinstreifend geschienen. — Druck und Papier sind vortrefflich.

G. Ss.

München.

Historische Abhandlungen der Königlich Bayerischen Academie der Wissenschaften; vierter Band 1818. 4. 800 S. Fünfter Band 1823. 593 S.

Die sämmtlichen Abhandlungen dieser beyden Bände beziehen sich auf Bayerische Geschichte und Alterthümer; und mehrere derselben auf sehr specielle Gegenstände. Die Abhandlungen des vierten Bandes sind folgende: I. Ueber einige seltene und unbekannte Schaumünzen Herzogs Albert V, vom Director H. v. Streber. Von der einen zugleich abgebildeten, die sich auf eine gegen den Herzog angezettelte jedoch vereitelte Verschwörung bezieht, soll nur das einzige Exemplar vorhanden seyn. Wichtig für die neuere Numismatik ist die Beylage: Beschreibung sämmtlicher Current- und Schaumünzen Albert des Vten von 1550-1579. II. Ueber die Entdeckung uralter Gebäude, bey Laharding in Baiern; vom Steuerdirector Jos. von Obernberg. Ein Bauer fand, als er zum Bau seines Hauses nach Sand und Kalksteinen grub, Mauerwerk mit bemahlten Wänden und einen Fußboden von Mosaik, Verzierungen darstellend; der abgebildet ist. Man kann nicht zweifeln daß

es Römische Alterthümer sind; und der Verf. benutzt diese Gelegenheit antiquarische Erörterungen über diese Kunst unter den Imperatoren zu geben. III. Bedenken über Aventins Vorgeben: daß die Stadt Regensburg Anno 1180 der Bayerischen Landeshoheit entzogen, und zu einer Reichsstadt erhoben worden sey; von Roman Zirngiebl. Die Abhandlung ist veranlaßt durch einen Streit zwischen H. Gemeiner, der die Meinung Aventins, daß erst bey Gelegenheit der Achtserklärung Heinrichs des Löwen Regensburg seine Reichsfreyheit erhalten, bestritt; und sie für viel älter erklärte; und der Abhandlung eines Ungenannten der sie widerlegte. Der gelehrte Verf. führt mehrere Gründe an, wodurch die Meinung von Gemeiner unterstützt wird. IV. Genealogisch-Diplomatische Geschichte des Altadelichen Nordgauischen Geschlechts der Sintzendorfer, von Thomas Ried; Mit einer Stammtafel. Die diplomatische Geschichte des Geschlechts geht bis vor 1200 zurück. V. Diplomatische Beyträge zur Geschichte der Grafen von Andechs und nachherigen Herzoge von Meran, von Joh. Adolph von Schultes. Die Genealogie ist bis auf Gaugraf Arnold † 1080 zurückgeführt; und sehr vervollständigt. Sie ist durch 19 urkundliche Beylagen bewiesen. VI. Geschichte des Bayrischen Handels sowohl mit rohen Producten, als mit Fabrikaten, von den ältesten Zeiten angefangen bis auf die gegenwärtige Zeit (1806) mit Anführung der darüber von Zeit zu Zeit ergangenen Gesetze, Verordnungen, und Länderverträge, und ihres vortheilhaften oder schädlichen Einflusses auf den Handel selbst, oder mittelbar auf die Landes-Industrie, von Roman Zirngiebl. Nicht sowohl eine Abhandlung als ein Buch; da sie zwey Drittheile dieses Bandes, von S. 280 bis 790 ausfüllt.

Es ist eigentlich eine Preisschrift zur Beantwortung einer Aufgabe der K. B. Academie, im Jahre 1806, die auch mit einer Prämie von 50 Ducaten honorirt ward; wenn gleich die Academie sich bewogen fühlte unter Verdoppelung des Preises für eine völlig genügende Antwort die Aufgabe zu wiederholen, ohne daß jedoch diese Hoffnung erfüllt worden ist. Der Gang den Hr. Z. in seiner Abhandlung nahm ist folgender. Der erste Theil beantwortet die Frage: welche Natur und Landproducte, welche Fabriken und Manufacturen gab es in Bayern, und in der obern Pfalz, und gibt es noch? Der Verf. beantwortet diese Frage, indem er in Alphabetischer Ordnung alle diese Producte durchgeht; von Alabaster bis Zitz. Bey jedem wird das Local und die Geschichte der Verarbeitung angeführt. Dieser Theil geht bis S. 530. Der zweyte Theil giebt alsdann: die pragmatische Geschichte des Bayerischen Handels, von den ältesten Zeiten an bis jetzt; und ist nach den Regenten geordnet. Wenn gleich dieser Theil die Forderungen, die man von einer verarbeiteten Handelsgeschichte macht, nicht erfüllen möchte, so betrachten wir ihn doch als eine sehr reiche, meist aus Urkunden geschöpfte, Materialiensammlung dazu. Die meisten und wichtigsten Aufklärungen hat besonders die Handelsgeschichte der Stadt Regensburg im Mittelalter erhalten; woran es bisher noch im einem sehr hohen Grade fehlte. — Die Spätere, mit Freymüthigkeit behandelte, Geschichte wird durch die Maaßregeln der Regierung und ihre Folgen sehr lehrreich.

Der fünfte Band enthält sechs Abhandlungen nebst einem Appendix. I. Versuch, die Heerstrasse der Römer von Passau an bis Windisch in der Schweitz zu erklären; von Carl Prugger, Stadtpfarrer in Donauwörth, mit zwey Charten und

acht Abbildungen. Wie sehr die Anlagen und Heerstraßen der Römer in jenen Gegenden die Forschbegierde in den letzten Decennien beschäftigt haben, ist aus den Arbeiten eines Mannert, Bucher und Andrer bekannt. Der Verf. dieser Abhandlung liefert dazu einen der gelehrtesten Beyträge; indem er eine der dunkelsten Straßen untersucht. Der Urheber derselben ist nach ihm Kaiser Trajan, der im Jahre 110, und zwar am linken Donaufer einen neuen Limes, aus einer fortlaufenden Reihe von Schanzen, Bollwerken, Lagern bestehend, und der daneben laufenden Heerstraße anlegte, und bis nach Vindonissa in Helvetien und Gallien fortführte. Daß ohne die Charte vor Augen zu haben, das Einzelne hier nicht verständlich seyn würde, leuchtet von selber ein. Die Abbildungen stellen einige gefundene Alterthümer dar. II. Verbesserte Stammreihe der Vorältern Otto des Großen, ersten Herzogs in Bayern aus dem Pfalzgräflichen Hause Scheyern-Wittelspach, von Aquilin Holzinger. III. Genealogisch-Diplomatische Geschichte des erloschenen Rittergeschlechts der Auer in Regensburg, von Thomas Ried. Zu dieser Abhandlung gehört der Appendix Documentorum am Ende dieses Bandes. IV. Ueber Arnos Bischofs zu Salzburg urkundlichen Nachlaß in Beziehung auf die Bayerische Länder- und Völkerkunde; von Ritter J. E. von Koch Sternfeld. Von dem Bischof Arno, der im Jahre 821 starb, besitzen wir zwey Schriften, das Eine Congestum genannt, das die Erwerbungen der Salzburgischen Kirche von ihrer Gründung bis auf ihn einschließlich in allgemeinen Umrissen enthält; das andre Breves Notitiae, die manches Einzelne umständlicher beschreiben. Beyde sind im Diplomatischen Anhange der Juvavia des Hrn. v. Kleinmayer abgedruckt.

Die Abhandlung des Hrn. von Koch Sternfeld ist gleichsam ein Commentar darüber, mit eingestreuten interessanten historischen Betrachtungen. V. Geschichte der Grafen von Dillingen und Kiburg, von Placidus Braun; mit 15 urkundlichen Beylagen. VI. Beweis des Agilolfingischen Ursprungs des jetzt regierenden Königlichen Hauses in Bayern; von Joh. Andr. Genzler. Der Hauptsatz den der Verf. zu beweisen strebt ist der: daß Herzog Arnulf II. von Baiern, Markgrafen Luitpolds von Bayern Sohn, aus Agilolfingischem Mannsstamm entsprossen sey. Die neuen dafür angeführten Beweise beruhen auf Inductionen; deren bloße Auseinandersetzung weit über die Grenzen dieser Blätter hinausgehen würde. Daß man auf diesem Wege allerdings zu einem gewissen Grade von historischer Wahrscheinlichkeit, nicht aber genealogischer Gewißheit gelangen kann, ist dem gelehrten Verfasser gewiß selber nicht entgangen.

Hr.

Göttingen.

Bey Dieterich: De legis Mosaicae abrogatione scripsit Christ. Henr. Frid. Biallblotzky, verbi divini concionator et philosophiae doctor. 1824. 184 pp. gr. 4.

Die Lobsprüche, welche einst über diese gekrönte Preisschrift öffentlich ausgesprochen wurden, zu wiederhohlen, würde hier nicht an seiner Stelle seyn. Wir wollen also nur den Inhalt und Gang dieser Abhandlung in der Kürze anzeigen. 1. Christus und die Apostel verfahren mit großer Weisheit und Vorsicht, indem sie nach und nach die Aufhebung des Mosaischen Gesetzes durch das Evangelium aussprechen. Diese Aufhebung bezieht sich bloß auf die gesetzgebende, nicht auf die

didaktische Autorität desselben. 3. Die Gegner dieser Behauptungen sind theils solche, welche die Aufhebung leugnen, theils aber solche, welche sie annehmen. Von jenen nehmen einige, besonders der Wolfenbüttler Fragmentiste, an, daß alle Christen nach der Absicht Jesu das Mosaische Gesetz noch beobachten sollten, andere aber, namentlich Toland, daß nur Juden- nicht aber Heiden-Christen dazu verpflichtet seyen. Von diesen behaupten einige, daß nur die bürgerliche und rituelle, nicht aber die moralische Gesetze Mosis abgeschafft seyen, andere aber, daß Christus und die Apostel dieß Gesetz durchaus aller Autorität beraubt haben. Alle können widerlegt werden, und eben so auch diejenigen, welche in unsern Zeiten die Meinung aufgestellt haben, daß Paulus dieß Gesetz darum für aufgehoben erklärt habe, weil er die Engel für Urheber desselben gehalten habe.

Gröningen.

Bey Domkens: Specimen juridicum inaugurale de furtis ad XII tabulas et Institutiones cum Gaji tum Justiniani, quod — pro gradu doctoratus — rite — capessendo publicae disputationi offert Gustavus Guilielm. Henricus van Imhoff, Groninganus — ad diem VII. Febr. MDCCCXXIV. — 186 S. in Octav.

Eine Jugendarbeit, die ihrem Verf. Ehre macht, und zu schönen Hoffnungen berechtigt. Aus dem Zwölftafelgesetz — wobey jedoch weder Haubold's noch Dirksen's Untersuchungen haben benutzt werden können —, so wie aus den Institutionen des Gajus und den Justinianischen sind die über den Diebstahl handelnden Stellen sorgfältig ausgehoben, zusammengestellt, mit einander verglichen, und mannichfach erläutert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 18. May 1826.

Paris.

E typographia regia: Joannis Laurentii Lydi de ostentis quae supersunt, una cum Fragmento libri de mensibus ejusdem Lydi fragmentoque Manl. Boëthii de diis et praesensionibus e codd. regiis edidit, Graecaque supplevit et latine vertit Carol. Bened. Hase, in schola regia speciali linguarum Orientalium recentiorum Professor etc. 1823. S. XXV. u. 406 in Octav.

Der treffliche Gelehrte, dem wir dies Anecdoton verdanken, hat dazu einige Zeit der Muße benutzt, die ihm die Herausgabe der Byzantinischen Historiker verstattete, und da von diesen Leo Diakonus schon zu Ende gebracht und Michael Psellus auch der Vollendung nahe ist, nicht länger zögern wollen, dies langerwartete Werk eines zwar sehr albernen aber doch nicht ungelehrten Schriftstellers dem Publicum zu übergeben. Es ist bekanntlich eben so wie das Werk de magistratibus in dem von Choiseul, eigentlich von Villoison, bey Constantinopel aufgefundenen, jetzt in die biblio-

thèque du Roi übergegangnen Coder (Caseolinus genannt von den alten Comitibus de Caseolo) enthalten, und nimmt darin die vordersten 37 Blätter ein, von denen aber wieder die ersten 11 nicht mit dem Coder verbunden waren, sondern einzeln dabey lagen, und, was schlimmer, mit Ausnahme des letzten, überaus zerrissen, von Wein beschmutzt, und auf alle Weise verdorben waren. Der Herausgeber hatte daher die Mühe, erstens sie zu ordnen, zweytens ihre Lesung und drittens ihre Ergänzung zu versuchen. Er verfuhr dabey so, daß er erst las, was mit scharfen Augen und angestrengter Aufmerksamkeit nur immer gelesen werden konnte, und dann sich des Sinns und Zusammenhangs möglichst versichernd die Lücken nach genauer Berechnung der Zwischenräume zu ergänzen suchte. Diese Berechnung wurde indeß durch die Unregelmäßigkeit der Schrift, die bald weitläuftiger bald zusammenhängender ist, und den nicht durchgeführten Gebrauch einiger Siglen, namentlich für και, bedeutend erschwert, und durch kein Hülfsmittel erleichtert als die Vergleichung des Plinius, dessen N. H. Lydus an mehrern Stellen ausgeschrieben; dagegen für die vollständiger erhaltnen Stücke zum größten Theil andere Handschriften gute Dienste leisten, wie für Kap. 21-26. eine Pariser und eine Venetianische, für 27-38. die von Janus Rutgersius Variae lect. p. 247 sqq. herausgegebne, für 39-59 ebenfalls die angeführte Handschrift der Pariser Bibliothek, mit der die Venetianische und eine andre derselben Sammlung bald im Inhalt zusammentreffen, bald das in ihr Fehlende ausfüllen; die letzten Kapitel, von 54 an, hat auch schon Schow bey dem Werke de mensibus herausgegeben, freylich sehr fehlervoll. Das sich daranschließende Calendarium vetus Romanum stand schon in einer Lateinischen Uebersetzung unter Ptolemäus Namen in Petavius Uranologium; jetzt erscheint es im

Griechischen Text nach der Choiseulschen Handschrift und den beiden der Pariser Bibliothek. In der Vergleichung dieser Hülfsmittel, der Bemerkung der Varianten, der Constitution des Textes ist der Herausgeber, so viel wir beurtheilen können, mit seiner gewohnten Genauigkeit und Ueberlegung verfahren; in der Ergänzung der ersten 20 Kapitel aber mit einem Scharfsinne und einer Combinationsgabe, wie sie selten vorkommt. Man sollte oft kaum glauben, daß es möglich gewesen aus so geringen Spuren mit solcher Evidenz einen wohl zusammenhängenden Text zu constituiren, wie z. B. in folgendem Satze geschehen ist, wo alles nicht gesperrt Gedruckte Ergänzung ist. Πολλάκις δὲ καὶ διάπυρος ἀστὴρ ἀσπίδος ἀπομιμούμενος τύπον ἐκ τῆς ἑῴας ἐπὶ τὴν δύσιν σπινθῆρας ἐκπέμπων διατρέχει, τῶν Παρθυαίων ἔφοδον μαντευόμενος. καὶ τὰ μὲν ἐκ τῶν πρωτοτύπων κέντρων, ἀνατολὴν λέγω καὶ δύσιν, οὕτως ἔστι λαβεῖν· ἀπὸ δέ γε ἄρκτου καὶ μεσημβρίας οὐκέτι ἐφόδους βαρβαρικὰς ταῦτα ἡμῖν προδηλοῖ ἀλλὰ βιαιοτέρας ἀνέμων ἐκρήξεις. Und doch kann man auch hier nur um einzelne Worte streiten z. B. ob es nicht σπινθῆρας ἐξάττων geheißen habe, und hernach τὰ μὲν γὰρ ἐκ τῶν u. dgl., aber keinen Zweifel hegen, daß die Stelle dem Sinne nach richtig hergestellt sey; wozu freylich der plane und breite Styl des Lyder, in diesem Werke wenigstens, die häufige Wiederkehr derselben Redensarten und ähnliche Umstände auch mithalfen. Wo der Codex so lückenhaft war, also meist in den ersten 20 Kapiteln, ist die Einrichtung getroffen, daß der Text desselben, so weit er noch erkennbar war, den obern Theil der beiden gegenüberstehenden Columnen einnimmt, der restituirte und ausgefüllte den untern der einen, die lateinische Uebersetzung der andern. Letztre ist mit möglichster Treue, und in manchen

Stellen mit dem glücklichen Bestreben abgefaßt, die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks und proprietas verborum der Schriftsteller zu treffen, die Joannes der Lyder ausschreibt.

Um nun nach solchem Lobe des Herausgebers auch von dem Schriftsteller und Werke einige Nachricht zu geben, dem eine so treffliche editio princeps zu Theil geworden ist: so müssen wir nun gleich eingestehen, daß das Buch de ostentis den beiden früher herausgegebenen Werken des Joannes an Interesse weit nachsteht. Zwar verheißt seine Vorrede, von der nur ein geringes Stück am Anfange zu fehlen scheint, höchst interessante Dinge, indem darin erzählt wird, wie der erdentsprossene Knabe Tages dem Etrusker Tarchon die Lehre von der Divination eröffnet, die dieser in dialogischer Form niedergeschrieben habe, und er nun, Joannes, zwar nicht den Worten aber doch dem Sinne nach, aus diesen Quellen vortragen wolle, mit Benutzung der Interpreten des Tarchon, eines Kapito, Fontejus, Apulejus, Vicellius, Labeo, Figulus und des Naturhistoriker Plinius (welche Stelle beyläufig auch erweitet, daß Vicellius und Nigidius Figulus keineswegs Eine Person sind, und der erstere etwa nur durch einen Schreibfehler aus dem letztern entstanden). Aber im folgenden sind so wenig Spuren jener altetruskischen Lehre und Kunst, von der Roms Auguraldisciplin eine Tochter war, zu entdecken, daß wir jene Verheißungen fast für nichts mehr als eine leere Windbeuteley zu halten genöthigt werden. Joannes beginnt, nachdem er allerley Proben von der Wahrheit der Vorzeichen im Allgemeinen gegeben hat, mit den Finsternissen und andern Phänomenen der Sonne; von welchem Kapitel aber ein großer Theil verloren gegangen ist, den der Herausgeber zu ersetzen sucht, indem er eine Stelle des Plinius ins Griechische übersetzt einschiebt. Diese Auseinander-

[illegible] schöpfte Joannes nach seiner Aussage aus [illegible] Nigidius und L. Apulejus; darauf folgen [illegible] aus einem unbekannten Schriftsteller Cam- [illegible] Campester über die verschiedenen Ar- [illegible] Kometen (ἱππεὺς, ξιφίας, λαμπαδίας, [illegible] engern Sinne, einige andre fehlen) [illegible] Vorbedeutungen (Kap. 11 - 15). Dann [illegible] zu den Beobachtungen des Mondes, und [illegible] Bedeutung seiner Erscheinungen nach den [illegible] Zeichen des Zodiakus an. Von Kap. 21 [illegible] von den Blitzen und ihrer Interpretation [illegible] verschiedenen Monaten des Jahrs. Was [illegible] in den vorhergehenden Abschnitten von [illegible] Andeutungen vorkommt, bezieht sich [illegible] immer auf das Byzantinische Reich und [illegible] Joannes; von den Verhältnissen des [illegible] blickt nicht die leiseste Spur durch, [illegible] es kaum denkbar, daß der Schriftstel- ler [illegible] ganz verwischt haben könnte, wenn er [illegible] gebraucht hätte. Nur in dem Aus- [illegible] Campestrius kommen einige Stellen vor, [illegible] nen lassen, daß dieser Schriftsteller vor [illegible] des abendländischen Reichs gelebt, z. B. [illegible] Prophezeihung von Unglück für alle Heere bis [illegible] Meerenge von Gades, wenn der Komet [illegible] [illegible] Abend richte. Doch wird man auch [illegible] wieder irre gemacht durch die Erwähnung [illegible] Krieges von Africa gegen die Nordvölker als [illegible] denkbaren Sache; und durch die besondre Be- [illegible], die auf die Kriege mit den Persern ge- [illegible]: die Könige der Aethiopen, die von ih- [illegible] nen mit Gift umgebracht werden sollen, [illegible] wohl dem, zu Justinians Zeiten blühen- [illegible] Homeritischen Reiche an. Die ἐφήμερος βροντολογία τοπικὴ πρὸς τὴν σελήνην, welche vom [illegible] Kapitel an folgt, erregt von neuem das oben [illegible] geäußerte Befremden über Joannes Leichtsinn im

Angeben seiner Quellen; diese will er wörtlich aus Nigidius Figulus übersetzt haben, der wieder Tages geschöpft habe. Der Gedanke wörtl Uebertragung fällt gleich dahin, wenn man der βασιλὶς πόλις lieset, aber man muß geben. Wie konnte der Zeitgenosse Varro's Cicero's κίνδυνον στρατιωτικὸν τοῖς κρα — Gefahr für die Herrscher von ihren Pr nern — befürchten? was konnte er unter ἀνατολῆς βασιλεὺς verstehen? Darum möchte auch nicht, wie der Herausgeber thut, die S ὁ δῆμος ὑπὸ τοῦ βασιλέως ταραχθήσεται deuten, daß sie allenfalls auf die Zeiten de gidius passen kann. Von einer andern halts: man werde aus Mangel an Fischen zu essen gezwungen seyn, bemerkt der Herau richtig, daß sie auf Christliche Fasten gehe selbe Urtheil gilt von der zunächst folgenden ποσκοπία ἐκ τῶν Φοντηΐου τοῦ Ῥωμαίου ἑρμηνείαν πρὸς λέξιν. Dagegen enthält di Angabe nach aus Labeo übersetzte καθολικὴ τήρησις πρὸς σελήνην περὶ κεραυνῶν καὶ ἄλ καταστημάτων Nichts, was sich deutlich als spätern Schriftsteller angehörig ankündigte. gibt Joannes eine Abhandlung περὶ κεραυνῶν, der er keinen bestimmten Schriftsteller als Qu nennt, aber doch die Disciplin der Etrusker zustellen verheißt, ohne daß doch mit einem von ihrer Eintheilung des Himmels, ihrem plum u. dgl. Dingen die Rede wäre; dag werden einige physicalische Notizen und dann Deutung der Blitze nach den einzelnen Mona gegeben; es wird aus ihnen auf die Beschaffen-heit der Jahreszeiten, die Schicksale des Hofes der Provinzen geschlossen. Verwandter Art ist nächste Abschnitt von den Erdbeben, nur die Deutung derselben ganz aus Vicellius un

durch diesen aus Tages Versen geschöpft seyn soll. Der gute Joannes hielt also seine Zeitgenossen für dumm genug um zu glauben, daß der alte Etrusker von Adiabene, Marmarika, Nasamonitis u. s. w. prophezeiht habe; oder war er selbst der Betrogene? Das Werk schließt endlich mit einem Wetterkalender, in welchem, nach der Weise der alten Parapegmen, die Auf- und Untergänge der Gestirne vermerkt sind: Joannes will ihn aus den Schriften des Etrusker Claudius übersetzt haben, der wieder ἐκ τῶν παρὰ Θούσκοις ἱερῶν geschöpft habe; doch, fügt er hinzu, seyen auch Eudoros, Demokritos, Varro, Hipparch, Metrodor und Julius Cäsars Kalender benutzt. Wie unwissend und einfältig er aber bey der Zusammenschmelzung dieses so schätzbaren Materials verfahren, zeigt sich schon darin, daß er dieselben Aufgänge an verschiedenen Tagen angibt, ohne indeß die Schriftsteller dabey anzuführen, und überhaupt die Phänomene keinem bestimmten Horizonte anpaßt, sondern auf die roheste Weise Griechisches und Italisches zusammenwirft. Doch bewirkt eben dieser Umstand, daß aus diesem Kapitel noch mancher Stoff zur Ergänzung älterer Parapegmen, derer bey Geminus z. B., genommen werden kann. — Von manchen der hier hervorgehobenen Schwierigkeiten spricht auch der einsichtsvolle Herausgeber in der Vorrede; sie vollständig zu heben und ein sichres kritisches Urtheil über Joannes des Lyders Arbeit zu bilden, könnte schwerlich ohne manche Vorarbeit geschehen, besonders nicht ohne eine Sammlung aller echten Bruchstücke und Nachrichten über Etruskische und Römische Auguraldisciplin, wie wir sie vielleicht, laut S. 21. der Vorrede, von Herrn Professor Hase selbst erwarten dürfen. Der schlimmste Umstand dabey ist, daß schon in Nigidius Zeit die altitalische Divinationslehre mit der sogenannten Chal-

däischen auf eine heillose Weise vermischt und durch einander gewirrt war. Die Animadversiones des Herausgebers beschränken sich größtentheils auf Critik; erläuternde Stellen andrer Schriftsteller sind nur angegeben, einige Excurse wie über den Sprachgebrauch des Worts ἀρχικός bey den Schriftstellern nach Chr. Geb., erinnern an den Schatz der dem trefflichen Gelehrten zu Gebote stehenden Kenntnisse späterer Gräcität. So viel über das Werk de ostentis; dem der Herausgeber noch von zwey Blättern des Choiseulschen Codex ein Fragment des Buches de mensibus beygefügt hat, nicht jener von Schow herausgegebenen Epitome, sondern des noch vollständigen und zusammenhängenden Werks. Bekanntlich ist dieses Buch mit großer Gelehrsamkeit geschrieben und eben so notizenreich wie das Werk de ostentis leer, so daß man fast zweifeln sollte, ob wirklich beide einen und denselben Verfasser haben. Aber eben der größere Reichthum an seltnen Nachrichten und die bündigere Schreibart machten hier die Ausfüllung der Lücken weit schwieriger, als bey den ersten 20 Kapiteln des andern Werks, da der Zustand der Handschrift bey beiden Stücken derselbe ist. Indessen hat auch hier der Herausgeber sehr Dankenswerthes geleistet. Endlich ist Herr Prof. Hase, schon im Begriffe, das Werk zu schließen, durch die Nachricht, daß ein Gelehrter des Boethius Commentum in Ciceronis topica herausgeben wolle, bewogen worden, eine bedeutende Lacune dieses Werks in den bisherigen Ausgaben durch ein in einer Pariser Handschrift befindliches Fragment auszufüllen, welches von einem dem Werke des Lydus verwandten Gegenstande handelt, von der Götter Natur nämlich und den Orakeln. K. O. M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. 81. Stück.

Den 19. May 1825.

Paris.

Bey Boullande Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations Zodiacales qui nous restent de l'antiquité; à l'occasion d'un zodiaque égyptien peint dans une caisse de momie qui porte une inscription grecque du temps de Trajan; par M. Letronne, membre de l'institut (Académie royale des inscriptions et belles lettres), etc. Lues à l'Académie dans les séances des 16 et 30 janvier 1824. 1824 118 S. 8. Mit einem Kupfer.

Diese kleine Schrift hat Ref. sehr angesprochen, des Gesichtspunktes, der Ausführung, und des Resultats wegen. Er übergeht indessen die andern Untersuchungen, um nur die Resultate anzugeben, welche Hr. L. aus archäologischen Combinationen für das Alter der ägyptischen Thierkreise gefunden hat. Es ist bekannt, daß Hr. Cailliaud von seiner Reise in Aegypten unter andern auch eine Mumie von vorzüglicher Größe mitgebracht hatte, welche sich durch die besondre Form des Kastens durch die Hieroglyphen durch eine griechische Inschrift an

der äußeren, und einen Thierkreis an der inneren Seite des Deckels auszeichnete. Die griechische Inschrift war sehr unleserlich. Hr. L. stellt dieselbe aber mit vielem Glücke wieder her und hat, damit der Leser selbst urtheilen könne, dieser Abhandlung ein fac simile auf der Kupfertafel beygefügt. Er findet, daß die Person gewesen sey Petemenon, Sohn von Soter, Archonten von Theben und Enkel von Cornelius Pollux Soter, der in einem Alter von 21 Jahren, 4 Monaten und 22 Tagen im 19. Jahre Trajan's am 8. Payni (am 2. Junius 116 nach Chr. Geb.) gestorben sey. Der Thierkreis an der innern Seite des Deckels steht auf beiden Seiten einer aufrecht stehenden Figur, denen ähnlich, welche den kreisförmigen Thierkreis zu Denderah halten. Wie auf diesem stehn auch hier auf der einen Seite von oben herab die Bilder des Löwen, der Jungfrau, der Wage, des Scorpions, des Schützen, auf der andern Seite, der Wassermann, die Fische, der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs. Auch die liegende Kuh unter dem Krebse und den Zwillingen fehlt hier nicht (nach Hrn. Biot das Bild des Sirius). Der Steinbock ist dagegen aus der Reihe gerückt, und steht isolirt am Kopfe der Figur, wie auf dem Thierkreise zu Denderah der Krebs. Ohne viele Hülfshypothesen zieht Hr. L. daraus sehr sinnreich den Schluß, daß dadurch der Steinbock zu einem bestimmten Zwecke bemerklich gemacht werden sollte, und also zunächst wohl die Geburtsstunde angeben könnte. Diese läßt sich aber aus der Inschrift, auf welcher der Todestag und das Alter angegeben ist, sehr gut folgern, und fällt nach derselben auf den 17. Tybi oder 12. Januar 93 unserer Zeitrechnung, wo die Sonne wirklich im 16ten Grade des Steinbocks stand. Zu den weiteren Folgerungen über die so viel besprochenen Thierkreise bahnt sich nun Hr. L. den Weg durch eine kurze

aber sehr zweckmäßige Geschichte der Astrologie. Folgendes ist seine Ansicht. Nach Herodot und Cicero ist der Ursprung der Astrologie bloß bey den Chaldäern und Aegyptern zu suchen. (Ref. bemerkt dabey, daß die großen Götter der Aegypter nicht auf die Planeten bezogen werden dürfen, was Hr. L. auch nicht behauptet, und daß Ciceros Urtheil auch nur als allgemeine Sage anzusehen ist, da Ptolemäus erst aus späterer Zeit Planetenbeobachtungen von ihnen anführt. Dieses scheint ebenfalls des Verf. Meinung zu seyn). Außer den Chaldäern nennen die Römer von den Aegyptern immer nur die Astrologen Petosiris und Necepsos, ja nach einem Verse Juvenals bedeute der Name des ersten sogar vorzugsweise einen Astrologen. (Die ratio Aegyptia ist aber nach aller Wahrscheinlichkeit von der ratio Chaldaica verschieden). Das Zeitalter der beiden Astrologen war stets ungewiß, und Marshams Bemühungen dasselbe aufzufinden, fruchtlos. Ausonius setzt beide in die Zeit von Sesostris, und der Sinn des Fragments von Aristophanes bey Athenäus, in welchem Dalechamp, Marsham und Fabricius den Namen Petosiris finden wollen, ist nach Causin sehr zweifelhaft. Ptolemäus und Proklus bezeichnen die beiden Männer bloß mit der allgemeinen Benennung παλαιοί und ἀρχαῖοι, Griechen und Römer ziehen ihre Lehren nicht in Zweifel. Ein Beweis, daß man dieselben für echt ägyptischen Ursprungs hielt, auch wenn die Schriften derselben untergeschoben seyn sollten. Nach den Citaten z. B. bey Firmicus enthielten sie die Theorie der Decane und Untersuchungen über das signum genethliacum der Welt. Zu solchen astrologischen Bestimmungen bedarf es aber nach Hrn. L. richtiger Behauptung keiner genauen astronomischen Kenntnisse, oder verwickelter Proceduren. Wenn also auch die französischen Gelehrten in den Gräbern zu Theben

einige Bilder aus der Zeit vor der griechischen Herrschaft fanden, so kann daraus keine Folgerung für die Chronologie gezogen werden. Viele dieser Bilder waren sogar nichts weniger, als Bilder des Thierkreises, sondern andre religiöse oder astrologische Symbole. Die Thiere sind dabey oft in einer ganz andern Stellung als am Himmel. Der Schluß lasse sich schon aus dem Umstand ziehen, daß sie in den Gräbern angebracht wären, wo man lieber Begebenheiten aus dem Leben des Verstorbenen habe abbilden, als eine astronomische Wahrheit ausdrücken oder den Zustand des Himmels zur Zeit des Hinscheidens darstellen wollen. Den entscheidendsten Grund aber, daß bey den alten Aegyptern keine eigentliche astronomische Kenntniß zu suchen sey, findet auch Hr. L. darin, daß die Präcession erst durch Hipparch entdeckt wurde. Er setzt hinzu, dieß sey "historiquement prouvé." Dieß ist indessen nur den Lesern des Ptolemäus am deutlichsten, und Ref. mag sich hier nicht wiederholen. Was Hr. L. hierüber S. 63 sagt, verdient aber zum Nachlesen empfohlen zu werden. Er findet mit Recht eine petitio principii darin, daß man auf den Thierkreisen die Präcession als bekannt annimmt. Nach andern Untersuchungen, daß der Stein von Axum auch in das Zeitalter nach Chr. Geb. gehöre, kömmt nun Hr. L. zu der Geschichte der Astrologie unter den Griechen und Römern. Unter den Griechen habe die Kunst nie große Fortschritte gemacht. Vor Alexander finde man nie Spuren von Wahrsagungen aus den Gestirnen. Bey Aeschylus kommen andere Gattungen von Aberglauben vor (auch bey Hesiod würde Ref. hinzusetzen), und Cicero nenne die Astrologie bloß monstra Chaldaeorum. Nach ihm habe Eudoxus ihr alle Zuverlässigkeit abgesprochen. Plato, der viele Träume der Metaphysik, viele Traditionen und Fabeln, aber kein einziges Factum, was die

Griechen nicht vorher gewußt hätten, aus Aegypten mitgebracht habe, erwähne der Astrologie nirgends, ob er gleich in seinen Schriften oft Veranlassung gehabt habe. Aristoteles spreche nur von dem Einflusse des Mondes auf die Atmosphäre. Auch Plutarch und Diogenes Laertius reden bey den Meinungen der Philosophen nirgends von der Astrologie. Vitruv eigne sie bloß den Chaldäern zu, und setzte ihnen gewissermaßen die Lehren der Griechen von Thales bis auf Arat u. s. w. entgegen, welche sich auf die Einwirkungen des Mondes und des Auf- und Untergangs der Gestirne auf die Atmosphäre beziehen, und dadurch auf den Ackerbau und einige Beschäftigungen im menschlichen Leben, wie bey Hesiod, Aristoteles und Virgil. Diese alte Lehre habe Herodot wahrscheinlich mit der ägyptischen Astrologie vermischt. Auffallend sey es, daß Vitruv in der Geschichte der Astrologie keinen griechischen Astronomen namentlich Hipparch nicht anführe, daß dieselbe selbst nach Alexander wenig Gebrauch von der astrologia judiciaria machen, ob sie gleich die Schriften der alexandrinischen Bibliothek hätten benutzen können. Alle Vorhersagungen bezögen sich in dieser Schule, wie bey Aristoteles und Theophrast auf den Ackerbau und die Veränderungen des Wetters. Dieß sey auch der Fall bey Posidonius und Hipparch nach den Fragmenten von Geminus zu urtheilen, und wenn Scaliger beym Manilius diesen Astronomen anführe, wo von dem Einflusse der Gestirne auf die verschiedenen Länder die Rede ist, könne er sich nur auf einen Auszug aus astrologischen Schriften, der in der Leydner Bibliothek vorhanden sey, berufen, wo Hipparch genannt sey, wie bey andern untergeschobenen Schriften. Die Liebhaberey der Alexandriner sey unter andern dahin gegangen mit dem Studium der Astronomie die Lectüre der Dichter und Mythographen zu ver-

binden. Dieses bewiesen Arat, Eratosthenes, Callimachus und andre. Doch hätten vom Alexander an sich die orientalischen Begriffe mit griechischen Vorstellungen vermischt. Um Alexandern vom Einzuge in Babylon abzuhalten, hätten die Chaldäer aber nur das Orakel von Belus sprechen lassen, ohne von ihrer eigentlichen Kunst Gebrauch zu machen. Später habe Seleucus Nicator bey der Gründung des Reichs sich durch die Chaldäer Tag und Stunde bestimmen lassen. Berosus habe zu Cos eine Schule der Astrologie gehabt, und die Athenienser ihm eine Statue gesetzt. Erst Panätius, Archelaus, Cassander und Scylax haben dagegen geschrieben, weil sie sich wahrscheinlich in den Philosophenschulen von jetzt an verbreitet habe. Die Lehren der Magier haben sich bey Xerxes Expedition in Griechenland verbreitet. Bey Platos Tod waren sie nach Seneca zu Athen. Sie verehrten diesen Philosophen wie eine Gottheit und opferten ihm, weil er im 81ten Jahre gestorben, und diese Zahl als das Quadrat von 9 eine vollkommene Zahl sey. Auch Aristoteles, nach andern Antisthenes, soll eine Schrift darüber geliefert haben. Mit den Römern gehe für die Astrologie eine neue Periode an. So bald dieselben mit dem Oriente in Verbindung gekommen wären, und einen Fuß nach Aegypten gesetzt hätten, lange vor der Eroberung des Landes, habe sie sich schnell verbreitet. Daher erkläre es sich, daß in Lydus Schrift de ostentis etruskische und römische Prognostica aus den alten Autoren sich nur auf die auspicia, und meteorologica beziehen, die eigentliche Astrologie aber erst später vorkomme. Nigidius Figulus habe sich zwar sehr mit Wahrsagungen beschäftigt, aber nur aus Meteoren und den Eingeweiden der Opferthiere, was offenbar nur auf etruskische und italische Begriffe hinweise. Bey seinen Bemerkungen über die Sphäre und die

Sternbilder folge er dagegen den griechischen Mythographen. Aber der andere Freund Ciceros L. Taruntius habe sich sehr damit beschäftigt, und Varro habe so gar das Signum genethliacum von Rom von ihm verlangt. Der Kürze wegen übergeht Ref. die Zeit der ersten Kaiser, und fügt nur das Resultat hinzu. Cicero, sagt der Verfasser, spottet noch über die Astrologie, Seneca schätzt sie. In Arat findet sich nichts davon, bey Manilius scheint die Astronomie bloß zum Schmuck der Astrologie vorhanden. In der griechischen Litteratur vor Chr. Geb. findet man nicht eine Spur von astrologischen Ideen. Späterhin scheint alles davon angesteckt. Sie zeigen sich überall in der Philosophie, Geschichte, Litteratur, im Leben. Ptolemäus Handtafeln sollen nach Delambre zum Gebrauch der Astrologen geschrieben seyn. Sein Tetrabiblos sey ihm nur deswegen abgesprochen worden, weil man die darin enthaltenen Ideen seiner unwürdig finde. Aber auch solche Männer folgten den Einwirkungen des Zeitalters. Tycho Brahe habe ebenfalls an die astrologia judiciaria geglaubt. Vettius Valens habe die Rechnungen der Astrologen zu erleichtern gesucht. Auch Lucian rechnet der Verf. hierher, ob gleich seine Schrift von Gesner und andern ihm abgesprochen werde, weil er sich überall, als Feind alles Aberglaubens zeige. Aber fügt Hr. L. hinzu, es sey hier derselbe Fall, wie bey Ptolemäus. Lucian habe sich von dem Glauben an den Einfluß der Gestirne nicht lossagen können. Eben dieser Glaube zeige sich nun auch besonders auf den Münzen in dieser Zeit, auf welchen häufig das Thierkreisbild vorkomme, welchem nach astrologischen Ideen die Stadt, oder die Provinz unterworfen war. Aus allen diesen Untersuchungen, geht nun zuletzt Folgendes hervor: Nur auf 2 Mumien aus den Zeiten Trajan's und Adrians ist ein thême natal durch den Thierkreis ausge-

drückt, und zwar wie auf dem Thierkreise zu Dendera. Darauf führen ebenfalls die griechischen Inschriften, die Hieroglyphen und der Stil. An Tempeln der frühern Zeit (vor den Römern) findet man keine Spuren eines Thierkreises. Der vierseitige zu Denderah gehört in die Zeit Tibers, der kreisförmige wahrscheinlich in die Zeiten Nero's der zu Ackmim in das 12te Jahr Trajans. Der große Tempel zu Esne, der Sculptur nach, in die Regierung des Claudius Germanicus, der kleine zu Esne der 3000 Jahre alt seyn sollte, stammt nach ganz unzweydeutigen Merkmalen, besonders der Inschrift, aus den Zeiten Adrians und Antonins. Auch das Planisphär im Königl. Museum, das gewöhnlich Bianchinis Namen führt, welches mit dem kreisförmigen Thierkreise viele Aehnlichkeit hat, das die Hrn. Jollois und Devilliers in das Zeitalter Alexanders setzen, ist nach L. ebenfalls aus dem zweyten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung. Es enthält zugleich die 36 Decane und die Planeten (drey in einem Zeichen). Mars macht dabey den Anfang. Die Folge derselben drückt zugleich die Ordnung der Wochentage aus, wenn man mit dem Dinstag anfängt. Auch diese Anordnung (nach den Planeten) findet Hr. L. rein astrologisch, und aus dieser Zeit. Sie wurde unter den Römern und im Mittelalter beybehalten. Die Periode von 7 Tagen ist übrigens viel älter. Die Anordnung der Planeten in den Decanen auf Bianchini's Planisphär ist ganz dieselbe, wie sie Firmicus beschreibt. Von derselben Gattung ist der Pronaos des Sonnentempels zu Palmyra, der bey Wood (Ruines de Palmyre pl. XIX. A.) vorkömmt, und der nach dem Charakter seiner Architektur in die Zeit der Antonine gehört. Die Mitte dieses Thierkreises ist in sieben Felder getheilt, wovon das eine im Mittelpuncte steht. In denselben stehen ebenfalls die Planeten, und man sieht

deutlich, daß sie sich auf die einzelnen Zeichen, der in der Mitte stehende aber als der herrschende, auf alle beziehe. Etwas Aehnliches findet man auf den Abraxas bey Montfaucon. Bemerkenswerth findet es ferner Hr. L. daß auf den Thierkreisen kein Anfangspunkt bemerklich sey, wodurch also der chronologische Charakter derselben ganz wegfalle. Es führe folglich wieder auf astrologische Untersuchungen, wenn auf denen zu Denderah die Abtheilung und Anfangspuncte, (die auf den vierseitigen am deutlichsten sich zeigen) zwischen dem Krebs und dem Löwen; auf denen zu Esne zwischen dem Löwen und der Jungfrau gemacht worden sey, wodurch Visconti veranlaßt wurde, den Stand der Sonne am ersten Thoth des wandelbaren Jahres einmal im Löwen 9 Jahre vor Chr. Geb. und das zweyte Mal 110 Jahre nach Chr. Geb. anzunehmen. Diese stehen im Widerspruche mit denen zu Esne, welche dadurch vor das Jahr 9 vor Chr. gesetzt werden müßten, und doch nach archäologischen Gründen neueren Ursprungs wären. Eben so urtheile Biot richtig, wenn er Fourier's Behauptung, daß das erste Zeichen jedes Mal den heliakischen Aufgang des Sirius andeute, zurückweise. Das herrschende Gestirn habe verschiedene Einwirkungen auf die Zeichen. Man theile z. B. den Thierkreis in die große Hälfte vom Löwen bis zum Steinbock für die Sonne und in die kleinere vom Krebs bis zum Wassermann für den Mond. So finde sich die Eintheilung zu Denderah und auf der Mumie. Dieselbe finde sich auch auf dem Thierkreise an der Kirche zu Notre-Dame zu Paris, wo die Jungfrau aus dem Thierkreise herausgehoben und ihr Ort mit einer andern Figur angefüllt sey, weil sie, als Beschützerin der Kirche, folglich als Hauptfigur, in dem Mittelpunct der Abbildung stehe (der Thierkreis fange hier ebenfalls vom Löwen an). Etwas Aehnliches endlich zeige der indische Thier-

kreis, welchen John Call (Phil. transactions 1772. pg. 633) in einer Pagode fand, und welchen Dupuis zu Vergleichung mit den ägyptischen zu Ende, und zu Ausführung seiner Idee, daß in beiden das Solstitium in der Jungfrau sey, benutzte. Hr. L. zeigt sehr schön, daß die Astrologia judiciaria im Mittelalter, im Orient und Occident, auf denselben Principien beruhe, wie in den älteren Zeiten, d. h. nach den vorhergehenden Untersuchungen ungefähr in dem Anfange unsrer Zeitrechnung.

Paris.

Bey Verdière: Voyage minéralogique et géologique en Hongrie, pendant l'Année 1818, par F. S. Beudant, Chev. de l'ordre royal de la lég. d'honneur, Sous-Directeur du Cabinet de minéralogie part. du Roi etc. Tome premier. VIII. 42 u. 516 Seiten. Tome second. 614 Seiten. Tome troisième. 659 Seiten in Quart. Tome quatrième. Atlas. 1822.

Eine genaue und umfassende geognostische Untersuchung von Ungarn, war bey den raschen Fortschritten der Geologie in neuerer Zeit, ein schon längst gefühltes Bedürfniß; denn die älteren Nachrichten über jenes Land, welches in mineralogischer Hinsicht gewiß zu den ausgezeichnetsten gehört, konnten für den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft nicht mehr genügen. Eine erfreuliche Erscheinung mußte daher das vorliegende Werk seyn, für dessen Werth der Nahme seines Verfassers, so wie die großen Begünstigungen, unter denen dieser seine Arbeit ausführte, ein gutes Vorurtheil erwecken. Der Verfasser reisete nicht allein auf Königliche Kosten, sondern wurde auch bey der Herausgabe des Werks durch die Munificenz seines Königs unterstützt. Wie selten werden dem deutschen Geolo-

nen solche Begünstigungen zu Theil! Mit welchen Schwierigkeiten hat er gemeiniglich zu kämpfen, zu welchen Aufopferungen muß er sich in den mehrsten Fällen entschließen, wenn sein Eifer für die Erweiterung der Wissenschaft ihn zur Unternehmung von Reisen auffordert! — Ein ganzer Band mit geognostischen Charten und Durchschnitten, von denen jene nicht allein ganz Ungarn, sondern sogar auch Siebenbürgen, die Bukowina, das Bannat, einen Theil von Gallicien und Croatien umfassen, setzt in Erstaunen und spannt im hohen Grade die Erwartung der großen Aufschlüsse, die der Inhalt von drey starken Quartbänden zu geben verspricht; und ehe man diese durchblättert, glaubt man nicht daran zweifeln zu dürfen, daß ein langer Zeitaufwand erforderlich war, um über die bis dahin sehr wenig erforschten geognostischen Verhältnisse jener großen Länder, so umfassende Beobachtungen anzustellen, daß die Charten mit Treue und Genauigkeit verfertigt werden konnten. Aber in ein sehr verschiedenartiges Erstaunen wird man versetzt, indem man liest, daß die ganze Reise nur neun Monathe dauerte, von welcher Zeit nur sechs Monathe auf die Untersuchung von Ungarn und einigen angränzenden Gegenden verwandt werden konnten; und wenn man bey der Vergleichung des Textes mit den Charten siehet, daß von dem was diese mit bunten und bestimmt begränzten Farben nachweisen, kaum die Hälfte das Resultat eigener Beobachtungen ist; daß aber auch in den von dem Verfasser bereisten Bezirken, ein bedeutender Theil von ihm nicht untersucht werden konnte. Am längsten verweilte der Verfasser in der Gegend von Schemnitz. Die sorgfältige Untersuchung derselben ist unstreitig das Wichtigste in dem ganzen Werke. Dieser so wie den in den Gegenden von Königsberg, Neusohl, Kremnitz, Tokay, Eperies gesammelten Beobachtungen, verdan-

den wir überaus schätzbare Aufschlüsse, über die sehr ausgebreitete und mannigfaltige Trachyt-Formation in Ungarn, wodurch die Kunde von diesem merkwürdigen und in manchem Betracht noch problematischen Gebilde, bedeutend erweitert worden. Die mehrsten übrigen Theile von Ungarn wurden von unserm Verfasser sehr flüchtig durchreist. Den höheren Karpathen, dem Tatra-Gebirge, welches in geognostischer Hinsicht noch so wenig bekannt ist, hat er nur einen einzigen Tag gewidmet. Dem benachbarten Gallicien hat er ebenfalls nur einen sehr kurzen Besuch abgestattet und Siebenbürgen, die Bukowina, das Bannat und Croatien, auf welche Länder die petrographischen Charten sich mit erstrecken, wurden von ihm gar nicht berührt. Es beschränken sich daher die Mittheilungen, denen man Gründlichkeit und Genauigkeit zutrauen darf, nur auf einen kleinen Theil der Länder, die das vorliegende Werk umfaßt. Der große Umfang desselben hat seinen Grund theils in der ganzen Anlage, bey welcher beständige Wiederholungen unvermeidlich waren, theils aber auch in der sehr gedehnten Schreibart und in der Einmengung von vielem Fremdartigen. Auf die Vorrede folgt zunächst ein ausführliches alphabethisches Register, welches diese ungewöhnliche Stelle wohl nicht ohne besondere Absicht erhalten hat. Sodann findet man eine 130 Seiten einnehmende Einleitung, welche einen Abriß der Geographie, Geschichte, Ethnographie und Statistik von Ungarn enthält, der auf die in Frankreich sehr gewöhnliche Unbekanntschaft mit anderen Ländern berechnet ist. Am Schlusse gibt der Verfasser Nachricht von seinem Reiseplane und der Anordnung des Werkes. Angehängt ist ein Verzeichniß der gemessenen Höhen, die Erklärung einiger Ungrischer und Deutscher Wörter zum Verständniß der Charten und eine Liste der Schriften,

welche von der natürlichen Beschaffenheit Ungarns handeln. Den übrigen Raum des ersten Bandes und den ganzen zweyten Band nimmt der Reisebericht ein. Er führt die Ueberschrift: "Relation historique", ohne sich jedoch streng an die Folge der Reisetage zu binden. Dieser erste Haupttheil des Werks zerfällt in zwanzig Capitel, deren Inhalt folgender ist: 1. Reise von Paris nach Wien. 2. Reise von Wien nach Königsberg. 3. Allgemeiner Ueberblick der Gegend von Schemnitz. 4. Mineralogische Excursionen in der Gegend von Schemnitz: das Thal von Eisenbach, Hodritz, Glashütte; die Berge welche den Kessel von Schemnitz südlich begränzen; der Kessel von Schemnitz; der Szitna-Berg und die Berge welche den Kessel östlich einschließen; Excursion südlich von Schemnitz, gegen die Ebnen von Ungarn; von dem Vorkommen der Erze und ihrer Gewinnung. 5. Gegend von Neusohl. Excursion nach Herrengrund; Excursion längs der Gran; Gradek; Liebethen; Tajova. 6. Gegend von Kremnitz. 7. Berge von Dregely und Czerhat. 8. Das Matra-Gebirge und die Berge von Erlau. 9. Berge von Karancs; Basaltgebilde von Salgo, Medve. 10. Umgegend von Tiszolcz; Gebirge im Gömörer Comitat. 11. Ebne von Diglo. Tatra. Gränzgebirge von Gallicien und Wieliczka. 12. Gebirgsgruppe zwischen Epériés und Tokaj; Opal von Czerwenitza. 13. Berge von Vihorlet; Alaunstein des Beregher Comitats. 14. Blick auf Siebenbürgen und das Bannat; aus andern Schriften entlehnt. 15. Debrezin; Natrum-Seen; die Ebnen von Ungarn. 16. Gegend von Pesth und Ofen. 17. Reise von Ofen zum See Balaton, über die Berge von Bakany. 18. Gegend des Sees Balaton. 19. Excursion nach Fünfkirchen; Rückkehr nach Wien

über Oedenburg. 20. Rückreise von Wien na Frankreich, durch Sachsen. — In diesem Reise richte sind die mineralogischen und geologischen merkungen zwar bey Weitem vorherrschend; ein streut finden sich aber auch mancherley andere Na richten über verschiedenartige Gegenstände, die üb gens nicht geeignet sind, dem Leser ein treues u vollständiges Bild von den durchreisten Gegen und ihren Bewohnern zu verschaffen, sondern gemeiniglich nur von den Reiseabenteuern, schlechten Wirthshäusern und der sehr gastfr Aufnahme unterhalten, die der Verfasser bey len Gutsbesitzern und andern Personen in Un gefunden. Am Ende eines jeden Capitels befin sich eine Zusammenstellung der darin enthalte wichtigsten, mineralogischen und geologischen Wa nehmungen, wodurch die Uebersicht der einzeln Bemerkungen allerdings erleichtert wird, we man jedoch auch nicht selten eine bündige K vermißt.

Der zweyte Haupttheil des Werks, den dritten Band desselben füllt, führt die berschrift: "Considérations générales, par or géologique". Er enthält eine systematische sammenstellung der auf der Reise gesammelt geologischen Bemerkungen. Bey der großen A führlichkeit, womit auch dieser Theil abgefaßt findet man darin im Wesentlichen dasselbe wie was man schon durch den ersten Theil erhielt; hi aber systematisch geordnet und mit manchen all meinen, geologischen Betrachtungen verknüpft. Die ser Theil erleichtert mithin die Uebersicht dess was die Wissenschaft durch die Reise des He Beudant gewonnen hat. Bey dem Verhältnisse, in welchem beide Theile zu einander stehen, be schränkt sich Referent darauf, aus dem Inhalte des letzteren Einiges mitzutheilen.

In der Einleitung trägt der Verfasser seine An sichten von der geognostischen Classification vor.

Er unterscheidet als Classen: Formation primitive, intermédiaire, secondaire, tertiaire und form. des terrains indépendans, worunter er die Trachyt- und Basalt-Gebilde begreift. Die Classen zerfallen nach ihm in verschiedene Abtheilungen, für welche er den in Frankreich beliebt gewordenen, aber doch nicht sehr bezeichnenden Ausdruck "terrain" gebraucht, worunter er eine Gruppe von Gebirgsarten versteht, die von verschiedenartiger Natur seyn können, aber auf solche Weise verbunden sind, daß sie gewissermaaßen ein System bilden, dessen Glieder entweder eine Bildungs-Epoche umfaßt, oder die eine Reihe von Formationen darstellen, die von einander abhängig und einander sehr genähert sind; oder endlich einer Reihe von sehr verschiedenen Bildungs-Epochen angehören, wobey sie aber von derselben Beschaffenheit sind. Die Gebirgsarten (les roches) sind dem Verf. die Species in der Geologie; die Gebirgsartengruppen (les terrains) sollen sich dagegen gewissermaaßen wie die natürlichen Familien in der Zoologie und Botanik verhalten. Man kann schon hieraus abnehmen, daß es den Begriffsbestimmungen, die der Verf. zur Erläuterung seiner Classification mitgetheilt hat, sehr an der nöthigen Schärfe und Klarheit mangelt. Auch ergibt sich aus Obigem, daß die Gebirgsarten-Gruppen (terrains) Beudant's nicht gleichbedeutend sind mit dem, was deutsche Geognosten Formationen zu nennen pflegen. Was der Verf. unter Gebirgsart (roche) versteht, hat er nirgends bestimmt ausgesprochen.

Chap. I. Terrains primitifs. Sie nehmen in Ungarn einen ungleich geringeren Raum ein, als die jüngeren Gebilde. In den Karpathen stellen sie sich in abgesonderten Gruppen dar, die sich an einigen Orten zu bedeutender Höhe erheben. Das

Tatra-Gebirge ist in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet. Die primären Formationen sind in Ungarn nicht so zusammengesetzt, wie in vielen anderen Gegenden. Der Verf. führt zuerst auf: "Terrain de Granite et Gneiſs." Beide Gebirgsarten sind in Ungarn beständig verbunden. Sie kommen überall in abwechselnder Lagerung vor und bilden mit einander eine zusammenhängende Hauptmasse. Selten stellt sich der Granit in größeren Massen, gleichsam als Kerne dar, welche von den anderen Massen schaalenartig umgeben werden. Der Verfasser vergleicht den Granit Ungarns mit dem in der Dauphiné, in Savoyen, Piemont und den Schweitzer und Tyroler Alpen, der auf gleiche Weise mit Gneus innig verbunden ist und wie jener häufig Epidot beygemengt enthält. — Die dem Granit- und Gneus-Gebilde zunächst sich anschließende Gruppe, nennt der Verfasser "Terrain de Micaschiste et Schiste argileux." Keine scharfe Gränze findet zwischen jenem und diesem Gebilde Statt. Der Verf. stellt sich vor, daß Beide sich zu einander verhalten, wie Producte verschiedener Epochen der Krystallisirung, aus einer gemeinschaftlichen Auflösung. Glimmerschiefer und Thonschiefer nehmen in Ungarn einen bedeutenden Raum ein. Die Granit- und Gneusmassen sind davon umgeben und mehrere Gebirgsmassen bestehen daraus ganz und gar. Wie sich bey dem Uebergange des Gneuses in den Glimmerschiefer der Feldspath zurückzog, so verschwand nach der Meinung des Verfassers, der Quarz bey der Bildung des Thonschiefers, den er für eine Zusammenhäufung von Glimmerlamellen hält.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.
Den 21. May 1825.

Paris.

Beschluß der Anzeige der Voyage minéralogique en Hongrie par F. S. Beudant.

Referent gibt bey dem Thonschiefer eine Verminderung der Kieselsubstanz, aber nicht ein gänzliches Verschwinden derselben zu, indem er den Thonschiefer als eine innige Verbindung von Glimmer und Quarz ansieht, in welcher jener nicht allein vorwaltet, sondern auch die eigenthümliche Structur bedingt. Das Glimmer- und Thonschiefergebilde ist in Ungarn viel weniger reich an verschiedenartigen untergeordneten Lagern, als in den Alpen. — Terrain d'Euphotide et de Serpentine. In Ungarn selten. Der Verf. beobachtete dieses Gebilde in der Gegend von Dobschau, wo es auf Glimmerschiefer ruhet. Der Serpentin steht hier, wie an anderen Orten, im genauesten Verhältnisse zum Euphotid und nimmt die unteren Theile der aus letzterem bestehenden Berge ein. Kobalt- und Kupfererze kommen darin vor.

Chap. II. Terrains intermédiaires. Das sogenannte Uebergangsgebirge ist in Ungarn

sehr verbreitet. Der Verf. rechnet dahin zuförderst eine Gebirgsarten-Gruppe, die er "Terrain de Siénite et Grünstein porphyrique" nennt, in deren Mitte sich die Niederlagen von Gold und Silber befinden, die den vorzüglichsten Mineralreichthum von Ungarn ausmachen; ein Gebilde, welches nach den Beobachtungen des Herrn von Humboldt, unter sehr ähnlichen Verhältnissen in Südamerika vorhanden ist. Die Hauptmasse dieser Gruppe besteht aus einem porphyrartigen Gestein, dessen Basis ein dichter, von Hornblende-Substanz bald mehr bald weniger durchzogener Feldstein ist, und aus wahrem Syenit, der auf der einen Seite in Granit, auf der anderen aber in jenes porphyrartige Gestein unmerklich verläuft. Für das letztere ist die beynahe gänzliche Abwesenheit des Quarzes, so wie die fast beständige Anwesenheit der Hornblende, besonders charakteristisch. Gewöhnlich läßt sich darin ein Gehalt von kohlensaurem Kalk wahrnehmen. Sehr häufig findet sich Schwefelkies darin eingesprengt. Da dichter Feldstein und Hornblende die wesentlichen Gemengtheile dieser Gebirgsart ausmachen, so belegt sie der Verf. mit dem allgemeinen Nahmen des dichten oder porphyrartigen Grünsteins; unterscheidet aber davon verschiedene Varietäten, die er durch besondere Benennungen näher bezeichnet. Wenn gleich der Verf. Recht haben mag, indem er jene Benennung für die in Ungarn mit dem Uebergangs-Syenite zunächst verbundenen Gesteine wählt, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß manche Modificationen, besonders die von erdigem Ansehen, sich so weit von den gewöhnlichen Abänderungen des Grünsteins entfernen, daß man sie schwerlich für Glieder dieses Gebildes halten würde, wenn man nicht von ihrer genauen Verbindung mit anderen Abänderungen unterrichtet wäre. Die Gruppe des Syenites und porphyrartigen Grünsteins folgt nach den Beobachtungen

des Verfassers, im Alter zunächst auf den Talkschiefer, der zu den jüngsten primären Gebirgsarten gehört und dem Uebergangsgebirge sehr nahe steht. Die untersten Massen bestehen gemeiniglich aus Syenit, der hin und wieder in Granit und Gneus sich verläuft. Darauf pflegen dichter und porphyrartiger Grünstein zu folgen, in welchem besonders die reichen, Gold und Silber führenden Gänge aufsetzen. Verschiedene untergeordnete Lager kommen hie und da vor, zu denen Glimmerschiefer, Quarz und Kalkstein gehören. Am merkwürdigsten und wie es scheint für jetzt noch auf keine Weise genügend zu erklären, ist das Verhältniß, in welchem das Syenit- und Grünstein-Gebilde zum Trachyte steht. Dieser ist in Ungarn der beständige Begleiter von jenem, so daß es nach unserem Verfasser den Anschein hat, als könne das eine Gebilde nicht von dem andern getrennt bestehen. Gewisse Abänderungen des Grünsteins gehen auf solche Weise in gewisse Modificationen des Trachytes über, daß es unmöglich ist, eine bestimmte Gränze dazwischen zu finden. Diese innige Verknüpfung möchte vielleicht manchen Geologen bestimmen, bey beiden Gebilden dieselbe Entstehungsweise anzunehmen. Der Verf. zeigt aber, daß der Syenit- und Grünstein-Formation die Kennzeichen von Feuerproducten gänzlich mangeln.

Terrain de Grauwacke et Calcaire. Die Grauwacke schließt sich in Ungarn unmittelbar an den Glimmerschiefer. Unser Verf. hält sie für ein ganz mechanisches Gebilde, indem er annimmt, daß Glimmer und Quarz, welche als Hauptgemengtheile erscheinen, vor ihrer Zusammenfügung, bald mehr bald weniger zertrümmert und zerrieben wurden. Von der größeren oder geringeren Zerkleinung der Theile, leitet er das verschiedene Korn derselben ab. Ref. kann hierin dem Verf. nicht beypflichten. Ihm scheint keine Art von

Grauwacke ein rein mechanisches Gebilde zu seyn, am wenigsten aber die Ungrische, die nach der Folge von Stücken, die er vor sich hat, einen weit krystallinischeren Charakter, als die Harzer Grauwacke besitzt und darin manchen Grauwackenartigen Gesteinen der Alpen ähnlich ist. Schiefrige Grauwacke wechselt in Ungarn hin und wieder mit Kalkstein; Beide gehen aber auch zuweilen ein inniges Gemenge ein und stellen auf diese Weise einen Kalkthonschiefer (Calschiste) dar, der unter ähnlichen Verhältnissen in großen Massen in den Alpen, aber auch hin und wieder im deutschen Uebergangsgebirge vorkommt.

Grès quarzeux et Calcaire sans Grauwacke. Was hier "quarziger Sandstein" genannt wird, möchte vielleicht passender mit dem Nahmen, "körniger Quarzfels" zu belegen seyn. Diese Gebirgsart wechselt in Ungarn zuweilen mit der Grauwacke und bildet außerdem auch mehr selbstständige Massen, die sich zunächst an das Grauwackengebilde schließen. Aenliche Gesteine fand Ref. unter änlichen Verhältnissen im Uebergangsgebirge der Alpen, so wie auch in mehreren Gegenden Deutschlands und besonders in Schweden und Norwegen. Hr. Beudant vergleicht jenes Gebilde mit dem Old red Sandstone der Englischen Geognosten. Es ruhet darauf in bedeutenden Massen, Kalkstein, den der Verf. wie es scheint mit Recht, für ein Aequivalent des Mountain-Limestone der Engländer hält. Dieser jüngere Uebergangskalkstein ist in Ungarn arm an Petrefacten, die er in anderen Gegenden in Menge zu führen pflegt. Dagegen ist er dort, wie in Derbyshire, durch Höhlen ausgezeichnet.

Chap. II. Terrains secondaires. Grès houiller des Karpathes. Am östlichen Fuße des Tatra-Gebirges und längs der Gränze zwischen Ungarn und Gallicien, erhebt sich eine Sandsteinfor-

mation, die unser Verf. für Kohlensandstein hält, über welche aber andere Geognosten bekanntlich abweichende Ansichten ausgesprochen haben. Die von Hrn. Beudant mitgetheilten Beobachtungen scheinen allerdings für seine Meinung zu reden. Eine besondere Beobachtung verdient der durch den Sandstein verbreitete Kalkgehalt und das Vorkommen von Stinkkalklagern in demselben. Der älteste Kohlensandstein in England, der sich zunächst dem jüngeren Uebergangs-Kalkstein anschließt, ist ebenfalls reich an Kalksteinlagern. Dagegen fehlen hier wie in den Karpathen, der bituminöse Mergelschiefer und Zechstein Deutschlands.

Grès houiller de Fünfkirchen. Hier sind alle Verhältnisse so, wie man sie in vielen anderen Gegenden bey dieser Formation antrifft. Der Kohlensandstein ruhet auf einem Kalkstein, der vielleicht dem Uebergangsgebirge angehört. Darauf folgt rothes Todtliegendes, in Verbindung mit Grünstein und Porphyren, die in jener Gegend vom südlichen Ungarn ganz auf ähnliche Weise mit dem rothen Conglomerate verknüpft sind, wie am Thüringer Walde, am Harz, im Zweybrückischen, in Schottland. Der Verf. stellt bey dieser Gelegenheit Betrachtungen über die Bildungsweise jener krystallinischen Gebirgsarten an. Er wiegt die Gründe gegen einander ab, die einer Seits für eine vulkanische, anderer Seits für eine neptunische Bildung zu reden scheinen und erklärt sich am Ende für letztere, wiewohl er den Ausdruck "neptunische Bildung" nicht im aller strengsten Sinne nimmt, sondern dem Feuer auch eine gewisse Einwirkung bey der Entstehung krystallinischer Gebirgsarten, die nicht für vulkanisch gehobene angesehen werden können, zugestehet. Die Art wie diese Untersuchung geführt worden, ist musterhaft und verdient denen unter den jetzigen Geologen zur Beachtung und Nachahmung em-

pfohlen zu werden, die jeden Porphyr, Grünstein, Mandelstein, ohne Rücksicht auf die höchst abweichenden Verhältnisse, unter denen sie in verschiedenen Gebilden erscheinen, zu den vulkanisch gehobenen Massen zählen und sich nicht einmal mit dieser Erweiterung des vulkanischen Gebietes begnügen, sondern die Gränzen desselben sogar bis zum Granit und zu andern krystallinischen Gesteinen hinaus zu rücken wagen. Der Verf. schließt seine Untersuchung mit folgenden Worten: "Si, après "l'exposé de semblables faits, on veut encore "admettre l'origine ignée pour les roches cri"stallines subordonnées au grès houiller ou au "grès rouge, il faut sur le champ se pronon"cer, et admettre que toutes les roches, cri"stallines ou arénacées, qui constituent l'écorce "du globe, sont aussi formées par le feu. On "renversera dès lors tout l'édifice de la scien"ce, et l'erreur remplacera partout la vérité. "Maintenant il est de toute évidence que, dans "l'état actuel de la science, et sans rien pré"juger sur ce qu'on pourra observer à l'ave"nir, que les probabilités sont de beaucoup en "faveur de l'hypothèse d'une formation de tou"tes ces roches par l'eau. Ce serait faire ré"trograder la science, l'amener à son enfance, "que d'admettre une autre opinion, tant qu'on "ne pourra apporter de nouveaux faits dans "la balance des probabilités. Toute cette con"clusion s'applique également, et à fortiori, aux "amygdaloïdes de la grauwacke, ainsi qu'aux "grünstein et aux porphyres qui les accom"pagnent."

Calcaire Magnésifère. — Calcaire du Jura. — Calcaire à Encrinites de Bakony. — Craie? Dolomit kömmt im westlichen Ungarn in bedeutender Ausbreitung und besonders ausgezeichnet durch die konische Form seiner Berge vor. Zu welchen

Flötzformation er gehören mag, läßt sich nach den Angaben des Verf. nicht wohl entscheiden; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er ein Glied des Gryphitenkalk-Gebildes ist, indem er wenigstens in seinen petrographischen Beschaffenheiten eine große Uebereinstimmung mit dem Dolomite zeigt, den Ref. in dem Gryphitenkalk der Weser- und Leine-Gegenden nachgewiesen hat. Auch stehet damit das angegebene Lagerungsverhältniß zu einem Kalkstein, den der Verf. für Jurakalk hält, der jenen Dolomit hin und wieder deckt, nicht im Widerspruch. Eigentliche Kreide, der von England und Frankreich ähnlich, findet sich in ganz Ungarn nicht. Es ist aber nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Formation des Blocksberges bey Ofen, zur Formation derselben gehört.

Appendices. Des dépôts salifères. Noch herrscht große Verwirrung und Dunkelheit in Hinsicht der geognostischen Verhältnisse der Steinsalzniederlagen und über keine derselben sind die Meinungen mehr getheilt, als über die berühmte und viel besuchte Salzformation von Bochnia und Wieliczka. Der Aufenthalt des Verf. in dieser Gegend war zu kurz für genaue Untersuchungen. Am wahrscheinlichsten ist es ihm, daß die dortige Steinsalzniederlage gleichzeitig mit der Formation der sogenannten Molasse ist. Das Vorkommen von bituminösem Holze, von Früchten und Abdrücken von Blättern von Dikotyledonen, so wie von gewissen Schnecken und zweyschaaligen Conchylien, scheint allerdings gegen die Meinung zu reden, daß jenes Steinsalz einer älteren Flötzformation angehöre. — Des lacs de Natron. Die Gegenwart des Natrums in den Seen, wie in allen Gewässern der großen Ebne von Ungarn, leitet der Verf. von einer Zersetzung des salzsauren Natrums durch kohlensauren Kalk ab.

Chap. IV. Terrains tertiaires. — De la Mo-

Molasse et du Nagelflue, ou Grès à Lignites. Die Massen welche diesem Gebilde angehören, nehmen in Ungarn die Stelle des plastischen Thons der Pariser Gegend ein, indem sie zwischen dem Juracalke und dem Grobkalke liegen. Sie sind jünger als die Trachyt-Conglomerate, wovon sich der Verf. u. A. in der Gegend von Chemnitz überzeugte. Bedeutende Ablagerungen von Braunkohlen, unter denen die von Sari-Sáp in der Gegend von Ofen, in geologischer Hinsicht besonders merkwürdig sind, besitzt Ungarn in jener Formation.

Du Calcaire grossier Parisien. Der Verfasser hat das Vorkommen dieser Formation, die früher nur für eine locale galt, jetzt aber immer mehr als eine sehr verbreitete erkannt wird, an vielen Orten in Ungarn nachgewiesen, wo die größte Höhe, welche sie über dem Meere erreicht, gerade so wie in der Gegend von Paris, nur etwa 100 bis 150 Meter beträgt. Die Gegend von Pesth und Ofen bietet ganz besonders Gelegenheit dar, sich vom dem Vorkommen des Grobkalkes in Ungarn zu unterrichten.

Calcaire à Lymnées et Planorbes, ou Calcaire d'Eau douce. Sehr wenig in Ungarn verbreitet. — Tufs calcaires et Sables d'Alluvions. Der Verfasser unterscheidet einen älteren Kalktuff und einen neueren, der sich an Quellen und in Sümpfen noch immer fortbildet.

Chap. V. Du Terrain trachytique. Dieses Capitel ist das ausführlichste und enthält, wie schon oben bemerkt worden, einen großen Schatz interessanter Beobachtungen, die ein ganz neues Licht über jenes merkwürdige Gebilde verbreiten. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Benennung dieser Gebirgsart und ihre Verhältnisse zu den basaltischen und neueren vulkanischen Gebilden, wirft der Verf. einen allgemeinen Blick auf

die Verbreitung des Trachyts in Ungarn. Eine Gruppe nimmt die Gegenden von Chemnitz, Kremnitz und Königsberg im nordwestlichen Theile von Ungarn ein; eine Gruppe von geringerer Bedeutung, constituirt südlich von jener, die Berge von Dregely; eine dritte bildet das Matra-Gebirge, am nördlichen Saume der großen Ungrischen Ebne; eine vierte sehr ausgedehnte Gruppe erstreckt sich von Tokaj nordwärts bis zu den Höhen von Eperies; und östlich von dieser ist eine fünfte Gruppe trachytischer Berge in der Gegend von Vihorlet, die dann weiter durch die Comitate von Ungh, Beregh und Marmarosh fortsetzt. Es findet sich im Trachytgebilde keine Art von Stratification. Die zum Theil horizontalen Absonderungen erstrecken sich nicht einmal regelmäßig durch eine und dieselbe Masse; und die verschiedenen Glieder finden sich niemals in eigentlicher Lagerung unter einander verknüpft. Jede Hauptmodification des Trachyts bildet eine Masse für sich, unabhängig von Anderen, welche sie umgeben. Nirgends finden sich Kennzeichen einer geflossenen Masse; nirgends zeigt sich eine Aehnlichkeit mit Lavaströmen; so wie auch keine Spur von Kraterbildung wahrzunehmen ist. Ob nun gleich unter den verschiedenartigen Trachytmassen keine wahre Lagerungsordnung Statt findet, so zeigt doch die gegenseitige Stellung derselben im Allgemeinen etwas Gesetzmäßiges. Vier Hauptmodificationen lassen sich unterscheiden: 1. eigentlicher Trachyt; mehr und weniger porös; mit großen Glimmerkrystallen; reich an Hornblende und Augit, aber ganz leer von Quarz und Chalzedon. 2. Trachyt-Porphyr; nicht porös; mit einer Basis aus dichtem Feldstein, in welcher oft Quarzkrystalle liegen; Chalzedon in kleinen Geoden; selten mit Glimmer, der nur in kleinen Krystallen erscheint; ohne Hornblen-

de und Augit. 3. Perlit; eigentlicher Per-
stein und andere, nahe damit verwandte, glas-
tige Massen. 4. Mühlsteinporphyr; Theils
sehr kieselreich und höchst cavernös; Theils
sogenannter Thonporphyr; Theils als Mühl-
steinporphyr. Von diesen verschiedenen Haupt-
modificationen Trachytischer Producte, pflegt der ei-
gentliche Trachyt im Centrum der Gruppen sich zu
befinden und die größte Ausdehnung zu haben. Seine
Berge erreichen wohl eine Höhe von 1000 bis 12..
Meter. Von dieser Central-Masse ausgehend, pflegen
die übrigen Modificationen in der eben bezeichne-
ten Ordnung nach einander zu folgen, indem ihre
Massen gegen den Umfang der Gruppen an Höhe
abnehmen. Der Mühlsteinporphyr scheint
einer weit jüngern Formations-Epoche anzugehö-
ren, als die übrigen Glieder. Außerdem finden
sich noch in jeder Gruppe Trachyt-Conglo-
merate. Diese bestehen bald aus Blöcken von
Trachyt, bald aus schlackenartigen Massen. Ge-
wisse Abänderungen enthalten besonders Trachyt-
porphyr und Mühlsteinporphyr; gewisse
andere bestehen aus Bruchstücken von Bimstein
und Obsidian, die oft in einem zerriebenen
oder auf verschiedene Weise umgeänderten Zustan-
de sich befinden. Die erste Art von Conglomera-
ten bildet hohe Berge in der Nähe der Massen,
von denen ihre Bruchstücke abstammen; die übri-
gen bilden dagegen gemeiniglich nur niedrige Hü-
gel, die sich gegen die Ebnen erstrecken und füllen
auch nicht selten Vertiefungen von verschiedener
Ausdehnung aus. Bey jeder der vorhin erwähn-
ten Hauptarten des Trachytes unterscheidet der
Verf. verschiedene Abänderungen, die er nach ihren
petrographischen Beschaffenheiten, mit größter Ge-
nauigkeit beschreibt. Viel Lehrreiches theilt er
über den Alaunstein mit, der in Ungarn an
mehreren Orten vorkömmt und auch benutzt wird.
Er findet sich sowohl derb, als auch krystallisirt

Die Krystallisation ist nach den Beobachtungen des Verfassers, die mit den Cordier'schen im Wesentlichen übereinstimmen, rhomboedrisch. Alaun läßt sich aus dem Ungarischen Alaunstein, wie aus dem von Tolfa, erst nach einer damit vorgenommenen Glühung darstellen. Er gehört dem Gebilde des Bimstein-Conglomerates an, aus welchem er durch eine Umänderung der Substanz entstanden zu seyn scheint, deren Ursache sich freylich für jetzt nicht mit Sicherheit angeben läßt. Die Verhältnisse in denen der Ungrische Alunit zum Trachyte steht, sind ohne Zweifel denen analog, unter welchen der Alaunstein im Kirchenstaate vorkömmt. — Zu den besondern Merkwürdigkeiten der Ungrischen Trachytformation, gehört das Vorkommen güldischer Erze in der Gegend von Königsberg. Sie finden sich hier in kleinen Nestern, Adern und eingesprengt, in einer weichen, erdartigen Masse, die nach aller Wahrscheinlichkeit zu denen gehört, die aus der Zersetzung von Bimstein hervorgiengen. Ihr Vorkommen ist daher verschieden von der Lagerstätte der Gold- und Silbererze in den Gegenden von Schemnitz und Kremnitz; scheint aber einige Analogie zu [illegible] mit den Goldgängen von Villalpando [illegible] Mexico. — Eine andere Merkwürdigkeit der [illegible]en Trachytgebilde ist das Vorkommen ver[illegible]er Kieselfossilien, nahmentlich des edlen, [illegible]nen, Holz- und Glasopals, des [illegible]opals und Jaspisses, die sich bald in [illegible], bald in Adern, besonders im Trachyt-[illegible]omerate, zuweilen aber auch im Trachyte [illegible]bst finden. — Was das geognostische Verhält[illegible]iß der Trachytformation im Allgemeinen betrifft, [illegible] zeigen die Beobachtungen unseres Verfassers, [illegible]ß die Formation des Syenites und Grünstein[illegible]rphyrs in den mehrsten Gegenden die Unterlage [illegible]macht; daß aber das Trachyt-Conglomerat [illegible]ch auf Grauwackenschiefer, Uebergangskalkstein,

Flötzdolomit ruhet, wogegen es von der Braun-
kohlenformation und vom Grobkalke gedeckt wird.
— Am Schlusse des dem Trachyte gewidmeten
Abschnittes, stellt der Verf. eine sehr gründliche
Untersuchung über die Bildungsweise dieser Ge-
birgsart an, die das allgemeine Resultat ergiebt,
daß zwar eine Entstehung unter Einwirkung des
Feuers ungleich wahrscheinlicher ist, als die Bil-
dung auf dem sogenannten nassen Wege; daß aber
die Entstehung der Trachytmassen von ganz ande-
rer Art war, als die der neueren vulkanischen
Gebilde. Wie nun aber die Bildung unter Ein-
wirkung des Feuers vorgehen mochte, ob eine He-
bung Statt fand, auf solche Weise, daß die ge-
hobenen Massen kuppenförmig die Oeffnungen, aus
denen sie hervorkamen, bedeckten, läßt der Verf.
unentschieden und erklärt sich nur dafür, daß die
Bildung unter der Meeresdecke Statt gefunden.
Zugleich zeigt er, daß die Trachyt-Conglomerate
auf ganz andere Weise entstanden, als die eigent-
lichen Trachyte; daß bey ihnen, änlich etwa wie
bey vulkanischen Tuffen, die Umänderung und der
Absatz von Feuerproducten, durch Wasser vermit-
telt wurde. Auch bey dieser Gelegenheit zeigt sich
der Verf. in seinem Urtheile sehr besonnen und
vorsichtig; und gern stimmt ihm Refer. darin
bey, daß es jetzt noch nicht möglich sey, von der
Bildungsart der Trachytmassen eine klare Vor-
stellung zu erlangen. Eine Hauptschwierigkeit
macht dabey unstreitig ihre innige Verbindung mit
benachbarten Massen, von denen sie zum Theil
unterteuft werden, in die sie unmerklich überge-
hen, und die doch auf ganz andere Weise wie sie
gebildet zu seyn scheinen; so wie der Mangel von
solchen Erscheinungen, die, wie bey dem Basalte,
den Durchbruch durch andere Gebirgsmassen, un-
zweydeutig darthun.

Chap. VI. Terrain basaltique. Es umfaßt
nach dem Verf. den eigentlichen Basal

den Dolerit, Klingstein und den Basalttuff. Zuerst allgemeine Bemerkungen über den Basalt als Felsart, über seine Verschiedenheiten vom Grünstein und Trachyt. Der Verf. sieht ein Gemenge von Augit und Feldstein, welches sich bald mehr kristallinisch entwickelt, bald mehr innig verbunden darstellt, worin der Augit den Feldstein zuweilen beynahe ganz verdrängt, und zu welchem sich in der Regel noch Olivin gesellt, als das Wesentliche in der Zusammensetzung des Basaltes an, womit die Ansicht des Referenten völlig übereinstimmt. Der Basalt ist nach dem Verf. stets auf das Bestimmteste vom Trachyt geschieden; Beide müssen sehr verschiedenen Bildungsepochen angehören, von denen die des Basaltes die jüngere ist. Nie kommen Trachyt und Basalt in abwechselnder Lagerung vor. Am häufigsten mangelt der Basalt da, wo Trachyt die Oberhand hat; so wie Trachyt da selten zu seyn pflegt, wo Basalt ausgebreitet ist. Wo Beyde in Berührung vorkommen, wie in Ungarn in der Auvergne, erscheint der Basalt jünger als das Trachyt-Conglomerat; und gewöhnlich sieht man dann seine Massen an den Seiten der Trachyt-Gruppen, oder in einiger Entfernung von ihnen. In Ungarn ist der Basalt ungleich weniger verbreitet, als der Trachyt. Besonders merkwürdig ist sein isolirtes Vorkommen am Calvarienberge bey Schemnitz. Der Verf. beschreibt die verschiedenen Abänderungen, in denen der Basalt in Ungarn sich darstellt und schließt mit Betrachtungen über seine Bildungsweise, die er für eine vulkanische hält.

Die prachtvolle Ausstattung des Beudant'schen Werkes mit zahlreichen Charten und Durchschnitten, ist oben bereits erwähnt; wie wenig aber von dieser, das Werk sehr vertheuernden, Zugabe zu halten ist, hat Refer. ebenfalls schon bemerkt. Wer sich selbst mit Arbeiten dieser Art befaßt hat,

weiß, daß es unmöglich ist, auf einer so flüchtigen Reise, wie die Beudant'sche war, richtige petrographische Charten und treue geognostische Profile zu entwerfen. Nach der Ansicht des Ref. können solche nur dann einen wissenschaftlichen Werth haben, wenn sie genau sind. Die eilfertige Herausgabe geognostischer Charten, die in England und Frankreich Ueberhand genommen hat, und leider in Deutschland hin und wieder nachgeahmt wird, schadet der Verbreitung gründlicher geognostischer Kenntnisse ungleich mehr, als sie ihr nützt. Dasselbe gilt von Profilzeichnungen und Gebirgsansichten, die so wie die Beudant'schen ganz idealisirt sind, nicht auf Messungen sich gründen. Wer ein Bild auf dem Papiere bedarf, um die in den Beschreibungen entwickelten Ansichten leichter aufzufassen, mag sich derselben bedienen; nur darf man solchen leicht entworfenen Bildern, keinen wissenschaftlichen Werth beylegen und sie nicht verwechseln mit genauen, die natürlichen Lagerungsverhältnisse treu darstellenden Durchschnitten, durch welche ausführliche Beschreibungen oftmals entbehrlich werden; deren Verfertigung aber in demselben Grade mühsam und schwierig ist, in welchem sie das geognostische Studium erleichtern und fördern.

Halle.

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde, von **Kurt Sprengel**. Zweyter Theil. Dritte umgearbeitete Auflage. 1823. 762 Seiten in Octav.

Wir sind noch die Anzeige der dritten Auflage dieses bedeutenden Werkes nachzuholen um so mehr schuldig, als dasselbe das unverdrossenste Streben des verdienten Verf. nach möglichster Vollkommenheit beweiset. Der VIII. Artikel im Fünften Abschnitte, der vom Einfluß der morgenländischen

Unweisheit auf die Medicin handelte, hat nun
in Schilderung des Verfalls der Wissenschaften
eine weitere Ausdehnung erhalten, und handelt A.
von der Einführung des morgenländischen Emana-
tions-Systems. B. Von der Einführung des Chri-
stenthums, C. von der Despotie der römischen Kai-
ser. Manche Noten sind weggelassen, dafür erheb-
liche neue hinzugekommen. Die Nachrichten von
Asclepiades sind sehr vermehrt, bey Musa ist der
wesentliche Zusatz, daß er den K. August kaltes
Wasser auch trinken ließ, bey Celsus wird noch
angeführt dessen Lehre vom Steinschnitt, vom Tre-
pan, von der Staaroperation und Ergänzung ver-
lorner oder fehlender Theile. Manchen Zusatz er-
hielt der Artikel Soranus, Scribonius Largus den
Zitterrochen betreffend, Dioscorides aus Anazarbus,
nicht Anazarba, Plinius, Aretaeus über die Hohl-
vene, Galenus, die Aeußerung über seine Mutter
wird gemildert, der Irrthum, daß er ein Zwischen-
Kieferbein auch im Menschen annahm, gerügt, das
Urtheil über seine Pulslehre ist gelinder, daß G.
schon die häutige Bräune kannte, und daß er Vi-
pernfleisch im Aussatz empfahl ist angeführt, auch
die Nachricht über seine Chirurgie etwas geändert.
Oribasius. Hier scheint der Verf. seine eigene Er-
fahrung über Satyriasis zurück zu nehmen. Theon
der Alexandriner ist eingeschaltet. Seite 237 wird
die zu Folge dreyer arabischer Schriftsteller vom
Verf. für eine Allegorie der Pocken verstandene
Stelle, von Chladni für eine Nachricht von Meteor-
steinen erklärt. Aetius kannte schon den Campher
und Magnet. Paul von Aegina; für manches weg-
gelassene ist neues eingeschaltet. Actuarius, geden-
ke auch des blauen Urins. S. 338 wird zum Be-
lege, daß die Araber niemals ganz rohe Barbaren
waren, einiges angeführt. Zu welchen Betrach-
tungen gibt nicht dermalen Veranlassung, was der
Verf. schon 1800 in der zweyten Auflage schrieb:
§. 54. Unter allen muhammedanischen Staaten

war Spanien wohl am glücklichsten — — Die drey Abdorrahman's und Alkahem, vom achten bis ins zehnte Jahrhundert, brachten die dem Khalifat von Kordova unterworfenen Länder auf die höchste Stufe des Flors. Sie pflegten die Wissenschaften, und führten eine so milde Regierung, daß Spanien sich nicht rühmen kann, unter den christlichen Beherrschern je wieder zu dem Wohlstande gekommen zu seyn." — §. 55. "auch unter diesem Volke wurde die Arzneykunst als eine Tochter der Philosophie betrachtet." Mit Zusätzen sind reichlich vermehrt die Artikel Rhazes, Avicenna, dessen Grabmal man nach zu Hamadan sehe., Karl der Große S. 499 Beyspiele von Männern die aus ihrer Mutter Leibe geschnitten wurden; Albertus Magnus, Roger Baco der gefangen nach Rom geführt ward. Wilhelm von Saliceto, Hugo von Lucca und Heinrich de Mondeville sind hinzugekommen, Arnoldus Villanovanus sind berichtiget. Die Geschichte des Schweißfiebers, des Skorbuts und Weichselzopfs enthält wichtige Zusätze. Vollends die Geschichte der Lustseuche, welche diesen zweyten Theil schließt, ist gänzlich umgearbeitet. Nach hier neuerdings beygebrachten Belegen existirte diese Krankheit in Europa mehrere Jahre vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus. Auch die chronologische Uebersicht dieses Zeitraums und das Register vernachläßigte nicht der bessernde Fleiß des Verfassers. Ref. hat nur weniges ausgezeichnet, ... mit innigem Vergnügen durchaus die gewissenhafteste Sorgfalt des Verfassers in Milderung seines Urtheils, in bescheidener Veränderung der ersten in die dritte Person, des i in y, und des so Cursiven in den gewöhnlichen Druck bemerkt; ... genaueren Ueberschriften, und der Uebertragung fremder in Deutsche Wörter u. s. f. zu geschweigen. Seite 33 müßte wohl §. 27. statt 19., Seite ... §. 21. st. 52. und 345. §. 52. st. 40. stehen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 23. May 1825.

Kopenhagen.

Bey Brummer: Verzeichniß der in Dänemark 1824 noch vorhandenen Runensteine. Von R. Nyerup. Nach dem dänischen Manuscripte des Verfassers übersetzt. 1824. 52 S. in 8.

Als Rec. vor noch nicht lange bey Gelegenheit der Brynjulfischen Schrift über Runen (S. Jahrg. 1824. St. 103. S. 1032) den Wunsch äußerte, daß bald ein umfassendes Werk über diesen Gegenstand erscheinen möchte, dachte er nicht, daß eine Erfüllung desselben, wenn auch nur eine theilweise, bereits nahe wäre. Es wird uns hier die bevorstehende Erscheinung eines Werkes angekündigt, welches von allen, in Dänemark noch vorhandenen Runensteinen genaue Abbildungen sammt Erklärungen liefern soll. Ist die Abbildung eines Denkmals, die hier beyliegt, zugleich ein Probeblatt, so verdient es alles Lob: Charakter des Steins und der Schrift scheint getroffen, jede überflüssige und bey diesen rohen Felsenstücken zumal lächerliche Eleganz der Ausführung vermieden und da wir nicht zweifeln, daß für die Hauptsache, nämlich für ein

treues und richtiges Lesen der Runenschrift selbst, hinlängliche Sorge wird getragen werden (das verbürgen schon die Namen der Gelehrten, welche an dieser Ankündigungsschrift Theil haben), so glauben wir im Voraus die Befriedigung jeder billigen Erwartung versprechen zu dürfen. Die Runensteine, die Ol. Worms bekannte Sammlung enthält, können leider nicht sämmtlich, nicht einmal dem größern Theile nach wieder vorkommen; denn nicht bloß fallen, was sich von selbst versteht, nach dem Verlust der dänischen Provinzen in Schweden und der politischen Ablösung Norwegens von Dänemark alle dort vorhandenen Denkmäler weg, sondern es sind auch viele seitdem verschwunden, und zwar sind sie im seltensten Falle verwittert, meistentheils absichtlich zerstört. So ist von den fünfen, die sich auf Fühnen zu Worms Zeiten befanden, auch nicht ein einziges mehr übrig. Unter Aufsicht können sie kaum gestellt werden, da sie meist auf dem Felde liegen und der gemeine Mann einen Runenstein nur darauf ansieht, wie er gespalten oder zersprengt etwa in eine Mauer oder Gartenhecke zu verwenden sey. Einer Sammlung derselben und Anhäufung auf einen Platz, die immer kostbar ist, drohen andere Gefahren; davon haben die Runensteine, die bey der Trinitatis Kirche in der Hauptstadt lagen, ein betrübtes Beyspiel gegeben: der Küster ließ von den zwölfen nicht weniger als neune spalten und in sein Haus verbauen; um ihn nur einigermaßen zu entschuldigen, nimmt man an, sie seyen vorher durch das Feuer, welches im Jahre 1728 die Kirche verzehrte, schon beschädigt worden. Man sieht also, wie sehr es an der Zeit ist (das soll hier S. 6. der einem Deutschen unverständliche Ausdruck: "die Fülle der Zeit scheint jetzt gekommen zu seyn" sagen), die noch vorhandenen Runensteine durch treue Nachbildungen dem Studium zu erhalten. Ihrer sind ungefähr funfzig und da hierin die seit Ol. Worm

d. h. seit etwa 200 Jahren entdeckten mit begriffen sind, so kann man berechnen, wie sich die neue Ausgabe der Monumenta Danica zu der alten verhalten wird, in welcher etwa hundert und funfzig abgebildet sind; wiewohl man zum Vortheil jener auch in Anschlag bringen muß, daß sich unter den neuentdeckten verhältnißmäßig viel mehr wichtigere befinden. Diese funfzig Runensteine werden von dem überall thätigen, und das Studium des Alterthums fördernden Nyerup in gegenwärtiger Schrift, nach den Gegenden, wo sie sich befinden, aufgezählt; die zu Kopenhagen vor dem Museum der nordischen Alterthümer mit nöthiger Sorgfalt aufgestellten gehen billig voran. Die Steine auf der Insel Bornholm beschreibt Thomsen und die auf Island Finn Magnüssen; diese letztern darf man um so weniger übersehen, als noch vor wenigen Jahren (1812) in Deutschland behauptet und wiederholt wurde, es seyen gar keine mit Runen beschriebene Denkmäler auf Island vorhanden. Finn Magnussen zählt vierzehn her und glaubt zwey davon mit Sicherheit in die heidnische Zeit stellen zu dürfen. Nebenbey theilt er die Nachricht mit, daß Klüwer jene norwegischen, von Brynjulf schon erwähnten Runensteine in Grabhügeln über Todtenurnen gefunden habe; eine so viel wir wissen, ganz neue Erscheinung, die vielleicht mehr zur Aufklärung der für die Geschichte der Runen wichtigen Fragen beyträgt, als ein neulich in dem fernen Grönland entdeckter Stein.

Mögen die Schweden der Aufforderung, welche der Herausgabe der dänischen Denkmäler liegen wird, nicht allzuspät Folge leisten! Dort ist die Heimath der Runensteine und im Bautil allein sind 1173 abgebildet. Norwegen hat wenigstens um so viel als jetzt Dänemark zu bearbeiten. Der Anhang rührt von Rask und bespricht den so oft abgezeichneten, erklärten und jetzt nach

Kopenhagen geschafften Thirstedstein, wovon eine neue und genauere Abbildung beygegeben ist. Diese Inschrift die zu den schwierigsten gehört, besteht aus sieben langen Zeilen, welche von unten nach oben zu lesen sind und von der linken zur rechten Hand laufen; es wird, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, das Gegentheil behauptet: sie lesen von der rechten zur linken. Eine kurze Zeile von vier oder fünf Buchstaben ist jetzt erst zum Vorschein gekommen und fehlt in den früheren Abschriften. Die dritte und vierte Zeile liest Rask:

aeft Frôtha fraendi sin
sinian . han vas thâ fâink

sinian erklärt er, oder vielmehr stellt er hin, als den acc. sing. eines mit dem vorhergehenden Frôtha in Apposition stehenden Adject. das ihm übrigens unbekannt sey und so viel als den theuern, unvergeßlichen, bedeuten müsse. Auch fâink, faeink, faeing, wie man lesen will, bleibt ihm unverständlich. Sollte aber sinian nicht zu trennen und sin ian zu lesen seyn? das letztere Wort, ian stände dann, gerade wie es in der nächsten Langzeile vorkommt, für die Partikel enn; sin wäre durch Versehen des Runenschreibers aus der letzten Zeile wiederholt und zweymal unmittelbar hinter einander geschrieben; mithin nicht mehr zu berücksichtigen, als der Zusatz eines überflüssigen und unnöthigen Buchstaben oder Verdoppelung eines andern welche beide Fälle in den Runeninschriften bekanntlich nichts seltenes sind. Um fâing zu erklären nimmt Rec., was gleichfalls öfter vorkommt, die Umstellung einer Rune an und bringt das i aus der Mitte ans Ende, wodurch er das Subst. fângi captus, erhält. Wenigstens wird man zugeben daß diese Erklärung an sich einen guten Sinn liefert und in den Zusammenhang wohl paßt: "R... rath und Hilde errichtete diesen Stein für (Rask übersetzt das nord. aeft wörtlich durch nach, aber man kann im Deutschen unmöglich sagen, na...

jmand einen Stein errichten) Frode, ihren Verwandten. Und er war Gefangener (soll durch die Runen der kleinen Zeile eine Jahrzahl ausgedrückt werden, wie Rask von den unverständlichen Wort behauptet? es fügte sich ganz gut, dann würden die Jahre der Gefangenschaft angedeutet), aber er (ian han varth dauthr)." Das zunächst folgende asuaethiauthu hat man erklärt: â Svithjôdu, in Schweden. Die Bemerkung von Rask dagegen: man habe thiauthu und nicht thjôdu geschrieben, während es vorher richtig Frôtha nicht Frautha heiße, scheint nicht erheblich, da an Consequenz in der Orthographie bey den Runen nicht zu denken ist; und wenn z. B. gewöhnlich stain raisti und stin risti beysammen sich finden, so wüßte doch Rec. Beyspiele genug aus dem Bautil, wo risti stân, resa stin und resa stân neben einander steht. Rask indessen weicht ab und liest: â svâthi authu, auf dem wüsten Svode, versteht aber selbst dies Substantiv weiter nicht und nimmt es für einen jetzt unbekannten Ortsnamen. Also Dunkelheiten bleiben auch in diesem neuesten Erklärungsversuch, in welchem sich gleichwohl des Verf. natürlicher Scharfsinn nicht verläugnet, genug übrig. Vielleicht gewährt der Runenstein Nr. 23 im Bautil, wenn er neu untersucht wird, Aufklärung für den Thirstedstein; jetzt liest Rec. darin folgendes: han var thauthr i huitauathum. Am willkommensten ist die Bemerkung, daß das Wort vîkingar, welches am Schlusse ganz deutlich steht, dem Stein ein hohes Alter zusichere, und man bey ihm deshablb bis 1060=1050 zurück gehen müsse. Rask meint, er könne leicht noch älter seyn, wenigstens in dem Jahr 1160, in welches ihn Liliegren setzt, habe man von den alten Vikingen aus der Heidenzeit nichts mehr gewußt. Rec. der sonst wohl gegen eine allzugroße Verehrung des hohen Alters der Runen Einwendungen macht, will dergleichen Zeugnisse jetzt denjenigen zu Gemüth führen, welche es

für erlaubt oder gar für scharfsinnig halten, alle Runendenkmäler in das 13te oder 14te Jahrhundert zu setzen und die Sache schnell abzufertigen denken, wenn sie annehmen, erst durch das Christenthum habe der Norden die Schrift empfangen — vas für var hat übrigens Rec. auch auf Steinen aus christlicher Zeit gefunden. Hier ist wohl der rechte Ort, den Wunsch zu äußern, daß dem neuen Runenwerk ein vollständiges Verzeichniß aller auf den Steinen vorkommenden Wörter, zugleich in ihren verschiedenen Formen, beygefügt werde.

Vor dem Schluß besinnt sich Rec. noch auf eine Pflicht und rügt die Fehler der Uebersetzung (ohne Zweifel von jemand verfertiget, dessen Muttersprache die deutsche nicht ist), deren mehr sind, als man nachsehen darf. Einige Beyspiele: Verzeichniß der Runenmonumenten; Beschreibung des Stein; der Hypothes; auf Räthseln stoßen; unleidlich lautet: "das Forschen eines paar Sekeln, ein halbes Stieg Runen u. dgl.

Weimar.

Vollständige und neueste Erdbeschreibung der Nordküsten von Africa, mit einer Einleitung zur Statistik dieser Länder; bearbeitet von Dr. F. A. Ukert. (Aus dem vollständigen Handbuche der neuesten Erdbeschreibung von Gaspari ꝛc.) 1824. 8. I. B. XXXIV u. 774 S. II. B. XXXII u. 886. S.

Schwerlich hat in andern Welttheilen die Geographie so bedeutende Fortschritte seit kurzem gemacht, als in der Kunde des nördlichen Africas. Die ältern Beschreibungen desselben werden immer mehr mangelhaft; desto dringender ist aber auch bey neuen Versuchen die Vollständigkeit der bisher gemachten Entdeckungen. Allerdings läßt ein solches Werk sich nicht allenthalben schreiben. Es gehört dazu ein Reichthum der neuern, größtentheils

ten kostbaren Reisebeschreibungen, die man an wenig Orten antrifft. Der Verf. war so glücklich fast keines derselben von Wichtigkeit zu entbehren. Wenn aber bey einzelnen Ländern, wie z. B. bey Aegypten, die Menge der Nachrichten fast erdrückt, so ist dagegen bey andern der Mangel nicht weniger empfindlich; bey beiden aber strenge Critik Bedürfniß. Der Verf. hat sich darüber in der Vorrede erklärt; und dadurch gezeigt, daß er die Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht übersah. Er hat aber seinem Werke einen solchen Umfang gegeben, daß es neben der Geographie und Ethnographie auch die Naturgeschichte und Statistik der Länder und Staaten umfaßt. Voran geht der allgemeine Theil; der mit der Beschreibung der Physischen Beschaffenheit von Nordafrica beginnt; mit Einschluß des Climas und der Producte; aus dem Thierreich sowohl als dem Pflanzen-, und Mineralreich. Dann die Völkerkunde nach Anzahl, Wohnplätzen, Abstammung, Sprachen, Religionen. (Hier sind wir bey der Abstammung angestoßen. Wir können die Völker, die der Verf. zu der Aethiopischen Rasse zählt, nicht alle dahin rechnen, wie z. B. Araber und Türken. Unser Tadel trifft indeß mehr nur das vorgesetzte Inhaltsverzeichniß, als das Buch selbst; in welchem darauf weiter keine ängstliche Rücksicht genommen ist.) Hierauf Cultur des Bodens, Kunstfleiß, Handel, und wissenschaftliche Cultur. Auf diesen allgemeinen Theil folgt der specielle; bey welchem zwar die physische Geographie zum Grunde gelegt ist; aber jedes einzelne Land nach der politischen Eintheilung behandelt wird. Nämlich zuerst: Länder am Nil. Aegypten und dann die Länder südlich von Aegypten bis zu den Nilquellen. Hierauf die Länder am Atlas; oder die Barbarey, Tripolis, Tunis, Algier, Fez und Marocco. Endlich die große Wüste oder Sahara, mit den sie einschließenden Landschaften, Völkern u. s. w.

Wir halten es für unnöthig aus dem vorgesetz-

ten Inhaltsverzeichniß die einzelnen Nahmen der Länder und Völker abzuschreiben, da der Gang, den der Verf. nimmt, schon aus dem Angegebenen deutlich seyn wird. Bey jedem einzelnen Lande und Volke werden dann wieder die einzelnen Rubriken durchgegangen, welche bereits bey dem allgemeinen Theile bemerklich gemacht sind. Rec. kennt das Buch nicht bloß dem Titel und der Ansicht nach, sondern aus eignem fleißigen Gebrauch; und kann daher wohl mit Ueberzeugung sein Urtheil darüber niederschreiben. Der Zweck des Verf. ist verschieden von dem welchen Hr. Prof. Ritter bey seiner so schätzbaren Geographie, auch in Beziehung auf Africa, sich vorgesetzt hatte. Sein Standpunct war, das Verhältniß in welchem Länder und Völker gegen einander stehen darzulegen; welches eine eigne Reihe von Forschungen voraussetzte. Der Zweck von Hrn. U. dagegen beschränkte sich darauf, und mußte sich darauf beschränken, eine möglichst vollständige, aber mit Critik entworfene Darstellung von N. Africa, so weit die bisherigen Entdeckungen reichen, zu liefern. Aus diesem Gesichtspunct beleuchtet, wird man schwerlich etwas vermissen, was hier erwartet werden konnte. In der That hat die Vollständigkeit der gebrauchten Quellen den Rec. oft in Verwunderung gesetzt. Wenn seitdem durch die Nachrichten eines Caillaud, Minutoli, und besonders eines Denham und Clapperton noch Zusätze und Verbesserungen zu machen seyn sollten, wie z. B. in Beziehung auf die Lage von Bornu und den angrenzenden Ländern, so wird dieß am füglichsten in einem Nachtrage zu dem folgenden Bande geschehen können. So wie aber auch jetzt das Werk vor uns liegt, ist es ohne Widerrede die vollständigste und brauchbarste Beschreibung von Nord-Africa, die wir bis jetzt besitzen. So eben kommt uns auch der zweyte Theil der Süd-Africa umfaßt, und mit gleichem Fleiß bearbeitet ist, zu Händen.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.
Den 26. May 1825.

Oxford.

Aus der Clarendonischen Presse: Bibliothecae Bodleianae codicum manuscriptorum orientalium catalogi partis secundae volumen primum, rabicos complectens, confecit Alexander Nicoll, A. M. e coll. ball. bibl. bodl. subpraefectus. MDCCCXXI 143 S. in Folio.

Seit Joh. Uri im Jahre 1787 die orientalischen Handschriften der bodleianischen Bibliothek beschrieb, st die reiche Sammlung noch mit vielen andern Schätzen des Orients durch Schenkung oder Ankauf vermehrt. Auch sind viele Codices von Uri bergangen. Die Fortsetzung jenes von Uri angengenen Verzeichnisses scheint die frühere Arbeit urch Genauigkeit und Vollständigkeit zu übertrefn. Hr. Nicoll bewährt eine vortreffliche Kenntniß r arabischen Sprache und Litteratur, so daß wir der folgenden Hälfte, welche auch ausführliche egister und nähere Angabe der befolgten Ordung enthalten wird, der Vollendung des Ganzen it Vergnügen entgegen sehen. Das Verzeichniß t nicht bloße Aufzählung der Codices und ihrer

Titel: Hr. Nicoll scheint die meisten genau ver[illegible]chen zu haben, gibt aus einigen sehr nützliche A[illegible]züge, und indem er auf die bisher bekannt ge[illegible]denen Handschriften oder gedruckten Schriftste[illegible] stete Rücksicht nimmt, berichtigt er manche litte[illegible]rische Uebereilung in d'Herbelot, Schnurrer's [illegible]bliotheca arabica, dem Urischen Cataloge [illegible] anderen Werken. Der Werth des Ganzen wür[illegible] vielleicht noch höher seyn, wenn der Verf. n[illegible] dem Beyspiele Hamaker's im specimen catal[illegible] bibl. Lugd. noch bibliographische Notizen über [illegible] Schriftsteller aus Ibn Challekan und andern [illegible] zugefügt hätte. Indem der Verf. die einzeln[illegible] Codices nach den verschiedenen Religionen ordn[illegible] zählt er 1. acht codices samaritano - arabi[illegible] Seite 1-5. Abusaid's arabische Uebersetzung [illegible] samaritanischen Pentateuch (c. 1.) und Abulfat[illegible] Chronik (c. 7.) sind schon durch Proben bekann[illegible] bey jenem berichtigt aber der Verf. einen Irrthum der zu manchen leeren Vermuthungen geführt [illegible] Die Unterschrift des Exodus hat nicht الملوك (Könige), sondern المملوك (der Diener, wie gewöhnlich ein Abschreiber nennt). Doch war [illegible]ser Fehler schon früher in Eichhorn's allgem. Bi[illegible] der bibl. Litt. Th. 3. S. 821 verbessert, wel[illegible] der Verf. nicht gewußt zu haben scheint. [illegible] zwey samaritanischen Commentaren über den P[illegible]tateuch (c. 2. 3.) und einem hebräisch - a[illegible]bisch-samaritanischen Lexicon (c. 8.) wäre eine [illegible]nauere Nachricht um so willkommener, je wen[illegible] bis jetzt von diesen bekannt ist. 2. Die 14 co[illegible]ces hebraeo - arabici sive arabici a Judaeis scr[illegible]ti S. 6-9. sind unwichtiger; die meisten [illegible] grammatischen Inhalts, wie die Werke des Sa[illegible]dias Gaon, Abu-Zacharia Chiug und Abulwa[illegible] Mervan ben Dschanach; die bloß ihres Alters w[illegible]gen eine ehrenvolle Erwähnung verdienen. 3. Za[illegible]

reicher sind die codices christiani, sermone et literis arabicis expressi S. 10 - 59. Zunächst 13 codd. von Uebersetzungen und Erklärungen des A. T. und 5 vom N. T. Die erklärenden Werke folgen dem Ephraem Syrus, die Uebersetzungen stimmen zum Theil mit der Londoner Polyglottenbibel oder mit dem Text des Erpenius überein; möchte aber Hr. Nicoll über die abweichenden mehr gesagt haben, als S. 13: textus horum librorum ab editis diversus est; einige Proben ließen den, der sie nicht im Manuscript untersuchen kann, nicht so unbefriedigt. Die folgenden theologici et rituales codd. 20 - 35. ist es hinreichend nach dem vom Verfasser genau angegebenen Inhalt zu kennen; weitere Kenntniß verdienen sie eben so wenig als die concilia et patres c. 36 - 40. und ethici c. 41 - 45; wer jedoch eine allegorische Erklärung des Paradieses und Sündenfalls kennen lernen will, der mag sich der weitläuftigen Auszüge S. 44 - 46. erfreuen. Wichtiger sind die zuletzt beschriebenen historici codd. 46 - 56. Doch findet man als eigentliche Historiker bloß Ibn - Batrik (Eutychius) und Elmakin, beide schon durch Pocock und Erpen bekannt; die übrigen sind Martyrologien und Legendensammlungen. Cod. 48, ein nicht ganz vollständiges Exemplar der apokryphischen apocalypsis Petri kann wohl nicht zu den Historikern gezählt werden. Mag auch das Buch einige historische Data enthalten, so ist doch nach den ausführlichen Auszügen der Zweck des Verf. ein ganz anderer; die parånetische Tendenz, welche sich am Ende so deutlich ausspricht, erinnert an die zuerst im Buche Daniel sich zeigende Manier, unter der Hülle der Geschichte gewisse religiöse Ideen zu entwickeln und vorzüglich den Muth der Zeitgenossen im willigen Ertragen alles Ungemaches der Religion wegen mächtig zu beleben. Den größten Raum nehmen 4. die codices arabici muhammedani S. 60 - 143 ein,

deren Anzahl schon in dieser noch nicht vollende
Aufzählung über 150 steigt. Den Anfang mach
Alcoranus ejusque interpretes codd. 1-37. A
gezeichnet ist cod. 1. ein Koran aus der Biblio
des Sultan Tipu-Saheb, der an glänzen
Verzierungen und unübertrefflicher Schönschrei
kunst seines Gleichen nicht hat. Die folgen
codd. 38-81. theologici et rituales, Sammlu
gen muselmanischer Traditionen von Bochari, G
dschazuli und andern, polemische Streitigkeiten, T
lismanenkunde enthaltend, haben für uns Westlä
der weniges Interesse; Aufmerksamkeit verdient
doch cod. 50., eine merkwürdige Behandlung d
Psalmen unter den unkritischen Händen muha
medanischer Theologen, und cod. 47: ein ausfüh
liches Werk über die verschiedenen Religionen v
Nasireddin Muhammed Scharestani, welches s
auch über kleinere Secten, wie Zabier, Mager un
Brahminen, mit Kenntniß verbreitet. Nach de
jus civile et canonicum codd. 82-95. folgen eth
ci et politici codd. 96-115, unter denen die b
kannten Handschriften Meidani's, mehrere von H
riri und eine von Lokman's Fabeln am merkwü
digsten sind. Letztere weicht von den gedruckte
Ausgaben sehr ab, und hat gleich der Pariser Han
schrift vier neue Fabeln, welche auch neulich H
Prof. Freytag (s. S. 1531. vom Jahre 1824 di
ser Blätter) hat drucken lassen; doch scheinen de
Ref. diese Abweichungen, welche nebst den vier F
beln S. 103. 104. etwas ausführlich berührt we
den, mehr Umänderungen nach der breiten U
gangssprache, als wirkliche Verbesserungen. A
wichtigsten ist die letzte Reihe, die historici cod
116-156. welche auch der Verf. mit besonder
Fleiße bearbeitet hat. Bis jetzt noch ziemlich ve
borgene Schätze sind die allgemeine Gelehrten
schichte von Ibn Challekan (so vertheidigt der Ve
S. 107 die Aussprache gegen de Sacy), welche

sich vielen Abschriften sich findet; die große Universalgeschichte des Ibn Chaldun; ein ähnliches Werk von Abdolmalik Ben Habib, und die Geschichte der Aerzte von Ibn Abi-oseibia; andere wie Ibn Abi-zara und Bohaeddin sind schon durch Uebersetzungen bekannter. — Daß die vielen Stellen, welche der Verf. im Original mittheilt, größtentheils treu und geschickt übersetzt sind, wer erwartet das nicht schon zum Voraus von einem Gelehrten, der täglich mit so vielen Handschriften umgeht? Wenn Ref. dennoch zuweilen an der Lesart oder Uebersetzung angestoßen ist, so schreibt er dieses den bekannten Schwierigkeiten der Sache selbst zu. Vorzüglich sind nicht selten in den nominibus propriis Irrthümer versteckt, die leicht zu neuen führen können; sie mögen zwar oft schon durch unwissende Copisten verbreitet seyn, müssen aber doch aufgesucht und beleuchtet werden. Wenn S. 18. von einem sachkundigen Erzähler drey Schüler des Apostel Johannes genannt werden, und man bey dem ersten, Ignatius von Antiochien, ein geschichtlich wahres Zeugniß sieht, wie sehr stößt der Leser dann bey den zwey folgenden Namen Flisarius und Fugir an? welche befremdende Namen im christlichen Alterthum? Ohne Bedenken schreibt Ref. für فليغا ريوس den Namen فلبكر بوس und denkt an Polycarpus, nach alter Sage den Schüler Johannes und Bischof von Smyrna; in dem zweyten Namen muß mit noch größerer Entstellung Polycrates, Bischof von Ephesus versteckt seyn. Wo mag doch vicus Lida (ليدا) gelegen haben? und welcher berühmte Lehrer der arabischen Sprache ist Jacobus Julius (جوليوس) S. 6.)? Ist es nicht Leyden und Jacob Golius? erhellt dieses nicht schon (vgl. S. 15. 19.) aus den Lateinischen Monatsnamen? Der nicht

übersetzte karschunische Text S. 24. möchte leicht verständlich werden, wenn man أبو مطران für eine Erklärung des weniger im Arabischen gebräuchlichen مطرانية, hielte und das Folgende übersetzte: "Gott mehre seine Würde", welches eine gewöhnliche Formel ist, nachdem der Schriftsteller eine Standesperson, wie hier einen Metropolitan, genannt hat. Andere Verbesserungen, welche der Zusammenhang und die Sprache fordern, sind S. 52. b. وعذارهم; S. 44. b. أكسينة, u. s. w.

Gießen.

Bey Heyer: Die teutschen Standesherren. Ein historisch-publicistischer Versuch von Dr. Carl Vollgraff. 1824. XXII u. 738 Seiten, so wie ein Alphabet und 3 Bogen Beylagen. In Octav.

Das seit Errichtung des Rheinbundes im Jahre 1806 vorkommende staatsrechtliche Verhältniß von Standesherren, Standesherrschaft, Standesherrlichkeit ist ein, im Vergleich mit den bis zu jenem Zeitpuncte geläufigen feudalstaatsrechtlichen Grundsätzen, so neues und anomalisches Verhältniß, daß man vor jenem Jahre, wo sich doch in Deutschland zu allen möglichen Staatsformen und Unterthanenverhältnissen Urbilder nachweisen ließen, weder von jenem etwas wußte, noch ahnete. Zwar kam der Name Standesherren schon früher, z. B. in Oesterreich, Schlesien, der Lausitz u. s. w. vor, indessen waren jene Standesherren bloße adeliche Gutsbesitzer, und nie wurde an diesen Namen der Begriff geknüpft, der seit 1806 dadurch gebildet wurde, daß man, die seit jenem Jahre erst mediatisirten ehmaligen Reichsfürsten, Grafen und Herren, unter der Collectivbezeichnung der Standesherrn umfaßte, und durch Standesherrschaft wäh-

rend der Dauer des Rheinbundes, im Allgemeinen das in der Rheinbundsacte bestimmte Subjections-verhältniß der mediatisirten Fürsten unter der Souveränetät der Rheinbundsstaaten, bezeichnete. Seit jener Zeit bis jetzt hat aber das solchergestalt bezeichnete Verhältniß wiederum verschiedene Schicksale gehabt. Man verbindet nämlich seit der Errichtung des deutschen Bundes mit dem Worte wieder ganz andere Begriffe, und zwar zunächst und in Folge des Art. 14. der deutschen Bundesacte soll damit angedeutet seyn, daß jene Standesherren die ersten geborenen und erblichen Landstände sind, so daß sie auch wirklich in allen Repräsentativstaaten mit zwey Kammern, in der ersten Kammer Sitz und Stimme erhalten haben, also ungefähr das sind, was in England und Frankreich die Pairs. In denjenigen Staaten dagegen, in welchen noch keine Repräsentation, wenigstens noch keine Repräsentation für den ganzen Staat, und ohne Abtheilung in zwey Kammern eingeführt ist, oder auch die alten Landstände ihre alte Form noch beybehalten haben, bezeichnet man mit dem Worte Standesherrlichkeit beynahe eine untergeordnete Regierungshoheit. Theils die Neuheit dieses Verhältnisses, theils die Theilnahme, welche das Loos der in Standesherren verwandelten vormaligen Reichsfürsten und Grafen erregte, hatten seit 1807 bis 1813 eine Menge Federn in Thätigkeit gesetzt; seit Errichtung des deutschen Bundes, welcher dieses Verhältniß hat fortbestehen lassen, ja sogar die Zahl der Standesherren noch vermehrt hat, ist indessen nichts Ausführliches weiter darüber erschienen, obwohl es allerdings sowohl durch die Bundesacte und Bundesversammlung, als auch durch die einzelnen neuen Edicte der Bundesstaaten, einen ganz neuen, wenn auch ungleichförmigen Charakter erhalten hat. Der Verf., schon durch seine "vermischten Abhandlungen" als scharfsinniger und

gründlicher Forscher bekannt, hat sich daher ein neues Verdienst erworben, wenn er jenes Verhältniß in dem vorliegenden Werke, historisch und rechtlich auf eine ausführliche Weise erklärt hat. Seine Erläuterung beruht auf der neuen Ansicht, daß die Subjection jener Reichsfürsten im Jahre 1806, keinesweges das alleinige Werk Napoleons gewesen, sondern daß dieselbe in der Geschichte des deutschen Reichs und in der Anarchie dieses feudalen Reichs selbst zu suchen sey, wobey Napoleon lediglich mehr Instrument als Werkmeister gewesen, und daß er nur ein Ereigniß vollführt habe, wozu seit Jahrhunderten die Vorbereitungen in Deutschland selbst gemacht worden seyen. Dieserhalb hat der Verf. sehr zweckmäßig eine deutsch-historische Einleitung vorausgeschickt, und hierauf das Verhältniß selbst, unter Bezugnahme auf die gesetzlichen allgemeinen und besondern Bestimmungen der Bundesstaaten, nach allen Rücksichten zu erläutern gesucht. Was in derselben S. 642-654, über die standesherrlichen Verhältnisse im Königreiche Hannover gesagt ist, wird nunmehr aus der Verordnung über dieselben, in Bezug auf die Grafschaft Bentheim, ergänzt und berichtigt werden müssen. Sieben und zwanzig Beylagen sind dem Buche angehängt, welche außer den betreffenden Stellen des Reichsdeputationshauptschlusses, des Presburger Friedens, der Rheinbundsacte, der Bundesacte u. s. w. sowie außer einigen statistischen Ueberblicken, die Preußischen, Baierschen, Würtembergischen, Badischen und Hessischen Standesherrlichkeitsedicten enthalten, denen nun auch das Hannoversche zuzugesellen seyn wird.

Druckfehler.

Seite 646. Zeile 4 u. 13 v. O. Statt "unterlauft" lese man "unterteuft". S. 647. Z. 19 v. O. Statt "Altenburg" l. m. "Altenberg". S. 647. Z. [illegible] v. U. Statt "Gesteine" l. m. "[illegible]".

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1825.

Paris.

Th. Barrois libraire: Recueil de Mémoires, consultations et rapports sur divers objets de Médecine légale; par M. F. Chaussier, professeur à la faculté de médecine etc. 1824. VIII. XXIV u. 519 S. in Octav.

Von S. I-VIII. ein sehr günstiger Bericht über das Werk von Hallé an das Institut de France. Nach der Vorrede (IX-XVIII) hat der Verf. die gerichtliche Medicin, cultivée avec soin en Allemagne, négligée et presque entièrement abandonnée en France, (S. IX) zuerst hier gegründet, besonders nachdem er von Dijon 1794 nach Paris berufen ward, um zugleich mit Fourcroy die medicinische Einrichtung im republicanischen Frankreich umzugestalten. Seit dieser Zeit sey von Andern in eignen Büchern, von ihm in einzelnen Abhandlungen viel für diese Wissenschaft geschehen; und die letztern sind es, die er hier gesammelt mittheilt.

Gewisse Rücksichten scheinen auch diesen Veteranen von seiner Wirksamkeit als Lehrer am Collège royal de France entfernt zu haben (S. XVI) — on a bien voulu m'exempter des soins du professorat.

I. Abh. Gerichtlich medic. Betrachtungen über die Art bey Leichenöffnungen zu verfahren (S. 1 - 121). Wie der Franzose solche sonst sehr trockne Gegenstände auch für nicht wissenschaftliche Leser anziehend zu machen versteht, zeigt schon der Anfang dieser Abhandlung: "Ein Leichnam ist für den großen Haufen ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens, man verläßt, man flieht ihn, man entfernt sich eilends aus der Wohnung der Uebriggebliebenen, und wenn man ihn in der Erinnerung behält, bildet man sich tausend fantastische Ideen, erschreckende, mit denen man die Kinder einschläfert, und die fortdauern von Alter zu Alter; aber für den Arzt, Anatomen, den Philosophen, welche die Gegenstände ohne Vorurtheile sehen, ist ein Leichnam der Gegegenstand wichtiger Nachforschungen, tiefer Untersuchungen; und wenn wir nicht fortgerissen und zerstreut würden durch die Menge der Gegenstände, die, sich drängend, aufeinander folgen, wenn wir nicht durch eine lange Gewohnheit abgehärtet würden, könnten wir ohne Erstaunen, ohne Bewunderung die Erscheinungen des Todes betrachten?" In dieser Art geht es noch lange fort, ja beynahe durch das ganze Buch, wobey indessen natürlich die Sache nicht viel gewinnt. Dem ernsten Deutschen ist diese breite Redseligkeit an einem solchen Orte unerträglich. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen, besonders über die bey den Oeffnungen nöthigen Werkzeuge (worunter ein Mécomètre, zuerst typomètre genannt, à indiquer d'une manière précise les longeurs et à les rapporter à une mesure fixe et connue S. 36 beschrieben und Tafel VI. abgebildet ist), werden die Regeln über die Oeffnung der Rückensäule, (canal rachidien, wobey S. 23 bemerkt wird: le mot rachis ainsi que ses dérivés et ses composés, doit se prononcer tel qu'il s'écrit, cependant beaucoup des personnes ont l'habitude ou affectent de prononcer rakis etc., sol-

[illegible] unnützer, besonders etymologischer Bemerkungen sind eine Menge zu finden;) der Hirnschale, der Brust, des Mundes, Bauches, der Blase und der Geschlechtstheile angegeben; dann die Art die gemachten Beobachtungen richtig für ein visum et repertum zusammen zu stellen, und wie bey der Oeffnung des Leichnams eines Fötus und der Hausthiere zu verfahren. Fünf Holzschnitte dienen zur Erläuterung. Die gleichzeitige Oeffnung der Brust und des Unterleibs, die der Verf. früher schon vorschlug, und die er auch in diesem Buche für die gewöhnlichen Fälle anräth, verdient alle Beachtung. Bey gerichtlichen Leichenöffnungen soll man keinen Theil mit fortnehmen, ohne ihn in dem procès-verbal zu erwähnen. Die Leichenöffnung des Fötus oder des neugebornen Kindes ist sehr oberflächlich abgehandelt. Auf folgende Rücksichten ist nicht mit einem Worte hingewiesen: ob etwaige feine Verletzungen zu entdecken — wie die Beschaffenheit der Fontanellen, der Auge; ob der Kopf sich leicht umdrehen läßt, ob noch der Rest der Nabelschnur und von welcher Länge am Körper; wie die Lage der Lungen — wie die glandula-thymus — wie die Wölbung des Zwerchfells — ob das eyförmige Loch und der ductus Botalli noch offen oder nicht. II. Abh. Verschiedene Berichte über Leichenbefunde, mit Bemerkungen über sie (S. 121-376). Da die Berichte zum Theil aus alten Autoren, wie Paräus, vom J. 1583, 1650 genommen sind, so war es leicht, sie mangelhaft, ja sehr fehlerhaft zu finden, und eine Menge berichtigender Anmerkungen dazu zu liefern. Aber was soll das für die jetzige Zeit? Historisch interessant sind die Leichenöffnungen von König Carl IX., Heinrich III, und Heinrich IV. (S. 142-146), so wie von Mirabeau, General Hoche (S. 253-279) und Pichegrü (S. 279-297. Hier wird als wahrscheinlicher angedeutet, daß er von einem andern im Gefängniß erdrosselt worden). Die, besonders bey den letztern Fällen angeknüpften Bemerkungen sind nicht ohne wis-

senschaftlichen Werth. Einige Berichte über Leichenbefunde an Vergiftungen durch Spiesglanzglas, Arsenik, Sublimat rc. Verstorbener schliessen diese Abtheilung. III. Abth. Sehr breit auseinander gelegte Betrachtungen über ecchymose, suggillation, contusion, meurtrissure (S. 385-473). Die für die gerichtliche Medicin so wichtige Frage: ob sich Sugillationen nach dem Tode (ohne fortdauernde Circulation) bilden können, wird von dem Verf. S. 472. sehr kurz abgehandelt. Er spricht sich bejahend dafür aus. Wenn die Fäulniß eintrete, das Gewebe der weichen Theile seine Consistenz verliere, das Blut flüssig werde, und die Gefäßwendungen zerreissen, so sammeln sich unter der Haut des tumeurs molles fluctuantes, qui, lorsqu'on les ouvre, contiennent un fluide noirâtre, sanguinolent. Die Arbeiten der Deutschen über diesen Gegenstand scheint er nicht zu kennen. Hallers Ausspruch; (Vorlesungen Th. II. S. 9) "die Sugillation ist eins von den gefährlichsten Zeichen, wobey ein Arzt sein Gewissen vorzüglich in Acht zu nehmen hat" hat durch den Verf. weder gewonnen, noch verloren. — IV. Abth. Bemerkungen über Fälle von Verwundungen, wo es zweifelhaft ist, ob sie freywillig veranlaßt sind (S. 473-498). Merkwürdig ist der von Larrey mitgetheilte Fall, von den vielen (2350) bey den Gefechten von Bautzen und Wurzen (hier stets Wurtchen) an den Händen verwundeten Soldaten, welche Napoleon, zum Theil durch Aeußerungen von Officieren und Aerzten veranlaßt, als freywillig Verstümmelte vor eine Jury stellen ließ. Diese erklärte (S. 496): qu'il est physiquement impossible d'établir le moindre soupçon, qu'aucun des militaires visités par lui se soit mutilé volontairement, da die Meisten der beargwohnten neu Conscribirte und großentheils durch Kugeln, und Bajonette nicht nur an Händen, sondern auch am übrigen Körper verwundet waren. Die Art der Verwundung wurde vorzüglich aus ihrer Unbekanntschaft mit der

Behandlung der Schießwaffen so wie des Benehmens in der Schlacht erklärt. Napoleon gab demnach die Untersuchung auf.

Berlin.

I. In bibliopolio Flitteriano: Ernesti Platneri quondam professoris Lipsiensis, Opuscula academica sive collectio quaestionum medicinae forensis, psychicae, publicae, aliarumque, quas auctor per quinquaginta annos academico more tractavit. Post mortem auctoris edidit C. G. Neumann, M. D. Nosocomii magni Berolinensis medicus. 1824. XXXIV und 634 Seiten in 8.

II. Lipsiae, apud Leopoldum Voß: Ernesti Platneri professoris quondam medici in Academia Lipsiensi Quaestiones medicinae forensis et Medicinae studium octo semestribus descriptum. Primo junctim edidit indicem copiosum et vitam Platneri adjecit Ludovicus Choulant, M. D. in academia chir. med. Dresdensi professor et instituti policlinici director, nosocomii Elisabethini medicus ordinarius. Accedit effigies Platneri (lithograph.) 1824. XVIII und 494 S. in 8.

Der Wunsch, den Knebel im Jahre 1806 äußerte (s. dessen Handb. der Literatur für die ger. Arzneykunde 1te Abtheilung S. 203) "Platner möge seine Einladungsschriften für die ger. Arzneyk. dem Publicum bekannt machen, wie er es mit seinen quaestionibus physiologicis that" ist zwar nicht von Platner selbst, aber von zweyen seiner Schüler erfüllt worden. Keiner wußte von dem Plane des andern. Die Litteratur kann mit dieser doppelten Bereicherung zufrieden seyn, wenn es gleich die betheiligten Buchhändler nicht sind. Einer Entschuldigung bedarf ein solches Unternehmen nicht. Denn

mit Wahrheit sagt der Herausgeber Nr. I. Vorrede S. V: Valet adhuc vigetque laus et gloria illustris auctoris, cujus memoriam tot discipuli grata mente colunt, cujus gravitatem tot auctores sequuntur, cujus ingenium, facundiam, eruditionem omnes admirantur; neque est quisquam, qui non aegre ferat, sin illa, quae disertissimus iste vir, morem academicum secutus, minoris voluminis opuscula conscripsit, vel ob eam ipsam voluminis exiguitatem, vel ob difficultatem, qua comparari possunt scripta, quae a bibliopolis non venditantur, interirent. Eben so stimmt Ref. mit dem Herausgeber Nr. II. überein, wenn er sagt, Vorrede S. VI. Noctuas portarem Athenas, si Quaestionum medicinae forensis Platnerianarum laudem hic verbis meis vellem extollere, notam quippe et ab optimis viris jam celebratam. — Zwar besaßen wir die Abhandlungen die gerichtliche Arzneykunde betreffend ins Deutsche übersetzt von C. E. Hedrich, allein dadurch wurden sie ihres Schmuckes der Rede beraubt. Denn (Nr. I. S. VI.) Nemo omnium medicorum Germaniae latini sermonis elegantia et romano ore loquendi facilitate plus unquam valuit Platnero nostro.

Bey Nr. II. werden in der Vorrede einige kurze biographische Notizen mitgetheilt, und angedeutet, was Platner war als Lehrer, was er geschrieben und herausgegeben. Dann folgt eine kurze Inhaltsanzeige und Beurtheilung der aufgenommenen Programme.

Zuerst kommen nach chronologischer Folge (welche durchgehends beobachtet ist) die Quaestiones medicae forenses de vesania. 19 an der Zahl; dann 22 Quaestiones m. f. de laesionibus; drittens Q. psychologicae; viertens 14 Q. medicae publicae; fünftens Analecta, und zwar: 1. Historia lithotomiae mulierum 1770. 2. De bonis A

demiae Lipsiensis 1780. 3. De vi corporis in memoria 1767. 4. Continuatio 1767. 5. Ani-[illegible]quo sensu crescere dicatur? 1768. 6. De [illegible]bis membranae tympani, auct. Gniditsch, [illegible] Platnero 1780.

Der Herausgeber hat hier und dort einzelne Noten beygefügt, um auf vorzügliche Stellen besonders aufmerksam zu machen, oder um sie zu erläutern. — Die historia lithotomiae mulierum ist die Inauguraldissertation des Verfassers, die er 1770 vertheidigte, und welche auch deutsch 1784 erschien. — Unter den Quaest. med. for. de laes. ist die von Krieger de lethalitate aufgenommen, weil diese von Einigen Platnern zugeschrieben wird. Allein dieser ungewisse Beweggrund des Herausgebers S. VII. etsi non composuit, tamen correxit, scheint die Aufnahme nicht zu rechtfertigen. Bey solchen Voraussetzungen könnten gewiß noch mehrere hierher gezählt werden. Uebrigens enthält diese Abhandlung über die absolute Tödtlichkeit der Verletzungen des Gehirns, des Kopfes, des Herzens und der Lungen sehr viel Interessantes. Mehr Grund hatte der Herausgeber die psychologische de natura animi quoad physiologiam aufzunehmen, cum caeteras auctoris psychologicas dissertationes illustret. Platner wirft nämlich der Boerhaavischen und Hallerischen physiologischen Schule vor, daß sie über die Seele völlig schweige, hingegen die äußern Sinne, das Gedächtniß und die Einbildungskraft abhandle, S. 328. similes in ea re Epicuro, qui postquam summum mundum omnem sine diis confecisset, opere jam confecto et absoluto, deos induxit, ignaros illos tamen et ab omni rerum procuratione remotos. Ferner zeigt er, daß die Seele Vorstellungen von dem Zustande des Körpers erhält, obgleich diese nicht mit Bewußtseyn verbunden sind, S. 332. animum multa percipere et agere sine conscientia,

Dann entwickelt er, daß jedes Begehren oder Verabscheuen eine Veränderung in dem Körper hervorbringe, und daß jede Bewegung des Körpers eine Veränderung in der Seele erzeuge. S. 334. Animus, dum vel appetit vel aversatur, agit: et talis ejus actio corporis motu vacare non potest.

Der Herausgeber von Nr. II. hat sich in seiner Ausgabe auf die 44 Quaestiones medicinae forensis, auf die 9 Programme enthaltend medicinae studium octo semestribus descriptum, und auf das de libertate, magno medicorum bono beschränkt. Die Folge ist gleichfalls chronologisch, nicht systematisch. Ihr gereicht zur besonderen Empfehlung ein alphabetisches Sachregister, welches bey einem so vielfachen und zerstreuten Stoffe sehr wichtig ist, sodann eine etwas ausführlichere Biographie mit sorgfältiger Angabe der Quellen, woraus sie genommen, und eine Aufzählung der 43 größeren oder kleineren Schriften Platners.

M . . r.

Jena.

Bey Frommann: Corpus juris Germanici tam publici quam privati academicum. Bearbeitet von Dr. Gustav Emminghaus, Regierungsrath in Weimar. Zweyter Theil. 1824. 782 Seiten in gr. Octav.

Von der Einrichtung dieser schätzbaren Sammlung ist bereits in diesen Blättern, Jahrg. 1823. S. 1896 Rechenschaft gegeben. Der vorliegende zweyte Band liefert als Nachtrag zum ersten, die Regensburger und Speyerer Reichsabschiede von 1357, den Reichsabschied von 1559, die Reichsmünzordnung von 1559, und das Concilium Tridentinum, sodann die weiteren gesetzlichen Urkunden, von dem Reichsabschied von 1566 bis zur Weserschiffarthsacte vom Jahre 1823, außerdem aber ein sehr vollständiges Sachregister, welches den Gebrauch der ganzen Sammlung ausnehmend erleichtert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 28. May 1825.

Hannover.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Universalgeschichte der christlichen Kirche von D. Carl Friedrich Stäudlin ꝛc. Vierte verbesserte und bis auf unsere Zeiten fortgesetzte Ausgabe. 1825. 483 S. gr. Octav.

Der Verfasser hat auch bey dieser Ausgabe Alles gethan, was in seinen Kräften stand, um diese Schrift ihrer ursprünglichen Bestimmung näher zu bringen: denn daß er alles errungen hätte, wonach er strebte, dessen kann und will er sich nicht rühmen. Die Bogenzahl ist nicht vermehrt worden: denn, wenn auch vieles hinzugesetzt und erweitert wurde, so ist von der andern Seite auch vieles weggenommen oder abgekürzt worden. Die Begebenheiten sind bis in das J. 1824 fortgesetzt, die Literatur ist hie und da berichtiget und überall weiter fortgeführt worden. Möge dieß Buch die gesegneten Wirkungen, deren es sich von Anfang an zu erfreuen hatte, fernerhin erreichen.

Sulzbach.

Bey Seidel: Der Geist des ältesten Katholici
mus als Grundlage für jeden späteren. Ein Be
trag zur Religionsphilosophie. Von Kajeta
Weiller. 1824. 120 S. gr. 8.

Ein katholischer Schriftsteller stellt hier unt
dem Namen des ältesten Katholicismus das ur
sprüngliche Christenthum als die allein wahre Uni
versalreligion dar und unterwirft damit stillschwei
gend das, was jetzt und seit Jahrhunderten Katho
licismus heißt, einer Kritik. Er will sich nur mi
dem gemeinsamen, worin die verschiedenen Par
teyen übereinstimmen, nicht aber mit den Tren
nungslehren beschäftigen. Sein Versuch soll rein
philosophisch sein und sich ganz außer dem Gebiete
der positiven Theologie halten. "Daß ich — sagt
er S. XIII f. Vorr. — diesen Erörterungen gera
de den Katholicismus und gerade nur den
ältesten zum Gegenstand gebe, geschieht auf eine
dringende Aufforderung unserer Zeit. Man ist je
der wesentlichen Form des Christenthums, wie dem
wesentlichen Inhalt desselben, mit Auszeichnung
zugewandt, aber über diese Form noch nicht so se
im Reinen, wie über das Wesen. Vielmehr w
den die Vorstellungen gerade in Hinsicht der
tholischen Form von manchen Seiten geflisse
lich verwirrt. Was wird nicht Alles für Katho
cismus ausgegeben? Woher kann aber seine wa
re Bedeutung einzig rein und vollständig erho
werden? Woher anders als aus den Zeiten sei
Ursprungs? Der älteste Katholicismus ist der
teste." Nicht die kirchlichen Gebräuche, sondern
ihren Misbrauch will er angegeben wissen. Da
seine Deutung gewisser Lehrmeinungen will er
nicht dem Verstande entziehen, sondern nur d
Herzen näher bringen. Er will selbst das Po
läre dem Katholicismus nicht entziehen, sond

nur dem Universellen unterordnen. Er will auch
s Geheimnißvolle des Katholicismus nicht leug-
n, sondern nur das Verehrungswürdige dessel-
n hervorheben. S. XV f. Man sieht wohl, daß
den eingeführten Katholicismus auf eine milde
rt veredeln, heben, ihm eine Richtung auf das
Vollkommnere geben und ihn dem Christenthum
äher bringen will. Es kommt nun darauf an,
ie er das letzte unter dem Namen des ältesten
atholicismus darstellt. Wir haben in unseren
eiten viele solche Darstellungen von protestanti-
chen Schriftstellern erhalten. Sie wollten das Ur-
prüngliche, Wesentliche, Universelle des Christen-
hums geben, wichen aber doch wiederum von ein-
nder ab. Der Verf. gehört nicht zu denjenigen,
welche die Person des Stifters von seiner Lehre
und Anstalt absondern und ausschließen und die
Positivität des Christenthums aufheben. Dazu
kommt die Eigenthümlichkeit, daß er das Christen-
thum überhaupt als "Kraft" und im Besonde-
ren als Kraft "des Glaubens, der Hoffnung und
der Liebe oder Tugend" darstellt. Man wird dadurch
n seine Schrift "Ueber die Ethik als Dynamtik.
München 1821" erinnert. Es ist nun in der Kürze
u zeigen, wie er alles das verstanden wissen will.
In Christus lebte das Christenthum in der Ueber-
fülle seiner Heiligkeit und Macht; darum ergoß
s sich aus ihm über die Geschlechter der Menschen.
Das Christenthum ist eben das Lebendigwerden sei-
es Geists auch in uns. Er muß also bey der ge-
enwärtigen Untersuchung Muster und Kraft für
uns seyn. S. 23. Das Christenthum ist nicht blo-
ßer Cultus, auch nicht bloße Lehre. Sein Eigen-
hümliches besteht darin, daß es Gott nicht wie an-
ere religiöse Anstalten, vorzüglich nur außer uns,
n der Natur, entweder in ihren allgemeinen Wun-
dern oder in besonderen wunderbaren Erscheinun-
gen, sondern vor Allem und am innigsten und be-

stimmtesten "in uns" finden lehrt, in unserem In-
nersten, in den Tiefen heiliger Gesinnungen.
Gesinnung aber ist Leben, ist Princip und Gru
des Lebens in höchster Bedeutung und das Ch
stenthum, diese Gesinnung erregend und zur
alles Uebrigen machend, tritt sohin in seinem
wendigsten Wesen als Kraft auf, als Lebenskra
als höchste Lebenskraft. S. 34 f. Schon in seine
"Glauben" kündigt es sich als Kraft an. Es leh
nicht durch Ertheilung bloß von Erklärungen,
dern von Licht. Es weiset nicht auf ein schon
handenes Licht hin, es zündet erst eines an.
regt die in unserm Inneren ruhende, das We
unsers Wesens bildende Idee Gottes in eigen
Weise an, indem es göttliche Gesinnung anregt.
Idee, sonst gewöhnlich nur als Begriff oder
angedeutet, erhebt sich auf solche Art in lebendi
Selbstanschauung. Sie bewegt sich nun nicht
als ein erst in uns Herein= oder von uns Heraus
Gebrachtes, sondern als ein aus den Gründen un
sers innersten Wesens kommendes selbstständig
Leben. Seine erregende Gewalt dringt in das V
borgene des Geists und regt in demselben die
nung Gottes zu einem eigenen Leben an, so
sich diese ihrem nun rege gewordenen Triebe
folge in einen lebendigen Glauben an Gott u
Göttliches ausgestaltet. Das Christenthum lehrt n
bloß, was und wie man glauben soll, "es ma
daß man glaubt und daß dieser Glaube als
auch gelehrt werden kann." Der Glaube des C
sten ist nichts von dem, was gewöhnlich Gla
genannt wird, kein Hinlegen bloß auf fremde
torität, kein Ruhen der eigenen geistigen Th
keit, kein Verzichten auf eigenes Urtheil und
wegen kein zweydeutiges, unsicheres, mattes
todtes Fürwahrhalten. Es ist gerade das au
zeichnetste Festhalten nur an der eigenen Auto
der ganz erwachten edlern Menschennatur, das

gestrengteste Regen ,und Bewegen unserer inneren und höchsten Kräfte, das entschiedenste Selbsturtheilen und dadurch eben die festeste und kräftigste Ueberzeugung, die Grundlage jeder anderen, so fest und lebendig, wie die vom eigensten inwendigsten Seyn, mit der er eine und dieselbe ist. S. 35 f. Eben so ausgezeichnet tritt das Christenthum auf dem Gebiete unserer "Hoffnung" auf. Es ist keine bloße Theoric der Seligk.it, sondern die Quelle derselben. Die Theorie kann zwar hier ebenfalls nachfolgen, aber eben erst nachfolgen. Und selbst die einzelnen unmittelbaren Lehren, die hierüber nicht erst von der späteren Wissenschaft, sondern von der ursprünglichen Anstalt des Christenthums selbst aufgestellt werden, sind nur die Zeiger an der Uhr, nicht ihre Federn, also in ihren Bewegungen von diesen getrieben und geleitet, nicht diese treibend und leitend. So wunderbar die unendliche Bedeutung des Christenthums ist, indem sich in ihr schon der kindliche Sinn ahnend regen kann, und doch auch für die unermüdlichsten und kühnsten Bewegungen der Speculation unermeßlicher Raum vorhanden ist, eben so wunderbar ist die unendliche "Beseligung" des Christenthums. Es ruft die beseligenden Gefühle des Heiligen, des Guten, des Wahren, in ausgezeichneter Reinheit, und darum auch in einziger Innigkeit hervor. S. 36 f. Noch auffallender kündigt sich das Christenthum in seinen "moralischen Rücksichten" als Kraft an. Es ist nicht bloße Sittenlehre, sondern ganz vorzüglich die Kraft und erst in der zweyten Linie auch Lehre. Das Erste und Vorzüglichste, was in dieser Rücksicht vom Christenthum ausgeht, ist nicht das Gesetz oder Princip des Handelns, nicht ein System von Pflichten. Es ist vielmehr ein System von heiligen Trieben, welchen zu folgen hohes Bedürfniß ist, wenn wir in unserem besseren Selbst, erwacht sind. Nicht mit todten Vorschriften, sondern

mit lebendigen Erregungen kommt uns auch di
das Christenthum am Ersten und Ununterbrochen
entgegen. Die Triebe zur Wahrheit, Uneigennütz
keit, höheren Freyheit, vorzüglich den alle ande
umfassenden und veredelnden Trieb der Liebe u
es auf. Diese Triebe und Kräfte geben dann i
jedem einzelnen Falle die Regel schon selbst an
sie geben überdieß der für sich allein todten Re
gleich auch das belebende Motiv mit S. 36).

Daß es sehr wesentlich im Christenthum ist,
als eine innere lebendige Kraft darzustellen, w
das Innerste unsers Wesens erregt, den Glau
die Hoffnung und Liebe weckt und stärkt, hat k
nen Zweifel. Paulus sagt herrlich, das Evang
lium sey eine Kraft Gottes zur Seligkeit für
den, der daran glaubt, für Juden und Heide
Allein dieß ist schon häufig, nur nicht gerade un
dem Namen von Kraft behauptet und gezeigt wo
den. Man pflegte es den lebendigen Glauben, d
Gottseligkeit, die Tugend, die Reinheit des Herzen
den inneren Frieden, die Gemüthsruhe rc. zu ne
nen und unter diesen Benennungen abzuhandel
Alle bessere christliche Schriftsteller über diesen G
genstand haben von jeher das Christenthum ni
bloß als Lehre, Begriff, Erklärung, Theorie, G
tus, Gesetz rc., sondern zugleich als den lebend
sten Glauben, die seligste Hoffnung und die in
ste Liebe einflößend beschrieben und betrachtet.
so fern war diese Ansicht nicht wie etwas vor
fast Unbeachtetes vorzustellen. Daß das Christ
thum hingegen nur ein Festhalten an der eige
Autorität unserer edleren Menschennatur sey,
konnte nicht so geradezu angenommen, sondern m
erst nachgewiesen und dargethan werden, u
mehr, da das N. T. manches dieser Voraussetz
Widersprechende zu enthalten scheint. Eben so
durfte es einer näheren Erklärung, Bestimm
und Vertheidigung, wenn gesagt wird, das Ch

stenthum sey erst Kraft, dann Lehre, es sey erst Quelle der Seligkeit und nachher erst Theorie derselben, erst moralische Kraft und dann erst Moral, erst Erregung heiliger Triebe und dann erst Regel und Motiv des Lebens. Wenn das Christenthum lebendige geistige Kräfte, Gefühle und Triebe in uns erregen soll, so kann es doch nur durch Vorstellungen, Lehren, Thatsachen, durch Ankündigung oder Evangelium geschehen, nicht auf eine gedankenlose Art. Nach der reineren Mystik muß der Mensch erst durch eigene Anstrengung seiner geistigen und sittlichen Kräfte sich zu einem gewissen Grade der religiösen und sittlichen Erkenntniß und der Reinheit des Herzens erheben und dann erst zur Anschauung Gottes gelangen, wodurch ihm erst das volle Licht in göttlichen und sittlichen Dingen und die höhere Heiligkeit zu Theil wird. So wird diese Mystik vor Unvernunft, Schwäche und Schwärmerey verwahrt. Die Mystik des Verf. aber scheint mit der Erregung von Kräften, Gefühlen und Trieben, ohne Gedanken und Lehren, ohne Nachdenken und Vernunftgebrauch anzufangen und aus ihnen [illegible] Lehre abzuleiten.

In drey besondern Abschnitten wird nun das wahre katholische Christenthum als Kraft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe ausführlicher betrachtet und beschrieben. Wir wollen auszeichnen, was in Ansehung der Glaubenskraft zu näherer Erklärung und Beurtheilung seiner Ansichten dienen kann. Das Christenthum als Kraft des Glaubens tritt als "Offenbarung" auf. Nur als solche kann es neue Ueberzeugungen anregen. Die wahre Kenntniß göttlicher Dinge kann nur von Gott kommen. Das Christenthum ist eine Mittheilung Gottes an die Menschheit. Schon der allgemeine Menschensinn ahnet das Wesen einer göttlichen Offenbarung. Er hält daher so fest an den Merkmalen des "Faktischen oder Historischen" und des erst durch

irgend einen Entschluß speciell Bestimmten oder "Positiven" beides in höherer "übernatürlicher" Weise genommen. Die geoffenbarte Religion unterscheidet sich gerade durch diese Kennzeichen am eigentlichsten von dem, was man natürliche oder Vernunftreligion nennt. Die erste ist zwar der zweyten nicht entgegengesetzt, allein wir würden von dieser oder jener nichts wissen und doch lernen wir in jener nur diese, aber ausführlicher, gründlicher, lebendiger, kennen. Das Christenthum ist auch im Faktischen, Positiven und Uebernatürlichen einzig. Es ist "Glaube an Christus" Christus aber ist nicht vorzugsweise ein Wunderthäter der mit einer außerordentlich starken Natur ausgerüstet und dadurch über die allgemeine Sinnenwelt Herr und Meister ist. Das Ungemeine an ihm ist auch nicht bloß etwas "Metaphysich-Außerordentliches" wobey man doch nur an einen Geheimnißvollen, ganz Unbegreiflichen denkt, der für uns gar nichts ist. Der wahre Glaube an ihn ist "Glaube an seine Wahrheit, an seine Liebe, an seine Heiligkeit." Das Ewige ist in ihm für uns in die Zeit eingetreten und uns daduurch erfaßlich und innig werth geworden. Das Heilige hat sich in ihm für uns herabgelassen in irdisches Daseyn. Das Wort ist für uns Fleisch geworden, damit wir durch ihn seines Geists werden. An ihn glauben heißt an das durch ihn geoffenbarte Himmlische, an das in ihm zum Leben geborene Heilige, als die Quelle alles wahren Lebens, glauben — glauben, daß in ihm göttliche Einsicht in menschlichen Verstand eingedrungen sey, göttliche Liebe sich in menschlichem Gemüthe entzündet habe, daß also die Menschennatur der Aufnahme des Göttlichen fähig sey, daß in menschlicher Einsicht göttliches Licht leuchten, in menschlicher Brust göttliches Feuer erbrennen könne. Ein solcher Christus ist auch ein übernatürlicher. Es gibt aber keine Uebernatur noch über der Gott-

heit. Im Wesen des Menschen selbst liegt Göttliches oder Uebernatürliches. In der Menschennatur durchdringen sich Natur im engeren Sinne und Uebernatur. Christus wird also auf die höchste und eigentlichste Weise in seinem übernatürlichen Wesen erfaßt, wenn er vor Allem und vorzugsweise in seiner Heiligkeit erfaßt wird. Welche Bedeutung auch sonst noch in seiner wunderbaren Persönlichkeit liegen mag, wir können von ihr, da sie unserem Geiste unzugänglich ist, nur schweigen und uns dem Hohen und Einzigen von der Seite seines heiligen Charakters nähern. Das Positive des Christenthums ist nicht von dem gemeinen wandelbaren Schlage, es ist unveränderlicher Art. Seine Uebernatürlichkeit besteht in keiner bloß gewaltigeren Natur, sondern in einer höheren, heiligen. Es tritt zwar in die Zeit ein, aber es ist nicht aus ihr geboren, es ist die Erscheinung der Fülle göttlicher Liebe in menschlicher Natur und Form, die bleibende Regung der ewigen unergründlichen Rathschlüsse Gottes, nicht bloß Mirakelwirkerey, sondern ein Wunder heiliger Allmacht, ein Factum, das nicht bloß den Inhalt einer einzelnen Begebenheit, sondern einer ganzen Weltgeschichte in sich trägt, indem es statt einzelner Menschen die Menschheit selbst auftreten macht. Eine in jeder Rücksicht genügende Religion muß zugleich im Einzelnen und im Gemeinsamen wurzeln. Was in dieser Hinsicht keine der vielen Religionen vermochte, das leistet das Christenthum auf eine befriedigende Weise, indem dasselbe von einer individuell auftretenden allgemeinen Wahrheit, von dem Glauben an Christum ausgeht. In Christus steht das Höchste, also Allgemeinste Wahre, das Heilige, lebendig vor uns, die göttliche Kraftfülle in voller entwickelter Menschheit, die ewige Wahrheit als bestimmtes Factum in der Zeit. Seine Religion ist, wie keine andere, zugleich die vollendetste Offenbarung und die voll-

ständigste und lebendigste Volksreligion, zugleich in unserem inwendigsten Wesen einheimisch und doch ohne das vom Himmel gekommene Factum der Menschwerdung nie zum Leben geboren, zugleich unserem höchsten Daseyn wesentlich und positiver, als Alles, was sich sonst so nennt. Das Factum dieser Offenbarung beschränkt sich nicht auf die Zeit ihres Ursprungs, es muß sich fortwährend durch das Herz und Leben aller Christen wiederhohlen und fortbewegen. Immer wiederkehrende Begeisterung im Sinne Christi, immer fortschreitende Veredlung in der Richtung des Geists Christi sind die unentbehrlichsten Bedingungen eines Christen. Eine Offenbarung muß Gottes Zeugniß für sich haben. Gott aber spricht nicht in einzelnen Worten und vorübergehenden Ereignissen, sondern nur durch die göttliche Menschennatur, und die unermeßliche Weltgeschichte und das Universum. Die Geschichte des ganzen Geschlechts zu ergreifen und zu leiten vermag nur der über alle Geschichte Erhabene. Für das Christenthum zeugt unser innerstes Wesen, der unermeßliche Strom der Menschenschicksale und das gränzenlose Universum. Es ist der Schlüssel zu den erhabensten Bedeutungen der Natur, zu dem ganzen Sinn der Welt. Da ist unleugbar göttlicher Character. Der Katholicismus ergreift das Christenthum in diesem Character als Glauben an Christus, an diesen im edelsten Sinne wunderbaren und geheimnißvollen Christus. Er trägt die doppelte Aufgabe in sich, einerseits die naturalistischen, andererseits die hyperphysischen Deutungen abzuhalten, nämlich dafür zu sorgen, daß das, was Anregung durch die Gottheit ist, nicht für die Wirkung bloß menschlichen Thuns genommen oder daß dem von Gott Angeregten keine andere Richtung als eine göttliche, zum Heilige führende gegeben werde. S. 49-73.

Diese Behauptungen sind von dem Verf. nic

hinreichend exegetisch begründet worden. Es findet sich darunter selbst Manches, was aus dem N. T. nicht erweislich ist und Einiges, was ihm eher widersprechen möchte. Es liegt daselbst unstreitig ein Supernaturalismus, den Jesus und die Apostel lehren, welcher von dem, was der Verf. so nennt und bestreitet, sehr verschieden ist. Jesus als Wunderthäter ist daselbst nicht nur ein mit einer größeren physischen Macht versehener, über die gemeine Sinnenwelt erhabener Meister, von einer gewaltigeren Natur, als der gewöhnlichen, und das Uebernatürliche steht nicht über Gott. Das wahre Wunder ist eine göttliche, über die ganze Natur erhabene, durch ihre Kräfte und Gesetze gar nicht gebundene Kraft und Wirkung zu den heiligsten Zwecken. Dieser Begriff kann aus dem N. T. mit aller Mühe nicht wegerklärt werden und es wird ihm daselbst eine hohe Dignität beygelegt. Christus erklärt sich zwar mehrmals wider die Wundersucht und will zuweilen die Wunder nicht thun, welche man von ihm verlangt, aber er verrichtet seine Wunder mit Würde, Ernst und Andacht, auch wohl unter Gebeten, legt ihnen hohe Wichtigkeit bey, erklärt es für unverzeihliche Sünde, wenn man sie einer bösen, nicht guten und göttlichen Ursache zuschreibe und gibt sie für entscheidende Beweise dafür aus, daß er der Sohn Gottes sey. Keine natürliche, keine physische, psychologische, magnetische, sondern allein die eigentlich supernaturalistische Erklärung ist für alle diese Wunder und die von ihnen erstattete glaubwürdige Berichte ausreichend. Dazu kommt, daß eine eigentliche Auferstehung Jesu von ihm und den Aposteln als wahres strenges Wunder und als ein Factum dargestellt wird, ohne welches der ganze Glauben der Christen grundlos sey. Diese Dinge durften nicht so kurz abgefertiget oder ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Daß das Christenthum

eigentlich nichts von Aussen in uns bringe, sondern nur das, was schon in uns ist, aus den Tiefen unsers Wesens anrege, entwickle, belebe, aufkläre, stärke, und uns nur an die Autorität unsern edleren Natur verweise, durfte gleichfalls nicht so geradezu vorausgesetzt werden. Hier waren die Stellen des N. T. zu untersuchen, nach welchen das Christenthum allerdings etwas Neues von aussen in uns bringt, die Sünde, in uns tödtet, uns zum geistigen Leben erweckt, uns erneuert, umschafft, wiedergebiehrt, Göttliches in uns hervorbringt, uns der göttlichen Natur theilhaftig macht, uns an die Autorität Jesu verweiset und uns mit dem Gefühle der Demuth durchdringt. Daß Alles, was der Verf. Jesu beylegt, in ihm gewesen sey, wollen wir zwar nicht bestreiten, allein es war genau und vollständig nachzuweisen, daß er es sich selbst beylege und daß eben dieß Bild von ihm im N. T. gegeben werde. Und bey der Universalität des Christenthums hätten auch die Fragen in Betracht gezogen werden müssen: wie sie sich denn damit verträgt, daß der Christus, durch welchen allein das Heil kommt, durch welchen allein der Glauben, die Hoffnung, die Seligkeit, die Liebe und Tugend in uns erregt und belebt werden kann, nur einem verhältnißmäßig kleinen Theile des menschlichen Geschlechts bekannt geworden ist, ob und warum dann nicht auch auf anderen Wegen, ohne ihn, auch wohl durch eigene Kraft des Menschen jene Erregungen und Belebungen Statt finden konnten und gefunden haben.

Petersburg und Leipzig.

Bey Carl Cnobloch: Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und litterärischen Bildungsgeschichte der Völker Mittel-Asiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter; von Isaac Jacob Schmidt. Mit zwey Tafeln in Steindruck. 1824. XIV u. 287 S. in Octav.

Ein Buch nicht bedeutenden Umfangs, aber voll von neuen Ansichten und Ideen, die dem Forscher eines so bedeutenden Theiles der Erde, als Hochasien ist, genug Stoff geben um weiter nachzudenken, den Gedanken des Verf. zu folgen oder durch ihre Widerlegung zu neuen fruchtbareren zu gelangen. Nur dieses scheint auch der Verf. gewollt zu haben: man findet in seiner Schrift nicht abgeschlossene Beweise mit allen Folgerungen, sondern kurz angedeutete, hingestreute Ideen; und diese wieder nicht nach einem festen Plane an einander gereiht oder durch eine höhere Einheit der Zeit oder des Ortes verbunden, sondern in loser oder gar keiner Verbindung, mit manchen Abschweifungen in nahe Gebiete, die aber immer, wo der Verf. in Mittelasien bleibt, seinen Scharfblick zeigen und in kurzen Hindeutungen dem schon Erfahrenen genug Wichtiges reichen. Ein großer Vorzug des Verf. vor den meisten, welche ähnliche Streifzüge in die Wüsten Hochasiens unternahmen, besteht darin, daß er der mongolischen und tibetanischen Sprache und Litteratur mächtig ist, also nach den Zeugnissen des Volkes selbst, das man billig zuerst um seine frühere Geschichte frägt, die oft unlautern Nachrichten der unterjochten Völker, wie der Chinesen und Westasiaten, beurtheilt. Nach des Vf. Willen soll diese Schrift nur auf die von ihm übersetzte und zum Druck bestimmte Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses von Ssanang-Ssänan (um 1662, s. S. 244.) vorbereiten, und wir sehen schon an diesen Proben, wie viel sich von dem Werke erwarten läßt. Durch das ganze Buch aber bestreitet der Verf. die Ansichten und Forschungen des Hn. v. Klaproth, über welche polemische Haltung wir nicht urtheilen mögen. Indem der Verf. mit den initiis des mongolischem Stammes beginnt, verwirft er zuerst S. 11 ff. mit vollem Rechte die Genealogie der Mongolen von Mungl und Noah herab. Die Nationalschriftsteller kennen eine solche

Ableitung nicht; spätere muhammedanische Schriftsteller, wie Abulghasi Sultan von Chorasm, haben dieses erst aus ihren Ideen in die frühere Geschichte getragen. Man könnte noch hinzusetzen, daß diese Spätern auch andre später entstandene Völker, wie روس (Russen) zu unmittelbaren Nachkommen Jafet's machen und nach ihren beschränkten Ansichten den mosaischen Stammbaum vermehren. Dafür theilt der Verf. S. 12-39 eine andere Genealogie aus seiner Quelle mit, in der die Namen der Vorfahren Dschinkischan's vollständiger, die Schreibarten nicht so verdorben sind. Die früher schon in den Fundgruben B. VI. St. 3. gegebene Vorstellung, daß die Mongolen sich vor Dschinkischan Bäda oder Päta genannt und daß jener Name erst durch Dschinkischan in Gebrauch gekommen sey, wird dann S. 53 ꝛc. gegen die Einwürfe der Hn. Klaproth und Abel-Remusat in Schutz genommen; doch scheint die Sache noch mehr gewagt als streng bewiesen. Gegen Deguignes wird S. 68 behauptet, daß die Hunnen nicht Türken, sondern Mongolen waren, und daß auch die Tukinei des sechsten Jahrhunderts, aus denen man mit leichter Veränderung Türken machen zu können glaubte, mongolischen Stammes waren. Der Vf. hätte sich hier noch leichter auf die bekannte Thatsache berufen, daß die Westasiaten, von denen jene Benennung und Ableitung entstanden ist, alle Barbaren des Nordens bis zum Einbruche der Mongolen اتراك nennen, wie später تاتار, durch welche allgemeine Namen die Stämme und Sprachen eben so wenig kritisch gesondert sind, als in den Scythen und Hyperboreern der Griechen und Römer. Sehr lange verweilt dann der Vf. S. 75 ꝛc. bey den Uiguren, welche in unserer Zeit durch die Fehde berühmter Forscher berühmt geworden sind. Klaproth hielt die Uiguren für Türken oder Tataren; ihm stimmte Abel-Remusat in den recherches sur les langues tartares im Wesentlichen bey. Hr. Schmidt bestritt diese Meinung in den Fund-

gruben VI. 5. mit vieler Wärme, und nachdem sich darauf Klaproth in einer besondern Schrift "über die Sprache und Schrift der Uiguren Paris 1820" nachdrücklich vertheidigt hat, ergreift hier der Verf. seine vorige Meinung wieder und vindicirt die Uiguren ihrem tibetanischen oder tanjutischen Ursprunge. Das Volk verdient freylich seiner Cultur wegen, die es im Mittelalter von Barbaren umringt sorgsam bewahrte, genauere Untersuchung; und wie von der einen Seite die stille Häuslichkeit der Uiguren, die sich die einzigen unter allen mittelasiatischen Völkern dem Dschinkischan ohne Schwerdtschlag unterwarfen, wenig zu dem Character der Türken paßt, und auf Verwandtschaft mit den Tibetern hindeutet, so ist doch auf der andern Seite merkwürdig, daß die Türken sich der uigurischen Schrift lange bedienten, wie Jaubert grammaire turc Paris 1823. S. 120. in einigen Proben beweiset. Auf den Einwurf, den man von diesem Grunde entnehmen kann, hat der Verf. nicht Rücksicht genommen. Warum sollen aber nur die beiden Extremen gedacht werden, und die Uiguren in Allem entweder Türken oder Tibeter seyn? Wohnen sie nicht in der Mitte beider? und wenn sie türkischen Stammes waren, können ihnen nicht die Tibeter als ihren Grenznachbaren ihre Litteratur und Cultur allmählich mitgetheilt haben? Im Lande der Uiguren glaubte man bisher nach dem Zeugniß europäischer Reisenden des 13. Jahrhunderts Nestorianer verbreitet zu sehen als die Mongolen es beherrschten; der Vf. hegt aber hiegegen S. 88 starke Zweifel und vermuthet, die Reisenden hätten Sabier oder Johannisjünger mit Nestorianern verwechselt; ja er sucht sogar S. 161 ꝛc. in dem berühmten Ong-chan, aus dem die Europäer sonderbar genug einen Priester Johannes gemacht haben, eine sichtbare Andeutung auf die Johannisjünger. Doch scheint uns dieses mit den Folgerungen, die der Verf. zieht, sehr gewagt. Ohne zu gedenken, daß diese Fabeln sich bloß auf die andre Aussprache Dang (sehr nahe ist dann Joannes)

stützen, so daß von dem wirklichen Vorhandenseyn des Namens Johannes auch nicht eine Spur bleibt, was läßt sich gegen das einstimmige Zeugniß der Syrer sagen, daß die Nestorianer sich weit im östlichen Asien verbreitet haben? oder aus welcher Nachricht wissen wir, daß die Sabier, die wir bis jetzt bloß in geringer Anzahl das persische Susistan bewohnend angetroffen haben, sich so weit in ganz Hochasien verbreitet haben? Einen festen Grund für die Annahme der Sabier glaubt der Vf. darin zu finden, daß die Christen in Hochasien nach Rubruquis den Freytag feyerten, welches eben so von den Sabiern in Michaelis or. Bibl. XV. 149. gemeldet wäre. Allein die hier stehenden Nachrichten über die Sabier von Germano Conti sind sehr verdächtig, wie einige Gelehrte schon dargethan haben; und die Christen haben gewiß nur weil sie unter Muhammedanern lebten, den Freytag gefeyert. Sehr gründlich ist S. 144 ꝛc. über die Schrift der Mongolen gehandelt. Nach dem Verf. ist sie von Schagkia-Pandida nicht ganz neu erfunden, sondern theils aus dem Pehlwi oder Send, theils aus dem sabischen Alphabet entstanden, welches eine Kupfertafel in Vergleichung mehrerer semitischer Alphabete — meist nach Kopp — verdeutlicht. Ob unter den aramäischen Alphabeten gerade das sabische allein hierher gehöre, ist zweifelhaft; man kann auch das aus derselben Quelle fließende nestorianische vergleichen. Wie das Pehlwi auf die mongolische Schrift habe wirken können, sucht der Verf. noch durch den Beweis zu stützen, daß der Zoroastrismus auf Tibet und die nördlichen Länder starken Einfluß gehabt habe; die Identität des mongolischen Chormusda mit dem zoroastrischen Ormuzd wird sehr wahrscheinlich vermuthet. Indem der Verf. S. 166 ꝛc. sich zu Tibet wendet, handelt er umständlich von der frühern politischen Geschichte dieses Reichs, die bis jetzt in Europa noch ziemlich dunkel ist, und beweiset, wie sehr der Buddhaismus von Indien aus nach Tibet und nördlicher sich verbreitet habe, wobey er zuletzt S. 244 durch einen vielleicht zu raschen Uebergang auf starke Einwirkung des alten Buddhaismus auf den Parsismus und selbst auf die christliche Gnosis schließt. Noch ist in einem Anhange S. 244 ꝛc. über die Landsa-Sprache, die heilige Schriftsprache der Buddhaisten, manche Vermuthung aufgestellt, und in einer Kupfertafel ihre Verwandtschaft mit dem Dewanagari erwiesen. Ein anderer Anhang S. 254 ꝛc. gibt einen wörtlichen Auszug aus dem Uligerün Dalai, einem mythologischen Werke über Buddha's Leben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.
Den 30. May 1826.

Warschau.

In der Buchhandlung der Piaristen: Sledzenie Poczatku Narodow Slowianskich. Rosprawa czytana na publicznem posiedzeniu krolewsko-warszawskiego towarzystwa przyiac nauk. dnia 24 Stycznia R. 1824 przez Wawrzynca Surowieckiego. 195 S. in 8.

Surowiecki beginnt seine Abhandlung mit einer Untersuchung über den Ursprung der Slavischen Nation; diese Untersuchung führt ihn zur Beurtheilung aller Völker, welche nach der Reihe Europa in Besitz genommen haben. Bey der Dunkelheit jener Jahrhunderte ist er gezwungen so verschiedenartige Benennungen anzuführen, daß die Untersuchung darüber fast sich verwirrt. Was er über die der christlichen Zeitrechnung vorausgehenden Jahrhunderte sagt, ist nicht sehr belehrend; dagegen beweiset er schon vom zweyten Jahrhunderte an alle seine Behauptungen durch die gelehrtesten Beweisstellen.

Der zweyte Abschnitt dieses Werkes führt die Slavische Nation selbst auf, welche er mit den Be-

neben zusammenstellt, indem er durch eine genaue Vergleichung der Figur, Gesichtsfarbe, Gestalt, der Gebräuche, Sitten und der Religion beweiset, daß unter allen Völkern des Alterthums die Slaven nur mit den Veneden völlige Identität haben. Surowiecki hat diese Ansicht aus den sämmtlichen Schriftstellern des Alterthums geschöpft, vornehmlich jedoch aus Procop, Jornandes und Sidonius, deren Beweisstellen er zur Erhärtung seiner Annahme anführt. Die einzelnen Nachrichten über die besonderen Sitten der Slaven sind höchst interessant; Surowiecki bestreitet mit Erfolg die Behauptungen Gebhards, des bekannten Widersachers der slavischen Nation, welchem leider der gelehrte Karamsin in seinen historischen Werken nur zu sehr gefolgt ist. Die Trennung der verschiedenen slavischen Stämme, welche so entfernte Länder bewohnen, der Böhmen und Russen, ist sehr klar ausgedrückt und in den bestimmten Sprachen festgesetzt. — Nachdem der Verf. von den Veneden gesprochen hat, unterstützt er seine Behauptungen besonders in Beziehung auf geographische Lage, durch das Zeugniß des Plinius, des Tacitus und des Ptolemäus. Er kömmt dann zur Geschichte der Slaven zurück, welche die Ufer der Weichsel bewohnten, welches ihm Gelegenheit gibt, oft ihre Nachbaren, die Preußen und Litthauer, welche von ganz verschiedenen Stamme sind, anzuführen. Er erklärt die verschiedenem Benennungen der herumirrenden oder ansäßigen Völkerschaften, welche die Länder zwischen der Weichsel und dem Dnieper bewohnten. Bey der Darstellung der Sitten der Slaven schildert der Verf. sie als eine nur von Viehzucht und Ackerbau lebende Nation, welche Kriege vermied und dieselben nur zu ihrer Vertheidigung führte. Ihre Regierung bestand zu allen Zeiten nur aus einer oligarchischen Republik; die verschiedenen Stämme waren unter ihren An-

führern von einander unabhängig. Die Benennungen dieser Anführer sind noch in mehreren ursprünglich slavischen Provinzen geblieben; sie hießen Zupany und Woimody, welches mit den Ispan oder obersten Grafen von Ungarn, und mit den Woiwoden der Walachey, Moldau, Bulgariens und Illyriens übereinstimmt. Hierauf redet der Verf. nach Herodot von dem Bernsteinhandel, dessen Vaterland am Gestade des Baltischen Meeres den Veneden während einiger Zeit gehörte, ehe es Eigenthum der Esthen wurde. Hierauf sucht er alle Spuren der alten Schriftsteller über den Handel des baltischen Meeres auf, und bestimmt den Zeitpunkt, wo die Veneden, aus diesen Ländern verjagt, jenen Handel nicht mehr betrieben. Alle diese Untersuchungen beweisen nach Plinius und Tacitus, daß die Veneden den Griechen vollkommen bekannt waren; diese Beweise werden noch unterstützt durch die Etymologie der verschiedenen Benennungen, deren man sich beym Bernsteinhandel bediente.

Der Verf. sucht in den alten Sagen des Nordens alles nach, was von den Slaven gesagt wird, jedoch ist dieß alles dunkel. Als endlich Karl der Große sich der Elbe näherte, drangen einige Missionäre bis zu den benachbarten Slaven, und gaben über dieselben Nachrichten, welche, wiewohl unvollständig, das Gepräge der Wahrheit an sich tragen. Aber bald entstellte und verwüstete der kriegerische Eroberungs- und Bekehrungsgeist Alles. Die bewaffneten Missionäre sprachen nur mit Haß und Verachtung von den heidnischen Slaven, welche sich nicht unterwerfen wollten. Deshalb haben wir keine glaubwürdige Nachrichten bis zur Epoche, wo alle Slaven Christen wurden. Wir wissen allein, daß sie in unabhängige Stämme getheilt lebten, und daß das erste Beyspiel einer Verbindung dieser Stämme unter einem Fürsten durch

die Slaven des Südwestens im siebenten Jahrhundert zur Zeit des Samo gegeben wurde, es darauf ankam, das Joch der Awaren abzuwerfen und sich gegen den Angriff der Franken zu vertheidigen.

Erst im neunten Jahrhundert sehe man endlich zwey große Verbindungen, welche aus verschiedenen Slavischen Stämmen ansehnliche Mächte bildeten; die eine in Mähren unter Swiatopulk, die andere unter Rurik in groß Nowogorod, welche den Knoten zwischen zwey großen Nationen, nämlich zwischen den Böhmen und Russen schürzte. Wenige Jahre darauf vereinigten sich alle Slaven, welche die Ufer der Wartha, Oder und Weichsel bewohnten, um eine mächtige Nation unter dem Nahmen der Polen zu bilden. Schon vorher hatte Karl der Große befohlen, daß alle Große des Reichs die Slavische Sprache als eine sehr nothwendige lernen sollten. Vor dieser Epoche hatte man keine Vorstellung von den Böhmen, Russen und Polen; an ihrer Stelle findet man die Mähren, Wilzen, Psowarer, Karywer, Chorwater u. A.

Indem der Verf. nun zu den verschiedenen Nationen zurückkömmt, welche die wesentlich slavischen Länder bewohnten, gibt er die Geschichte sowohl ihrer Wanderungen als ihrer Vernichtung; er zählt alle verschiedenen Provinzen auf, welche die Slaven nach der Reihe bewohnten, und beweiset ihre außerordentliche Bevölkerung und ihre Geschicklichkeit zur Ackerwirthschaft. Ihre sanfte Regierung verschaffte ihnen mehrere Districte zum Geschenk; zum Beweise dient der heilige Bonifacius, welcher im siebenten Jahrhundert einige Stämme in die Umgegend von Fulda, Bamberg, Würzburg und Bayreuth führte, wo sie sich niederließen. Gleichzeitige Schriftsteller versichern, daß die Slaven mit allen ihren Colonien in Tyrol bis Vorarlsberg, in Baiern, Schwaben, in Franken, am Main,

Hessen, Braunschweig, Meissen, überall unter Deutschen, ihre Nationalität und Sprache bis zum 15. Jahrhundert bewahrten. Unser Verf. untersucht auch ihre Fortschritte in Asien unter der Herrschaft der Türken; das Resultat erregt Staunen. —

Der zweyte Theil dieser Abhandlung stellt sehr im Einzelnen den Typus aller alten Europäischen Nationen dar, z. B. der Thracier, Celten, Germanen, Scythen, endlich der Venedischen Slaven. Diese einzelnen Momente, von denen es unmöglich ist einen Auszug zu geben, sind höchst interessant; nichts ist übergangen, Figur, Gesichtsbildung, Haare, Wuchs, Tracht, Sprache, Meinungen, Mythologie, Regierungsform, Gebräuche, alles ist in einem sehr deutlichen Gemählde dargestellt, alles ist durch gewichtvolle Autoritäten bewiesen, und alles dient zur Erklärung einzelner Theile der Geschichte. Vorzüglich ist der Artikel über die Sclavonier ganz vollständig. Wir finden in demselben den Ursprung der verschiedenen noch bestehenden Gebräuche, so wie die Etymologie der verschiedenen Nahmen und Wörter, welche durch das Alterthum geheiligt sind.

Surowiecki theilt die Meinung derer, welche die Slavonische Sprache aus der Quelle des Sanskrit, der Mutter mehrerer anderer Stämme ableiten. Er führt eine Menge von alten Slavonischen Wörtern an, welche mit dieser Sprache die augenscheinlichste Verwandtschaft haben. Wir empfehlen diesen Theil den Untersuchungen eines August Wilhelm von Schlegel und Bopp. Der Verfasser glaubt, daß das Sclavonische dem Griechischen vorausgegangen ist, aber er ist nicht gewiß, welchem von den jetzt bestehenden Slavischen Dialecten diese Ursprache am meisten ähnlich war. Die Abhandlung endigt mit Bemerkungen und Muthmaßungen über die Volksstämme und die Reihenfolge der alten Bewohner von Europa. Diese sehr gründliche Untersuchung leidet keinen Auszug, und im Allgemei-

nen endigen wir diese Beurtheilung mit dem aufrichtigen Wunsche, das ganze Werk des Hrn. Surowiecki in die lebenden Sprachen Europa's übersetzt zu sehen, als die vollständigste Sammlung historischer Begriffe über einen so wichtigen und so schwierigen Gegenstand, als es der Ursprung der Slavischen Nationen ist.

Der Styl ist im reinsten Polnisch, sehr gedrängt und energisch; aber die Fülle des Stoffes zwingt den Leser, oft dieselben Hauptsätze noch einmal zu lesen. Vor dem Werke findet sich in Steindruck ein Venedischer Slave in seiner Nationaltracht, mit den Handwerkszeugen des Feldbaues versehen.

Paris.

Ordonnances des Rois de France de la troisième Race, recueillis par ordre chronologique; dix septième volume, contenant les ordonnances rendues depuis le mois de Juillet 1467 jusqu'au mois de Mars 1473; par M. le Marquis de Pastoret, Pair de France, Membre de l'Institut etc. 1820 Fol. XXVIII u. 798 S.

Wir haben den vorigen Band dieser so wichtigen Sammlung vor zehn Jahren (G. G. A. 1811 St. 73.) angezeigt, und sehen mit Vergnügen ihren Fortgang unter demselben gelehrten Herausgeber. Die Einrichtung ist unverändert geblieben. Voran geht, wie gewöhnlich, eine Abhandlung; sie ist Fortsetzung der vorigen: de Revenus publics en France, depuis le commencement de la troisième race, jusqu'au regne de Louis XI. Nachdem Hr. Pastoret in den beiden vorgehenden Abhandlungen von den verschiedenen Arten der Abgaben gehandelt hatte, handelt er in dieser dritten zuerst von der Art der Erhebung, und den dabey angestellten; und alsdann von den Exemtionen. Unter dem König Jo-

dann wurden die généraux Surintendans ernannt; unter ihnen standen die Receveurs. Die Zahl der Surintendants war neun; daraus ging die Court des aides hervor. In jeder Stadt wurden drey Deputirte ernannt, die beeidigt wurden. Die vielen und großen Unterschleife machten unter Carl V. strenge Ordnungen nöthig. Er ernannte für die verschiedenen Theile des Reichs Commissarien, die diese streng untersuchen und bestrafen sollten. Zeit und Art der Erhebung wurde von ihnen genau bestimmt. Es wurde ferner die Chambre des comptes errichtet, die auch einige Jurisdiction gehabt zu haben scheint. Die Abgaben wurden verpachtet. Man gab sie den Meistbietenden; dieß nannte man vendre l'impôt. Weltliche und kirchliche Waffen wurden gegen die Betrieger gebraucht; doch halfen alle nur wenig. — Die Exemtionen wurden hauptsächlich der Geistlichkeit und den Klöstern bewilligt. Außerdem den Universitäten; nicht bloß der zu Paris; sondern auch andern, besonders der zu Orleans: wo das Studium des Rechts so außerordentlich blühte. Für die Geschichte der Universitäten kommen einige nicht unerhebliche Data vor. — Auch die Richter, so wie die Königlichen Diener erhielten Exemtionen. — Eine künftige Abhandlung soll die Abgaben an die Kirche und die Seigneurs erläutern. — Die Ordonnancen dieses Bandes umfassen einen Theil der Regierung von Ludwig XI.; und gehen nach der Angabe schon auf dem Titel vom Julius 1467 bis März 1473, nach strenger chronologischer Ordnung. Auf diese folgt alsdann erstlich eine table chronologique des Ordonnances; mit Nachholung einiger älteren; eine sehr ausführliche Table des matières; und zuletzt eine Table des Noms et Personnes. Hoffentlich wird der folgende Band die Regierung von Ludwig XI. beendigen.

H n.

Berlin.

Bey Cawitzel: Das deutsche Staatsrecht. Ein Handbuch zum Gebrauche academischer Vorlesungen, vom Geheimen Rath Schmalz. 1825. VIII u. 438 S. in Octav.

Der Verf. hat sich in so manchen Rechtsgebieten ausgezeichnet, daß auch das vorliegende Werk eine ganz besondere Beachtung verdient. Es umfaßt außer dem Bundesstaatsrecht, auch das allgemeine Territorialstaatsrecht, und gerade in letzterer Hinsicht tritt der Verf. als entschiedener Gegner gegen die von Klüber aufgestellten Grundsätze auf, was leicht das Characteristische dieses Buchs seyn dürfte. "Recht warm, und innig," bemerkt derselbe, liegen mir die Grundsätze am Herzen, die ich überall, und auch in diesem Buche vorgetragen habe. Es ist die große heilige Sache der Freyheit, welche ich vertheidige; der Freyheit und des Rechts, welche von Demagogie gerade immer am scheußlichsten unter die blutigen Füße der Tyranney getreten sind. Und mit großer Freude muß der Freund der Freyheit und des deutschen Vaterlandes es einsehen, daß jenes demagogischen Unsinns die Deutschen von ganzem Herzen müde geworden sind. Wie auch noch einzelne im Finstern Lehren der Zerstörung zu verbreiten suchen, unsers Volkes Besonnenheit wird nicht durch Declamationen verführt werden" u. s. w. — Die Anordnung des Buchs ist lichtvoll und ansprechend. In dem ersten Theile wird die deutsche Staatsgeschichte, die Geschichte der Bildung und Entwickelung der deutschen Verfassung nach Perioden erzählt; im zweyten das allgemeine Territorialrecht Deutschlands abgehandelt, weil der deutsche Bund auf den einzelnen Staaten ruht, im dritten das Bundesstaatsrecht. Uebrigens sind nur sehr sparsame Literaturnotizen gegeben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Aesthetik von Friedr. Bouterwek. Dritte Auflage. Erster Theil, 1824. VIII u. 278 Seiten. Zweyter Theil, 1825. VI u. 343 Seiten in Octav.

Diese dritte Auflage darf sich wieder eine verbesserte und vermehrte nennen, obgleich der erste Theil um einen Bogen kürzer, und nur der zweyte ein wenig länger geworden ist. Eine völlige Umarbeitung, wie bey der zweyten Auflage, schien dem Verfasser nicht wieder nöthig. Auch hat er sich nicht weiter eingelassen mit den Aesthetikern aus der Schule des neuen Absolutismus, da doch die Zeit nicht sehr weit entfernt zu seyn scheint, wo die große Schaumblase, die sich absolute Wissenschaft nennt, ohne Geräusch zerspringen wird. Bis dahin ist auch wenig daran gelegen, ob die neuen Absolutisten, Naturphilosophen, und objectiven Logiker, und wie sie weiter heißen, alles, was in den fortschreitenden Wissenschaften keinen Anstrich von ihrer Lehre hat, also auch diese Aesthetik, als gemein, seicht, geistlos, gedankenlos, von sich weisen.

Die Principien, von denen die ästhetischen Untersuchungen des Verfassers ausgehen, sind unverändert geblieben. Auf dem psychologischen Standpunkte, den er gewählt, hat man nichts zu besorgen von den mystischen und dialektischen Deuteleyen, mit denen die absolute Kritik paradiret, und die, wenn sie auch in die Köpfe eindringen, zur wirklichen Bildung des Geschmacks nicht das Mindeste beytragen, wohl aber eine neue Schule der Geschmacklosigkeit stiften können. Aber eine neue Verdeutlichung der im ersten Theile aufgestellten Principien schien nöthig; und da fügte es sich natürlich genug, daß die Verdeutlichung an mehreren Stellen eine Abkürzung wurde, weil man oft mit wenigen Worten sich verständlicher ausdrückt, als mit vielen, wenn man das rechte Wort nicht verfehlt. So ist z. B. der unbequeme Ausdruck ästhetisches Gefühl (gleichsam gefühliges Gefühl) aus dieser neuen Ausgabe verschwunden, aber durch Unterscheidung des ästhetischen Interesse von der wirklichen Empfindung des Schönen oder dem guten Geschmacke klarer geworden, was die negative Geschmacklosigkeit derer, denen das Schöne gleichgültig ist, von der positiven Geschmacklosigkeit oder dem schlechten Geschmacke unterscheidet, der sich dann auch durch eine ihm eigene Kritik zu rechtfertigen sucht. Im zweyten Theile ist die Theorie einiger Dichtungsarten und einiger Arten der schönen Prosa weiter ausgeführt. An Gemeinnützigkeit, wenn das Wort hier in einem gewissen Sinne zulässig ist, hat das Buch sehr gewonnen durch ein von einem Freunde des Verfassers zweckmäßig ausgearbeitetes Register. Aber durch eine Menge von Druckfehlern, von denen die schlimmsten angezeigt sind, und die übrigen glücklicherweise beym Lesen sich von selbst berichtigen, unterscheidet sich diese übrigens sauber gedruckte Ausgabe sehr zu ihrem äußern Nachtheile von den früheren.

Ebendaselbst.

Caroli Linnaei Systema vegetabilium ed. decima sexta, curante Curtio Sprengel. Equit. stell. pol. et aquil. rubr. Prof. med. et rei herb. in univ. hal. Vol. I. Class. 1-5, Vol. II. Class. 6-15. sumt. librar. Dieterichianae.

Bey dem ungemeinen Umfange, zu dem seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts, unter dem Einflusse von allen Seiten beförderter Forschungen im Gebiete der Pflanzenkunde, die Zahl der entdeckten Gewächse sowohl als die Menge der Werke heranwuchs, die — oft sehr verschiedenartig bearbeitete — Beyträge zu ihrer Kenntniß lieferten, wurde die erneuerte Bearbeitung einer leicht faßlichen Uebersicht des gesammten Pflanzenreichsthums ein allgemein erkanntes Bedürfniß. Die in den letztern Jahren von zwey verschiedenen Seiten unternommene Bearbeitung neuer Ausgaben der Species plantarum vermochte, der Natur der Sache nach, nur langsam fortzuschreiten, weshalb schon während der Erscheinung der erstern Bände die wiederholte Nachtragung von Supplementbänden, zu großer Unbequemlichkeit für den Gebrauch nothwendig wurde; sie war daher nicht dazu geeignet diesem Bedürfnisse abzuhelfen, wenn diese Werke auch mit der Zeit ihrerseits eine nicht minder fühlbare Lücke der Litteratur ausfüllen werden. Seine Befriedigung erforderte vielmehr die Unternehmung einer binnen Kurzem zu beendigenden Arbeit, die in wenigen Bänden die Summe der bekannten Gewächse, im Zusammenhange geordnet und kritisch gesichtet, vor Augen legt. Auch ohne Rücksicht auf den schon seit längerer Zeit eingetretenen gänzlichen Absatz der letzten von Persoon besorgten Ausgabe des Linnéischen Systema vegetabilium, erschien daher die erneuerte Bearbeitung eines nach diesem Maaßstabe berechneten Werkes in dem gegenwärtigen Zeitpunkte ganz besonders wünschenswerth.

So wenig dieß einerseits zu verkennen war, eben so wenig konnten andererseits die Schwierigkeiten unerkannt bleiben, die sich beym dermaligen Stande der Wissenschaft einer solchen Unternehmung entgegenstellten und fast zu der Meinung führen mußten, daß Talent und Kenntniß eines einzelnen nicht hinreiche, um diese Aufgabe zu lösen. Es muß daher für die Wissenschaft höchst erfreulich seyn, durch die Erscheinung des Werks, dessen erstere beide zwey Drittheile des Ganzen in sich begreifende Theile bereits vor uns liegen, der dritte aber binnen einem halben Jahre die Presse verlassen soll, diesem Bedürfnisse auf eine den Erfordernissen in einem hohen Grade entsprechende Weise abgeholfen zu sehen. Im Vereine mit einer ausgedehnten speciellen Pflanzenkenntniß und der vertrautesten Bekanntschaft mit der Litteratur begünstigten den Hrn. Verf. manche äußere Hülfsmittel, unter denen ausgebreitete Verbindungen, die ihn in den Besitz von Beyträgen der Hrn. R. Brown, Smith, Delile, Balbis, Gussone rc. setzten, wie nicht minder die vom Königl. Preuß. Gouvernement mit vieler Liberalität gestattete Benutzung des großen Willdenowschen Herbariums von besonderer Wichtigkeit waren. Dies, der Besitz eigener beträchtlicher Sammlungen und der reiche Hallesche botanische Garten setzten den Hrn. Verf. in den Stand, einen großen Theil der aufgezählten Pflanzen einer gründlichen Revision zu unterwerfen, und die Charaktere sowohl der Arten als Gattungen mit mehrerer gegenseitiger Beziehung neu zu bearbeiten. Die sicherere Unterscheidung verwandter Arten hat hierdurch gewonnen, es ist eine der Verwandtschaft entsprechende Einschaltung der neuen Arten möglich geworden, und eine Gleichmäßigkeit in der Abfassung der Charaktere erreicht, die dieß Werk von den früheren Ausgaben und ähnlichen Werken vortheilhaft auszeichnen. Die Kritik ist, wie sich erwarten läßt, bey dieser Revision nicht leer ausge

Gattungen; manche bisher angenommene Arten sind eingezogen und die Synonymie ist berichtigt worden, wodurch die Kenntniß vorzüglich der schwierigen Gattungen gewonnen hat. Die Uebersicht mancher der größern Gattungen ist durch mehrere Anwendung zweckmäßiger Abtheilungen und Unterabtheilungen erleichtert. Außerdem hat der Hr. Verf., durch die Einführung der Angabe der natürlichen Familien hinter dem Charakter jeder Gattung und durch die Hinzufügung des Vaterlandes jeder Art, diese Ausgabe, im Vergleich mit den frühern, auf eine das Studium wesentlich befördernde Weise vervollkommnet. Eine besonders zweckmäßige Einrichtung des Ganzen, überall eingeführte Präcision und Kürze, so wie gut gewählte Auszeichnungen des saubern und correcten Drucks erhöhen den Werth des Werks, indem sie den Leser in den Stand setzen, sich leicht zu orientiren und auch die artenreichsten Abtheilungen schnell zu übersehen. Ref. hält sich daher überzeugt, daß der Hr. Verf. den wärmsten Dank des botanischen Publicums durch die Herausgabe eines Werks in Anspruch genommen habe, welches der Wissenschaft an und für sich zum wesentlichen Gewinn gereicht, und ganz vorzüglich dazu geeignet ist, das Studium der Botanik besonders auf öffentlichen Lehranstalten zu befördern, weshalb es keinem fehlen sollte, der Vorlesungen über die Pflanzenkunde beywohnt.

Darmstadt und Bonn.

Lehrbuch der Kirchengeschichte von Joh. Carl Ludw. Gieseler, Dr. der Philos. und Theol. und der letzten ordentl. Lehrer an der Rhein-Universität. Erster Band. 1824. S. 502 in 8.

Bey der Anzeige eines neuen Lehrbuchs für irgend eine Wissenschaft, besonders für eine historische kann es fast bloß das eigenthümliche seiner inneren Einrichtung und Oeconomie seyn, wovon Re-

chenschaft gegeben werden muß; bey dem vorliegen den Lehrbuche der Kirchen-Geschichte ist dieß abe aus einem gedoppelten Grunde der Fall. Neu historische Entdeckungen oder neue aufgefundene ge schichtliche Thatsachen wird man nicht leicht in ei nem solchen Werke erwarten: daß man aber auc von den schon bekannten, welche irgend hinein ge hören, keine darin vermissen, und welche Ansich man von diesen darin aufgestellt finden wird, dieß läßt sich von dem historischen Fleiße, und von dem historischen Geiste voraus erwarten, den der gelehrte Hr. Verf. schon in andern Werken erprobt hat. Darüber glauben wir also nur sagen zu dürfen, daß kein Kenner der Geschichte diese Erwartung, so hoch er sie auch gespannt haben mag, getäuscht finden wird; hingegen in Beziehung auf die innere Einrichtung ist es vorzüglich ein Punkt, der uns eine Auszeichnung zu verdienen scheint, weil er diesem Lehrbuche einen eignen Vorzug gibt. Die Geschichte wird zwar darin, wie in den meisten ähnlichen neuern Werken, nicht nach Jahrhunder ten sondern nach bestimmten Perioden behandelt, von denen der vorliegende erste Band zwey um faßt, deren jede wieder in drey sehr verständig a gemessene Abschnitte vertheilt ist. Die erste Peri de verbreitet sich über den Zeitraum vom J. 1-32 und der erste Abschnitt begreift das apostolische Zei alter bis auf die Regierung Hadrians oder b zum J. 117. Der zweyte geht von diesem Termi an bis zu dem Regierungs-Antritt von Septimi Severus, oder bis zum J. 193. und der dritte fü die Geschichte bis zu der Alleinherrschaft Consta tins herab. Von den drey Abschnitten der zwe ten Periode, die den Zeitraum vom J. 324-72 umfaßt, zieht sich der erste und längste vom 324-451., der zweyte vom J. 451-622. und d dritte noch von 622-726. herab. In jedem schnitte werden nun die nach ihren natürlichen ziehungen zweckmäßig geordneten besonderen Ersch

mugen in der Geschichte der Religion und der Kirche wieder ihrer Zeitfolge nach aufgeführt; bey der Auswahl und Angabe der erforderlichen Litteratur findet man hingegen die weise Oekonomie beobachtet, daß bey dem Eintritt in jede Periode die allgemeineren Hauptquellen ihrer Geschichte, bey jedem Abschnitt wieder die besondern, und bey jeder einzelnen Erscheinung auch die neuern litterarischen Werke angebracht sind, in denen sie schon mit der meisten Gelehrsamkeit oder mit dem glücklichsten Scharfsinn bearbeitet worden ist. Durch diese Einrichtung läßt sich am sichersten verhüten, daß diejenigen, für welche das Lehrbuch zunächst bestimmt ist, die Zöglinge der Wissenschaft, durch den Reichthum der Litteratur, die vor ihnen ausgelegt werden muß, weder erschreckt noch verwirrt werden; und dadurch wird schon ein sehr großes Uebel verhütet; sie hat jedoch selbst für den gelehrten Historiker der Convenienzen noch mehrere, aber der Hr. G. hat sie für den einen und für den andern noch vortheilhafter zu machen gewußt. Er hat es möglich zu machen gewußt. daß die historischen Hauptzeugnisse für jede wichtigere Thatsache und die entscheidenden Beweise für die Wahrheit der davon gegebenen Ansichten nicht bloß in den getreuen Citaten nachgewiesen, sondern meistens ganz wörtlich, wenigstens das relevirende darin ganz wörtlich, und zwar in der Originalsprache, aufgeführt werden konnte. Dadurch kann und dadurch wird auch gewiß dieses Lehrbuch besonders für den Anfänger in dem Studio der Kirchengeschichte am nützlichsten werden, denn dadurch wird er selbst in ihr Quellen-Studium hineingeführt. Er gelangt dadurch, ohne es zunächst abzuzwecken zu einer ungleich vertrautern Bekanntschaft mit diesen Quellen, als er auf irgend einem andern Wege erhalten könnte. Er wird dadurch voraus mit der schicklichsten Art ihrer Behandlung etwas bekannter, indem er gelegenheitlich auch manchen der Vor-

theile und der Handgriffe absieht, die sich dabey anbringen lassen; dadurch wird aber das Studium selbst, dessen Trockenheit und Schwierigkeit man gewöhnlich am meisten fürchtet, am anziehendsten für ihn gemacht. Dieser Vortheil konnte jedoch nur durch die bedachtsamste Auswahl des aufzunehmenden Stoffes, durch die sorgsamste Sortirung der dazu gehörigen Belege, durch mehrere Abkürzungs-Künste und zugleich durch die genaueste bey dem sonst sehr anständigen Drucke beobachtete Oekonomie erkauft werden; und er ist auch dadurch auf eine bewundernswürdige Art erzielt worden, ohne daß man zu fürchten hat, das Werk dürfte für ein Lehrbuch allzu unverhältnißmäßig groß werden; denn es läßt sich nicht mehr bezweifeln, daß nach dieser Manier das Ganze der Geschichte wirklich in die drey Bände gebracht werden kann die der Verf. dafür bestimmt hat. Auf das besondere der Ansichten und der Darstellungsart, wodurch sich das Lehrbuch auszeichnet, und auf die Vorzüge, die es mit andern theilt, dürfen wir uns nicht einlassen, und erlauben uns daher nur zwey specielle Bemerkungen, um die darauf verwandte Aufmerksamkeit zu beglaubigen. S. 83. ist dem Hn. G. der sonst überall die neueste historische Litteratur auf das sorgsamste nachträgt, ein neuer Versuch zu der Bestimmung des wahren Geburtsjahrs Jesu entgangen, den Hr. Bischof Münter vor einigen Jahren mit astronomischen Datis angestellt hat. S. 330. aber ist es zwar sehr richtig als eine der Ursachen angedeutet, welche den schnellen Sturz der eutychianischen Partey nach dem Tode Theodos des jüng. herbeyführten, daß die Prinzessin Pulcheria, die ihren Gemahl Marcian zum Kaiser machte, schon vorher dem römischen Bischof Leo geneigt war, es hätte jedoch die ohne Zweifel noch wirksamere Ursache eben so kurz dazu angedeutet werden können, daß das Oberhaupt der eutychianischen Partey der Patriarch Dioscur von Alexandrien zu der Faction gehörte, welche Marcian von dem Throne verdrängen wollte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1825.

Göttingen.

Bey Rosenbusch: M. Tullii Ciceronis libri de Re Publica notitia codicis Sarmatici facta illustrati quantumque fieri potuit restituti a D. Gu. Münnich, professore Cracoviensi. 1825. XIV und 245 S. Gr. Octav.

Seitdem der Mai'sche Fund Viele auf Cicero de re publica aufmerksam gemacht hat, ist auch bereits von mehreren Seiten an eine alte vollständige Handschrift dieses Werks erinnert worden, welche sich nach sichern Nachrichten noch 1581 im Besitz eines Wolhinischen Edelmannes befand, dann aber spurlos verschwunden ist. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts machte der berühmte Schmauß in einem eigenen Aufsatze auf die Glaubwürdigkeit und Wichtigkeit dieser Nachricht aufmerksam, indem er dringend zur Nachforschung aufforderte, doch ist seine Aufforderung damals unbeachtet, wenigstens fruchtlos geblieben. Von der allgemeinen und warmen Theilnahme, welche seit einiger Zeit für jenes Werk des Cicero, nicht bloß in Deutschland, erwacht ist, ließ sich Besseres erwarten, und

wir freuen uns, daß ein Mann, welcher dem Or
näher steht, wo die Handschrift zuletzt gesehen wu
de, und der mit den nöthigen litterarischen Ken
nissen und Hülfsmitteln ausgerüstet ist, sich die
Untersuchung angenommen hat. Möchte es ihm
gelingen, recht viele in den dortigen Gegenden da
für zu gewinnen, denn noch immer ist Hoffnun
da, daß die unschätzbare Handschrift noch in irgen
einem Winkel gefunden werden könnte. — Di
vorliegende Schrift zerfällt in zwey Hauptthe
in dem ersten liefert Hr. M. eine sorgfältige Zu
sammenstellung und Beurtheilung aller Nachri
ten, welche sich von der erwähnten Handsch
gefunden haben, nebst Vermuthungen über die A
und Weise, wie sie nach der Moldau gekomm
seyn kann, der zweyte enthält die ganz neue un
sehr interessante Entdeckung, daß ein gelehrter Pol
des sechszehnten Jahrhunderts L. Goslicki in sei
nem Werke de perfecto senatore Cicero's Büch
de re publica stillschweigend benutzt hat,
wahrscheinlich also im Besitze der Moldauschen Hand
schrift gewesen ist. Im ersten Buche geht der Ver
fasser von der Bemerkung aus, daß bis ins
te Jahrhundert Handschriften von dem Werk
re publica vorhanden waren, und hin und wi
gelesen wurden, von da aber bis zum 11ten
gends erwähnt werden. Dann spricht er von
Nachforschungen, welche nach dem Wiederaufle
der Wissenschaften von mehreren Gelehrten an
stellt sind, und bemerkt, daß jene mannichfaltigen
rüchte wahrscheinlich durch eine in Italien dam
noch vorhandene Handschrift veranlaßt wurden,
Nachsuchungen aber vergebens waren, indem
Einzelner sich des Schatzes bemächtigte und
insgeheim fortschaffte. Mehrere gelehrte und r
Polen befanden sich nämlich damals in Itali
Es läßt sich vermuthen, daß einer von ihnen
Handschrift ankaufte, und aus Vorsicht verhe

hte. Denn wegen des politischen Inhaltes dieses Werks war Bekanntmachung gefährlich, auch in den ältern Römischen Zeiten wurde es unterdrückt und hat öfters verheimlicht werden müssen. Dieses ist die Handschrift, welche sich nach sichern Nachrichten noch am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in der Moldau befand. Die verschiedenen Erzählungen und Verfälschungen dieser Nachricht werden mitgetheilt und beurtheilt. Die einzige Quelle bleibt Laurentius Müller, der die Handschrift 1581 sah, und genau beschreibt. Die einzelnen Umstände seiner Erzählung werden beleuchtet und durchgängig glaubwürdig gefunden. Daß die Handschrift von Constantinopel nach der Moldau gekommen sey oder noch in alter Römischer Zeit in diese Gegenden gebracht, und da geblieben sey, wird aus mehreren Gründen für unwahrscheinlich erklärt. Die Aufschrift des Codex, nach welcher das Werk dem Atticus gewidmet war, wird vertheidigt. Der Hauptgrund, aus Cicero's Brutus Cap. 5. entlehnt, ist indeß nun schon öfter zur Sprache gebracht, wie überhaupt der Verf. in mehreren seiner Bemerkungen mit den neuesten Untersuchungen zusammenstimmt, welche von mehreren Deutschen Gelehrten bey verschiedenen Gelegenheiten mitgetheilt wurden. Möge der Wunsch, mit welchem der Verfasser das erste Capitel schließt, recht bald in Erfüllung gehen, und die prächtige Handschrift aus dem Dunkel hervorgezogen werden!

Das zweyte Buch ist überschrieben: de similitudine inter Ciceronis libros de republica et Goslicii Poloni opus de perfecto senatore obvia. Der Verf. bemerkt, es sey höchst unwahrscheinlich, daß die Handschrift von Niemand benutzt seyn sollte. Er vermuthete ein Plagium, und war so glücklich ein Buch zu entdecken, welches die inneren und äußeren Merkmale von einem solchen trug. Dies ist das erwähnte Buch von Goslicki Bischof zu Campe-

niec, dann zu Chelm und endlich zu Posen † 1607. Der Verf. theilt das wichtigste von seinen Lebens-umständen ausführlich mit, und schildert ihn als einen Mann von edelm Character, unbescholtenem Rufe und großer Gelehrsamkeit, in der Theologie, Astronomie und Politik sehr bewandert, und guten Lateinischen Stilisten. Die erste Ausgabe des Buchs sey 1568 zu Venedig erschienen. In Italien habe es der Verf. drucken lassen, um sein Plagium sicherer zu verbergen. Nach allen äußeren Umständen, fährt der Verf. S. 158. fort, kann Goslicki die Handschrift benutzt haben. Sie befand sich in seiner Nähe, in den südlichen Provinzen von Polen. Denn er wurde 1586 Bischof in Campeniec, welches nahe an der Moldau liegt, die Handschrift aber erhielt Woinuski 1581. Ohne die Möglichkeit zu leugnen, daß Goslicki auf irgend eine Art an die Handschrift gekommen seyn kann, bemerken wir nur, daß Woinuski die Handschrift schon 1561 bekam, und 1581, wo er sie dem Laurentius Müller zeigte, noch besaß. Denn Müller sagt ausdrücklich: er habe sie aus der Bibliothek in der Wallachey bekommen, als der Despot von Hrn. ... eingesetzet, und der Türkische Gubernator der ... rander geschlagen war (also 1561). Nun bleibt immer eine freye Vermuthung, daß Goslicki entweder vor 1561 die Handschrift gebraucht, oder daß sie ihm Woinuski später lieh. Nur mußte dieses ferner nothwendig vor 1568 geschehen, wo das Buch in Venedig herauskam, der Gebrauch der Handschrift kann also nicht mit seiner Bischofswürde in Campeniec (von 1586 an) in Verbindung gesetzt werden. Die Möglichkeit der Benutzung bleibt indeß dahingestellt, insbesondere da wir nicht im geringsten wissen können, in welchen Gegenden die Handschrift vor 1561 war, wo wir sie in der Moldau finden, und wohin sie ferner von Woinuski herumgetragen seyn kann. Daß sie zuletzt nach

[illegible]len kam, ist ganz ungewiß, und Goslickis Bekanntschaft damit wird weniger wahrscheinlich durch eine Nachricht bey Staravolscius in centum Po-[illegible] scriptor. elog. Nr. VIII. womit das elog. von [illegible] Vitellius übereinstimmt, daß Goslicki nach [illegible] Promotion in Crakau (1561) nach Italien [illegible], und sein Buch de optimo senatore (wie [illegible] berühmterer Landsmann Zamoisky seines de [illegible]tu Romano und de perfecto senatore) in Pa-[illegible] schrieb, zu der Zeit wo wir den besprochenen [illegible]der in der Moldau wissen. Dieses verdiente beachtet zu werden und es bleibt nun nur noch die Möglichkeit, daß er früher die Handschrift auf irgend eine Weise zu Gesicht bekam. — Weit wichtiger sind die inneren Gründe welche von S. 161. an zusammengestellt sind. Eine vollständige und ausführliche Darlegung und Prüfung derselben würde den Raum dieser Blätter überschreiten, aber nothwendig seyn um ein Urtheil zu begründen, weil hier, wie bey vielen Untersuchungen dieser Art, die Menge von Merkmalen, das Zusammentreffen vieler Anzeichen am meisten wirkt, und mehrere davon nur durch eine genaue Vergleichung der mit vielem Scharfsinne zusammengestellten ähnlichen Abschnitte aus Cicero und Goslicki aufgefaßt werden können. Wir müssen uns daher begnügen unsern Lesern nur im Auszuge die Hauptsätze dieser sehr interessanten und beachtungswerthen Untersuchung zu geben. Schon der Titel des Goslickischen Buchs ist Hn. M. auffallend, da das Buch nicht bloß de perfecto senatore handelt, sondern von der ganzen Staatsverfassung, auch den Pflichten der übrigen Staatsbeamten und Bürger. Der Verfasser wählte diesen unpassenden — nach dem Beyspiele der Alten mehr als der Neueren gar zu wenig versprechenden — Titel, um nicht durch einen allgemeineren an Cicero de republica zu erinnern. Seine Ansicht über Ursprung und Zweck des Staatsvereins

ist ganz die des Cicero. Sein Satz, daß alle Bürger gleich und von Staatsverwaltung durch ihre Herkunft nicht ausgeschlossen sind, stimmt nicht mit Aristoteles und Plato, aber mit Cicero überein. Auch er billigt am meisten die aus den drey Regierungsformen zusammengesetzte, obgleich nicht so bestimmt als Cicero. Er braucht ähnliche Beyspiele wie Cicero, den Athieniensischen, Lacedämonischen und Römischen Staat. Deßhalb kann man, wo beide denselben Gang der Untersuchung nehmen, die Lücken im Cicero aus dem Goslicius ergänzen; wovon S. 192. ein Beyspiel gegeben wird (über den Senator insofern er dem Könige zur Seite steht) und in der Folge noch mehrere zu allen Büchern de Republica. Eine sehr schöne und kräftige Schilderung der Gerechtigkeit bey Goslicius ist höchst wahrscheinlich aus dem Cicero entlehnt. Den Platon und Xenophon hat er wohl nicht nachgeahmt, denn er tadelt den Platonischen Staat und die Cyropädie als unpractisch. Auch der öfters gebrauchte Plural, dei, deorum, deutet darauf hin, daß er die Worte des Römers beybehielt, und was er über die Unsterblichkeit der Seele sagt ist so schön, daß es schwerlich vom Cicero besser gesagt werden könnte, auch spricht er sich dabey weniger als ein christlicher Bischof aus (ein solcher wurde er indeß auch erst später) als vielmehr als Anhänger der alten Philosophen. Auch der gute lateinische Stil, den wir in ähnlichen politischen Werken seiner Zeitgenossen und Landsleute nicht finden, und der den Verfasser berühmt machte, verräth die Quelle aus welcher er schöpfte. — Rec. muß gestehen, daß ihn auch die aus dem Werke hergenommenen Beweise von dem Plagium nicht überzeugt haben, da sich nirgends eine wörtliche Uebereinstimmung findet, da unter den vielen aus dem Alterthum entlehnten Beyspielen und Geschichten gar nichts Unbe-

kanntes ist, und eine geheime Quelle verräth, vielmehr auch viele von den allgemeinen und jedem zugänglichen Sätzen sich theils in andern Classikern, welche Goslicki, wie er auch selbst sagt, zu diesem Buche eifrig benutzte, theils aus bekannten Büchern des Cicero, den er so häufig citirt, nachweisen lassen. Wenn Goslicki bey seinem Plagium so aufmerksam und vorsichtig war, alle noch vorhandenen Fragmente von Cicero de re publica (welche auch sein Landsmann Patricius kurz vorher, ebenfalls in Padua, gesammelt hatte) sorgfältig zu vermeiden und zu übergehen, wie der Verfasser meint, so gehörte doch auf der andern Seite ein ganz besonderes Glück dazu, daß er auch alle nun von Mai aufgefundenen Stücke so vorsichtig benutzte, daß nur allgemeine Aehnlichkeiten, nirgends eine Uebereinstimmung in den Worten, seine Quelle verräth, während er die andern Stellen, welche die Vaticanische Handschrift leider nicht geliefert hat, so kühn und unbesorgt in sein Werk übertrug, daß selbst der beybehaltene Stil und die Einkleidung vor einer scharfsichtigeren Critik an ihm zum Verräther werden mußte. Gegen den Verdacht spricht besonders der ganze Character des Mannes, sein in Italien genährter Eifer für das classische Alterthum, seine in demselben Stile geschriebenen andern Schriften (de optimo cive und eine Rede); auch hat Rec. weder in der Schreibart, die sich doch wohl nicht mit der Ciceronianischen verwechseln läßt, noch in dem Gange der Untersuchung eine hinreichende Bestätigung gefunden zwischen vielem Widerstrebenden, wiewohl er ein solches Plagium an sich gar nicht unwahrscheinlich findet. Sehr nahe liegt ja das Beyspiel des Alcyonius, auf welchem ein ziemlich begründeter Verdacht ruht, daß er die Bücher de gloria aus einem Kloster, wo er Arzt war, gestohlen, und wegen einiger unbedeutenden Stellen, die er daraus entwandte und in seinem er-

härmlichen Tractate de exilio ziemlich ungeschickt anbrachte, jenes herrliche Werk des Cicero vernichtet hat. — Möchte doch diese Schrift recht viele auf die merkwürdige Handschrift des Cicero de re publica aufmerksam machen und zu Nachsuchungen ermuntern, und ein glücklicher Erfolg die Bemühungen belohnen!

Frankfurt a. M.

Bey Herrmann: Sammlung der merkwürdigeren Entscheidungen des Herzogl. Oberappellations-Gerichts zu Wiesbaden. Herausgegeb. von Wilhelm von der Nahmer, Advocaten u. Procurator bey dem OAGerichte. Erster Band. 1824. XVI u. 356 S. in 8. — Daß eine zweckmäßig bearbeitete Sammlung der sogen. Präjudicien der Gerichte dritter Instanz zur Begründung und Bekanntmachung des Gerichtsgebrauchs von großem Nutzen sey, bedarf kaum einer Erwähnung, und so verdient das vorliegende Werk, wegen seines Zwecks für das Herzogthum Nassau, diejenige Begünstigung, welche ihm durch das Ministerialrescript vom 17. May 1823, und die Resolution des O. A. Gerichts vom 21. dess. M. geworden ist, nach welcher dem Herausgeber die Erlaubniß zur Einsicht der Referentenvorträge, Abstimmungen und Deliberationsprotocolle des Gerichts verstattet wurde, um die nöthigen Materialien zu dem Werke selbst daraus zu entnehmen. Der Inhalt der dieses Mal mitgetheilten 27 Entscheidungen ist größtentheils provincialrechtlich; die Darstellung der Rechtsfälle einfach, und nach dem Muster der französischen Jurisprudence betitelten Sammlungen gleicher Art, ausgearbeitet. Wissenschaftliche Auseinandersetzungen wird man in dem Buche weder erwarten noch finden. An der Spitze desselben steht eine Abhandlung des Herausgebers über den Gerichtsgebrauch und über den Zweck, die Vortheile und Nachtheile der Sammlungen von gerichtlichen Erkenntnissen, in welcher manches Gute gesagt worden ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 4. Junius 1825.

Paris und London.

De l'Imprimerie royale: I. Histoire médicale de la fièvre jaune observée en Espagne et particulièrement en Catalogne dans l'année 1821. Par Bailly, François, Pariset. 8. 1823. pp. XVI u. 664. Mit einer Karte von den Umgebungen von Barcelona und dessen Grundriß.

II. Ibid. Relation historique et médicale de la fièvre jaune qui a regné à Barcélone en 1821; par M. F. M. Audouard. D. M. M. pp. LVIII u. 480. 8. 1823.

III. London for Callow and Wilson: Remarks on the Yellow fever of the South and East-Coasts of Spain; by Thomas O'Halloran. 8. 1823. pp. XV u. 208. Mit dem Grundrisse von Barcelona.

So viel und so mancherley auch schon über das gelbe Fieber geschrieben und gesprochen worden ist, so wenig ist bis jetzt noch die nähere Natur desselben, die Regel, nach welcher es sich bildet und verbreitet, im Allgemeinen ausgemittelt worden, und wird nach der Lage der Dinge auch wohl nie

mit apodiktischer Gewißheit ausgemittelt werden, zum wenigsten ist die Hoffnung dazu nur sehr schwach; selbst die bald zu erwartende Antwort der von der Oldenburgischen Regierung aufgegebenen Preisfragen, denen es an Beantwortern aus allen Himmelsstrichen nicht fehlen wird, läßt kein genügendes Resultat hoffen, da die meisten unter ihnen so gestellt sind, daß sich nur Wahrscheinlichkeitsgründe für ihre Bejahung oder Verneinung werden auffinden lassen, Wahrscheinlichkeitsgründe die durch neu sich ereignende Thatsachen, oder durch schon bekannte, und bey der Menge derselben, dem Verf. entgangene, wieder aufgehoben werden. Eine nicht unansehnliche Bibliothek ließe sich aus den Werken über das gelbe Fieber aufstellen, und gewiß ist die Litteratur keiner Krankheit so reich, als die jenes Uebels, und dennoch sind wir durch alle diese mehr oder weniger voluminösen Werke, durch alle die einzeln zerstreuten Abhandlungen und Beschreibungen von Epidemieen noch um kein Haarbreit weiter gekommen. Was der eine Schriftsteller als Thatsache aufstellt, wird von dem anderen wieder gradezu geläugnet, und vom Gegentheil der Beweis geliefert; selbst in demjenigen worin man glauben sollte, es seyen gar keine verschiedene Ansichten möglich, wie z. B. in den vorliegenden Werken über die feuchte oder trockene, gesunde oder ungesunde Lage Barcelona's, herrschen Widersprüche mancher Art, um wie viel mehr denn bey Gegenständen, die nicht durch die Sinne wahrnehmbar sind. Ganz unmöglich ist es hier das Wahre von dem Unwahren auch mit der größten Umsicht zu scheiden; wie also sich aus diesem Labyrinthe herausfinden? Eigene Beobachtung kann hier Ariadne's Faden nicht liefern; da sie sich nicht auf alle Epidemien, nicht auf alle Länder verbreiten kann, da sie zu parteyisch sich selbst ein zu großes Gewicht geben, und durch ihre Brille die Erfahrungen An-

... zeigen würde. Und wer würde von der an... Seite, einem Schriftsteller unbedingtes Ver... ...en schenken, der eine Krankheit schilderte, die ...r nie zu beobachten Gelegenheit hatte; überdieß ...lt es nicht an Sammlungen dieser Art, in ... ... der neuesten Zeit, wie es das im vori... ...gen Jahre noch erschienene Werk von Bousseau... ... Sulpicy zeigt, die nur das von andern ...tete zusammengestellt haben. Die drey ..., deren Anzeige der Zweck dieser Zeilen ist, ... den sprechendsten Beweis für das Ebenge... ...; alle drey, die nämliche Epidemie, an dem ...lichen Orte behandelnd, weichen schon so weit von einander ab, um wie viel mehr wird es nicht ...rst der Fall seyn, wo die Rede von Epidemien ...in verschiedenen Himmelsstrichen und zu ver... ...schiedenen Zeiten ist!

Die Verf. der ersten genannten Schrift gehör... ...ten bekanntlich zu einer Commission, welche auf ...ung des Minister des Innern nach Bar... ...elona gesandt wurde, um an Ort und Stelle ...ungen über das gelbe Fieber anzustellen. ...er vierte der Commission Mazet starb schon am ...ten Tage nach ihrer Ankunft an ihrem Be... ...ungsorte, den 22. October. Hr. Audouard ... zu gleichem Zwecke vom Kriegsminister ab... ...sandt, langte aber erst am 23. October an. Diese ...ren scheinen nach der Vorrede des letzteren eben ... keinem guten Verhältnisse in Barcelona zusam... ...en gestanden zu haben; mißt man ihm Glauben ..., so war François es allein, der Kranke sah, ... ward krank, und Pariset lag aus Furcht ... Krankheit vierzehn Tage zu Bette, so daß ... letzteren S. LVI. gesagt wird: „il n'a pas ... un seul Malade pendant tout le tems ... habité la capitale de la Catalogne." ... wirft Hr. A. dieser Commission vor, sich mit ... Federn geschmückt, und Beschreibungen

beschrieben zu haben als ihre eigene, die er A. g
macht. Dergleichen Behauptungen und Besch
digungen sind, da sie nach des Ref. Wissen n
gend widerlegt worden, oder ihnen auch nur wid
sprochen ist, bey einem Gegenstande, wo so Vie
ja Alles auf die Wahrhaftigkeit der Zeugen a
kommt, nicht ohne die größte Bedeutung. — H
O'Halloran unternahm die Reise nach Barcelo
aus eigenem Antriebe, und hatte mit jenen Fra
zösischen Commissionen keine Gemeinschaft.

So viel als Einleitung zur Anzeige dieser dr
Werke. Die in denselben herrschenden Ansichten de
Lesern dieser Blätter mitzutheilen, und sie in de
Stand zu setzen, über die Verschiedenheiten derse
ben zu urtheilen, hält Ref. es am angemessenste
sich des ersteren, des voluminösesten als Leitfade
zu bedienen, und der Ordnung zu folgen, welch
in demselben aufgestellt ist, von den anderen beide
ein jedes Mal das dahin Gehörende einschaltend.

Kap. I. Histoire de la maladie. Das gelb
Fieber kam mit dem Schiffe Grand Turc, wel-
ches den 29. Junius in den Hafen von Barcelona,
nach einer Ueberfahrt von 61 Tagen von Havanna
einlief, nach diesem Ort. Der Kapitain und Steuer
mann ließen ihre Familien an Bord kommen, un
nach 48 Stunden waren alle befallen. Mit einem
zweyten am 11. Julius eingelaufenen Schiffe kam
gleichfalls die Krankheit an, von ihnen verbreitete
sie sich auf mehrere im Hafen liegende Schiffe, und
kam durch die Gelandeten nach Barcelona. Die
Aerzte waren in ihren Meinungen über die Natur
des Uebels getheilt, das Volk glaubte nicht an die
Existenz eines ansteckenden Fiebers, und befreite
selbst mit Gewalt Kranke, die ins Hospital geschafft
werden sollten. So kam sie nach Barcelona selbst,
war sie einmal in einem Hause, so wurden auch
fast alle Mitglieder nach einander befallen; so kroch
sie von Haus zu Haus, von einer Straße zur an

deren, keinen Unterschied machend zwischen den breiten, wenig bewohnten, und den engen schmalen stark bevölkerten. Eine Menge Beyspiele hievon übergeht Ref. Nicht Priester, nicht Aerzte noch Wundärzte blieben verschont (von letztern starben über funfzig) nur schien die Hospitalpraxis für sie nicht so gefährlich wie die in Privathäusern. — Noch ausführlicher und im Ganzen genommen hiermit übereinstimmend ist der Bericht von Audouard, es wurden 64 am gelben Fieber Erkrankte aufgezählt, welche sich auf den theils aus Amerika, theils aus anderen Häfen gekommenen Schiffen befanden, 16 bis 17,000 starben während des Verlaufes der Epidemie in der Stadt und den Vorstädten daran Nach B. F. u. P. gegen 22,000). Auch nach ihm waren die Aerzte in B., selbst als das Uebel schon einige Ausdehnung gewonnen hatte, noch der Meinung, es sey nicht contagiös, wenn gleich von aussen eingebracht. — Ganz anders klingt das was O'Halloran über diesen Gegenstand sagt. Er beginnt mit einem Berichte über die Krankheiten, welche dem gelben Fieber vorangingen; Anfangs März zeigten sich bey warmem feuchtem Wetter rheumatische und katarrhalische Leiden, gegen Ende dieses Monats, als es wieder kälter wurde, nahmen diese eine höchst acute Form an, es kamen sehr häufig plötzliche Todesfälle vor, deren Ursache nicht auszumitteln war. Mitte Aprils, der sehr veränderlich war, kamen kalte Fieber in großer Anzahl zum Vorschein, im May ging dieses so fort, es gesellten sich noch heftige inflammatorische Katarrhalleiden mit Blutungen hinzu. Der Julius war sehr heiß, Koliken, Diarrhöen und Ruhren herrschten, vorzüglich unter jungen Leuten; Ende dieses Monats wurden die gallichten remittirenden Fieber durchaus vorwaltend. Im Julius war das Wetter sehr veränderlich, die Morgen kalt, die Abende heiß, drückend und feucht; in der Mitte des Mo-

nats kamen verschiedene Gelbsuchten vor, die Ra
pen, welche in anderen Jahren die Bäume auf
Straßen gewöhnlich kahl fraßen, starben alle
lich, dagegen sich die Fliegen und Mücken auße
dentlich mehrten; biliöse remittirende Fieber,
Blutungen blieben die Hauptkrankheiten.
wichtig diese Bemerkungen über die der Epid
vorangegangenen Krankheiten sind, geht schon
aus hervor, daß der Verf. auf sie die nicht
wahrscheinliche Behauptung stützt, die ersten
vom wirklichen gelben Fieber in der Stadt,
den Aerzten und dem Publicum unter der
der gallicht remittirenden Fieber entgangen,
folglich auf die Zeitfolge der Ankunft der verm
lich inficirten Schiffe und des Ausbruches der K
heit wenig Gewicht zu legen. Die Schiffe,
che vorzüglich beschuldigt wurden, das gelbe
mitgebracht zu haben, waren folgende: 1. Tall
dra, segelte im April von Havanna, kam den
nius nach Carthagena, wo sie 20 Passagi
Land setzte, und den 27. Junius vor B
ankam; 2. die Brigg Nuestra Sennora
men, segelte den 28. April von Havanna, ka
16. Junius nach Carthagena, wo sie den
Steuermann ans Land setzte, und den 11.
nach Barcelona; 3. die Brigg Grand Turc,
an demselben Tage von Havanna, kam den
nius nach Cadix, wo sie 22 Passagire aussetzte,
den 29. Junius nach Barcelona; 4. die Fr
Liberty, gleichfalls an demselben Tage von Ha
abgesegelt, kam den 8. Junius nach Mallaga,
wie in Carthagena, entladen wurde, und einen
sagier und Matrosen aussetzte, und erreichte
celona am 28. (Audouard führt noch einige a
an). Mit diesen genannten Schiffen segelte
gleich noch 48 andere von Havanna für Sp
Häfen bestimmte ab, namentlich 13 für Ca
für Corunna; in Havanna herrschte zur Z

Abfahrt das gelbe Fieber durchaus nicht, sondern nur die gewöhnlichen Fieber der Jahreszeit, vorzüglich unter Neuangekommenen. Auf der nach Barcelona bestimmten Flotille starben nur drey Menschen während der Ueberfahrt von Havanna. Wo bleibt hiernach die Wahrscheinlichkeit der Importation des gelben Fiebers durch jene Schiffe? In Havanna herrschte es nicht zur Zeit der Abfahrt (wie nie im Monate April), während der Ueberfahrt zeigte es sich nicht, eben so wenig da, wo Mannschaft oder Ladung ans Land gesetzt wurde; eine geraume Zeit, länger als die ausgedehnteste Quarantaine, war seit der Abfahrt verstrichen, die Schiffe mußten auf der Ueberfahrt kältere Himmelsstriche passirt haben, kältere Himmelsstriche, in welchen nach der allgemeinen Erfahrung das Gift des gelben Fiebers, wenn man ein solches annehmen will, zerstört wird. Merkwürdig ist in diesem Abschnitte noch ein Brief von Pariset an einen seiner Freunde, worin er wörtlich folgendes sagt: "in der That, mein Freund, die Krankheit ist so bösartig und tödtlich, daß man die Leichen nicht so leicht öffnen kann, wie man wohl wünschen möchte, noch so lange in den Hospitälern verweilen darf, als nöthig ist, die Krankheit mit Muße zu beobachten." — Was aber läßt sich wohl von den Beobachtungen eines Arztes nach diesen seinen eigenen Geständnissen erwarten?

Im zweyten Kapitel suchen Bailly, François und Pariset zu beweisen, der Stoff des gelben Fiebers halte sich in den Kranken, in der sie umgebenden Luft, und in den Kleidungen, Waaren u. s. w. auf. Für ersteres führen sie an, daß Bailly einen Kranken berührte, und lange Zeit hernach noch ein prickelndes Gefühl in den Fingern empfand, ferner zwey Fälle, wo es selbst auf dem Lande von einem Kranken auf einen Gesunden überging, jedoch gestehen sie, daß dieses sehr selten sey. Ferner: nach

Tortosa, wo bis jetzt das gelbe Fieber noch nie angekommen war, wurde es durch ein Schiff aus Barcelona hingebracht, und von dort nach Aseo; liegt nun freylich ersteres ungesund, und ist eng gebaut, so ist beides doch mit letzterem nicht der Fall. Noch ein Beyspiel bot die Stadt Palma auf Majorca dar. Keine Spuren vom gelben Fieber hatten sich daselbst bis zum 8. August gezeigt; an diesem Tage kommt ein Kaufmann aus Barcelona hin, bekömmt das gelbe Fieber, nach ihm seine Tochter, nach dieser die Wärterinnen, und die sie besuchenden Bekannten, und so verbreitete es sich weiter, und fast in zwey Quartieren der Stadt zugleich, indem gleich anfänglich ein Angesteckter in ein entfernteres transportirt wurde. Und dennoch bot die Lage von Palma nicht die gewöhnlicher Weise zur Erzeugung des gelben Fiebers angegebenen Bedingungen dar. Wie die Geschichte der früheren Epidemien Spaniens ähnliche Beyspiele liefert, wird zum Schlusse dieses Abschnittes noch gezeigt.

Auch Audouard liefert S. 329 mannichfache Beweise persönlicher Ansteckung unter andern folgende: das Waisenhaus in Barcelona blieb frey, bis eine der frommen Schwestern, welche die Besorgung darin hatten, außerhalb desselben angesteckt wurde, und es dahin brachte; dasselbe geschah in einem zweyten Waisenhause, mehrere Personen, die sich auf Schiffe begeben hatten, und alle Communication mit der Stadt vermieden, blieben frey, bis einer von denselben diese Uebereinkunft brach, und das gelbe Fieber unter sie brachte; mehrere Franzosen hatten sich in einem Hause eingeschlossen, und blieben frey, bis einer von ihnen seinen kranken Sohn hereinbrachte. Eine Menge ähnlicher Beyspiele übergeht Ref. um nicht zu weitschweifig zu werden.

O'Halloran S. 69 u. folg. ist ganz der entgegengesetzten Meinung; nach ihm und Piguillem (Dis-

Medicus in Barcelona) litten Aerzte und Wärter in den Hospitälern weniger als Apotheker und Do-uanen, die jede Gemeinschaft mit den Kranken sorgfältig vermieden (S. 79), kein Fall zeigte sich von Verbreitung auf dem Lande, die strengsten Absperrungen schützten nicht (S. 85), die Communication mit dem Lande war ganz frey, und dennoch verbreitete es sich dort nicht, einzelne Theile von Barcelona blieben ganz verschont, einzelne Personen hatten das gelbe Fieber, und alle ihre Umgebungen blieben dennoch frey; im Charitéhause (S. 90) befanden sich ungefähr 1100 Personen, die täglich ausgingen, nur einige wenige von ihnen bekamen es, verbreiteten es aber durchaus nicht weiter, eben so wenig drang es in die Casa Misericordia, wo 150 Mädchen sich aufhielten, die Aufseherinnen in derselben gingen täglich in die Stadt in alle Häuser, ohne es mitzubringen; von 50 Todtengräbern starben nur zwey; im Lazareth Matar starben 85 Kranke, die hineingebracht wurden, kein einziger aber von den 32 Personen, die zu diesem Personale gehörten; im allgemeinen Hospitale starben 749, die hier eingebracht wurden, und nur 12 des Personale, die zum Theil in gar keine Verbindung mit den Kranken gekommen waren, zum Theil schon früher an chronischen Uebeln litten, auch war das Hospital schlecht eingerichtet; ähnliche, selbst noch auffallendere Beyspiele lieferten die Hospitäler Virreina und Seminario, in letzterem starben 1293 und nur 3 von dem 90 Personen starken Personale. Aus allem diesen schließt nun der Verf., das gelbe Fieber sey nicht ansteckend gewesen, sondern eine gemeinschaftliche Ursache habe die davon Befallenen ergriffen.

B., F. und P. gehen dann S. 100 zu der zweyten Ansteckungsart, nämlich durch die die Kranken umgebende Luft, aber ihre Beweise hierfür nehmen sie von dem Umstande her, daß so viele Geist-

liche, welche die Kranken und ihre Effecten gar nicht berührten, befallen wurden; (O'Halloran behauptet, gerade das Gegentheil habe sich zugetragen) zugleich liefern sie mehrere Beyspiele dieser Ansteckungsart, in einem Hause starben ein Uhrmacher und seine Frau, es wurde durch einen Schlösser geöffnet, und er bekam sogleich das gelbe Fieber; desgleichen in einem zweyten Hause, ein Gesundheitsbeamter ging hinein, öffnete die Fenster, fand Mann und Frau todt, und wurde unmittelbar darauf befallen; ähnliche Fälle kamen auf Schiffen vor, die einen Theil ihrer Mannschaft verloren hatten, und neue aufnahmen, die alsbald das gelbe Fieber bekamen.

Audouard, der diese Meinung theilt, führt noch andere Beweise an; in einer Straße, die an das Hospital grenzte, zeigte sich erst dann das gelbe Fieber, als man in letzteres kleine Fenster machte, die auf jene hinausgingen (S. 361), in das Irrenhaus drang das gelbe Fieber, als der Wind vom Hospitale zu jenem die verpestete Luft hinüberblies, und ähnliche Fälle mehr, die O'Halloran ganz auf die entgegengesetzte Weise erklärt, und gerade aus ihnen herleitet, daß das gelbe Fieber nicht ansteckend, sondern in einer mehr oder minder allgemeinen Luftconstitution begründet gewesen sey, die entstanden in den Localitäten des Bodens von Barcelona und im Verein mit seinem Klima, sich allerdings nach der Richtung der Winde habe ausbreiten können, weshalb auch manche Straßen an der einen Seite beynahe gänzlich verschont geblieben wären, während die andere Seite an der Epidemie gelitten habe, eine Thatsache, die selbst die französischen Beobachter zugeben, und nur unzureichend dadurch erklären, die Bewohner jener verschonten Seite hätten sich wahrscheinlich sehr abgesondert gehalten, auch lägen die Häuser an ihr isolirter, wodurch das Contagium an in-

tensiver Kraft verloren habe. — Dritte Anstek-kungsart. Durch Effecten der Kranken und Waa-ren. Hier geben die drey französischen Berichter-statter (S. 84 und 119) eine Menge von Beyspie-len wo Leute welche Wäschen von Verstorbenen wuschen, welche Betten derselben neu stopften, oder auf ihnen schliefen, Schneider, welche Klei-dungsstücke ausbesserten, Personen, welche Todte entkleideten u. s. w. alsbald vom gelben Fieber befallen wurden, und schließen auf diese Weise aus dem post hoc, ergo propter hoc. Ferner in dem Hause eines Priesters starb im October die Magd, es wurde verschlossen und erst am 15. December zog der Besitzer, ohne daß es vorher gereinigt worden wäre, wieder ein; am 17. be-kam er das gelbe Fieber und starb am 19.; ein Knabe schlief auf einem Todtenwagen, und be-kam das Fieber. Daß auch Waaren den Stoff des gelben Fiebers aufnehmen, soll daraus her-vorgehen, daß Schiffe es nach Mahon brachten, und Personen, welche sie entluden, befallen wur-den, eben so gut liefert dies aber auch den Be-weis, daß das Ursächliche des gelben Fiebers sich eben so wohl auf Schiffen, als auf dem Lande erzeugen könne. Audouard führt (S. 352.) auſ-ser obigen Thatsachen noch für diese Meinung an, daß nach Volkversammlungen wie bey Gelegenheit des Te Deum am 25. November, sich das Uebel immer stärker gezeigt habe, und daß, da unter den Versammelten wahrscheinlich keine Kranke ge-wesen seyen, das Contagium in den Kleidern ge-steckt haben müsse; daß ferner das gelbe Fieber in das Zuchthaus durch Baumwolle, welche man zum Kratzen dorthin gebracht habe, verschleppt worden sey. O'Halloran ist, wie schon aus dem Früheren hervorgeht, von einer ganz entgegenge-setzten Ansicht, er sagt authentische Fälle von An-steckung durch Personen, Waaren und Effecten,

seyen durchaus nicht vorgekommen, und nie habe die Gefahr der Ansteckung gleichen Schritt mit der Menge von Berührungspuncten zwischen den Gesunden und den Kranken nebst ihren Effecten gehalten, Wäscherinnen seyen fast gänzlich verschont geblieben, es frägt sich also noch, wer zu weit gegangen ist, die französischen Berichterstatter, welche bey ihren Beyspielen immer nur Ansteckung vor Augen hatten, und in jedem Falle nach der Möglichkeit derselben forschten, oder der Englische, welcher Alles auf die allgemeine Constitution schiebt, und ihr das zuschreibt, was jene für Folge der Contagion halten.

Den zweyten Theil von B. F. und P. Werke (S. 140 bis 187) nimmt die Topographie von Barcelona ein; bey Audouard den vierten Abschnitt des dritten Kapitels des zweyten Theiles S. 411; bey O'Halloran das erste Kapitel S. 1 bis 16. — Die ersteren schildern die eigentliche Stadt Barcelona als in zwey ganz verschiedene Theile zerfallend, welche durch eine Straße, Rambla genannt, von einander geschieden werden, und um die Stadt läuft eine hohe Mauer und tiefe Gräben, die nur nach der Citadelle hin durch eine schöne Esplanade unterbrochen werden. Der west und nordwestlich von der Rambla liegende Theil der Stadt bildet gleichsam die Neustadt, die Straßen derselben sind ziemlich breit, die Häuser nicht sehr eng zusammenstehend, und mit Gemüse- und Lustgärten abwechselnd; die Altstadt dagegen ist sehr eng gebaut, sehr stark bevölkert, die Häuser drey bis vier Stockwerk hoch, die Straßen schlecht gepflastert, in ihrer Mitte eine zwey Fuß tiefe, mit Steinen nur unvollkommen bedeckte Rinne befindlich, welche dazu dient, den Schmutz und das Regenwasser von den Dächern hinweg zu leiten; bey trocknem Wetter sollen sie gar keinen Geruch veranlassen, bey regnigtem je-

doch stark riechen. Die Straßen, in welchen die Epidemie am meisten wüthete, liegen durch die ganze Stadt zerstreut. Die sehr hoch liegende Citadelle befindet sich nur einen halben Flintenschuß weit vom Hafen entfernt, ihr gegenüber liegt das Fort Mont Joui 600 Fuß hoch über der Meeresfläche, beide hatten fast gar keine Kranke, obgleich die Garnison stark, und in ihren Nachtquartieren sehr eingeengt war. — Dem Hafen gegenüber, auf einer Landzunge liegt Barcelonetta erst im Jahre 1750, nach einem regelmäßigen Plane erbaut, mit breiten, schnurgeraden, gut gepflasterten reinlichen Straßen, ohne Rinne in ihrer Mitte, nach Osten zu befindet sich ein sandiger vom Meere bespülter Grund, nach Westen hin beschränken Felsen das Meer. Zwischen ihr und der Stadt fließt ein kleiner Fluß, lebhafte Winde halten fast beständig die Luft in ihr in Bewegung. Die Landzunge von Barcelonetta hilft den Hafen der Stadt mit bilden, der etwa hundert Toisen weit und von bedeutender Tiefe ist; das Wasser in demselben wird beständig durch zwey sich in ihn ergießende Bäche erneuert. Was der Verf. über die Hospitäler, die Gefängnisse, die Industrie sagen, übergeht Ref. als nicht eigentlich zur Sache gehörig. Das Wasser soll viel schwefelsauern Kalk und salzsaure Soda enthalten, die Bewohner sollen sehr reinlich seyn; Fleisch, Fische und Vegetabilien gut und reichlich; im Winter falsche Peripneumonien, Katarrhalfieber und Rheumatismen, im Frühling Pleuresien, Rheumatismen, und entzündliche Katarrhalfieber, im Sommer Koliken, galligte Fieber und Cholera, im Herbst Diarrhöen, Ruhren und nur selten Wechselfieber herrschen. — Etwa zweytausend Toisen von der Stadt entfernt steigt eine sie umgebende Bergkette amphitheatralisch sanft sich erhebend in die Höhe, von ihr kommt ein kleiner Bach herun-

ter, der, an den Mauern der Stadt weglaufend die Unreinigkeiten derselben mit sich fortnimmt, und stark riecht; der Boden ist theils thon- und kalkhaltig, theils sandig. Die Süd- und Südwestwinde bringen viel Feuchtigkeit und Wärme, die nördlichen und östlichen Winde werden durch die Berge einigermaßen abgehalten, die mittlere Temperatur in den Jahren 1814 bis 1821 war in den Monaten Julius bis September $19\frac{13}{18}$°, der mittlere höchste Stand in dieser Zeit $22\frac{7}{8}$°, der mittlere niedrigste $15\frac{1}{2}$°, die Abwechselung vom Morgen zum Mittag betrug selten mehr als 4°, selten erfolgten rasche Uebergänge, 1820 kam die Hitze bis auf 27°, 1821 nur auf 25°. — Bey Audouard finden wir nur einige wenige Andeutungen über die Lage und das Klima von Barcelona, O'Halloran dagegen widmet ihnen einen ganzen Abschnitt. Nach ihm findet man östlich und nördlich von B. keine Sümpfe, sondern nur etwa drey Fuß unter der Oberfläche Wasser, westwärts dagegen bildet der Fluß Llabregat, ehe er sich ins Meer ergießt, vorzüglich in den Herbstmonaten deren sehr beträchtliche. Hier ist die Luft sehr ungesund, so daß die Garnison auf dem daran liegenden Monjuy oft alle acht Tage abgelöset werden muß. B. selbst ist überall eng gebaut, mit sechs Stockwerk hohen Häusern, von denen das untere seiner Feuchtigkeit wegen selten bewohnt ist, die in der Mitte einen sehr engen Hofraum haben; die bedeckten Rinnen in den Straßen, der Sammelplatz alles Unraths, verbreiten in jeder Jahreszeit einen ungemeinen Gestank, und erregen bey Fremden oft Uebelkeiten, die Schlafzimmer in den Häusern sind eng und schmutzig, der Grund worauf B. liegt ist wenig über der Meeresfläche erhaben, die gewöhnlichsten Krankheiten sind intermittirende Fieber, demnächst auch remittirende und gastrische. Das von B. F. und P. so reizend geschilderte Barcellonetta hat gerade, sich im rechten Winkel durchschneidende zehn Fuß brei-

le Straßen, die Häuser haben zwey Stockwerk, und stoßen nach hinten an einander, so daß sie nur nach der Straße zu freye Luft haben, die Zimmer in ihr sind eng und schmutzig, Glasfenster fehlen gänzlich, statt ihnen dienen hölzerne fast immer geschlossene Läden, Schieferdächer vermehren die Hitze in ihnen noch. Der Boden ist niedrig, die Straßen meist ungepflastert, und bey nassem Wetter sehr schmutzig, doch zieht der Regen ziemlich schnell ein; einer der Hauptabzugsgräben von Barcellona stößt gerade auf Barcelonetta, und an seinem Ufer gerade war es, wo die Epidemie am meisten wüthete. Im Sommer ist derselbe tief und reißend, bey heißem trockenen Wetter aber nur langsam fließend, das Wasser in demselben tintenschwarz und höchst stinkend. Zwischen Barcelona und Barcelonetta ergießen sich die Hauptabzugscanäle aus der Stadt in den Hafen, sie sind zu allen Jahreszeiten fast mit schwarzem stinkenden Wasser angefüllt. Im Hafen selbst hat sich das Meer allmälich etwas von den Ufern zurückgezogen, und so am Strande eine sandige, feuchte und bey heißem Wetter stets übelriechende Ablagerung gebildet, zudem befinden sich noch in der Nähe der Mündung jener Canäle einige halb verfaulte Schiffe. Das Klima soll sehr veränderlich seyn, Uebergänge von Hitze und Kälte, Schnee und Hitze an einem Tage nicht selten, das Thermometer im Sommer gewöhnlich zwischen 77 und 86°, zuweilen auch 90°. —

Von S. 193 bis 338 liefern die Herren B. F. P. [illegible] mit großer Weitschweifigkeit erzählte Krankengeschichten, die Ref., da bey den genannten Herren eine Beschreibung der Krankheit später folgt, und das Interessanteste aus ihnen, die Leichenöffnungen, gleichfalls wieder unten vorkommen, mit Stillschweigen übergeht. Audouard (S. 50) nimmt mit den meisten Schriftstellern über das gelbe Fieber drey Perioden desselben an; in der ersten beginnt das Uebel mit einem, eine bis vier Stunden

dauernden Froste, den zuweilen gleich Delirien, Lungen- und Magenkrämpfe, Ohnmachten und Schwindel begleiten. Ihnen folgt Hitze mit frequentem Pulse, rothem Gesichte, Erbrechen der zuletzt genossenen Nahrungsmittel, wenig Durst, heftiger Schmerz in den Stirnhöhlen und den Lenden. Am zweyten Tage wird das Gesicht feuriger, die Conjunctiva injicirt, es zeigte sich galligtes Erbrechen, Schmerzen in der Magengegend. Am dritten beginnt die zweyte Periode, die erwähnten Symptome nehmen an Intensität zu, der Urin wird dunkelfarbig, der Unterleib beym Drucke empfindlich. Am vierten wird das Gesicht blasser, die Sclerotica gelblich, das Erbrechen hört auf, der Schmerz im Epigastrium wird gelinder, Durchfälle stellen sich ein, die bald gallicht bald blutig sind, der Puls ist natürlich, die Haut frisch aber trocken, die Körperkräfte sind ungestört; zuweilen tritt in diesem Stadium Genesung ein. Am fünften Tage, dem Anfange der dritten Periode wird das Gesicht blutfarbig ins Gelbe spielend, um die Augen herum zeigen [illegible] Ecchymosen, einige Kranke brechen schwarzes [illegible] oder chocoladenartige Materie aus, die Zunge [illegible] trocken, olivengrün belegt, zuweilen auch ganz [illegible], der Schmerz im Epigastrium wird heftiger, die Urinabsonderung ist unterdrückt, der Puls sehr klein und langsam, die Haut kalt und trocken. Am sechsten Tage wird die Haut imermehr bleyfarbig-gelb, so auch die Augen. Doch bleiben die [illegible] der Conjutiva roth, die Zunge wird schwarz, der Athem stinckend und von einem ganz eigenthümlichen Geruch, ein schmerzhaftes Erbrechen einer Kaffesatzartigen Materie tritt ein, wobei der Unterleib ohne Mateorismus sehr schmerzhaft ist. Zuweilen fehlte der Schmerz auch gänzlich, dann ist der [illegible] und Herzschlag ganz unfühlbar, die Geistesfakultäten sind aber ganz ungestört; unter Schwanhupfen, [illegible]mus oder Convulsionen tritt der Todt ein.

(Der Beschluß folgt in nächster Woche.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 6. Junius 1825.

Gotha.

Bey Ettinger: Euripidis Alcestis cum integris Monkii suisque animadversionibus edidit Dr. Ern. Frid. Wüstemann, Professor in Gymn. Gothano. 1823. S. XVI u. 235 in Octav.

Diese Ausgabe verdient schon des allgemeinen Planes wegen empfohlen zu werden: mit den vollständigen Anmerkungen der Englischen Ausgabe, die uns dadurch völlig entbehrlich wird, die Ergebnisse Deutscher Sprach- und Alterthumsforscher in gedrängten Noten zusammenzustellen; sie erhält einen besondern Werth durch die Vorzüglichkeit dieser an eignen Bemerkungen reichen Noten des deutschen Herausgebers. Da Monks Alcestis schon ein ziemlich bekanntes Buch ist, und dagegen Hrn. Wüstemanns Arbeit bis jetzt nicht die verdiente Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben scheint: wollen wir uns in dieser Anzeige vorzugsweise mit der letzteren beschäftigen. Die Vorrede des Deut-

schen Herausgebers, (die Englische Ausgabe ist o
Vorrede) enthält eine kurzgefaßte aber befriedi
de Untersuchung über die Zeit, in der die Al
geschrieben und aufgeführt wurde. Vor Ol. 8
stens: weil sie noch die reinere und strengere R
mopöie zeigt, die nach Hermanns bahnbre
Bemerkung in dieser Zeit durch eine frey
setzlosere verdrängt wurde. Darnoch muß die
stis für eine der ältesten Tragödien des Euri
gelten. Eben dahin führt, daß in ihr mit
Ausnahme, die keine ist, immer nur zwey spre
woraus der Herausg. auch das Schweigen der
roine in der letzten Scene erklärt, da, spräc
drey sprechende Schauspieler auf der Bü
ren. Obgleich Ref. an der Wahrheit der
kung als solcher nicht zweifelt, möchte er
keineswegs daraus mit dem Herausg. den S
hen, daß ein und derselbe Acteur den Herk
die Alcestis dargestellt habe, gegen welche
Mancherley einwenden ließe. Noch gen
stimmungen gewährt die Nachweisung, da
phanes Parodieen auf einzelne Stellen d
gödie bis Ol. 88, 3. zurückgehen, und di
sinnige Bemerkung, daß die bey Euripi
unerhörten Lobsprüche, die in der Alcestis
Lacedämoniern ertheilt werden, nur in einer
gesprochen und angehört werden konnten,
Athen und Sparta befreundet waren, also
bruch des Kriegs Ol. 87, 1, in welchem J
Medea aufgeführt wurde. Sonach ist die
die älteste unter allen Tragödien des E
welche uns übrig sind. Was nun den
Ausgabe betrifft: so weicht in dessen Con
der Deutsche Herausgeber nicht selten vom
schen ab, indem er theils unnöthige Aender
verwirft, und der alten Lesart wieder zu ihrer
verhilft, theils, wo Monk keine Verderbniß ge

[illegible]nt, eine solche darthut und ihr abzuhelfen sucht. [illegible]f. begnügt sich einige Beyspiele anzuführen. [illegible] 10. ist kein Zweifel, daß ἐτύγχανε richtig ist; [illegible]s ἐτύγχανον verdirbt den ganzen sehr ge[illegible]d klaren Zusammenhang. Apollon erklärt [illegible] an, warum er in Admets Hause gedient; [illegible] weil ihn Zeus zwang überhaupt auf der [illegible]dienen, und dann weil gerade dieses Haus [illegible]s und eines heiligen Mannes war. Eben [illegible] 17. mit Recht ἥτις ἤθελε θανεῖν [illegible]ου, μηκέτ' (lieber μηδ' ἔτι mit Barnes) [illegible] φάος restituirt; die kleine Nachlässigkeit [illegible]er Anknüpfung ist ganz dem Sprachgebrauch [illegible]en, und bey Monk's Lesart ὅστις ἤθελε [illegible] u. s. w. ist die doppelte Bezeichnung des [illegible] unerträglich matt, welche dagegen sehr [illegible]d passend erscheint, wenn von dem heroi[illegible]chlusse der Alcestis selbst die Rede ist. [illegible]ildeten Sinn wird dies selbst in unserer [illegible]eutlich werden: Admet, einen Stellver[illegible] seine Person im Reich der Schatten su[illegible]nd Niemanden als seine Gattin, die für [illegible]en wollt' und nicht das Licht mehr schaun; [illegible] Kraft verschwindet durch die Aenderung [illegible]er für ihn sterbend nicht das Licht mehr [illegible] wollte. V. 34 wird σφήλαντι gegen das [illegible]lich elegantere σφήλαντα mit Grund ver[illegible]t. V. 48 wird οἶδ' ἄν behalten, und auch [illegible]menconstruirt, während Monk ἄν mit dem ab[illegible]gigen Satze verbindet; aber die gegebne Recht[illegible]gung des ἄν, daß es für ἴσως stehe und in die[illegible] Bedeutung nicht das Verbum, sondern den gan[illegible] Satz afficire, kann schwerlich genügen. V. 103 [illegible]n wir der Vertheidigung von νεολαία χεὶρ bey; [illegible] aber dem Gedanken οὐδὲ νεολέα zu schreiben, [illegible] ein Adjectiv νεολέος zu statuiren, Photios s. v. [illegible]λέως (richtiger νεολέως) keinen Grund gibt. V.

115 ist Λυκίας wieder hergestellt und Monk's u
gescheute Aenderung Λυκίαν verworfen, so w
V. 125 das hineingebrachte ἂν völlig unnöthig b
funden wird. Aber von den Worten οὐκ ἔχω 'πὶ τί
μηλοθύταν, V. 121, ist der Verdacht der Verd
niß noch keineswegs entfernt. Die zu V. 132 g
gebne Conjectur: πάντα γὰρ ἤδη τετελεύτηκ
u. s. w. wird mit Recht nur als einstweiliger E
satz einer mehr auf Handschriften gegründeten
lesart gegeben. Οὗ θνήσκω πέρι, V. 179, wi
vertheidigt, indem der Herausgeber οὗ nicht
ἀνδρὸς sondern von λέκτρον abhängen läßt,
die Präposition als Ortsbezeichnung erklärt; ab
schwerlich kann οὗ auf etwas anders bezogen w
den als τοῦδ' ἀνδρὸς, und auch dem Gedank
nach paßt das "Lebewohl, o Lager, auf wel
ich zu sterben gedenke" nicht gut zusammen.
Regel zu V. 248 und zum Hippolyt V. 149, da
bey den Tragikern immer ἀπλακεῖν, ἀπλ
nicht ἀμπλακεῖν u. s. w. zu schreiben sey, wird
wohl mit Recht unter die novos canonas
quorum multos quidem quotidie invenias, pau-
cos vero stabiles reperies. Dazu gehört ohne
Zweifel auch Elmsley's von Monk anerkannter
Bannspruch gegen die Duale ὁρῶτον, ἤλθετον
so wie des letztern Verwerfung der anomalen I
perfectform ἔζην. Die Anmerkungen dieser Aus
gabe schließen sich größtentheils auf irgend ei
Weise an die des Englischen Kritikers an, be
tigend, berichtigend, ergänzend, weiterführend;
auch nur das, was Jener durch ein ziemlich roh
empirisches Verfahren gefunden, vom Standpunk
unsrer mehr philosophischen Forschung in sein
rechten Zusammenhang stellend. So, um ein
ringfügiges Beyspiel anzuführen, das uns ge
entgegenkommt, wenn zu V. 5. Monk eine ap
liche Auslassung von ἕνεκα annimmt und mit

rallelstellen belegt, bemerkt Herr Wüstemann ganz richtig, daß hier nur der Genitiv in einer ursprünglichen, intensiven Bedeutung stehe. Dagegen billigt er mit demselben Rechte Monk's Bemerkung über die accusativische Apposition ἄπονια zu einem ganzen Satze, wo Andre ebenfalls durch Supplirung einer Präposition die Construction verderben. Die Angabe zu V. 13. daß der Tod wohl ein zweysilbig, aber nie ἀΐδης heiße, ist eine sinnreiche Zugabe zu dem von Monk zusammengetragenen. Was die Entwickelung der Gedanken und die Erklärung des sogenannten Sachlichen betrifft, kann man manche nützliche und förderliche Bemerkung vermissen, aber dem Herausgeber keinen Vorwurf daraus machen, der sich gar nicht die Aufgabe einer allseitigen Erklärung gestellt hatte; auch die Behandlung der Fabel, das poetische Verdienst des Dichters u. dgl. liegt außer derselben. Daß an den Karneen zu Sparta musische Agonen statt fanden, lehrt keineswegs bloß Euripides (zu V. 460); und eben so wenig preiset er allein die musischen Fertigkeiten der Spartaner (Praef. p. XV).

K. O. M.

Paris.

Le Philologue, ou Recherches Historiques, Géographiques, Militaires etc. par J. B. Gail. Vol. XIII. 1823. 8. 214 S. Vol. XIV. 372 S.

Wir haben die frühern Theile dieser Zeitschrift zu seiner Zeit angezeigt (G. G. A. 1821. St. 145) und beziehen uns auf das, war wir dort über den Plan derselben gesagt haben; wie denn auch den Verdiensten des für die classische Litteratur unermüdeten Verfassers die volle Anerkennung widerfahren ist. Der dreyzehnte Theil ist zwar po-

lemisch; indem er gegen einige Behauptungen des Hrn. Letronne gerichtet ist; jedoch durchgehends in dem Ton, den die wechselseitige Achtung erfordert, die Gelehrte einander schuldig sind. Er enthält drey Aufsätze. Der erste: Recherches sur Heliopolis et sur tous les hierons de l'Egypte, improprement appellés temples. Er ist ein Commentar über die Stelle des Strabo L. XVII. p. 1158 ed. Almel. wo der Geograph von Heliopolis spricht. Gegen Hrn. Letronne behauptet der Verf., daß Heliopolis in den frühesten Zeiten keine Stadt, sondern nur ein Heiligthum gewesen sey. Aber wo ein Aegyptischer Haupttempel war, entstand auch gewiß sehr bald eine Stadt; uns ist kein Tempel hier bekannt, der ganz isolirt gestanden hätte. Die weitere Untersuchung betrifft die Frage; ob die von Strabo dort gegebene Beschreibung überhaupt auf die Aegyptischen Tempel, wie Hr. G. es will, (und wir glauben mit Recht;) oder nur auf den von Heliopolis und Memphis geht; nach Hrn. Letronne's Ansicht. II. Recherches sur le monument d'Osymandyas. Die ausführlichste und wichtigste Abhandlung. Wir besitzen bekanntlich bey Diodor die Beschreibung des Pallastes und Grabmahls des Osymandyas; welches die französischen Gelehrten in den Ueberresten des von andern so genannten Memnoniums wieder erkannten. Hr. Letronne dagegen, hauptsächlich sich stützend auf die Messungen des Hrn. Huyot läugnete nicht nur dieses, sondern selbst die Existenz des Grabmahls des Osymandyas; welches nur in der Sage der Aegyptischen Priester vorhanden gewesen seyn solle. Wer mit den neuesten Werken der französischen Gelehrten bekannt ist, wird es schwerlich in Zweifel ziehen, daß man hier, wie gewöhnlich, von dem Einen Extrem zu dem andern

übergegangen ist; und statt daß man sonst Alles zu alt machen wollte, jetzt darauf ausgeht Alles zu jung zu machen; oder, wie hier, geradezu wegzuleugnen. Ob unsre modernsten Critiker noch wohl an die Pyramiden glaubten, wenn sie leider! nicht daständen? Die Hypothese des Hrn. Letronne ist von unserm Verfasser sehr ausführlich, aber nach unsrer vollsten Ueberzeugung auch sehr siegreich, widerlegt. Er beweiset zuerst, daß die Nachrichten des Diodor, die er selber in Theben einzog, keinesweges aus bloßen Sagen, sondern aus den, auf Inschriften beruhenden, Angaben der dortigen Priesterschaft geschöpft seyen. Er vergleicht dann die noch vorhandenen Ueberreste mit den Angaben des Diodor; und zeigt ihre Uebereinstimmung, so weit dieß vernünftiger Weise erwartet werden kann. Wir machen auf diesen letzten Beysatz besonders aufmerksam, weil wir es für nöthig halten; denn auf die Uebereinstimmung der angegebenen Maße bey den Monumenten mit den noch vorhandenen Ueberbleibseln derselben, wird ein sehr übertriebener Werth gelegt, so bald man hier auf Genauigkeit geht. Wir wollen hier gar nicht ein Mal von der unvermeidlichen Verschiedenheit sprechen, die bey dem Verfall eines großen Gebäudes in den Dimensionen nicht nur des Ganzen, sondern auch einzelner noch erhaltener Theile entstehen muß. Wir wollen nur auf den Grund der Zuverlässigkeit dieser Angaben selber aufmerksam machen. Flossen sie aus eignen Messungen? Gewiß nicht! Ein Herodot, Hecatäus, Diodor u. a. reiseten sicher nicht nach Aegypten die Monumente auszumessen; (wie hätten sie es auch gekonnt, wenn sie es auch gewollt hätten?) sie kamen sie zu sehen. Die Maße wurden ihnen von den sie herumführenden Priestern angegeben. Waren ihre Angaben immer genau? Und gesetzt sie wären es auch, mußten doch

nicht manche Mißverständnisse, Schreibfehler im Aufzeichnen, (der späteren Corruptelen nicht ein Mal zu gedenken) hier unvermeidlich seyn? Wir bemerken dieß gewiß nicht, um die Bemühung der Männer, welche die Messungen anstellten, herabzusetzen; sondern bloß damit man nicht glaube, daß wenn etwa ein einzelnes Maaß mit den Angaben nicht übereinstimmt, dieß sofort ein Argument gegen die Identität des Denkmahls seyn könne. Musterhaft genau ist Hr. Gail in der grammatischen Erörterung des Textes von Diodor; und hat auch auf diesem Wege seine Meinung bestätigt. Wir setzen noch hinzu, daß es, nach allem was wir wissen, ganz gegen den Geist der Aegyptischen Priesterschaft war, ganze Monumente zu erdichten; wenn sie auch vielleicht in den Beschreibungen der einzelnen sich Uebertreibungen zu Schulden kommen ließen; wiewohl auch dieß bey der nicht zu bezweifelnden Größe der Denkmähler etwas sehr Ueberflüssiges gewesen wäre. III. Examen critique de divers termes techniques, d'Architecture surtout. Hauptsächlich Bemerkungen über die verschiednen Arten der Griechischen Tempel.

Der ganze vierzehnte Theil ist eine Fortsetzung der Géographie d'Hérodote; und zwar in Beziehung auf Thracien und die angränzenden Länder; mit einer Erläuterung des Zugs des Xerxes gegen Griechenland. Beygefügt ist ein Wort- und Sachregister über Herodots Geographie. Auch hier verkennen wir den Fleiß des Verf. nicht, doch bezweifeln wir, daß nach den Arbeiten eines Gatterer, Mannert u. a. für Deutschland noch bedeutender Gewinn daraus zu ziehen sey.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. 93. Stück.

Den 9. Junius 1825.

London.

Narrative of a Journey in the Morea by Sir William Gell, M. A. F. R. S. F. S. A. 1823. printed for Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown. 1 Bd. IX u. 411 S. 8. (Mit Steindrücken und Holzschnitten).

So unentbehrlich die frühern Arbeiten des würdigen Verf. dieses Buches, insonderheit seine Itineraries of the Morea (Lond. 1817) and of Greece (Lond. 1819) für jeden sind, der sich streng wissenschaftlich mit der Geographie Griechenlands beschäftigt, so häufig wird das bloß gebildete Publicum beym Anblick dieser Schriften gesagt oder wenigstens gedacht haben: "I wish you could give us any thing but your dull maps and measures." Diesen Wunsch äußerte eine Dame gegen den Verfasser (Preface p. I.) und es scheint, daß dadurch derselbe vorzüglich bewogen wurde, das Gerüst, welches seine früheren Werke bauten, auszufüllen und zu bekleiden, und dem Ganzen ein schöneres Ansehen zu geben. Der Haupt-Unterschied dieses Werkes und seines Itinerary of the

Morea besteht also darin, daß dieses die bloßen Reiserouten registermäßig enthielt, jenes die Reise selbst darstellt und auf Sitten und Gebräuche so wie auf alles das Rücksicht nimmt, was zur Zeit der Reise des Verf. im Peloponnese vorfiel. Er hofft, daß dieses um so interessanter seyn werde, da in den wenigen Jahren, welche seit dieser Reise vergingen, wenig verändert seyn könne, und so glaubt er, den Zustand des jetzigen Griechenlands zu schildern, wenn er den früheren nach seinen Beobachtungen beschreibt.

Wenn der Verf. aber schon 1804 seine Reise antrat, wenn seitdem erst der Griechische Geist erwachte, und der Hellene mit Riesenschritten dem Ziele der Freyheit auf eine Weise zueilte, die niemand voraussehen konnte: so ist mit Recht zu bezweifeln, daß der Verf. seine Absicht erreiche. Ein Sklavenvolk entwickelt sich im Gange bedeutender Revolutionen ungemein schnell, und 20 Jahre sind da mehr als zu andern Zeiten, wo das Joch der Knechtschaft fortwährend drückt, Jahrhunderte. — Ausländische Journale haben auf diesen für das vorliegende Gell'sche Werk entsprungenen Uebelstand schon aufmerksam gemacht. Uns genügt, eben dasselbe nur kurz zu berühren.

Gell's Urtheil über die Griechen ist im Ganzen folgendes: Der Grieche sagt er, **kann niemals frey** seyn (can never be free. S. 213), da er zu sehr verdorben, eigennützig, gewinnsüchtig und eifersüchtig auf jeden ist, der selbst unter ihnen eine größere Gewalt an sich reißen könnte (S. 20. Jeder will selbst herrschen. Nur eine tyrannische Macht, meint der Verf. ferner, könne die Griechen in Ordnung bringen; diese aber müsse während der ganzen jetzigen Generation dauern, und Rußland ist es, dem er diese Zuchtruthe überliefern möchte (S. 306). Diejenigen, die sich träumen lassen, daß Zerstörung der Türkischen Barbarey den Weg zur Erforschung der Griechischen Schätze des Alterthums

und der Kunst eröffnen, und daß eine neue Art der Humanität mit diesem Zeitpuncte beginnen müßte, irren sich sehr; indem alle Reste der alten Kunst in die Kalkgruben wandern würden (S. 164). Die Griechen hindern jede Untersuchung, die Türken lassen sich eher dazu gebrauchen. — Was die Religion anbetrifft, so herrscht nach ihm bey den Griechen der tiefste Aberglaube, genährt durch die Priester, und das ganze innere Africa würde sich eher zu der Religion des neuen Testaments bekehren als ein einziger Grieche (S. 197), der die Franken den Türken gleichstellt, und die Catholischen Christen, wenn die Türken nicht es hinderten, morden würde. Die Hydrioten sind die schlechtesten unter allen, und ihre Schiffe so erbärmlich, daß sich ihre ganze Macht keine halbe Stunde gegen die kleinste Macht, die ihnen entgegen geschickt werden dürfte, halten kann (S. 404).

Daß der Verfasser in allen diesen Urtheilen zu voreilig sey, haben die neuern Ereignisse gezeigt, wo die furchtbare Armada der Türken und Aegypter von wenigen Brandern zerstört, und Einigkeit und Ordnung unter den Griechen selbst in so weit zurückgekehrt ist, wie man es nur irgend bey einem vor kurzem noch in der drückendsten Sclaverey lebenden Volke erwarten konnte. Trotz solcher überall zerstreuten Urtheile, welche wir nicht unterschreiben möchten, ist doch der Inhalt des Werkes für die Wissenschaft nicht ohne Bedeutung. Zuerst beschreibt der Verf. den Eindruck sehr anziehend, den die Verbindung der Seeluft und des heftigen Sturmes mit der von Orangendüften geschwängerten Luft Morea's auf ihn machte. Besonders die Diener des Verf. glaubten sich in eine neue Welt versetzt. Der Verf. landete bey Navarino und begab sich zu dem Archon Konomopoli, dessen Hauswesen er darstellt, und zugleich macht er auf die Mischung der Neugriechischen Sprache mit dem Französischen und Italiänischen aufmerk-

sam. Dann beschreibt er die Gegend umher und die alte Festung Navarino, welche in einem solchen kläglichen Zustande sich befand, “that they would seem to offer some hope even to the expedition, which Professor Clod of North Jutland now proposes to the enthusiasts of Denmark and Germany, with the hope of taking the castles of Morea and emancipating the Greeks.” Der Ort innerhalb der Mauern Navarinos ist voll von Ruinen früherer Türkischen Wohnungen. Jeder Türke der Umgegend hat hier ein Haus, was ihm früher zur Zuflucht diente; allein die meisten dieser Häuser waren zerfallen, weil die Türken sich schon sicher wähnten. Da sie in Eile errichtet und statt Mörtel nur mit Koth zusammengefügt waren: so zerstörte der Regen sie bald. Derselbe Fall findet sich in der Acropolis von Athen, wo vor 20 Jahren 17 Häuser der Türken durch einen November-Regen zerstört wurden. Nur das Haus des Disdar oder Gouverneur und ein andere blieben stehen. Die Gegend umher ist felsicht, röthlicher Kalkstein mit ungeheuer vielen Höhlen ist vorherrschend. Daher wachsen außer Zwiebeln und Asphodelos, welches im Winter mit seinen Blüthen den Boden bedeckt, wenig Gewächse daselbst. Bäume außer einigen Cypressen, sind fast gar nicht vorhanden, und statt deren sah er nur Brombeeren, Cistus und andere Gesträuche auf den Abhängen der Felsen. Auf der Fahrt nach Alt-Navarin am nördlichen Eingange des Hafens, der durch Sand jetzt immer mehr sich verstopft, landete der Verf. nördlich der Insel Sphacteria. Die verfallne Festung Navarino Vecchio steht auf einem nur durch zwey Dämme mit dem festen Lande verbundenen Hügel. Eine Steindruckplatte stellt Neu- und Altnavarin dar; allein die nöthige Erklärung vermissen wir dabey. Der Verf. glaubt nicht, daß das alte Pylos hier zu suchen sey (S. 27), denn er fand keine Quader von Marmor oder andern Stein

le, den gewöhnlichen Anzeigen älterer Städte. Vielmehr muß nach ihm der Felsen früher mit zu der jetzt zerrissenen Insel Sphacteria gehört haben, da der Hauptdamm, welcher den Ort mit dem festen Lande verbindet, eine neuere Anschwemmung ist. Die Einwohner nennen diese Boudiou Chilia (wovon die Arrowsmithsche Charte einen Ort dieses Namens macht). Der Verf. glaubt auf den [illegible] nordöstlich gelegenen Hügeln Ruinen gesehen zu haben, welche er für die von Pylos zu halten scheint. Den 26. Januar 1805 reisete der Vf. weiter nach Modon. Hier ist die Route in seinem Itinerary of Morea p. 53. zu vergleichen. — Er beschreibt seinen Reise-Apparat genau, was für künftige Reisende von Interesse seyn kann. Links blieb der in viele Höhlen zerspaltene Berg Agio [illegible]. Ackergrund war nur da, wo der Weg links ab nach Coron führte. Erst bey Modon findet sich wieder Cultur, indem unzählbare Olivenbäume die Ebene umher bedecken (S. 36). Orangen, Lemonien und Granatäpfel werden in den Gärten umher gezogen (S. 37). Die Türkische Festung, bey dem Griechischen Dorfe ist wie in Navarin voll zerfallener Häuser. Das Clima ist sehr milde und die kältesten Monate November und Februar sind nicht kälter als es in England gewöhnlich im Sommer ist. Das Leben erhält sich deshalb hier sehr leicht. Oliven geben für ¾ des Jahres hinreichende Nahrung, ein schattiger Baum ist die gewöhnliche Wohnung für Arme und Reiche, und in den kälteren Bergen hat der Bewohner das Recht, so viel Holz zu fällen als ihm beliebt (S. 42 rc.). Von der alten Stadt (Palaio Methone) sind zwey Meilen von Modon N. O. nur noch wenige Reste in zerbrochenen Ziegeln, Scherben und einer Säule zu sehen, welche jetzt in einer kleinen Capelle sich befindet (S. 49). Auf der Reise nach Tripolitza kam der Verf. zuerst über Gargagliano, ein bloß Griechisches Dorf (S. 59.), was auf einer Hoch-

ebne liegt der Insel Prote gegenüber. Den Fluß Brisomero (Itiner. in the M. p. 52.) nennt der Verf. hier Brusomavo. Von da ging die Reise weiter nach Philiatra. — Auf diesem Wege längs der niedrigen Seeküste fand er eine üppige Vegetation (S. 73.) von Wäldern der Velania-Eichen, von Wein und Oliven und insonderheit Cypressen, wodurch auch das ganze Griechische Dorf so zerstückelt ist, daß kaum zwey Häuser zusammen stehen. Auf den benachbarten Feldern findet man viele Münzen und Intaglios [Wahrscheinlich lag hier Erana]. In Arcadia fand der Verf. nichts von Alterthümern, doch schenkte sein Wirth Anastasio ihm später (1813) die zu Olympia aufgegrabene Bronze-Tafel mit einer Altgriechischen Inschrift, "welche seitdem unter dem Namen der Eleischen Inschrift publicirt and by the overstrained sagacity of overlearned philologists, has been attributed to an obscure and dependant village at a distance, instead of the city of Heraea, only a few miles higher up the Alphaeus than the Elean territory." (S. 85) Ohne Zweifel versteht der Verf. hierunter die berühmte Eleische Inschrift von Paine Knight, wo denn freylich auch unser Böckh zu den: überstudirten Philologen gehört so wie jeder, der aus FAΛΕΙΟΙΣ KAI ΤΟΙΣ ΕΥFΑΟΙΟΙΣ den Namen der Stadt Heraea nicht herausfinden kann. Auch einige seltene Münzen die jetzt verschiedene Cabinette in London zieren, verschaffte ihm derselbe Anastasio, Consul der Britten in Arcadia. Von diesem Orte aus machte Hr. G. eine förmliche Entdeckungsreise in's Innere Arcadiens, von dem man damals nur wußte, daß ungefähr in der Direction nach Tripolitza in den Gebirgen der Tempel des Apollo bey Phigaleia sey, welcher Ort "the Columns" genannt wurde. — Er ging deshalb über Sidero Kastro (S. 92.) durch eine Gegend, welche wie ein Garten blühend, gut bewässert und mit unzähligen Anti

von Gesträuchen besetzt war. Besonders hauchte der blühende Cistus seine balsamischen Düfte über die ganze Gegend aus. In Paulitza nahe bey dem alten Phigaleia (p. 100), dessen Mauern und Thürme noch die Größe des alten Ortes bezeichne, fand der Verf. keine gute Aufnahme, und klagt deshalb über die schlechten Einwohner der Gegend. Wir finden eine solche natürlich, theils weil der Verf. von Türken begleitet war, theils weil jedes Volk gegen selten oder nie gesehene Fremde mißtrauisch zu seyn pflegt. Von den Alterthümern des Orts enthält das Itinerary mehr als diese Narrative. Den Tempel des Apollo Epicurios auf einem sattelförmigen Berge gelegen, fand er den folgenden Tag, und er gibt hier die Dimensionen desselben an. Der herrliche Frieß desselben, wurde erst später von mehrern reisenden Künstlern und Alterthumsfreunden durch Ausgrabung des Bodens im Innern der Cella entdeckt. Nun überschritt der Verf. die Gebirgskette, welche den Lauf des Alpheios begränzt, und besuchte in dessen Thale zuerst Karitena, deren Umgegend er nicht genug preisen kann. Von hier stieg er längs der Abhänge des Mänalos in die kalte Region der Fichten auf das Plateau von Tripolitza. In der Hauptstadt Moreas selbst fand er mit Mühe eine erträgliche Aufnahme. Die Stadt liegt (S. 133) in der großen Ebne, welche ehemals Tegea und Mantinea enthielt. Kein Baum belebt die ganze Umgegend. Die Einwohnerzahl wurde auf 30,000 Seelen geschätzt (by whom or how I Know not, sagt der Verfasser). Eine hohe Mauer in gutem Zustande umgab die Stadt. Das Castell befindet sich auf einem etwas erhöheten Terrain des Ortes. Obgleich Tripolitza mit Athen gleichen Umfang (drey Meilen) hat, so enthält Athen doch nur 10,000 Einwohner; aber Tripolitza ist auch ganz angefüllt mit Häusern, Athen nicht!

Dann ging die Reise nach den Ruinen von Pa-

laiopolis, dessen Mauern der Verf. hier [illegible] men rund nennt, während er im Itinerary (p. [illegible]) sie für beynahe rund ausgab. Der Durchmesser der von der Mauer umgebnen Fläche ist c. [illegible] Fuß. Der Verf. meint Epaminnodas habe [illegible] Plan der Stadt durch einen Strick wie ein [illegible] ner umzogen, und findet es nicht unwahrscheinlich, daß die Stadt durch Eindämmung des Ophis, [illegible] rings sie umfließt und dann durch ein Katabo[illegible] verschwindet, so tief unter Wasser gesetzt sey, [illegible] der oben aus ungebrannten Ziegeln bestehende [illegible] der Mauern dadurch zerstört worden. Megalo[illegible] scheint ihm eben so angelegt zu seyn. Die [illegible] Stadt Mantinea soll auf dem conischen Felsen [illegible] souli gelegen haben. Tegea, jetzt Peali, [illegible] der Verf. dann von Tripolitza aus besuchte, [illegible] fast ganz verschwunden; allein wahrscheinlich [illegible] hält der bedeckende Boden noch viele Alterthümer.

Darauf fängt der Verf. an seine Reise in den Süden des Peloponneses zu beschreiben. Ni[illegible] gern verließ er die schlechte Gegend und das [illegible] schlechte Clima von Tripolitza (p. 161) und [illegible] auf seiner Reise zuerst an mehrern Stellen [illegible] Alpheus, der sich nach seinem Ursprunge oft [illegible] der unter der Erde verbirgt. Bey Leontari [illegible] er Megalo potamo. Von Megalopolis fand [illegible] keine Ruinen als die des großen Theaters, [illegible] 170 Fuß im Durchmesser hält. Der Fluß [illegible] son, der durch die Stadt fließt, heißt jetzt Bar[illegible] (p. 176). Hier tadelt der Verf. mit Recht [illegible] Epaminondas, weil er in dieser Ebne diese [illegible] Stadt anlegte, welche eine Schutzwehr der [illegible] dier gegen Sparta seyn sollte. Die Lage [illegible] solchen Festung auf einem Hügel wäre vorzü[illegible] gewesen. Bey Megalopolis endigt sich die [illegible] des Taygetos Gebirges (S. 182), welches [illegible] auf der Seite nach Messenien zu überstieg. „[illegible] dervoll" war hier am südlichen Abhange de[illegible] birges der Unterschied der Temperatur und [illegible]

...ion, indem tausend die wärmere Sonne liebende Pflanzen und Bäume am Wege die ersten Blätter entfalteten. Hier beginnt die Stravclarische oder obere Ebene Messeniens. Noch bedeutender ist der Unterschied des Climas in der südlichen oder unteren Ebne des Pamisus, nördlich vom Vourcano ...t, worauf die Ruinen des alten Ithome ...finden (S. 193). In dieser südlichen Ebene ... er drey reiche Quellen des Pamisus kurz ...er einander, und auch daß noch viele andere in ... Umgegend existiren, wodurch erklärlich wird, daß dieser Fluß, trotz seines kurzen Laufes, von den Alten als so bedeutend beschrieben wird. Die ganze Ebene ist mehr überschwemmt als bewässert von demselben. Pappeln, Cypressen, Maulbeerbäume, Oliven, Lemonien, Orangen und Feigen finden sich hier und die üppigen Wiesen geben Heerden von Büffelochsen und Eseln Nahrung. Die Ruinen der alten Stadt Thuria glaubte er in einem Palaiocastro nicht weit von Calamata zu entdecken. Nahe dabey sind die Ruinen eines Römischen Bades Loutro genannt. Reste des Bades sind noch vorhanden, allein die Heilquelle verliert sich in einem Sumpfe (S. 199). In Maina konnte der Verf. nicht weiter vordringen als bis Chitries, wenige Meilen von Calamata am Messenischen Meerbusen, da selbst der Schutz des Beg Antonio zu Chitries nicht kräftig genug war, ihn gegen die Räuber im südlichen Maina, welches Kakaboukia genannt wird, zu schützen. Um nach Mistra bey dem alten Sparta zu gelangen, hätte er eine Straße über den Taygetos einschlagen können, welche nur 8—9 Stunden lang und wahrscheinlich diejenige ist, durch welche Aristomenes, in einer Nacht, bis Amyclae vordrang; allein diese ist so unsicher, daß niemand sie zu gehen wagt. Auch Bröndstedt wurde hier geplündert, und kam mit Verlust seiner Börse, Medaillen und aller seiner Effecten in Calamata an, wo er vergebens dar-

über klagte. Deshalb ging Gell nach Calamata zurück, um von da durch Leontari (in Arcadien) nach Mistra zu gelangen. Interessant ist was der Verf. über die Ruinen des alten Sparta und über die Fourmontiana mittheilt. Er gibt mehrere dort und bey Amyclae gefundene Inschriften, von denen nur eine etwas durch ein schlechtes Instrument beschädigt, aber doch nicht unlesbar gemacht worden ist. Daher bezweifelt er mit Recht die Herostratische Zerstörung des betrügerischen Fourmont, der die Inschriften größtentheils erdichtete, und um nicht ertappt zu werden vorgab, er habe sie zerstört. Bemerkenswerth ist auch der vollständige Beweis, daß der berüchtigten Tempel der Onga niemals existirt habe, und daß Abramiote, der ihn später noch gesehen haben wollte, die Beschreibung davon ganz erdichtete, um Chateaubriant irre zu führen, wie er selbst mit Lachen gestand (S. 346).

Durch das wilde Thal des Eurotas begab sich der Verf. wieder in das kalte Plateau von Tripolitza, und von da durch einen Umweg über Mantinea, Phonia, (Pheneos) und Zaracea (Stymphalos) nach Argos. Diese Tour ist höchst interessant für die alte Geographie des nördlichen Arcadiens, und erklärt manches bey weitem genauer, was der Verf. in seinem Itinerar kurz angegeben hatte.

Ueber Argos verbreitet der Verf. sich weniger, weil er dieses in einer besondern kleinen Schrift (Argolis) schon beschrieben habe. Im April des Jahres 1805 durchstreiste er dieses Ländchen in mehrern Richtungen, und schiffte sich nachher nach Athen ein.

Hier endigt der Verf. seine schätzbare Reisebeschreibung ohne von den übrigen von ihm im Herbst desselben Jahres durchwanderten Theilen des Peloponneses zu sprechen, wie man dem Titel des Werkes nach erwarten sollte. — Wahrscheinlich wird hierüber das nächste Werk des Verfassers sich verbreiten, und die Beschreibung des westlichen Ar-

adiens, Elis und Achaja's enthalten, von welchen Ländern wir die Routen des Verf. schon aus seinem Itinerar kennen.

Die Zeichnungen, welche das Werk begleiten, sind theils in Holz geschnitten und in den Text gedruckt, theils lithographirt. Jene stellen Trachten rc. der Einwohner, diese mahlerische Ansichten verschiedener merkwürdiger Punkte vor. Wir tadeln nur an denselben, daß die Hauptsache, die Reste alter Städte nicht hinlänglich hervorgehoben sind.

Kr.

St. Petersburg.

Impensis Acad. Imper. scient.: De Graminibus Unifloris et Sesquifloris Dissertatio botanica, sistens Theoriae constructionis floris graminei Epicrisin, Terminologiae novae rationes, de Methodo disquisitiones; adjecta Generum et Specierum e tribu Uni- et Sesquiflororum plurium Synopsi; auctore Carolo Bernardo Trinius, Archiat. etc. Cum tabulis lithographicis 5. 1824. — 314 Seiten in Octav.

Mit diesem inhaltreichen Werke beginnt eine Reihe von Dissertationen, welche sich nach und nach über die ganze Familie der Gräser verbreiten, und zugleich als Commentar zu den Abbildungen dienen soll, welche Hr. Tr. der Vorrede zufolge in besondern Heften herausgibt; (uns ist indessen bis jetzt noch kein Heft derselben zu Gesicht gekommen). In vier Capiteln 1. ad Theoriam, 2. ad Terminologiam, 3. ad Dispositionem, 4. de Genere et Specie, behandelt der Verf. mit seltner Tiefe und Gründlichkeit den allgemeinen Theil seines Gegenstandes. Sodann folgen von S. 113. an: Uni— et Sesquiflororum Genera et Species. Gern gesteht Rec., daß, wenn auch der Raum dieser Blätter mehr Ausführlichkeit gestattete, doch nur der zu einer genügenden Recension dieses Werkes fähig wäre, der die schwere Familie der Gräser wenigstens eben so genau studirt hätte, als der Verf.

selbst, dessen sich Rec. freylich nicht rühmen darf. Da aber der Verf. in der Vorrede Jedermann auffordert, seine Meinung offen auszusprechen und Zweifel zu erregen; da derselbe auf unsre Anzeige seines frühern Werkes — Fundamenta Agrostographiae (Jahrgang 1822. Stück 94. dieser Blätter) an mehrern Stellen dieses spätern sich bezogen: so glaubt Rec. auch diesmal freymüthig, doch fern von aller Anmassung seine Stimme abgeben zu dürfen.

Die Grundansicht des Verfs ist bekanntlich, daß die Gräser in der allgemeinen Metamorphose des Pflanzenreichs die Bedeutung der Blume haben. Erläutert wird diese Ansicht jetzt durch den Bau der Gattung Epiphystis, welches der Typus aller Grasbildung sey. Die einzelnen Blumen dieser Gattung haben nicht mehr als zwey Valveln, welche den Samen einschließen; die innere Valvel jeder Blume sey aber zugleich Träger der obern, so daß die Rachis der ganzen Inflorescenz nur aus einer Kette innerer Valveln gebildet werde. Da nun jedes Internodium des Stengels einer solchen innern Valvel entspreche, so sey offenbar jedes Internodium nebst seinem zugehörigen Blatt als die Anlage zu einem flos bivalvis zu betrachten. — Hier möchte Rec. zuförderst fragen, was uns berechtige, die Glieder der Rachis jenes Grases für Valveln zu erklären? Und wenn auch wirklich ihre eine Seitenfläche dem Bau der Valveln entspricht, sollte es nicht natürlicher, und der Analogie mit andern Gräsern und andern Pflanzen überhaupt angemessener seyn, hier eine Verwachsung der innern Valvel mit der Rachis, als ein Sprossen derselben anzunehmen? denn überall, so weit eine bestimmte Scheidung von Stengel und Blatt statt findet, geht ja alles Sprossen vom Stengel aus; das Blatt bildet sich mehr aus, als der ihm zugehörige Theil des Stengels, aber nie entwickelt sich Blatt aus Blatt, wie sich Internodium aus Internodium entwickelt, — sollten die Gräser al-

[illegible] hiervon eine Ausnahme machen? Wollte man aber auch die Theorie des Verf's bey den Gräsern gelten lassen, wohin würde sie uns bey andern Pflanzen führen? Sie scheint den Grundbegriff des Blattes, als eines peripherischen, zur Flächenbildung strebenden Pflanzenorgans, ganz zu vernichten. Mit demselben Rechte, mit dem man die Internodien der Gräser zu den blattartigen Organen rechnete, könnte und müßte man die Internodien aller Pflanzen dahin rechnen, deren Blätter wechselweise stehen. Wohin denn mit den Internodien solcher Pflanzen, deren Blätter zu zweyen oder mehrern einen vollen Kreis um den Stengel schließen? Hier verwirren sich alle Begriffe, und Rec. sieht nicht ein, wie Hr. Tr. unsre Folgerungen aus seiner Theorie abwenden möchte. Rec. kann daher nicht umhin, diese Theorie aus reiner Überzeugung für irrig zu halten, und für nachtheiliger als die jetzt verlaßne Theorie, nach welcher die Ligula das Rudiment einer Valvel seyn sollte. Die Quelle des Irrthums scheint ihm darin zu liegen, daß der Verf. nicht den wahren Typus der Grasbildung aufgefunden. Die Structur der Gattung Epiphystis nennt Hr. Tr. selbst "simplicissima seu *rudissima* potius." Als Typus einer Gattung oder Familie kann aber gewiß eben so wenig die roheste als die am meisten ausgebildete ihrer Formen betrachtet werden; sondern die mittleren und häufiger wiederholten Formen scheinen dem wahren Typus, der nur in der Idee rein existirt, am nächsten zu liegen. Wer möchte z. B. den Typus einer polypetalen Pflanzengruppe in einer einzelnen Art oder Gattung suchen? oder den Typus einer andern mit sehr ausgebildeter concentrischer Frucht, in einer Art oder Gattung, die nur ein einsamiges Carpellum trägt?

Die Ansicht des Zahlenverhältnisses der verschiedenen Blumenhüllen der Gräser, welche in dem frühern Werke entwickelt worden, hat Hr. Tr. jetzt

selbst zurückgenommen, scheint sich aber zu widersprechen, wenn er S. 32. behauptet, die Lodiculaschuppen könnten nicht zu den Blumendecken gerechnet werden, nachdem er S. 15. bereits zugegeben, daß man sie wohl für ein rudimentum perianthii, ja sogar, was zu viel seyn möchte, für Petalen halten könne. Auch Brown's Meinung von der obern Corollenvalvel hat Hr. Tr., wie es scheint, nicht ganz glücklich widerlegt. Es ist wohl ziemlich unwesentlich, ob ein Blatt drey, fünf oder sieben Nerven hat; ob aber ein Mittelnerv ausgebildet ist oder nicht, das scheint sehr wesentlich zu seyn. Ja Hr. Tr. selbst erkennt stillschweigend den höhern Werth desselben an, indem er denselben zur Unterscheidung von allen übrigen sehr zweckmäßig Costa nennt. Die Costa allein bestimmt die Einheit aller blattartigen Organe; selbst den tief gespaltnen Blättern der Zygophyllen und Bauhinien fehlt sie nicht. Ich erinnere noch an die hohe Bedeutung der Nervenvertheilung in der Corolle der Syngenesisten, welche Brown so trefflich entwickelt hat. Und nur in einem einzigen Organ einer einzigen Familie sollte eine ähnliche Erscheinung so unbedeutend seyn?

Das zweyte, der Terminologie gewidmete Kapitel ist nur eine speciellere Ausführung des ersten, und folglich nur vom Standpunkte des Verf's aus richtig zu beurtheilen. Hauptsächlich wird darin von der Inflorescenz der Gräser verhandelt, leider ohne Rücksicht auf die Inflorescenz anderer Pflanzen. Und dieses Verfahren, für besondere Pflanzenfamilien oder gar Gattungen eine besondere Terminologie auszubilden, welche nur die Bildungsstufen einzelner Gruppen bezeichnet, und dadurch die Verwandtschaften, die oft fernhin noch in einzelnen Zügen sich aussprechen, nur verdunkelt — dieses Verfahren ist es allein, welches Rec. schon bey dem frühern Werke tadeln zu müssen glaubte.

Das dritte Capitel ist mehr historisch, eine Dar-

sehr lichtvolle Vergleichung der wichtigsten Versuche die Gräser systematisch zu ordnen, woraus sich ergibt, daß Brown's Methode, wenn sie auch nicht allen Forderungen entspricht, doch vor den übrigen bey weitem den Vorzug verdient.

Im vierten Kapitel sucht der Verf. die Grundsätze zu entwickeln, nach denen Gattungen, Arten und Varietäten der Gräser zu unterscheiden sind. Doch ist er ein viel zu guter Naturforscher, um das Schwankende jener Grundsätze nicht selbst zu fühlen und freymüthig einzugestehen. Besonders fällt es auf, die Verschiedenheiten der Inflorescenz nicht unter den generischen Characteren zu finden, wiewohl Hr. Tr. ihnen mit Recht den größten Werth beylegt. Darf Rec. auch hierüber seine Meinung äußern, so möchte er behaupten, jeder Character sey um so wichtiger, je plötzlicher er hervortritt, je bestimmter er durch sein Hervortreten einen Wendepunkt im Vegetations-Cyculs der Pflanze bezeichnet; und als einen solchen, höchst bedeutenden Wendepunkt, betrachtet Rec. die wahre Inflorescenz, welche von der bloßen Ramification des Stengels wohl zu unterscheiden ist. Mit gewissen Einschränkungen ließe sich sogar behaupten, alle Organe unterhalb der Inflorescenz wären Vegetationsorgane, oberhalb Reproductionsorgane, wenn nicht beiderley Organe im Pflanzenreich so in einander verflößt wären, daß man sie nur in ihren Extremen unterscheiden kann. Denn ihrer tiefern Bedeutung nach sind alle centrale Theile der Pflanzen weiblich, alle peripherische männlich; und die bulbilli axillares, ja alle Knospen, sind nicht minder Erzeugnisse von Internodium und Blatt, wie die eigentlichen Samen Erzeugnisse von Pistill und Stamen sind. Dieser Ueberzeugung gemäß kann Rec. auch nicht mit dem Hn. Vf. übereinstimmen, wenn derselbe Gattungen und Arten der Gräser nur nach den Organen der Reproduction, Varietäten aber nach den Organen der Vegetation festgestellt wissen will. Schon die Ungültigkeit dieses Grundsatzes bey zahllosen andern Pflanzen, macht ihn wenigstens verdächtig. Denn wer möchte läugnen, daß z. B. die Form der Blätter oft (nicht immer) eine Art von der andern auf das aller bestimmteste unterscheidet? Aber die größte Schwierigkeit bey

der Anwendung dieses Grundsatzes möchte darin liegen, beiderley Organe scharf genug zu unterscheiden. Dürfen wir wohl der Natur Grundsätze aufdringen, denen sie selbst widerspricht?

Wie aber der wahre Künstler oft bewußtlos das Schönste bildet, so hat auch Hr. Tr. im zweyten speciellen Theil seines Werkes sich dadurch vornehmlich als wahren Naturforscher erwiesen, daß er, dem Zeitgeist durchaus entgegen, endlich wieder die mannichfaltig zerrißnen Arten gesammelt, und durch möglichst feste Charactere geschieden hat. Ja, da der Grundsatz derer, welche nur die Gattungen durch die Organe der Reproduction, die Arten hingegen durch die Organe der Vegetation charakterisiren wollen, der ganzen Theorie des Verf's eigentlich viel angemeßner gewesen wäre, so scheint obiger Grundsatz, daß auch die Arten der Gräser nach den Reproductionsorganen bestimmt werden müßten, eine Abweichung von der Theorie zu seyn, um auf diese Weise den naturwidrigen Trennungen unzertrennbarer Formen auszuweichen. Und in der That wüßte Rec. in unsrer neuesten Literatur kein Werk, welches durch möglichst scharfe Umgränzung wahrhafter Arten den ungetrübten Natursinn des Verfs deutlicher ausspräche, als das vorliegende. So vereinigte Herr Tr., ohne Zweifel ganz der Natur gemäß, den Alopecurus paludosus mit geniculatus, den nigricans mit pratensis. Bey letztrer Pflanze ist aber noch zu bemerken, daß auch die deutsche Form des Alop. pratensis nicht bloß zuweilen, sondern fast immer eine mehr oder weniger kriechende Wurzel hat, d. h. ein Rhizom. Selten ist das Rhizom bis zum unregelmäßig gebildeten Knollen verkürzt. Eine wahre Radix fibrosa findet sich bey keinem einzigen perennirenden Grase. Deshalb, nicht weil die Wurzel zu den Vegetationsorganen gehört, sind alle bloß auf den Unterschied der Radix repens und fibrosa gründete Grasarten widernatürlich. Sehr gut ist ferner Agrostis polymorpha bearbeitet; nur daran zweifelt Rec. noch, ob A. alba und vulgaris nicht zwey wahrhaft verschiedne Arten sind, so wie sie der Hr. Oeconomierath G. F. W. Meyer in einer auswärts wenig gelesenen Zeitschrift (Hann. Mag. 1823. St. 17-19.) nach sehr sorgfältigen Beobachtungen dargestellt hat. Doch diesen letzten Theil des Werkes genauer durchzugehen, ist weder hier Raum genug, noch Rec. im Besitz hinreichender Materialien. Schließlich nur noch die Versicherung, daß bey aller Verschiedenheit der Meinungen doch niemand die außerordentlichen Leistungen des Hn. Vfs. freudiger anerkennen kann, als Rec., und die Bitte, uns recht bald mit der Fortsetzung eines so trefflichen Werkes zu erfreuen.

E. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 11. Junius 1825.

Paris und London.

Beschluß der Anzeige von den Schriften über das
elbe Fieber von Bailly, François, Pariset,
udouard und O'Halloran. S. oben S. 889.

Dies ist der gewöhnliche Verlauf der Krankheit,
doch zeigen sich bey ihr mannichfache Modificatio-
en. Zuweilen fehlt die Gelbsucht, zuweilen erfolgt
er Tod ganz plötzlich, zuweilen stellen sich kriti-
he Schweiße ein, zuweilen heftige Hämorrhagien,
e in der ersten und zweyten Periode manchmal
itisch waren. Zwey und zwanzig Beobachtungen
ließen diesen Abschnitt. O'Halloran liefert gar
eine Beschreibung der Krankheit, eben so wenig
ie Beobachtungen, weshalb wir wieder auf den
ericht von B. F. und P. zurückkommen. Von
. 340 bis 346 folgen bey diesen Herren nur die
esultate der Leichenöffnungen. Selten war die
ura mater krankhaft, so auch die Arachnoidea und
ia mater, das Parenchyma des Gehirns und die
eitenventrikeln. Zwischen dem Schädel und der
ura mater oder den Lamellen der Arachnoidea
and man zuweilen einige Unzen ausgetretenes
lut; die Hals- und Brusttheile des Rückenmarks-
anals boten nichts Widernatürliches dar, nur eini-
e Mal fand sich in letzteren ausgetretenes Blut,

dagegen fast immer in dem Bauchtheile desselben wie in der Cauda equina eine Menge seröser gel- licher Flüssigkeit, auf welcher einige ölichte Tropfen schwammen, und die sich innerhalb der Höle der Arachnoidea befand. Die Häute des Rücken- markes waren immer gesund; die Brustorgane fast nie krankhaft afficirt. Im Munde bemerkte man manchmal eine an Stomacace gränzende Beschaf- fenheit, und Ausschwitzungen von Blut; der Magen war nur selten ohne Entzündung, diese jedoch ge- wöhnlich nur oberflächlich; bald rothe, bald viol[illegible] Flecke bedeckten seine innere Fläche, besonders [illegible] den beiden Mündungen zu, bald war sie ganz [illegible] von ergriffen, nur sehr selten fanden sich brand[illegible] Flecke; nie waren die übrigen Häute dieses Or- gans verletzt. Die dünnen Gedärme hatten [illegible] be Beschaffenheit wie der Magen, oft waren sie noch mehr wie dieser entzündet; nach den [illegible] Gedärmen zu nahm die Entzündung immer [illegible] ab, und nur selten zeigte sie sich in letzteren. [illegible] Magen selbst enthielt zuweilen flüssiges reines [illegible], zuweilen eine graue Flüssigkeit, wie Leinsa[illegible] mehl mit Wasser vermischt aussehend, in den [illegible] sten Fällen aber eine bräunliche Flüssigkeit, [illegible] den Verf. Mélanhème genannt, in welchen [illegible] einer Caffeesatzähnlichen Materie schwammen, [illegible] beym ruhigen Stehen allmählich zu Boden [illegible]. Die beiden zuerst erwähnten Ergießungen beschr[illegible] ten sich einzig auf den Magen, die letztere aber [illegible] streckte sich bis in das Rectum. Das Pan[illegible] und die Milz waren immer gesund, die Leber gl[illegible] falls, nur stets rhabarbergelb, desgleichen auch [illegible] Nieren und die Zeugungsorgane bey beiden [illegible] schlechtern. Das Blut im Allgemeinen war [illegible] flüssig. Es reducirten sich demnach die Resul[illegible] der Leichenöffnungen größtentheils auf das Extra[illegible] in der Schädel= und Rückenmarkshöle, und [illegible] entzündlichen Erscheinungen im Darmcanale.

Audouard widmet den Leichenöffnungen [illegible] besonderen Abschnitt seines Werkes, sondern [illegible]

läßt es den Lesern aus den von S. 73 bis 295 mitgetheilten 36 Krankengeschichten sich die Resultate derselben selbst zu abstrahiren, nur sehr selten fehlt bey ihnen, wenn der Ausgang unglücklich war, der Leichenbefund, ausführlich mitgetheilt ist er in den ersten 12. Im Ganzen stimmen seine Entdeckungen mit denen seiner Vorgänger ziemlich überein, dreyzehn Mal fand er eine leichte; drey Mal eine heftige Entzündung des Magens, fünf Mal fehlte sie gänzlich, nur ein Mal war sie in den dünnen Gedärmen heftig, zehn Mal leicht, und zehn Mal gar nicht zugegen, in allen Fällen, in welchen die Rückenmarkshöle geöffnet wurde, war auch die näher beschriebene Hydrorachis gegenwärtig. Ein besonderes Gewicht legt der Verf. auf eine Concretion fibro-albumineuse, die er in den Herzen der meisten Verstorbenen fand, und ihrer deshalb immer erwähnt; nach den Herren B. F. und P. (S. 350) soll sie sich aber in Herzen der meisten auch an andern Krankheiten Verstorbenen finden, und Product des Todes seyen.

Bey O'Halloran finden wir im eilften Kapitel zehn Leichenöffnungen mit folgendem Resultat: Nr. 1. Entzündung der Lungen, blutreiche harte Leber, heftige Entzündung des Magens und der dünnen Gedärme. Nr. 2. Entzündung der Rückenmarksscheide, Hydrorachis, Entzündung der Lungen, des Magens, weniger der dünnen Gedärme, harte blutleere Leber. — Nr. 3. Keine Entzündung der Rückenmarksscheide, keine Hydrorachis, Entzündung der Lungen, Ausschwitzung in die Brusthöle, Entzündung des Magens und der dünnen, Zusammenschnürung der dicken Gedärme. — Nr. 4. Ueberfüllung der oberflächlichen Hirngefäße, wässerichtes Extravasat auf der Basis des Cranium, natürliche Beschaffenheit des Rückenmarkes, Entzündung der Lungen, leichte Entzündung des Magens, Blutleere der Leber, heftige Entzündung der dünnen und dicken Gedärme und der Harnblase. — Nr. 5.

starke Entzündung des Antrum Highmori, Entzündung der Lungen, starkes Extravasat in der Brusthöle, Coagulum im Herzen, Entzündung des Magens, Mürbheit und Blutleere der Leber, gesunder Zustand der dünnen und dicken Gedärme. Nr. 6. In der hintern Augenkammer war der humor vitreus in eine dünne trübe, rasch ausfließende Flüssigkeit verwandelt, die Scheide des Nervus opticus gelb, dura und pia mater entzündet; die Hirngefäße überfüllt, in den Seitenhölen Wasser; die Lungen entzündet, Wasser in der Brusthöle, der linke Herzventrikel mit einer neugebildeten Membran ausgekleidet, die Leber degenerirt, Magen und Eingeweide entzündet, desgleichen die Nieren und Harnblase. Nr. 7. Entzündung der dura und pia mater. Ausdehnung der Hirngefäße, Wasser in den Hirnhölen. Nr. 8. Etwas coagulirtes Blut in der Rückenmarksscheide, die Scheide selbst in der Lumbar Region braun, die Intervertebral-Substanz zwischen den Lendenwirbeln schwarz und blau wie von einer Contusion; die Lungen entzündet, Hydrops pericardii, die Leber blutleer und mürbe, Magen und Gedärme entzündet. — Nr. 9. Entzündung der dura und pia mater, Ueberfüllung der Hirngefäße, strohgelbe Lymphe auf dem Gehirne, blutiges Coagulum auf der Basis desselben, Lungen etwas entzündet, die Leber mürbe, die dünnen Eingeweide und der Magen leicht entzündet. Nr. 10. Etwas Ergießung im Rückenmarks-Canale, die Lungen entzündet, der Magen gleichfalls. Nr. 11. Der humor vitreus des Auges flüssig und entzündet, das ganze Auge und die Lungen gleichfalls. — Ref. braucht wohl nicht erst auf die Abweichungen der Französischen und des Englischen Beobachters aufmerksam zu machen, was jene nur selten gefunden haben wollen, wie z. B. die die Entzündung der Hirnhäute und der Lungen, sind nach jenem constante Erscheinungen, und so auch umgekehrt, und so zie-

hen denn auch beide aus der Leichenöffnung die ihren Ansichten nach günstigsten Schlüsse. — Kehren wir zu den Herren B. F. und P. zurück. Von S. 367 bis 440 schildern sie die Varietäten des gelben Fiebers, und zwar nehmen sie deren drey an, die jedoch nur dem Grade nach von einander verschieden sind. Bey den ersten zeigte sich nur ein leichtes Uebelbefinden als Folge der Einwirkung des Contagium, Schlaflosigkeit, Trägheit des Körpers und Geistes, Verstimmung des Gemüthes, Schwindel, Kopfschmerz, Blässe des Gesichtes, gelinde gelbliche Färbung der Conjunctiva, belegte Zunge, Schmerzen in den Beinen, welches ohne Ausbruch der Krankheit nach 10 bis 14 Tagen sich wieder verlor, und neun Zehntel der auf diese Weise Ergriffenen vor einer anderweitigen Ansteckung schützte. Bedeutender schon trat die zweyte Varietät auf; der Schlaf ward durch Träume unterbrochen, die Augen glänzend und geröthet, Uebelkeiten und schleimicht wässerichtes, selten gallichtes Erbrechen stellten sich ein, die jedoch bald wieder nachließen, Aufstoßen, und wenig heftige Schmerzen im Epigastrium, oft Verstopfung, verminderter Harnabgang, etwas erschwertes Athemholen, wenig Frost und nur im Anfange, dem ein heftiger, vielleicht kritischer Schweiß folgte, fast unveränderter Puls, Hämorrhagien fehlten, die Kräfte blieben ungeschwächt. Die dritte Varietät ist die von Audouard als die gewöhnliche geschildert; wie dieser nehmen auch unsere Verf. drey Perioden in derselben an, da aber ihre Beschreibung mit der schon mitgetheilten genau übereinstimmt, und sich nur durch Ausführlichkeit und eine gewiß lobenswerthe Deutlichkeit auszeichnet, so glaubt Ref. jegliche Wiederholung scheuend, sie übergehen zu dürfen, nur auf zwey Symptome der ersten Periode machen sie aufmerksam, die A. weniger berücksichtiget, nämlich die Schmerzen über den Augen, die bald stechend, den Augapfel comprimirend, bald mehr stumpf und tief erscheinen,

und dann die Rachialgie, welche die Kranken dur
Biegung des Rückgrades zu mildern suchen,
des ganz constante Erscheinungen, wogegen die
here Röthung des Gesichts oftmals fehlen soll.

Ein besonderes Kapitel ist demnächst von
Herrn B., F. und P. (S. 441 bis 466) der Pr
gnose gewidmet. Schlimme Zeichen waren gr
Niedergeschlagenheit, erhöhte Sensibilität, Verdr
lichkeit, Stupor, große Schlaflosigkeit, Delirin
Unruhe, Convulsionen, Lähmungen, heftiger Ko
schmerz, heftiger Rückenschmerz gleich zu Anfa
allmählich eintretende Schwäche der Bewegun
des Herzens, wenig fühlbarer Puls, Hämorrhag
Austreten von Blut unter der Hautoberfläche,
schwerte Respiration, Schreyen, Singen, tie
Seufzen, Veränderung der Stimme, Trocken
der Zunge, Zittern derselben, stete Neigung
Erbrechen, Ausbrechen Alles genossenen, stetes
stoßen, Diarrhön, Unterdrückung der Harnabson
rung, blutiger, schwarzer Harn. Im Gan
starben mehr männlichen Geschlechts, mehr Erw
sene von mittlerem Alter als Greise und Ki
mehr robuste blutreiche Subjecte; die schon f
das gelbe Fieber gehabt hatten oder aus
ßen Gegenden gekommen waren, blieben
der Regel verschont; Rückfälle waren selten
fast immer tödtlich: Blutausleerungen beschleuni
ten den Tod. Im siebenten Abschnitte folgen de
nächst (von S. 467 bis 511) die Ursachen. Gl
im Anfange desselben erklären sich die Verf.
gendermaaßen: das gelbe Fieber in Barcelona
ein exotisches Erzeugniß, das Princip oder
Keim desselben muß, um sich bis auf einen
wissen Grad zu entwickeln, von außen eingefü
worden seyn, und einen dazu geeigneten Boden
funden haben. Diese beiden Bedingungen,
Einführung von außen, und der geeignete Bo
scheinen den Verf. ganz unumgänglich nothwe
dig zu seyn, was die Anti-Contagionisten als

gende Ursache betrachtet haben, Hitze, Feuchtigkeit, schlechte Luft u. s. w. ist ihnen nur so fern von Wichtigkeit, als es den Körper zur Aufnahme des gelben Fieber-Contagium geschickt macht; dieses Contagium selbst wird aber durch den längeren Aufenthalt in den verschlossenen Schiffen während der Ueberfahrt von Amerika um so concentrirter, und eben deshalb auch, wenn es in Europa anlangt, um so Verderben bringender. (Wie aber wenn die Schiffe den nördlichen Cours nehmen, unterweges die kälteren Zonen berühren, wie oft geschieht?) Es bedarf dann von seiner Einwirkung bis zum Ausbruch des Fiebers kaum einer Zeit von 6 bis 8 Stunden. Was die individuellen Ursachen betrifft, so ist es bekannt, daß das gelbe Fieber kein Alter verschont, wenn gleich es vorzugsweise Erwachsene in mittleren Jahren verfolgt, desgleichen Arme mehr als Wohlhabende, Leute, welche mit Feuer arbeiteten, wie Schmiede, Bäcker u. s. w. wurden sehr häufig befallen, desgleichen Aerzte, mehr noch Beichtiger und noch mehr Krankenwärter, von letzteren blieben fast keine verschont, von ersteren starben neunzehn; Thatsachen, die durch O'Halloran's schon oben angeführte Behauptung gänzlich geläugnet werden, so wie die Verf. auch darin von diesem abweichen, daß sie der Syphilis gar keinen Einfluß zuschreiben, während nach ihm S. 98. sie, wie jegliche chronische Krankheit ganz besonders empfänglich macht. Daß Audouard mit den Verf. über das Ursächliche gleiche Meinung theilt, geht schon aus dem Frühergesagten hervor, er geht aber in Bestimmung der Natur des gelben Fieber-Contagium noch weiter, und glaubt es sey gasförmiger Art, werde durch die Schleimhäute der Nase, des Mundes und Schlundes aufgenommen, lasse sich schon durch den Geruch erkennen, hänge sich an Sachen und Personen und könne sich lange an dumpfigen eng verschlossenen Räumen in seiner gan-

zen Intensität erhalten. Was O'Halloran in sei
nem dritten Kapitel über diesen Gegenstand sag
ist schon früher erwähnt worden, kann also fügli
übergangen werden, er, als nicht von der Existe
eines Contagium überzeugt, sieht alles für errege
de Ursachen an, was die anderen für vorbereite
de halten. — Der siebente Abschnitt ist bey B.
und P. einer Parallele zwischen dem gelben Fieb
in Barcelona von 1821 und dem in dem übrige
Spanien gewidmet. Sie wird den Symptomen,
der Prognose, den Leichenöffnungen, den Ursache
und der Behandlung nach durchgeführt, und es ge
aus ihr hervor, das sämmtliche Epidemien desselb
bis auf geringe Abweichungen sich ganz gleichen, u
alle deshalb für identisch anzunehmen seyen. — Hö
mager ausgerüstet ist der Abschnitt von der Behan
lung, Aderlässe bekamen selten gut, und waren n
bey frequentem Pulse und starken Congestionen na
dem Kopfe anwendbar, Brechmittel nur gleich gan
im Anfange und um den Schweiß zu befördern, Ab
führungsmittel, und zwar gelinde, nur in der zwey
ten Periode, schweißtreibende Mittel durften nur von
der gelinderen Art seyn, um der Natur zu Hülfe z
kommen, doch nützte auch der Moschus als solches z
weilen, Ableitungsmittel zeigten sich immer vorthe
haft, auch erfolgte auf die Anwendung der Moxa a
den Rückgrad einmal eine rasche Genesung, jedoch kon
te der Versuch wegen Widerwillen des Publicum ni
wiederhohlt werden. — Vom schwefelsauren Qu
nin sahen die Verf. einigen Nutzen, doch reichte i
Vorrath davon zu bedeutendern Versuchen nicht hi
— Ein Specificum, eine Rinde, Mélambo genann
wird von ihnen nur beyläufig als unbedeutend g
nannt. Ausführlicher handelt Audouard im viert
Kapitel (von S. 240 bis 318) von der Behandlu
Nach langen Herumtappen im Finstern, und viel
empirischen Versuchen bildete er sich folgende Hy
these, deren Richtigkeit Ref. dahin gestellt seyn lass
will, und nach ihr auch die Behandlungsweise. We

sagt er S. 295, man bey allen Subjecten die schwarze Materie findet, weil sie früher Blut gewesen ist, weil sich dieses Blut nur in Folge einer Ausschwitzung in den Höhlen der Verdauungsorgane befinden kann, weil diese Ausschwitzung nur Folge einer pathologischen Modification des Gewebes dieser Organe seyn kann, und diese wiederum nur Folge des Leidens der sich in ihnen verbreitenden Nerven- und Blutgefäße, so muß die Hülfe der Kunst auch vorzüglich gegen diesen letzteren Zustand derselben, d. h. gegen den ersten Grad der Krankheit, gegen die Congestion gerichtet seyn. Kommt man nicht zeitig genug, diese Congestion aufzuhalten, so muß man doch ihre Wirkung zu schwächen suchen. Den gereizten Zustand in der ersten Periode müsse man, fährt er fort, wie den beym kalten Fieber betrachten, und von jeglicher Idee von eigentlicher Entzündung abstrahiren, sie würde vielleicht in letztere übergehen, wenn das gelbe Fieber nicht das Eigenthümliche hätte, daß die Mündungen der Gefäße nachgäben, und sich das Blut in den Darmcanal ergösse. Dieser Indication, die Congestion zu heben, und das Austreten des Blutes zu verhindern, soll nur die Chinarinde in Substanz entsprechen, und zwar soll sie dort auf gleiche Weise wirken, als wie äußerlich gebraucht, nämlich als Stypticum (!!) Also die Chinarinde sey das wahre Specificum, und zwar gleich anfänglich gegeben, und zu Gaben von einer Unze, sie soll den Magen gleichsam mit einem styptischen Breyumschlag überziehen. Sollte denn wirklich wohl, wird gewiß hier Mancher mit dem Ref. fragen, die Blutausschwitzung Causa morbi et mortis bey dieser so tief in den Organismus eingreifenden Krankheit seyn, sollte es hier wohl mit einem Stypticum abgemacht seyn, gelten denn nichts die Beobachtungen so vieler von der offenbar schädlichen Wirkung der Chinarinde, nichts die vielen Leichenöffnungen, die wahre Entzündungen in allen ihren Perioden bis zum Uebergang in Brand zeigten? Wahrlich es gehört ein ziemlich starker Glaube dazu,

zumal da der Verf. eingesteht, diese Idee sey ihm leider erst gekommen, als er Barcelona hätte verlassen müssen, und es keine Kranke mehr gegeben hätte, sie am Krankenbette zu prüfen. Als der China sehr nahe stehend wird die Mélambo erwähnt, und da sie sich zu des Vf. Ansicht paßt, auf eine ehrenvollere Weise wie bey B., F. u. P., die Quantität derselben war jedoch zu klein zu bedeutenden Versuchen. Mit vielem Glück behandelten die Minoriten-Mönche ihre Kranken mit einer Emulsion aus zwey Unzen Olivenöl drey Mal in Zwischenräumen von einer Stunde genommen, und hernach in einer guten Viertel-Stunde 18 Tassen Fliederthee so heiß wie möglich getrunken. Ist das Blut schon in den Darmcanal ausgetreten, so tritt nun die Indication ein, es so schnell wie möglich durch kühlende Abführungsmittel zu entfernen, damit es sich nicht zersetze und reizend werde; dasselbe gilt auch von der dritten Periode. Brechmittel verwirft der Verf. gänzlich, von den abführenden die drastica, Klystire werden sehr gerühmt; Aderlässe erlaubt er nur selten und zwar im Anfange und immer zugleich den Gebrauch der China dabey; Sinapismen und Vesicatorien fand er nützlich, eben so auch warme Bäder; die Mora hält er nicht für wichtiger als die Zugmittel, zum wenigsten nicht für ein Mittel, welches die Flüssigkeit aus der Rückenmarkshöle entfernen könne. Bey O'Halloran, dessen Absicht es war das Wesen und den Ursprung des gelben Fiebers zu schildern, finden wir auch nicht ein Mal Winke über die von ihm eingeschlagene Heilmethode; wenden wir uns deshalb zu B., F. und P. zurück. In dem letzten Abschnitte ihres Werkes erwähnen sie der, bey einer ausbrechenden Epidemie von gelben Fieber, zu ergreifenden Vorsichtsmaaßregeln. Von dem Grundsatze ausgehend, das gelbe Fieber sey contagiös, ergeben sich diese von selbst. Das erste ist die Constatirung des Daseyns desselben, und in zweifelhaften Fällen, die Annahme davon. Diese Erkenntniß zu

erleichtern soll nach ihnen eine Beschreibung des gelben Fiebers an alle Medicinal-Personen, Maire u. s. w. der Gegenden, welchen die Gefahr einer Importation droht, vertheilt werden. Beym wirklichen oder vermeintlichen Erscheinen des gelben Fiebers, ist die Absonderung der Kranken, das Schließen der inficirten Häuser, und das Beobachten ihrer Bewohner das erste. Dann müssen Gesundheitshäuser an einer sehr gesunden Lage angelegt werden, wohin alle Kranke ohne Unterschied zu bringen sind, alle Versammlungshäuser müssen geschlossen, und die Einwohner zur Auswanderung aufgefordert werden, für die Auswandernden müssen Baracken errichtet werden, oder noch besser Zelte auf freyem Felde bereit seyn. Hierauf folgt das Reinigen der Straßen und Häuser, die Verlegung der Kirchhöfe in entfernte abgelegene Orte, und dann das Bilden eines Cordon, der jedoch weit genug von der Stadt entfernt seyn muß, um die Ausgewanderten innerhalb seines Kreises aufnehmen zu können. Dies sind die vom Verf. vorgeschlagenen Maaßregeln, allerdings sehr zweckmäßig, so bald man ihnen ihre Vordersätze zugibt. Ein Anhang gibt noch einige Notizen, die wir hier aber mit Stillschweigen übergehen können; mit ihm schließt sich dieses Werk, gewiß eins der wichtigsten für die Geschichte des gelben Fiebers, Gründlichkeit und Ausführlichkeit läßt sich ihm gewiß nicht absprechen, ob aber es den Zweck erreicht, das Publicum von der Contagiosität des gelben Fiebers zu überzeugen, bezweifelt Ref. gar sehr, dem Anti-Contagionisten sind dort immer noch nicht die Wege zu Widerlegungen gesperrt. — Auch Audouard widmet den letzten Theil seines Werkes den Sicherungsmaaßregeln. Wenn gleich er seinen Gegenstand etwas ausführlicher behandelt, so stimmt er doch in seinen Grundsätzen und Vorschlägen mit B., F. und P. überein, nur einen Vorschlag findet man bey ihm, den jene nicht thun, und der doch sehr zweckmäßig zu seyn scheint. Er will nämlich, daß ein ganzes Dorf innerhalb des Cordons zum Lazareth umgewandelt werden solle, nachdem man die Einwohner in ein an-

deres versetzt hat. Dieses Dorf soll dann in vier Quartiere getheilt werden, eins für die Beobachtung, eins für die Kranken im Allgemeinen, eins für die declarirten gelben Fieber Kranken, und eins für die Reconvalescenten. Kein Kranker soll in der Stadt behandelt werden dürfen, sondern alle müssen in jenes Dorf gebracht, und den Umständen nach in eins der Quartiere gelegt werden. Daß eine solche Einrichtung viel Vortheilhaftes haben würde, zeigt sich auf den ersten Blick. — Der Leser dieser so kurz wie möglich gefaßten Anzeige wird bemerkt haben, wie im Wesentlichen die beiden Schriften der Französischen Beobachter mit einander übereinstimmen, eins ist gleichsam der Commentar zu dem anderen, und wenn gleich man sich beym Durchsehen beider durch die von selbst daraus, daß beide einen Gegenstand abhandeln, entstehenden Wiederholungen zuweilen gelangweilt fühlen mag, so liefern doch beide zusammen erst ein vollständiges Ganzes. Welchem von beiden der Preis gebühre, läßt sich nicht wohl ausmitteln, da beide auf einer Stufe stehen. Noch zu erwähnen bleibt dem Ref. übrig, daß O'Halloran eine medizinische Topographie von Tortosa, Mallaga, Puerto de Santa Maria, Xeres de la Frontera, Lebrixa, San Lucan de Baromeda, und eine Schilderung der Entstehung des gelben Fiebers in Cadix 1821 liefert. Leicht zu erwarten ist es, daß er überall, wo sich das gelbe Fieber zeigte, auch den Grund seiner Entstehung in örtlichen Ursachen auffinden zu können glaubt, und daß diese Topographien hierzu eben dienen sollen. —

Zu erwähnen bleibt noch, daß von dem erstern der eben angezeigten Werke eine sehr wohlgelungene Uebersetzung vom Dr. A. Liman in Berlin erschienen ist. — Schon war obige Anzeige beendigt, als dem Ref. noch folgende zwey Broschüren über das gelbe Fieber zu Händen kamen, über welche es demselben zur Vervollständigung der neuern Litteratur jener Krankheit noch Einiges mit wenigen Worten mitzutheilen erlaubt seyn möge. Es sind dieses: 1) De la fièvre jaune

observée aux Antilles, et sur les vaisseaux du Roi considérée principalement sous le Rapport de sa transmission, Par P. F. Kéraudren. Paris. 1823. 8. p. 64; und 2) Essai sur la fièvre jaune d'Amerique par P. F. Thomas; précédé de considérations hygiéniques, sur la Nouvelle Orleans. Par J. M. Picomell Nouvelle Orleans et Paris. 1823. 8. pp. 138.

Das erste derselben zerfällt in zwey Abschnitte, wovon der erste eine Prüfung der Gründe, nach welchen man behauptet, das gelbe Fieber sey nie contagiös, enthält, der zweyte aber neue, für die Uebertragung desselben sprechende Thatsachen, und die Prophylaxis gegen das gelbe Fieber auf Schiffen liefert. In dem ersten finden sich einige nicht uninteressante Bemerkungen über die Ausbreitung des g. F. und den Wärmegrad, in welchem es sich fortzeugen kann. Aubert beobachtete es unter dem 40° nördlicher Breite, wenn die größte Wärme 13° R. war, ein anderer unter dem 46° n. B. bey 15 bis 10° Wärme, Tardy unter 47°, 30'; nach anderen Beobachtungen verlor es sich auf Schiffen, wenn sie sich dem Norden näherten, und erschien ohne weitere Veranlassung wieder, wenn sie wieder in die tropischen Regionen kamen. Daß sich d. g. F. am Bord von Schiffen erzeugen können, wird bestritten, und die Beyspiele davon werden in Zweifel gezogen; auffallend ist es freylich, daß alle die Schiffe, von denen es behauptet wird, aus den Tropenländern kamen, keines aber von Europa dorthin ging. Schwer möchte den Anticontagionisten wohl die Beantwortung der Frage werden, womit der zweyte Abschnitt beginnt, warum auf einem auf der Rhede liegenden Geschwader nur einzelne Schiffe vom g. F. heimgesucht werden, und zwar nur die, welche mit dem Lande in Verbindung stehen, wenn anders dieses Factum richtig ist. Von den Königlichen Schiffen in den Antillen wurden immer nur die zuerst ergriffen, welche Wachen an inficirte Handlungsschiffe ab-

gaben. Brach d. g. F. auf einem Schiffe aus, so wurden die immer zuerst befallen, welche eine Schlafstelle mit dem Kranken theilten, desgleichen die Krankenwärter, eine Isolierung der Kranken setzte gleich dem Fortschreiten des Uebels ein Ziel; die Gabarre l'Expédition lieferte hiervon auf einer Reise von Martinique nach Guadeloupe vielfache Beweise, desgleichen die Corvette La Gloriole. Ref. übergeht mannigfache Beyspiele dieser Art, um nicht zu weitläufig zu werden. Am Schluß gesteht der Verf. ein, daß, wenn auch eine Ansteckung außerhalb des Heerdes des g. F. möglich sey, sie dort nicht so ganz häufig seyn möchte, und tadelt deshalb auch die Regierung der Amerikanischen Freystaaten nicht sehr, wenn sie Auswanderungen anempfiehlt, wenn gleich er glaubt, daß sich derselbe Erfolg auf einem weit leichteren Wege durch zeitige Absonderung der Kranken erreichen lasse. Unter den prophylaktischen Maaßregeln findet Ref. nichts, was der Erwähnung werth wäre.

Der Verf. des zweyten Werkes ein Amerikaner, und also auch präsumptiv ein Anticontagionist, wie er dieses denn auch in der Einleitung erklärt, wo er Pag. V. sagt: ich halte das gelbe Fieber in keinem Falle für contagiös. Er beginnt mit einer ihm vom Dr. Picornell überlieferten Topographie von Neu-Orleans, die wenig Lust erregt, die neu aufblühende Stadt zu sehen. Alles trägt in ihr dazu bey, sie zu einem höchst ungesunden und unangenehmen Aufenthaltsort zu machen. Die Straßen sind ziemlich breit, allein schmutzig, ungepflastert, mit faulenden animalischen und vegetabilischen Körper angefüllt, bey Dürre voll Staub, bey Näße ganz unergründlich und voll kleiner Seen; die Häuser niedrig, feucht und bey Platzregen unter Wasser, die Höfe in ihnen ein Sammelplatz alles Unraths und aller Feuchtigkeit, ohne Abfluß, die in die Erde gegrabenen Abtritte in ihnen; der Boden sehr niedrig und mooricht, die ganze Umgegend voll von Sümpfen, die Morgens und Abends in

nen dicken Nebel verbreiten, der Kirchhof mitten in der Stadt, klein und schlecht eingerichtet, das Hospital gleichfalls, die Witterung schnell abwechselnd zwischen Hitze und feuchter Kälte; — dies ist das unfreundliche Gemälde das in seinen Umrissen von Neu-Orleans entworfen wird. —

Der zweyte Abschnitt handelt von den Ursachen des gelben Fiebers. Oben an steht hier nicht feuchte Hitze, sondern Hitze, welche auf eine feuchte Jahreszeit folgt; in N. O. war dieses immer der Fall; die Feuchtigkeit braucht jedoch nicht in der Atmosphäre begründet zu seyn, sondern kann auch im Boden liegen, Fäulniß animalischer und vegetabilischer Stoffe ist die Folge dieser Bedingungen, sie soll auch statt finden bey Zusammenhäufung vieler Menschen während der großen Hitze; beyde bilden einen foyer d'infection. Eine zweyte Ursache ist die Urbarmachung des Bodens. In N. O. kannte man vor 1796 das gelbe Fieber gar nicht, kurz vorher wurden die Wälder in der Umgegend der Stadt gelichtet, ein Kanal durch dieselbe gezogen, sie mit Wall und Graben umgeben, und kaum war dies zu Stande als auch das gelbe Fieber ausbrach, und von der Zeit an häufig erschien. Die anderen Ursachen übergeht der Verf., hält sich nur noch bey der Erklärung auf, auf welche Weise das g. F. sich ausbilde; nach ihm wird durch den raschen Uebertritt aus einer kalten in eine heiße Gegend dem Blute ein Uebermaaß von Wärmestoff mitgetheilt, der um so bedeutender ist, da das Blut derer, welche kalte Gegenden bewohnen, gewöhnlich reicher an Sauerstoff ist. Dieses Uebermaaß von Wärmestoff, theilt dem Blutgefäßsystem einen Grad von Reizung mit, die um so größer ist, je mehr das sanguinische Temperament hervortritt. Sie zeigt sich vorzugsweise in den reizbarsten Organen, der Leber, dem Magen, dem Gehirne u. s. w., und wirkt nun das Miasma und große Wärme ein, so erfolgt das gelbe Fieber, fehlt das Miasma hingegen, so entwickeln sich Gastritis, Hepatitis u. s. w.

Der dritte Abschnitt ist der Beschreibung der Symptome, und der Behandlung des gelben Fiebers gewidmet. Da erstere sattsam bekannt sind, und der Verf. keine neue Beyträge zur Symptomatologie jener Krankheit liefert, so wendet Ref. sich gleich zu seiner Therapeutik, und so viel möge hier noch erwähnt werden, daß er es für ziemlich analog mit der Febris ardens hält, und dieses durch Gegeneinanderstellung ihrer Symptome deutlich zu machen strebt, ihre Verschiedenheiten nur von dem foyer d'infection, der bey letzterem fehlt, herleitend. Als Einleitung in den Abschnitt von der Behand-

lung, daß sich eine allgemeine Regel durchaus nicht angeben lassen, sondern sich immer nach dem Genius der Epidemie und der Individualität der Kranken richten müsse, wolle man etwas Allgemeines, so sey es nur dies, daß im Anfange Antiphlogistica paßlich wären, von den Blutausleerungen bis zu den schwächern herab, mit erstern habe er fast immer den Anfang gemacht, doch häufig auch zu den salzigen gelinden Abführungsmitteln seine Zuflucht genommen; und sie können in der ersten Periode von Nutzen seyn. Einzelne Fälle kamen indessen auch vor, wo man mit den krampfstillenden Mitteln, dem Kampfer, Moschus, Opium u. s. w. anfangen mußte, sie gehörten zu den Ausnahmen. In der zweyten Periode dienten die Tonica, mit gehöriger Berücksichtigung der Leibesöffnung; in der dritten endlich die Serpentaria, Valeriana, China im Infusum mit Säuren, Mixturen mit Kampfer, Salmiak, Salpeter, Moschus, Kasterium, Opium, Maideirawein u. s. w. je nach dem es die Umstände erforderten. (Billig hätten diese Umstände, welche zum Gebrauch so verschiedenartiger Mittel veranlaßten, erwähnt werden sollen). Von trefflicher Wirkung war auch zuweilen die Maxa auf den Rücken; die Merkurialpräparate, namentlich den so hoch gepriesenen Calomel fand er nie nützlich. Die Beschreibung der Epidemie vom Jahre 1822 füllt den letzten Abschnitt aus. Der vorangehende Winter war sehr streng, ihm folgte ein nasser heißer Sommer, der indessen kein gelbes Fieber erzeugte, bis gegen Ende des August sich Dürre, und mit ihm jene Krankheit sich einfand, und bis gegen den Anfang des November herrschte, wo sie sich bey eintretendem heftigen Nordwind eben so schnell wieder verlor, wie sie begonnen hatte. Sie brach an fünf verschiedenen, zum Theil vom Ufer des Flusses weit entfernten Stellen der Stadt aus, und verbreitete sich ganz unregelmäßig und rasch durch die verschiedenen Quartiere derselben und die Vorstädte. Frascati, ein Lustort an dem östlichen Ende der Vorstadt Clout, war der Zufluchtsort von vielen Nichtakklimatisirten, keiner von denselben wurde befallen, selbst dann nicht, als einige in der Stadt angesteckte dort hin kamen, und starben. Die einzige Vorsichtsmaaßregel, welche die Regierung gebrauchte, war, daß sie zur Auswanderung aufforderte, und die Mittel dazu darbot. — Die drey mitgetheilten Beobachtungen glaubt Referent übergehen zu können, nicht so die zehn Leichenöffnunge. Nur bey einer untersuchte man das Gehirn, und fand es, vorzüglich die Ventrikeln und den Plexus choroideus mit Blut überfüllt, dagegen bey allen zehn beträchtliche Austretung von Blut in die Rückenmarkshöle und die sie umgebenden Muskeln, eine rosenrothe Färbung der Häute des Rückenmarkes und der Oberfläche des Neurilem, bey allen zehn Entzündung des Magens in einem geringeren oder höheren Grade. H.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 13. Junius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe, und der gerichtlichen Medicin, nebst fortlaufenden Nachrichten über die Ereignisse in der Königlichen Entbindungs Anstalt zu Göttingen. Eine Zeitschrift von Dr. L. Mende. Erster Band 1824, 263 S. u. 2 Kpfr. Zweyter Band 1825, 420 S. 2 Kpfr. u. 5 Steindr.

Der Verf. fühlte sich in seinem neuen Wirkungskreise als Director der hiesigen Königlichen Entbindungs-Anstalt verpflichtet, nicht bloß über seine Wirksamkeit in dieser, und über den Geist der, unter seiner Leitung, darin herrscht, von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, sondern von seinem Standpunkte aus, mit den Hülfsmitteln, die dieser ihm gewährt, die gesammte Geburtshülfe nach seinen Kräften zu fördern. Da er zugleich Lehrer der ge-

D (4)



richtlichen Medicin ist; die einen großen und sehr wichtigen Theil ihres Inhalts aus der Geburts- hülfe entlehnt, so hielte er es nicht weniger für an- messen, seine Lage auch zur genaueren Beobachtu und Untersuchung solcher geburtshülflicher Gege stände zu benutzen, die in gerichtlich-medicinisch Hinsicht vorzugsweise wichtig sind, und die dadur gewonnenen Aufschlüsse ebenfalls von Zeit zu bekannt zu machen. Zur Erreichung beider Zw bestimmte er die vorliegende Zeitschrift. Um j Einseitigkeit zuvorzukommen, forderte er meh geschätzte Geburtshelfer, vorzüglich sehr gea und verdiente Vorsteher anderer berühmter bindungs-Anstalten, so wie auch tüchtige geri che Aerzte zur Mitwirkung bey seinem Unter men, und, wie der Erfolg zeigt, nicht fruchtlos Seine Verbindung mit der medicinischen Fac setzte ihn zugleich in den Stand, wichtige Cri nal-Fälle, die bey ihr verhandelt und begut worden waren, und die zu ihrer Beurtheil burtshülflicher Kenntnisse bedurft hatten, zu lichen Kunde zu bringen. Ein berühmter nalist und Mitglied der hiesigen Juristen-Fac erfüllte seinen Wunsch nach Mittheilung ähn ihr zur Entscheidung vorgelegten Rechtsfälle; der Besitz einiger hinterlassenen Papiere des storbenen berühmten Röderers machte es möglich, auch die Mittheilung gerichtlich medi scher Ausarbeitungen dieses trefflichen Mannes, auch nur zur Vergleichung zwischen damals jetzt, versprechen zu können.

Das erste Bändchen, das in vier Abtheilu zerfällt, wovon die erste sich mit der Geburtshü sich beschäftigt, eröffnet eine einleitende Ab lung: von der Obliegenheit eines versitäts-Lehrers die Wissenschaf deren Vortrage er verpflichtet ist;

vervollkommnen; in Beziehung auf die Richtung, welche sie für die Entbindungskunde jetzt zu nehmen hat, (S. 3—26) von dem Herausgeber. Der Verf. äußert hierin die Meinung, daß nur durch die innige Verbindung der Geburtshülfe mit der gesammten Medicin sie vervollkommnet werden, und diese die nöthige Vollständigkeit erlangen könne. — In dem zweyten: über die Schädlichkeit der Unterstützung des Mittelfleisches beym Durchgange des Kopfes der Frucht durch die Schaamspalte, in der Geburt; nebst der Beschreibung und Abbildung eines zweckmäßigen Geburtslagers, (S. 27-52) von demselben, wird gezeigt, daß die Theile, welche die Schaamspalte umgeben, und vorzüglich das Mittelfleisch, bey der Geburt, eine nothwendige Verrichtung haben, von welcher der gehörige Durchgang des Kopfes der Leibesfrucht durch jene, und die Erhaltung dieser dabey abhängen. Das gewöhnliche Unterstützen des Mittelfleisches bey Geburten stört diese Verrichtung, und befördert daher seine Zerreißung, deren schädliche Folgen von nicht geringer Bedeutung sind. Damit alle bey der Geburt wirksame Theile jedoch gehörig thätig seyn können, muß die Kreisende, wenn sie nicht künstliche Hülfe nöthig hat, die sich nicht von der Seite er anbringen läßt, eine horizontale, obgleich nach r Neigung des Beckens einigermaaßen verschiedne Rückenlage, auf einem festen Lager, annehmen. ne Vorrichtung auf der dies zweckmäßig geschekann, und an der deshalb eine bewegliche Rückleh- und ein festes Fußbrett, das aber verschiebbar , und für kleinere Personen näher geschoben, für ößere aber weiter entfernt werden kann, befind) ist, gewährt das abgebildete Geburtslager, das ch den Vortheil hat, Falls es nöthig ist, sogleich, d ohne daß die Kreisende gerückt zu werden

braucht, in einen ordentlichen Geburtsstuhl verwan-
delt werden zu können, der mit dem kleinen Ol-
derschen die größte Aehnlichkeit hat. Das
ist zum leichten Fortbringen eingerichtet; doch hält
der Verf. dafür, daß für Landhebammen eine gut
eingerichtete einschläfrige Bettstelle mit einer Heu-
Matratze, und mit den nöthigen Heupolstern bes-
sey. Die dritte Abhandlung: über die Abhän-
gigkeit der Entbindungskunde und Ent-
bindungskunst von dem Hebammen-
sen, bringt einen hoch wichtigen Gegenstand zur
Sprache, der von dieser Seite noch nie betrachtet
wurde. Der Verf. zeigt, daß ungeachtet aller An-
strengungen, die wir in unsern Schulen und Ent-
bindungs-Anstalten machen, die Entbindungs-
und Entbindungskunst nie gehörig fortschreiten,
zu der nöthigen allgemeinen Wirksamkeit ge-
können, wenn es nicht möglich ist bessere
meh zu erlangen. Durch den Unterricht
Personen allein ist indessen nichts aus
sondern es muß damit nothwendig eine
rung ihrer ganzen Lage verbunden werden,
junge verständige, und etwanig gebildete
Neigung bekommen, sich, wenn sie übrigens
taugen, diesem Fache zu widmen. Die vierte
handlung liefert einen merkwürdigen
der Geburt eines reifen todten Knaben
von einer todten Mutter, mit bey-
fügten Bemerkungen von dem Her-
geber. So wichtig dieser vom Kreisphysic
Muhrbek in Demmin beobachtete Fall
ist, so verdienen doch auch die Bemerkungen
Herausgebers, über den Starrkrampf der
mutter, und über die Möglichkeit, daß ein
Mutter noch gebären könne, besondere Aufm
keit. — Die zweyte Abtheilung be
sich mit der Geburtshülfe in Bezieh

auf das Recht. Eine Vorerinnerung lehrt die Beziehung, die zwischen beiden Statt findet, näher kennen. Unter den drey Abhandlungen aus denen diese Abtheilung besteht, verdient die zweyte, die einen bey der hiesigen Juristen-Fakultät vorgekommenen seltenen Fall der Vorspiegelung des männlichen Geschlechts, angeblich von einer betrügerischen Weibsperson, um Unzucht zu treiben, zum Gegenstand hat, (S. 165-172) Auszeichnung. Der Herausgeber glaubt, daß die angebliche Weibsperson, die entflohe, ein Hypospadiaeus, und also ein Mann mit unvollkommnen Geschlechtstheilen gewesen sey. Die dritte Abtheilung liefert die Ereignisse in der Königl. Entbindungs-Anstalt vom 19. April bis 31. December 1823 (S. 185-222), und der vierte endlich: Nachrichten von und aus anderen Schriften, geburtshülflichen, und gerichtlich medicinischen Inhalts, mit kritischen Bemerkungen; und Correspondenz-Nachrichten S. 223-263. zu der hier vorkommenden Anzeige der Schrift des Herrn Prof. Stein, die Lehranstalt der Geburtshülfe zu Bonn, muß bemerkt werden, daß das, was darin (S. 236-237) von den Jüdinnen gesagt wird, nur von solchen gilt, die sich nicht an ihre Gesetze kehren, indem diese Reinigungstage nach der Geburt vorschreiben, vor deren Abfluß die Männer nicht wieder mit ihren Frauen zu thun haben dürfen. Die Anzeige von Lindners Schrift de Hydrometra (S. 249-261) verdient wegen der eignen Beobachtungen und Bemerkungen des Herausgebers über die abgehandelte Krankheit vorzugsweise berücksichtiget zu werden. Die Kupfer stellen das Geburtslager, und äussere weibliche Geburtstheile mit doppelten kleinen Schaamlippen vor.

Der zweyte Band hat die nämliche Einrichtung wie der erste. Die erste Abtheilung beginnt mit der Unterrichtsart der Hebammen in dem großen Gebärhause zu Paris, mit Bemerkungen vom Herausgeber. S. 3–26. Man sieht daraus, daß der Unterricht den die Hebammen in Paris erhalten, von einer Ansicht der Geburtshülfe ausgeht, die der deutsche Arzt nicht billigen kann; daß diese Personen daselbst, vermöge jener fehlerhaften Ansicht, mehr lernen sollen, als sie, der Natur der Sache nach, lernen können; und daß ihnen hernach weit mehr anvertraut wird, als sie ohne Nachtheil für diejenigen, die es betrifft, verrichten können. Ungeachtet der großen Unvollkommenheiten des deutschen Hebammen-Unterrichts, ist, wie der Verf. zeigt, die Grundansicht dabey doch in Deutschland richtiger als in Frankreich. Herr Prof. und Med. R. Dr. Ritgen, in Gießen, liefert in der zweyten Abtheilung, die Beschreibung eines Profil-Bretts zum genauen Zeichnen merkwürdig gestalteter schwangerer Personen, mit Abbildung; und in der dritten eine Betrachtung über die Anwendung des Gehörsinns zur Erforschung von Schwangerschaft, Kindeslage, und Befestigungs-Gegend des Mutterkuchens. Die vierte gibt eine Beschreibung von zwey (sehr interessanten) Fällen der Kaisergeburt bey Osteomalacie von Herrn Prof. Busch in Marburg. Beide Mütter starben an früher vorhandenen tödtlichen Krankheits-Zuständen, und die Kinder blieben am Leben. Die krankhaften Becken sind durch fünf wohl gerathene Steindrücke abgebildet. In der fünften beschreibt Hr. Dr. Scheller den Klugeschen Wassersprenger. (S. 142–149). Auf der siebenten Tafel findet sich die Ab-

bildung." Die sechste Abhandlung: von der Zurückbeugung der Gebärmutter im geschwängerten und ungeschwängerten Zustande, (S. 150-214) ist vom Herausgeber. Er lehrt darin, daß die Gebärmutter, mit Ausnahme der Fälle von ursprünglichen Lageveränderungen und Misbildung, sich nicht zurückbeugen könne, ohne vorher zu sinken, weiset die verschiedenen Ursachen dieses Uebels nach, die Umstände von denen die damit verbundene Gefahr abhängt, und lehrt das Heilverfahren kennen, das in jedem besonderen Falle das zweckmäßigste ist. Neu ist die Beschreibung der von ihm beobachteten falschen Rückwärtsbeugung der Gebärmutter, die nichts weiter ist, als eine sackförmige Ausdehnung ihrer hinteren Wand, die zwischen Scheide und Mastdarm herabsinkt. Der Verfasser schmeichelt sich, durch seine auf vielfältige Beobachtungen gestützte Bearbeitung dieses Gegenstandes die Kenntniß und Behandlung desselben noch um einen Schritt weiter gebracht zu haben. Zweite Abtheilung. Da der Verf. Facultäts-Gutachten über wichtige Rechtsfälle, und ihre Bekanntmachung für ein wichtiges Bildungsmittel des Rechts und der gerichtlichen Medicin hält," so erörtert er ihren Nutzen unter Nr. VII. (S. 217-244). Die beiden folgenden Nummern enthalten zwey Gutachten über Verheimlichung der Schwangerschaft und Geburt unehlicher Kinder, und ihren darauf erfolgten Tod; eins von der hiesigen juristischen, und eins von der medicinischen Facultät. Die dritte Abtheilung theilt auch eine Nachricht über die akademische Entbindungsanstalt in Marburg von Hrn. Prof. Büsch d. j. mit. In der Vierten Abtheilung ist die Anzeige der Schrift des Herrn GehR. und R. von Siebold: Ist es schädlich das Mittelfleisch bey der Geburt zu unterstützen? von Wich-

tigkeit, und darf deshalb nicht übersehen werden. Der Verf. belehrt uns darin, daß in den ältesten und älteren Zeiten von einer solchen Unterstützung nicht die Rede gewesen sey, und daß man den noch auch keine Klagen über Zerreißungen dieses Theils finde. Wie man dagegen das Mittelfleisch zu unterstützen anfing, wurden die Klagen über seine Zerreißung allgemein. Das Unterlassen dieses Handgriffs, das er empfiehlt, ist daher auch nichts Neues, sondern ganz alt, aber der Grund warum dies geschehen müsse, weil nämlich nicht bloß die Stellung des Kopfes, wie Wigand richtig bemerkte, dadurch verändert werde, sondern weil es auch die wichtige Verrichtung des Mittelfleisches hinderte, auf welcher der glückliche Durchgang des Kopfes durch die Schaamspalte und seine eigene Erhaltung nicht zum kleinsten Theil beruhten, ist völlig neu. Wenn man sagt, das Mittelfleisch bedürfe nur in einzelnen seltenen Fällen der Unterstützung, weil diese schwer zu erkennen seyen, so müsse man immer unterstützen, so begeht man einen schädlichen Irrthum, indem dieser Handgriff wo er nicht nützt, nothwendig schadet. Daß es übrigens dergleichen Fälle gibt, in denen die Aufhebung des Kopfes während seines Durchganges nützlich, ja höchst nöthig ist, leugnet der Verf. keinesweges, das ist aber kein Unterstützen des Mittelfleisches. Er läßt, sobald die Geburt unter der Decke vor sich geht, wie dies in der Privatpraxis ja stets der Fall ist, sobald der Kopf in das Einschneiden kommt, die Hand lose unter das Mittelfleisch legen, so daß es, vollkommen ausgedehnt, ganz in die hohle Hand zu liegen kommt. Dies ist zum Beobachten des Durchgangskopfs genug, und muß man ihn heben, so hat man die Hand in der Nähe.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.
Den 16. Junius 1825.

London.

A historical and topographical Essay upon the Islands of Corfu, Leucadia, Cephalonia, Ithaca and Zante with Remarks upon the Character, Manners and Customs of the Ionian Greeks; Descriptions of the Scenery and Remarks of Antiquity discovered therein, and Reflections upon the cyclopean Ruins. Illustrated by Maps and Sketches, by William Goodisson, A. B. Assistant-Surgeon in His Majesty's 75th Regiment. printed for Thomas and George Underwood 1822. XVIII u. 276 S. in 8.

Wenn seit dem Ende des vorigen und dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts bey Franzosen, Engländern, Italiänern und eingeborenen Griechen ein Wetteifer eingetreten ist, die Ionischen Inseln zu beschreiben, die Alterthümer bekannt zu machen, und dadurch die Alten, welche von diesen Inseln handeln, zu erklären, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß die Ionischen Inseln jetzt der Pforte entrissen und der gebildeten

Welt wiedergegeben sind, welche über alles Licht zu verbreiten sich bestrebt. Die frühern Werke von Marmora, Corsi, Ramondini und das was Pacifici und Coronelli über diese Inseln sagen, kommen jetzt nur in so fern in Betracht, als hie und da eine Inschrift gegeben wird, welche jetzt nicht mehr existirt. Ja selbst S. Sauveur, der aus ungenauen Seecharten seine Charten zusammenstoppelt und seiner Phantasie zu freyen Spielraum ließ, sollte nicht mehr als Hauptquelle benutzt werden, da wir von Gell, Dodwell, Mustoxidi und Kendrick (über den Letztern vergl. man unsere Anzeige im J. 1823. S. 273. dieser Blätter) ungleich Besseres über die einzelnen Theile der Jonischen Inseln besitzen. — Der Verf. der vorliegenden Schrift erhebt indeß Hn. St. Sauveur über alle andere, urtheilt über den trefflichen Mustoxidi so ab, als wenn dieser das Meiste aus St. Sauveur genommen hätte. Dieser Vorwurf ist ungerecht und mag einen persönlichen Grund gehabt haben. Wenn der Verf. auf dem Titel bemerkt, daß er auch die Geschichte der Jonischen Inseln liefern wolle: so hätte er Mustoxidi insonderheit folgen sollen; allein die Geschichte ist auf zwey Seiten abgethan, und so hätte der Zusatz historical auf dem Titel wegbleiben sollen. — Wie wenig der Verf. in der That aber im Stande sey, die Verdienste eines Mustoxidi zu würdigen, oder die Geschichte selbst aus den alten Quellen zu schöpfen, ersieht man aus den wenigen Citaten Griechischer Classiker, die fast ohne Ausnahme so sind, wie man sie von einer Militär-Person erwarten kann, die nie Griechisch gelernt hat. Bey Gelegenheit der Oxiae citirt er von Homer "νήσοισιν θοῆσίν" (sic. p. 127). So stehen häufig Accente auf jeder Sylbe. Epidamnus nennt er Epidamnum und Argos Amphilochicum nennt er Argos Amphilocum.

Unsere Leser werden aus diesen Andeutungen

schon ersehen, was sie in dem Buche nicht zu erwarten haben; der Inhalt des Werkes ist nichts desto weniger interessant, weil der Verf. als Augenzeuge spricht, und vieles selbst untersucht hat, was vor ihm kein Schriftsteller sah oder wenigstens so genau darstellen konnte als der Verf., der fünf Jahre in diesen Inseln zubrachte. Das Werk zerfällt in 11 Capitel, deren jedes mit Ueberschriften des Haupt-Inhaltes versehen ist.

Das erste Capitel enthält außer der, wie schon oben bemerkt ist, sehr kurzen Geschichte der Inseln, noch eine allgemeine Uebersicht der Lage der Inseln und Anmerkungen über den Einfluß derselben in Hinsicht der politischen Verbindung. Das zweyte und dritte Capitel sind der Beschreibung der Insel Corfu gewidmet. Bey der Beschreibung der Ruinen der alten Stadt Corcyra sind manche neue Nachrichten und Ansichten mitgetheilt, die wir bey [illegible] und andern nicht finden. Diese Beschreibung der Reste der alten Stadt füllt größtentheils das zweyte Capitel, im dritten ist der übrige Theil der Insel im Allgemeinen beschrieben, so wie die Hauptstadt und deren Einwohner. Es ist schade, daß der Verf. die Ruinen von Cassopo nicht gesehen und beschrieben hat. Er sagt bloß, was wir schon wissen, daß diese Ruinen im Norden der Insel sich befinden, nichts was sie weiter charakterisirt. In der ganzen Beschreibung der Eigenthümlichkeit der Insel bekömmt man aber einen Aufschluß, woher es komme, daß dieselbe nur an diesen beiden Orten mit Städten besetzt seyn konnte. Die Berge, welche in den übrigen Theilen der Insel häufig wiederkehren und die Dürre des Bodens, [illegible]erheit Mangel an Land zum Anbau des [illegible] erlauben keine große Bevölkerung und zwingen zum Handel.

Cap. IV. V. VI. und VII. handeln von der Insel (ehemals Halbinsel) Leucadia. Dieses ist der

wichtigste Theil des Werks. Die neue und alte Geographie der Insel ist trefflich bearbeitet, und der Verf., der mehrere Reisen durch diese sonst so wenig besuchte Insel gemacht hat, lehrt uns zuerst dieselbe in ihrem Innern genau kennen, während alle frühern Reisenden nur an der S. W. Spitze dem Cap Ducato landeten, um den berühmten sogenannten Felsen der Sappho zu sehen. Die Ruinen der alten Stadt Leucas (der Verf. schreibt Leucate) werden genau beschrieben, und ihre cyclopischen Ruinen durch Kupfer erläutert. Eben so interessant sind die Beschreibungen der Ruinen des Apollotempels am Cap Ducato und einer kleinen Stadt an dem durch das Vorgebirge gebildeten Meerbusen Port of Vasiliki, wo ebenfalls cyclopische Ruinen und Reste alter Tempel sich finden. Die Ruinen von Hellomenon an der Bay von Blico an der Ostküste der Insel werden nur genannt, nicht näher beschrieben, und es scheint nicht, daß der Verf. sie gesehen habe. Am Ende des VII. Cap. gibt der Verf. noch Nachricht von einer Excursion, die er von Leucadia nach Prevesa machte, und er beschreibt bey dieser Gelegenheit auch die Ruinen von Nicopolis, dessen Theater er auf der III. Steindrucktafel (S. 101) abgebildet liefert. — Von Ithaca, womit sich das VIII. Cap. beschäftigt, liefert er eine Beschreibung, die im Ganzen mit Gell's trefflichen Nachrichten übereinstimmt, in einzelnen Puncten jedoch von den Annahmen dieses geschätzten Gelehrten abweicht. So will er die cyclopischen Ruinen bey Aito nicht für die Reste des Pallastes des Odysseus gelten lassen, weil sie ihm zu klein scheinen; allein er wird schwerlich einen andern Punct der Insel finden, wo diese mit mehr Sicherheit hinzusetzen wären, als gerade da. Wir fordern offenbar von Homer zu viel, wenn wir gar keine poetische Ausschmückungen gestatten wollen, und dazu rechnen wir den großen

Vorhof, in dem die Freyen sich bey Odysseus Ankunft befanden. Von den Aufgrabungen der Begräbnisse bey diesem interessanten Platze hat der Verf. nur gehört. Kendrick liefert speciellere Nachrichten. Für die Identität der Insel Theaki mit dem alten Ithaka, welche neuerdings angefochten ist, weil eine kleine Klippe Athako in der Nähe sich befindet, liefert der Verf. die sprechendsten Beweise, und untersucht bey der Gelegenheit auch die Lage einiger Städte des Festlandes, welche Telemachos besuchte, als er den Odysseus aufsuchte. Die Construction der Mauern der alten Stadt zeigt er durch die Steindrucktafeln IV. und V. Beide sind cyklopisch, aber doch verschieden. Was die sogenannte Schule des Homer bey den Ruinen der Stadt Alalcomenae betrifft: so sieht man aus seinen Zeichnungen, daß diese aus der Römischen Periode herrühren müsse. Im IX., X. und XI. Capitel wird die Beschreibung von Cephalonia gegeben. Auch diese enthält viele sehr wichtige Nachrichten für den Geographen, und zeigt, wie jämmerlich unsere bisherigen Charten, (selbst die Arrowsmithsche nicht ausgenommen) von dieser Insel waren. Am erbärmlichsten unter allen ist die erst 1822 herausgekommenen Charte von Bory de Saint-Vincent, welche es nur auf eine schöne Gebirgszeichnung angelegt zu haben scheint, auf Richtigkeit aber keinen Anspruch machen kann. Ein Ueberblick der physischen Beschaffenheit der in vier natürliche Theile zerfallenden Insel geht vorher, dann folgt die Auseinandersetzung des Einzelnen. Die Ruinen, welche noch von den alten Städten übrig sind, hat der Verfasser genauer als irgend ein anderer beschrieben, und manche Stellen der Alten dadurch erklärt, manche Hypothesen der Neuern gründlich widerlegt. Nur von Palis wünschten wir etwas mehr zu lesen. Von dieser Stadt wird bemerkt, daß fast nichts mehr von ihren Rui-

nen übrig sey, doch hätte aus Coronelli, Pacifico und Cyriacus von Ancona einiges von den früher noch existirenden Resten mitgetheilt werden mögen. Zante behandelt das XII. Cap., da aber hier uns aus der Vorzeit nicht mehr übrig ist: so betrifft die Beschreibung fast bloß den heutigen Zustand der Insel, von der das Sprichwort so sehr wahr sagt: Zante fior di Levante. Nur eine Inschrift gibt der Verf., die wir aber schon aus St. Sauveur richtiger abgetheilt kennen, und die Beschreibung der schon den Alten bekannten Pechquellen. — Endlich folgen im XIII. und XIV. Capitel allgemeine statistische Bemerkungen über die Einkünfte, die Religion, die Erziehung, Gewerbe, Sprache und Gebräuche der Insel, welche, so interessant sie sind, keinen Auszug erlauben. In einem Appendix folgen genaue Untersuchungen über den Gesundheitszustand, Darstellungen des Ganges der Witterung in Corfu, Sta Maura und Cephalonia während der Jahre 1818, 1819 u. 1820, tabellarisch geordnet.

Eine sehr schöne Zugabe zu diesem Werke sind die Charten der Inseln Corfu, St. Maura, Cephalonia und Zante, jede auf einem Octavblatte in Steindruck ausgeführt. Diesen liegen die Plane Venetianischer Ingenieure zum Grunde, und die nicht unbedeutenden Verbesserungen des verstorbenen Ingenier-Lieutenant Scott, sind dabey benutzt. Sie sind gezeichnet von dem Ingenieur Hrn. Schmidt und Hrn. Townsend vom Regiment. Der Steindruck ist aber leider oft etwas undeutlich. Kr.

Bamberg.

Bey W. L. Wesche: Vollständiger Pastoralunterricht über die Ehe oder über das gesetz- und pflichtmäßige Verhalten des Pfarrers vor, bey und

nach der ehelichen Trauung, nach den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts, mit steter Rücksicht auf die Civilgesetze, besonders auf die königlich-baierischen landesherrlichen Verordnungen. Von Franz Stapf, weiland wirklichem geistlichen Rathe, Professor der Theologie am königlichen Lyceum und Regens des Ernestinischen Klerikalseminars zu Bamberg. Mit gnädigster Genehmigung des hochwürdigsten Generalvikariats des Bisthums Bamberg. Dritte Aufl. 1824. 552 Seiten groß Octav.

Der Verfasser hat diesen Unterricht nicht für Priester, die im Pastoralamte ergraut sind, sondern für angehende Seelsorger, die nach seiner Erfahrung oft gerade in diesem Fache in die größte Verlegenheit gerathen, bestimmt. Er wollte nicht die katholische Grundsätze von dem Sacramente der Ehe nach ihrem ganzen Umfange, sondern nur in Beziehung auf die Amtsführung des katholischen Priesters und Seelsorgers abhandeln. Nach seiner ausdrücklichen Versicherung hat er sich, was man auch schon aus dem Titel sehen kann, genau an die Grundsätze des katholischen Kirchenrechts, ohne dem frivolen, unsteten Zeitgeiste zu huldigen, gehalten. Mit den kanonischen Bestimmungen hat er auch die politischen Verordnungen, besonders die baierische verbunden und dadurch seinem Buche noch mehr Brauchbarkeit verschafft. Es ist vollständig, so fern es wirklich Alles enthält, was der katholische Cleriker zur Führung seines Amts in Rücksicht auf die Ehe zu wissen braucht. Es ist sehr systematisch geordnet und klar geschrieben. Am Ende enthält es noch als Anhang eine Sammlung von Formularen, welche Ehesachen betreffen. Uebrigens ist nicht Alles, was in diesem Buche vorkommt, bestimmtes kirchliches und bürgerliches Gesetz, sondern Manches auch eigene, weise Pastoral-

lehre. Es findet sich auch viel Historisches, zur Vergleichung älterer und neuerer Gesetze. Auch an zweckmäßiger Literatur fehlt es nicht. Außerdem sind viele casuistische Fragen aufgeworfen und aufgelöst, viele erdichtete und wahre Beyspiele zur Erläuterung angeführt. Es ist also diese Schrift dem Zwecke, zu welchem sie zunächst geschrieben worden, vollkommen angemessen. Sie kann aber nicht nur für angehende, sondern auch für erfahrnere katholische Seelsorger sehr nützlich seyn, indem sie manches enthält, was eigene Erfahrung und schon vorher erworbene Kenntniß nicht lehrt. Wir möchten sie selbst gewissen protestantischen Gelehrten empfehlen, welche von dem katholischen Ehewesen falsche oder unvollständige Begriffe haben. Uebrigens ist sie voll von Druckfehlern, besonders in den lateinischen Stellen, welche angeführt werden.

Leipzig.

Bey Hinrichs: Historisch-statistische Darstellung des nördlichen Englands, nebst vergleichenden Bemerkungen auf einer Reise durch die süd-westlichen Graffschaften. In Briefen von C. F. Rivinus. 1824. 464 S. in 8.

In zwölf angenehm geschriebenen Briefen findet man sehr interessante Nachrichten über Kunst und Wissenschaft, Oeconomie und Gewerbe, Handel, Fabriken und Manufacturen, zu denen dem Verfasser sein Aufenthalt auf seiner Hinreise zu Althaldensleben bey Magdeburg, und im nördlichen England zu Hull, York, Sheffield, Leeds, Liverpool, Chester, Birmingham, Bath, Salisbury u. s. w. Veranlassung gegeben hat, bey denen man häufig an den Inhalt von Nemnichs Reise nach England erinnert wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: 1. Lehrbuch des Naturrechts von Anton Bauer, dritte durchaus verbesserte Ausgabe. 1825. XXVIII und 415 Seiten in Octav.

2. Grundlinien des philosophischen Criminalrechts von Anton Bauer. 1825. VI und 56 Seiten in Octav.

Die dritte Ausgabe jenes Lehrbuches, über welches auf mehreren Universitäten Vorlesungen gehalten werden, beruht zwar auf denselben Ansichten von der Natur und den Grundsätzen der philosophischen Rechtslehre und hat auch im Ganzen die nämliche Einrichtung, wie die früheren Auflagen. Sehr viele Zusätze, Abkürzungen und Verbesserungen geben ihr aber gegründeten Anspruch auf den Namen einer durchaus verbesserten Ausgabe. Zu den Verbesserungen zählt der Verf. unter andern auch die Hinzufügung der neuesten Schriften, indem er es, abweichend von der Meinung Anderer, für ein nothwendiges Erforderniß eines guten Lehrbuches hält, daß der Leser durch eine rei-

che und ausgewählte Literatur in den Stand gesetzt werde, sich über die verschiedenen Ansichten vom Rechte und über den jetzigen Zustand der philosophischen Rechtswissenschaft zu unterrichten.

Die unter Num. 2. bemerkte Schrift ist ein nur wenig veränderter Abdruck der in der dritten Ausgabe des Lehrbuches enthaltenen Darstellung der Grundlinien des philosophischen Criminalrechts. Sie ist zunächst dazu bestimmt, den Studirenden eine geordnete, klare und gedrängte Uebersicht über diesen Zweig der Rechtsphilosophie zu gewähren, um ihnen dadurch eine feste Grundlage für eigne Forschung zu geben und sie gegen den in dieser Lehre so sehr gewöhnlichen Mangel der Klarheit und Bestimmtheit zu sichern. Zu dem Ende gibt sie eine gedrängte Darstellung und Beurtheilung sämmtlicher Strafrechtstheorien, welche sie nach ihren Eigenthümlichkeiten classificirt. Es liegt der Schrift die Theorie des psychischen Zwanges zum Grunde, wie solche hauptsächlich durch Feuerbach weiter ausgebildet wurde, jedoch mit mehreren Abweichungen und Berichtigungen. Der eigenthümliche Charakter der so modificirten Theorie verglichen mit den übrigen Theorieen, besteht in folgenden Grundzügen: Sie nimmt nur für das Strafgesetz (für die gesetzliche Androhung des Strafübels) einen Zweck an, setzt solchen in Unterdrückung der sinnlichen Neigungen zu unerlaubten Handlungen, also in Abschreckung Aller von denselben. Hingegen für das Strafurtheil (und dessen Vollziehung) stellt sie keinen Zweck auf, sondern betrachtet solches nur als rechtliche Folge des Gesetzes und der Uebertretung desselben, mithin bloß als eine Handlung der Gerechtigkeit. Sie steht also zwischen den absoluten und den relativen Strafrechtstheorien in der Mitte, indem sie nur in Hinsicht des Strafgesetzes eine relative, hingegen in Ansehung des Strafurtheils eine absolute Theorie ist.

Hiernach erhält sich diese Theorie des psychischen Zwanges von der Unbestimmtheit und Einseitigkeit anderer Theorieen, so wie insbesondere von dem wesentlichen Fehler aller derjenigen Theorien frey, welche das Strafurtheil auf einen Zweck berechnen, mithin dasselbe als einen Act der Klugheit darstellen und den Thäter, ganz gegen den Begriff der Strafe, wegen künftiger, von ihm selbst oder von Andern zu besorgenden Beleidigungen gestraft wissen wollen.

Berlin.

Bey Reimer: Die Korssunischen Thüren in der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod, beschrieben und erläutert von Fr. Adelung, Kais. Russ. Staatsrath u. s. w., mit 1 Kupfer und 8 Tafeln in Steindruck. 1823.

Vorliegendes Werk, welches einen sehr wichtigen Beytrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters, und zugleich, was man vom Titel nicht erwarten sollte, unsers Vaterlandes, liefert, zerfällt in folgende Abtheilungen. Zuerst wird eine ausführliche Beschreibung der Thüren gegeben, an die in besondern Excursen Erläuterungen über einige Symbole und Darstellungsweisen heiliger Gegenstände in der Kunst des Mittelalters angeknüpft werden; hierauf folgen paläographische Bemerkungen über die auf den Korssunschen Thüren vorkommenden Inschriften, sodann eine geschichtliche Abhandlung über Benennung, Alter, Vaterland der Thüren nebst einer Critik ihres Kunstwerths, zuletzt werden die Schriftsteller angeführt, die bis jetzt der Thüren Erwähnung gethan, deren eben so wenige sind, wie ihre Notizen und Ansichten größtentheils falsch und verworren. Zwey Beylagen geben, die eine eine Beschreibung und Geschichte der sogenannten Schwedischen Thüren, die in derselben Kathedrale stehen,

und häufig mit den Korssunischen verwechselt worden sind, die andre eine Aufzählung der im Mittelalter in verschiedenen Ländern Europas verfertigten bronzenen Thüren. Ref. wird in dieser Anzeige sich nicht an diese Abtheilungen halten, sondern den Gang nehmen, auf welchem er seinen Lesern am schnellsten einen Begriff von den Thüren sowohl als den Verdiensten dieser Beschreibung zu geben hoffen darf. Die Korssunischen Thüren stehen am westlichen Eingange der Nowgoroder Kathedrale zur H. Sophia, und dienten hier vielleicht ehemals wirklich als Thüren, obgleich sie jetzt beständig nach innen geöffnet bleiben. Die Höhe beträgt 5 Arschinen oder $11\frac{2}{3}$ Fuß, die Breite einer jeden ist nach der Kupfertafel etwas weniger als ein Drittel der Höhe; der Text S. 3. ist über diesen Punkt verworren. Der Kern der Thür ist von Holz, über dem eine gegoßne Metallbekleidung von etwa $\frac{1}{6}$ Zoll Dicke liegt von einer Bronze, die bald mehr ins Braune, bald ins Gelbe spielt. Die Bekleidung besteht aus Feldern, die von einer reich geschmückten Einfassung umgeben, und in dieselbe eingefügt sind; jeder Flügel enthält deren vier und zwanzig, obgleich die Breite derselben sehr verschieden ist, und kein Entsprechen der Felder rechts und links statt findet. Die Hauptgegenstände sind heilige Geschichten. Rechts sitzt oben in der Mitte Christus auf dem Throne in seegnender Stellung zwischen Petrus und Paulus, und in den Feldern zu beiden Seiten sieht man die zwölf Apostel nebst der Mutter Christi; weiter hinab folgen Scenen Christi Geburt und Kindheit betreffend, in chronologischer Ordnung, mit Ausnahme kleinerer eingestreuter Felder (denn neben der Annunciation ist Christi Taufe, und neben der Flucht nach Aegypten die Begrüßung der Elisabeth), bis hinter der Flucht nach Aegypten auf einmal die Gestalt eines Bischofs zwischen 2 Diakonen eintritt, mit der Inschrift ALEXANDER EPC DE BLUCICH;

dann folgt weiter Elias Himmelfahrt, ein allegorisches Bild von Fortitudo und Paupertas, und zuunterst Adam und Eva von des Baumes Früchten essend, und Eva aus Adams Ribbe geschaffen. Neben diesen größern Platten der untersten Reihe befinden sich aber drey schmälere, die erste einen ansehnlichen bärtigen Mann mit Zange und Waage darstellend, die lateinische Inschrift darüber RIQVIN ME FEC., die in der Mitte einen ältlichen Mann mit kurzem Wams und Schürze, ebenfalls Hammer und Zange in Händen haltend, und über ihm eine russische Inschrift, die seinen Namen Meister Abraham nennt, endlich die zur Rechten einen jungen Mann in einfachem Wams, in der Hand eine mächtige Zange führend, darüber die Inschrift WAISMUTH. Der andre Flügel zeigt im obersten Felde, dem größten unter allen, Christum als DOMINVM VIRTVTUM im Regenbogen thronend in seegnender Stellung, Ungeheuer mit Füßen tretend, von Engeln, Sonne und Mond, und den Thieren der Evangelisten, die deren Bücher in den Händen halten, umgeben. Darauf folgt die Passionsgeschichte vom Einzug in Jerusalem bis zur Bestattung, in genauer Folge, dann die Höllenfahrt und eine Darstellung des verklärten Heilands zwischen Engeln. Die kleineren unregelmäßig gestellten Platten enthalten Figuren von Altardienern, (die auf dem andern Flügel häufiger), von Schlangenzauberern, wie es scheint, dann die eines Königs, die des HEROPES IMP auf seinem Thron, endlich neben der vorletzten größern Platte eine Abbildung eines Bischofs in Alba, Stola, Dalmatika, mit Mitra und Pedum, den die Umschrift WIGMANNVS MEGIDEBVRGDESIS EPC nennt. Die unterste Reihe nehmen drey bewaffnete Männer, eine Gruppe aus dem Bethlehemitischen Kindermorde, und ein Centaur, dem Sagittarius des Thierkreises ähnlich ein, von denen besonders der letztre offenbar nur zur Aus-

füllung dient, aber auch sonst als Verzierung gothi-
scher Capitale, z. B. zu Montivilliers in der N
mandie, vorkommt. Noch ist zu erwähnen, daß
Klöpfel der Thüren an beiden Flügeln als Lö
köpfe bearbeitet sind, aus deren Rachen Mensch
köpfe hervorsehen, eine Andeutung des Höllenfeu
wie auch die Russische Inschrift bey einem derse
besagt. Fragen wir nun nach dem Ursprunge d
Thüren, so belehrt uns schon die fast durchgä
Deutsche Kleidung der meisten Figuren über
Vaterland, so wie die Darstellung mancher kir
chen Handlungen, z. B. des ritus des Seeg
deutlich beweiset, daß die Verfertiger nicht der G
chischen, sondern der abendländischen Kirche ange
ten. Auch sind die Namen der zwey Künstler Ri
und Waismuth offenbar deutsch. Was den dri
betrifft, den Meister Abraham, so möchte die
russische Inschrift, ferner das Griechische Kreuz
Halse, besonders der Umstand, daß diese Figur sich
unter allen allein außerhalb des Raums der Platten
und auf dem verzierten Zwischenleisten befindet, den
Ref. zur Annahme bewegen, daß dieser Meister eben
die Zusammenfügung der einzeln übersandten Theile
in Nowgorod besorgt, oder sich sonst um das Werk
Verdienste und so das Recht erworben habe, sein Bild
ebenfalls daran anzubringen. Doch wäre in diesem
Fall wohl einige Verschiedenheit in der Arbeit dieser
Figur von den übrigen zu erwarten, wovon der Vf.
dieser Abhandlung nichts meldet. Aus welcher G
gend Deutschlands die Bronzarbeiten gekomme
müssen wir, da von jenen Künstlern sonst nichts ve
lautet, besonders aus der Darstellung des Erzbischo
von Magdeburg, Wichmann, entnehmen, aus d
wohl allerdings geschlossen werden darf, daß die G
gend dieser sonst auch kunstberühmten Stadt d
Vaterland der Thüren gewesen. Wichmann, der d
Erzbisthum von 1152 bis 1192 als ein gewalti
Held der Kirche verwaltete, und der obengenan
Bischof Alexander dienen dazu, die Epoche der Wer

siren. Von letzterem macht nämlich der Verf. wahrscheinlich, daß sein Sprengel, hier Wlucich genannt, Plack oder Plotzko in Polen, er selbst eine Person ist mit dem Bischofe Alexander, der diesen Sprengel von 1129 bis 1156 inne hatte; obgleich dessen geistlicher und kriegerischer Ruhm immer noch nicht genügend erklärt, wie er gerade dazu kommt, auf den von Magdeburg nach Nowgorod gesandten Thüren dargestellt zu werden. Für diese Epoche also ist diese Bronzearbeit ohne Zweifel ein wichtiges Denkmal der Kunstgeschichte. Was den Stil derselben betrifft, so ist der Hauptcharakter eine große Naivität und Einfalt, die das Darzustellende ohne Prätension und auf dem möglichst kurzen Wege darstellt. Die einzelnen Scenen haben etwas Häusliches und Gemüthliches. Die Jungfrau sitzt in deutscher Haustracht beym Spinnrocken, da der Engel zu ihr hereintritt; auf der nächsten Platte liegt sie zu Bett, Joseph nachsinnend zu Kopfe; das Kind liegt sanft gewindelt in der Krippe, bey Ochs und Eselein. Selbst Gott der Vater hat eine gewöhnliche Tracht, obgleich Christus gewöhnlich in der conventionellen antiken erscheint. Beywerke sind oft mit großer Kühnheit angedeutet. Bey großen Ungeschicklichkeiten in der Zeichnung mancher Figuren, namentlich aller vom Himmel herabfliegenden Engel, sind andre wieder recht gut entworfen und gruppirt, z. B. die Flucht nach Aegypten. Auch zeigt sich in der Behandlung mancher Gegenstände ein echtmenschliches und zugleich sinniges Gefühl, wie in der ... bietet Christum am Kreuze die Hand, als wäre es nur ein leichtes sie vom Nagel loszumachen, der Mutter reichen zu lassen. Besonders schön gehalten ist auf den obersten Tafeln der Gegensatz des irdisch leidenden Heilands und des in Gestalt, Miene, ... ihm weit erhabeneren, den die Himmel anbeten. — Die theils russischen, theils lateinischen, theils in beiden Sprachen abgefaßten Inschriften sind sämmtlich nur eingegraben, die über den beiden Bischöfen

fleißiger und zierlicher, die übrigen ziemlich nachlässig und incorrect, vielleicht bedeutende Zeit nach Verfertigung des Kunstwerkes, aus Tradition und Gelehrsamkeit irgend eines Geistlichen. Der Verf. macht durch paläographische Gründe wahrscheinlich, daß die lateinischen Inschriften bedeutend älter als die russischen sind; jene zeigen die Schrift des dreyzehnten bis zum vierzehnten, diese des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts. Genaue Abbildungen derselben, die auf sieben Tafeln mitgetheilt werden, geben volle Freyheit und Gelegenheit, die Resultate des Verf. zu prüfen. — Wir haben bis jetzt des Namens der Korssunischen Thüren noch nicht weiter gedacht, von dem der Verf. sehr genügend zeigt, daß er zur Bestimmung des Vaterlands derselben nicht das Geringste beyträgt. Denn eigentlich heißen zwar Korssunisch wahrscheinlich die Kunstwerke, die Wladimir der Große im Jahre 988 nach der Eroberung von Cherson oder [illegible] als Siegestrophäen nach Rußland brachte; [illegible] wurden aber eine Menge anderer Kunstde[illegible], zunächst Griechische, bald indeß auch and[illegible]kern angehörige, aber mit jenen wetteifer[illegible] demselben Namen belegt. Eben so wenig [illegible] hat man gehabt, die andern Thüren, die in [illegible] ben Kathedrale aufbewahrt werden, die Sch[illegible]schen zu nennen, da dies bloß auf der Vorau[illegible] beruht, es seyen dies die bey der Verheerung [illegible] alten Schwedischen, ehemals so bedeutenden, St[illegible] Sigtuna durch Seeräuber verschiedener Nat[illegible] im Jahre 1187 nach Rußland gekommnen S[illegible]thore: eine Voraussetzung, die, wie der Verf. [illegible] letzten Abschnitte des Buchs erweiset, völlig [illegible]gründet ist, und schon dadurch widerlegt wird, [illegible] die Thüren zu Nowgorod nach dem Geschm[illegible] Verzierungen, mit denen sie bedeckt sind, [illegible] bedeutend späteren Zeitalter angehören.

K. D.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 18. Junius 1825.

Halle.

Rengersche Verlags-Buchhandlung: Geschichte der Lehre von dem Gewissen. Von D. C. F. Stäudlin. 1824. 154 S. in 8.

Diese Lehre eignet sich allerdings schwer zu einem Gegenstande der Geschichte. Man wird viele Jahrhunderte hindurch kaum etwas Ausdrückliches von ihr gewahr. Auch später scheint sie nur Bruchstücke darzubieten, die sich in keinen historischen Zusammenhang bringen lassen. Doch unsere ganze Geschichte besteht nur aus Bruchstücken, keine kann die Begebenheiten vollständig, in ihrem ganzen Zusammenhange, nach allen ihren Ursachen und Wirkungen darstellen, auch kein einzelner Gegenstand ist einer ganz erschöpfenden geschichtlichen Durchführung fähig. Was Phantasie, Vermuthung, Ahnung und Scharfsinn hinzufügt, mag in seinem Werthe bleiben, aber es kann nicht alle Lücken ausfüllen. Natürlich ist aber ein Unterschied des Mehr oder Weniger. Die Geschichte der Lehre vom Gewissen ist besonders lückenhaft. Das Gewissen selbst ist etwas Geheimes und Wunderbares,

es wirkt, ohne so offenbar in äußeren Handlungen, Sitten und Anstalten hervorzutreten, wie mit an- deren moralischen Gegenständen und Lehren d Fall ist. Es scheint zu schlummern und wenn zum Erwachen kommt, wird es als Etwas genom- men, was sich von selbst versteht, worüber sich wei- ter keine Rechenschaft geben und was sich unter keine Regeln bringen läßt. Erst spät wird es in wissenschaftliche Untersuchung genommen und mit dem Ganzen der Moral in Verbindung gebracht. Nachdem die Lehre von demselben mehr hervortr so findet man Anfangs nur gelegenheitliche, ob gewichtvolle Aussprüche darüber, keine Theor Das ist selbst unter Völkern der Fall, bey welch die Philosophie blühte. In den ersten Versuch eine Wissenschft der Ethik aufzustellen, findet die Lehre keinen besonderen Abschnitt, kaum eine be- läufige Aeußerung. Das Christenthum hat sie mächtig gehoben und mit herrlichen Sätzen be- chert. Aber auch dieß hat lange Zeit Wirkungen hervorgebracht, die man hätte und wünschen sollen. Auch die christlichen gen haben Jahrhunderte hindurch diesem stande wenig besondere Aufmerksamkeit ge Endlich bildete sich eine Casuistik, in welcher die Lehre vom Gewissen ausführlich unter frühere Zeugnisse und Autoritäten darüber sam te und eine Menge von Gewissensfällen aufs Es kam so weit, daß man in vielen Schriften ganze Moral in Casuistik verwandelte. Das derte sich nachher ab, aber seit jener Zeit h Lehre vom Gewissen doch fast in allen phil schen und theologischen Lehrbegriffen und men der Moral ihre Stelle behauptet und genstand mannichfaltiger und tiefer Forsch geworden. Im Ganzen ist doch diese Lehre allen ihren Seiten beleuchtet und betrachtet den. Aus diesen Gründen ist sie doch

geschichtlichen Behandlung, mit gewissen Einschränkungen, fähig. So wird sie hier geliefert. Da in den heiligen Schriften der Ebräer und in den später unter ihnen bis zu Christus erschienenen und noch bekannten moralischen Schriften sehr wenig über diesen Gegenstand vorkömmt, so wird nicht mit ihnen, sondern mit den Griechen und Römern der Anfang gemacht. Das wenige was man von den Ebräern in diesem Stücke weiß, wird in Verbindung mit der christlichen Gewissenslehre vorgetragen. Bey den Griechen und Römern werden vornehmlich die Vorstellungen von den Furien, Aussprüche und Lehren des Plato, Epiktet, Seneca, Cicero, Quintilian, Plinius des jüngern, Tacitus, Juvenal, Persius in Betrachtung gezogen. Bey den Ebräern kommt das Wenige vor, was sich im A. T. im Buche der Weisheit und den Schriften des Philo von Alexandrien findet. Bey dem Christenthum werden zuerst die hohen Verdienste desselben um diese Lehre geschildert. Darauf werden alle Stellen des N. T., die ausdrücklich vom Gewissen handeln, erklärt, und auch andere Namen, unter welchen es daselbst vorkommt, angeführt. Zuletzt wird ein Urtheil über die christliche Gewissenslehre überhaupt gefällt. Unter den Kirchenvätern wird Chrysostomus ausgezeichnet. Darauf folgen der Reihe nach die Casuisten, die Probabilisten, die Scholastiker, die evangelischen Moraltheologen und Casuisten, die Jesuiten. Zuerst werden die Lehren neuerer Philosophen vom Gewissen, besonders des Spinoza, Knutsen, Shaftesbury, Hortius, Wolf, der Verfasser des Systems der Natur, Kants, Fichtes erklärt. Den Beschluß machen Resultate aus dieser Geschichte und Reflexionen über die Lehre vom Gewissen selbst. Es ist etwas ungemein Zartes, Heiliges und Vielseitiges, was der Verfasser hier einer geschichtlichen Behandlung unterworfen hat. Es gibt Zeitalter und Umstände,

wo es besser ist und eher Eindruck macht, we
philosophische und theologische Gegenstände geschi
lich behandelt werden, als wenn man sie aufs n
theoretisch und dogmatisch abhandelt und auf
Schöpfung neuer Grundsätze und Systeme
geht. Dieß möchte insbesondere alsdann der
seyn, wenn viele neue Systeme vor unsern Aug
aufgegangen und untergegangen sind.

Sulzbach.

Bey Seidel: Der Katholicismus und die Phi
sophie. Von D. Maurus Hagel, Prof
der Theologie am Lyceum zu Amberg. 1822.
Seiten gr. 8.

Der Zweck dieser Schrift besteht darin, zu
gen, daß der wahre, rechtverstandene Katholici
der Vernunft und Philosophie nicht widers
Zu diesem Ende werden die Hauptprincipien
selben aufgestellt und erklärt. Unter der Ph
phie wird hier, wie es S. 111. heißt, das ver
den, was sie ist oder seyn soll, Liebe zur Wah
nicht ein geschlossenes System von subjectiven
nungen und Ansichten, das von einem Men
den Namen hat und seinen Erfinder gewöh
nicht überlebt. Nähere ausdrückliche Erklär
findet man darüber nicht, aber Stellen genug,
welchen man abnehmen kann, von welcher Be
fenheit die Philosophie des Verf. ist und wi
mit seinem Offenbarungsglauben zusammenh
Die Schrift zerfällt in vier Abtheilungen. D
handelt von der Offenbarung. Sie enthält die
meine Theorie der Offenbarung überhaupt, die U
suchung über die Realität einer wirklichen u
telbaren Offenbarung, über die Echtheit und G
würdigkeit der biblischen Offenbarungsurk
die Beweisgründe für die Eine wahre Offenb
die christliche, die Vernunftmäßigkeit ihrer
nen Lehren. Diese Abtheilung ist die ausfüh

ſte und vorzüglichſte. Sie kann von jedem Chri= ſten, nicht nur von den Katholiken unterſchrieben werden, ausgenommen, daß gewiſſe unterſcheidende katholiſche Lehrſätze für echtchriſtlich ausgegeben und zugleich als vernünftig vertheidiget werden. So wird die Lehre von der Transſubſtantiation, nach der Weiſe von Leibnitz in ſeinem Systema theologicum, philoſophiſch als möglich und frey von Widerſpruch vertheidigt S. 34 = 36. Es werden ſieben Sacramente angenommen, doch beſchränkt ſich der Verf. auf den Beweis, daß ſie insgeſammt den Zweck haben, den Menſchen zu heiligen. S. 0 f. Wenn S. 37 f. die Dreyeinigkeit philoſo= phiſch als Lehre vom abſoluten Seyn, vom abſo= luten Denken und der Indifferenz beider oder vom Subject, Object und der Einigung beider, oder von der Erkenntniß erklärt wird, ſo kann dies al= lenfalls auch der Proteſtante unterſchreiben. 2. Von der Fortpflanzung der Offenbarung. Man wird dem Verf. gerne zugeben, daß Chriſtus ſelbſt die mündliche Tradition neben andern Mitteln zur Fortpflanzung ſeiner Lehre gewählt habe, daß ſie ein zweckmäßiges und vernünftiges Mittel dazu ge= weſen, daß Anfangs das Chriſtenthum allein auf dieſem Wege fortgepflanzt worden ſey, daß ſie auch noch neben der heil. Schrift ein großes Anſehen behauptete, daß die älteſte Tradition auch noch jetzt Anſehen verdiene und gewiſſermaßen zur Erklä= rung der Schrift dienen könne. Alles dieß haben die Proteſtanten entweder ſtillſchweigend voraus= geſetzt oder ausdrücklich angenommen. Wenn er aber behauptet, daß die mündliche Tradition wie die ſchriftliche nur den Vorſtehern der Kirche an= vertraut wurde und nur durch ſie an andere ging, daß ſie auch nicht eher und leichter verfälſcht wer= den konnte, als die ſchriftliche, ſo ſind dieß ſchon Behauptungen, die ihm kein gründlicher Kenner der Kirchen = und Weltgeſchichte zugeben wird und

die er auch ohne Beweis gelassen hat. Als Merk-mal, wodurch man die göttliche und apostolische Tradition von der eigenen Meinung der Kirchen-väter zu unterscheiden habe, wird von ihm die all-gemeine Uebereinstimmung der einzelnen Christen-gemeinen oder vielmehr ihrer Vorsteher in Anse-hung der christlichen Lehren, die in der Bibel nicht aufgezeichnet sind, angegeben. Im Grunde aber gibt er selbst eine solche Tradition auf und gesteht zu, daß sie nicht Statt finde oder nicht nachgewie-sen werden könne. S. 75. sagt er: "Wir müssen zwar zugeben, daß sich nicht immer Zeugnisse [illegible] allen Christengemeinen aus allen Jahrhunderten über irgend eine christliche Lehre anführen lassen, folglich auch die Uebereinstimmung nicht immer streng nachgewiesen werden könne, allein man [illegible] auch keinen so strengen Beweis über diese Ueber-einstimmung fordern; der Beweis ex inductione behauptet in der Logik immer einen ehrenvollen Platz, obschon er nicht erschöpfend ist. Wenn also übereinstimmende Zeugnisse mehrerer Kirchenvor-steher darüber vorhanden sind, daß man eine Lehre festgehalten habe, so schließt man daraus mit Recht, daß diese Lehre von den Aposteln komme, denn was seinen Grund in bloß menschlicher Autorität hat, das ändert sich ohne Unterlaß und ist weder bey mehreren dasselbe, noch von langer Dauer. Man läßt auch die Uebereinstimmung der meisten Christengemeinden für eine allgemeine Ueberein-stimmung gelten, wenn es um den Beweis für das Daseyn einer unmittelbaren Offenbarung, für die Echtheit und das kanonische Ansehen der Of-fenbarungsurkunden zu thun ist. Warum soll man denn von den übereinstimmenden Zeugnissen der meisten Gemeinden nicht auf die allgemeine Ueber-einstimmung der Christenheit schließen dürfen, wenn die Frage ist, was geoffenbarte Lehre sey oder wie sie verstanden werden müsse." Das ist nicht der

[illegible] der eigentlich katholischen Lehre von der Tradition. Auf diese Art hat sie keine Beweiskraft und Consequenz. Das Zeugniß mehrerer Kirchenvorsteher, daß eine Lehre in den ersten Jahrhunderten von den Christen angenommen worden sey, kann nicht beweisen, daß sie von den Aposteln komme, es gibt auch solche Zeugnisse für Lehren, die sicher nicht apostolisch sind. Auch Lehren, die bloß auf menschlicher Autorität beruhen, werden eine lange Zeit hindurch unverändert von Mehreren, ja von den meisten angenommen. Die katholische Kirche gründet manche ihrer Lehren auf Tradition, von welchen sie auch nicht einmal zeigen kann, daß mehrere Kirchenvorsteher aus den ersten Jahrhunderten ihre Annahme bezeugt haben. Zuerst begnügt sich der Verf. mit dem Zeugnisse der mehreren Kirchenvorsteher, alsdann verlangt er das übereinstimmende Zeugniß der meisten Gemeinden, wenn bewiesen werden soll, daß eine Lehre geoffenbart sey oder wie sie verstanden werden müsse. Das Eine kann aber so wenig wie das Andere bewiesen werden und auf eine allgemeine Uebereinstimmung schließen lassen, um desto weniger, da gewöhnlich Zeugnisse dafür vorhanden sind, daß manche Kirchenvorsteher und Gemeinden anders gelehrt und geglaubt haben. Auf die Einwendung, daß die Synoden oft über Dinge entschieden haben, worüber keine göttliche Ueberlieferung vorhanden war, antwortet er, daß solche Entscheidungen dennoch göttliche Lehren seyen, weil sie, obgleich von den Aposteln nicht ausdrücklich vorgetragen, dennoch aus einer apostolischen mündlichen oder schriftlichen Tradition abgeleitet und entwickelt seyen. Dafür aber wird kein Beweis geführt, welcher auch gar nicht möglich ist, um so weniger, da die Synoden oft Entscheidungen gegeben haben, die einander widersprechen. Der Verf. sagt S. 79. "Da die Vorsteher der Kirche, wenn sie von Amtswegen

und gemeinschaftlich über Gegenstände der christlichen Offenbarung ein Urtheil fällen, einen höhern Beystand für sich haben, so ist ein Irrthum von ihrer Seite nicht wohl denkbar und es kann also, wenn ihre Entscheidungen in Hinsicht auf christliche Religion mit den früheren Erklärungen einzelner Kirchenväter im Widerspruche stehen, nicht zweyfelhaft seyn, auf welcher Seite die Wahrheit sich befinde. Die Kirche ist in Sachen der christlichen Offenbarung nicht nur Zeuginn, sondern auch Schiedsrichterinn, ihr Ausspruch ist der Ausspruch Christi, der die Entwickelung seiner Lehre eben so wenig, als die Erfindung derselben, eines jeden Nachdenken überlassen durfte, wenn diese Lehre nicht falsch gedeutet und so der Zweck der Offenbarung vereitelt werden sollte." Wo ist aber die Verheißung eines göttlichen Beystands für die Synoden überhaupt und wenn er auch Statt fand, waren deswegen die Synoden in ihren Entscheidungen über allen Irrthum erhaben? Geirrt müssen sie haben, da oft die eine das Gegentheil von der anderen entschied. S. 81 f. heißt es: "Man muß zugeben, daß das allgemeine Zeugniß und Urtheil der Väter über Gegenstände der geoffenbarten Religion frey von Irrthum sey. — Indeß braucht man bey dieser Infallibilität der Väter oder vielmehr der Kirche, welche sie repräsentiren, eben kein Wunder anzunehmen, man kann und muß sie analog der Weltregierung denken. So wie Gott alle Begebenheiten in der Welt ordentlicher Weise lenkt, und selbst die freyen Handlungen der Menschen, der Freyheit unbeschadet, in Einklang mit seinen Zwecken zu bringen weiß, so kann er auch die Infallibilität vorbereiten bey der Erziehung und Bildung der Kirchenvorsteher und durch die Ereignisse der Zeit auf das Urtheil derselben einwirken; er kann selbst die Leidenschaft zum Dienste der Wahrheit lenken." Vorher war noch das Zeugniß und

theil der Kirchenväter von dem der Synoden unterschieden und gesagt worden, daß das letzte entscheide, wenn es dem ersten widerspreche. Jetzt wird beides in Eins gegossen. Vorher war schon das Urtheil der Mehreren oder der Meisten hinreichend, um die Unfehlbarkeit zu begründen, jetzt wird zu diesem Zwecke allgemeine Uebereinstimmung gefordert. Doch hier könnte man sagen, daß nach dem Verf. das Urtheil des Mehreren oder Meisten auf die Allgemeinheit schließen lasse; allein wie bringt er in jedem Falle die Unfehlbarkeit heraus? Die katholische Kirche stellt die auf Synoden, besonders allgemeinen, versammelte Väter unter die Eingebung des heil. Geists und zwar unter die wunderbare desselbigen Geists, der auch Jesum und die Apostel regierte, darauf stützt sie ganz consequent die Unfehlbarkeit ihrer Aussprüche. Stellt man sie bloß unter dem Einflusse der Weltregierung, so können sie auch irrig seyn, weil Irrthümer gleichfalls unter ihr stehen — freylich auch wahr — allein daraus folgt nicht, daß alle, wenn auch übereinstimmende, Aussprüche der Väter und Synoden in Religionssachen wahr seyen. S. 82 f. lesen wir noch: "Mag man immerhin die Lehre und amtlichen Entscheidungen der Kirchenvorsteher bloß wegen der Autorität, die ihnen als glaubwürdigen Zeugen und rechtmäßigen Richtern zukommt, für wahr halten, dadurch wird der Infallibilität der Kirche nichts benommen, wenn man nur glaubt, daß nie alle Repräsentanten der Kirche oder doch die Mehrzahl derselben falsches Zeugniß ablegen oder irren. Uebrigens ist die Autorität der Kirchenvorsteher dem Katholiken zunächst nur der Grund, ihre Lehren für geoffenbart, also göttlich zu halten, der Grund, sie für wahr zu halten, ist ihm allein die Autorität Gottes. — Die Lehre der Väter ist nur dann Regel für den Glauben der Katholiken, wenn sie geoffenbarte christli-

che Religion zum Gegenstande hat und allgemein ist, so daß wenigstens die Mehrsten der Väter in ihren Urtheilen und Zeugnissen übereinstimmen — Die Kirchenväter sind bleibende Apostel — ihre Lehre ist das Wort des Herrn in einer dem Geiste der Zeit angemessenen Darstellung — So wenig Gott zuläßt, daß die Schrift je ganz verfälscht werde, eben so wenig gibt er zu, daß die Väter je allgemein Falsches in Hinsicht auf geoffenbarte Religion lehren." Es sind aber keine Gründe angegeben, warum nicht auch alle oder die meisten Väter in Ansehung gewisser Religionslehren Falsches sollten haben lehren können und warum hier die Mehrheit der Stimmen für die unfehlbare Wahrheit entscheiden soll. 3. Von der Autorität des Römischen Bischofs. Der Primat wird auf die gewöhnliche Weise dargethan. Es wird von Matth. 16, 18 f. und Joh. 21, 15 ff. ausgegangen und gar nicht auf alle wider diese Auslegung gemachte Einwendungen Rücksicht genommen. Als Merkwürdigkeit setzen wir die Antwort auf einen Einwurf her, nach welchem dem Petrus kein Vorzug des Primats vor den übrigen Aposteln von Christus zugestanden wurde. S. 92. "Daß auch die übrigen Apostel Fundamente (Eph. 2, 20.) genannt worden, die Gewalt zu binden und zu lösen erhalten (Matth. 18, 18) und von Christus gesandt werden seine Schafe zu weiden (Joh. 20, 21) ist vielmehr ein Beweis für, als gegen den Primat des Petrus. Man hält allgemein, und zwar mit Recht, dafür, daß die Apostel einen Vorzug vor den übrigen Christen hatten, weil sie das Fundament derselben heißen und die Gewalt, zu binden und zu lösen, und eine göttliche Autorität ihnen beygelegt wurde; nun aber kommen dieselben Ausdrücke; Fels, Binden, Lösen rc. in Beziehung auf den Petrus "allein" vor; also ist offenbar, daß Petrus im Verhältniß zu den übrigen Aposteln eben

des seyn sollte, was die Apostel im Verhältniß zu den übrigen Christen waren — einen Vorzug vor diesen haben sollte. — Das Wahre ist, daß Christus einmal dem Apostel Petrus allein sagt, was er ein andermal allen Aposteln sagt und zwar theils ganz in denselbigen, theils in anderen Ausdrücken, er hätte es aber jedem andern Apostel einmal auch allein sagen können, weil es für alle galt. Nach S. 95 f. soll mit dem Tode des Petrus der Primat nicht erloschen seyn, weil er nicht zu seinen Gunsten, sondern zum Besten der Kirche gestiftet worden sey und die Päpste sollen als seine Nachfolger im Amte auch seine Vorzüge und Rechte empfangen haben. Christus gedenkt zwar der Nachfolger des Petrus nicht, aber auch nicht der Nachfolger der Apostel, welches doch die Bischöfe waren. Wir wollen diese so oft bestrittene Ansprüche und Behauptungen nicht weiter prüfen, sondern lieber noch anführen, wie dieser Schriftsteller selbst die Pflicht des Gehorsams gegen den Pabst beschränke S. 98-100. Der Katholik erkennt die Gerichtsbarkeit des Papstes nur in Dingen, die Bezug auf die geoffenbarte Religion haben und nur so fern sie darauf abzielt, jene Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit zu behalten, nur dann, wenn der Papst bey Streitigkeiten die Orthodoxie bestimmt, die Bischöfe und die Gläubigen zur genauen Erfüllung ihrer Christenpflichten ermahnt, Vorschriften in Betreff der äußeren Zucht und Ordnung ertheilt und unwürdige Glieder der Kirche mit kanonischen Strafen belegt. Er glaubt nicht, daß der Pabst die Macht habe, Könige zu entsetzen, Reiche zu vergeben und bürgerliche Strafen zu verhängen, sondern nur, daß Könige, so fern sie Christen sind, der Gerichtsbarkeit des Pabstes unterworfen sind. Er glaubt nicht, daß der Papst die Vollmacht habe, nach Belieben allen Menschen die Sünden zu vergeben oder zu behalten, daß er neue Glaubensartikel ma-

chen könne, daß er in seinem Urtheile über Orthodoxie und Heterodoxie untrüglich sey. "Wenn der Katholik sein Urtheil der dogmatischen Entscheidung des Papstes provisorisch unterwirft, so folgt daraus noch nicht, daß er denselben für unfehlbar halte, sondern nur, daß er ihn für einen competenten Richter in Religionssachen halte, was er als Primas der Kirche unstreitig ist, und diese Competenz ist der natürliche Grund, warum der Katholik das dogmatische Urtheil des Papstes sich genügen läßt, wenigstens so lange, bis eine definitive Entscheidung der Kirche erfolgt. ii. Consequenz des Katholicis aus. Der Vf. beschränkt sich hier, wie er selbst sagt, "die Inconsequenzen nachzuweisen, welche unsere sogenannten Selbstdenker begehen, wenn sie uns über Christus und Christusreligion belehren; der Nachweis ihrer Inconsequenz wird der Beweis für die Consequenz des Katholicismus seyn."

Warschau.

In Typographia Congregationis scholarum Piarum: Res gestae principum et regum Poloniae per Vincentium (Kadlubeki) saeculo XII et XIII. enarratae; quibus accedit Chronicon Polonorum per Dzierswam, saeculi XIII. scriptorem, compositum. Editio repetita ad fidem codicum, qui servantur in tabulario Societatis Regiae philomaticae Varsaviensis. Pars I. 304 S. 8. Pars II. 193 S. 8. 1824.

Nachdem Ossolinski in seiner vortrefflichen Abhandlung über Kadlubek, welche wir früherhin in diesen Blättern angezeigt haben, bewiesen hatte, welche reiche Fundgrube für die Aufklärung der ältern nordischen Geschichte in diesem Chronisten verborgen sey, und wie frühere Geschichtschreiber zum Nachtheile der Wahrheit, ihn im Verhältnisse

zum Nestor vernachlässigt haben: so entstand in Polen ein allgemeiner lobenswerther Eifer, die Benutzung jenes merkwürdigen Schriftstellers zugänglicher zu machen, und obiges anzuzeigende Werk ist als eine dankenswerthe Frucht dieser Sorgfalt zu betrachten. Daß unzählige Manuscripte des Geschichtswerkes von Vincenz Kadlubek nicht nur in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in Privatsammlungen früherhin aufbewahrt wurden, schließt Ossolinski in seinen Historyczno-krytyczne wiadomosci Tom. II. S. 427 und 478 mit Recht aus mehrern Aeußerungen des Dlugosz, und er glaubt auch, daß man eben deshalb bis zum Jahre 1612 vernachlässigt habe, diesen Schriftsteller durch den Druck bekannt zu machen. Jene erste Ausgabe tadelt er sehr; der Herausgeber hatte einen der schlechtesten Codices gewählt, und denselben gar nicht mit anderen verglichen. Daher bricht er in den gerechten Wunsch aus, daß doch jetzt, wo ein so herrlicher Eifer für die vaterländische Geschichte sich kund gebe, irgend ein gelehrter Pole eine kritische Ausgabe dieses so wichtigen Schriftstellers veranstalten möchte. Eine Abschrift dieser Geschichte fand sich in der Zaluskischen Bibliothek. Ossolinski erwähnt unter den bis jetzt bekannt gewordenen Manuscripten drey in jener Bibliothek, von welchen der eine von Zaluski für autographus gehalten wurde. Einer findet sich zu Breslau in der Elisabeth-Bibliothek (vom Jahre 1441), welcher aber der Dobromiler Ausgabe ganz ähnlich ist. Die Krakauer Universitäts-Bibliothek besitzt acht Exemplare aus dem 15ten Jahrhundert; die Bibliothek zu Pulawa sechs, welche aber, nach Czacki's Urtheile nicht sehr alt sind. Das Manuscript auf der Wiener Bibliothek ist ganz neueren Ursprungs. Unter allen bey weitem der älteste ist derjenige, welcher sich in der Bibliothek der philomatischen Gesellschaft zu Warschau befindet. — Jener Codex

ist sehr elegant auf Pergament geschrieben, theils in Form eines Dialogs, theils in fortgehender Rede, ohne Abtheilung in Bücher, Briefe oder Kapitel. Er beginnt mit den polnischen Worten: Jako Bóg day (sc. amen). Er ist ohne Titel und Nahmen des Schriftstellers; denn die Randglosse: Chronica Vincentii Kadlubkonis Episcopi Cracoviensis Professi Andrejoviensis ist von neuerer Hand.

Diesen Codex nun hat man in obigem Werke abdrucken lassen. Man hat ihn mit anderen Warschauer Handschriften, welche sich in der dortigen Universitäts-Bibliothek, und im Besitze des Grafen Sierakowski, Dzialynski und der Missionen befinden, so wie mit der Dobromiler Ausgabe verglichen; und wiewohl er ohne Abtheilung geschrieben ist, so hat man doch den Text in die Unterredung und die Fragmente getheilt. Die Kosten zum Abdruck gaben der Senatspräsident Graf Zamoyski, der Senator Kożmian, der Graf Krasinski, der [illegible] Graf Staatsminister Stasik, der General Graf P[illegible] Sieraskowski, der Sekretär des Senats Niemcewicz, und der Graf Dzialynski. Daß der größere Theil des Werkes lange vor der Bischofswürde des Kadlubek, ja noch in seiner Jugend unter der Regierung des Kasimir geschrieben sey, geht aus mehreren Stellen deutlich hervor. Er schrieb also über die Thaten der Vorgänger des Casimir in der damals üblichen Form eines Dialogs; dann geht er zur Beschreibung der Begebenheiten seiner Zeit über. Also hat er den einen Theil seines Werks noch während Casimirs Leben geschrieben, und das Ganze etwa um das Jahr 1179 oder 1182, als der von ihm erwähnte Erzbischof Peter noch lebte, beendigt. Auf das Fragment über Casimir folgt sogleich das zweyte über dessen Sohn Leszko. Dann folgt nach einer Unterbrechung von etwa 15 Jahren ein anderes Fragment, welches bey der Thronb-

stung Lesko des Weissen und der Ankunft des Wladislas Laskonogi in Krakau a. 1203 aufhört. Zwischen diesen Fragmenten finden sich zwey Kapitel, welche gleichsam als Anmerkungen zu dem Vorigen betrachtet werden können; nämlich die Apologie des Erzbischofs Peter und des Nicolaus. (Part. II. p. 85). Schon der Commentator des Werkes spendet dem Kadlubek in der Vorrede die größten Lobeserhebungen; eben so Dougłosz bey dem Jahre 1223, und Herburt. Unter den neuern Kritikern hat besonders Ossolinski in der vortrefflichen Abhandlung über Kadlubek gezeigt, wie wenig ihn die besten nordischen Geschichtschreiber bis jetzt kannten und benutzten, und daß besonders Czacki durch seinen ungerechten Tadel in der Dissertation über die ältern polnischen Geschichtschreiber Veranlassung zu Vernachlässigung desselben gegeben habe. Schon der Bischof Prazmowski hatte in seiner Abhandlung: Wiadomosc o naydawnieyszych Dzieiopisach Polskich jenen Warschauer Codex beschrieben. — Warszewicki ist, so viel bekannt, der Erste, welcher in seinem Dialogo de origine gentis et nominis Poloni des Mierswa oder Dierswa Erwähnung thut, welchen er zu den älteren polnischen Geschichtschreibern rechnet; daher wurde er auch von Hartknoch, Braun und Anderen genannt doch blieb sein Werk bis auf unsere Zeiten unbekannt, endlich machte der Graf Kuropatnicki der philomatischen Gesellschaft zu Warschau ein Geschenk mit einem Codex des 15ten Jahrhunderts unter dem Titel: Ego qui Dzierswa sum cognominatus, woraus man ersah, daß das zu Danzig 1749 aus einem Codex des Szamotuli abgedruckte, und vom Herausgeber dem Kadlubek zugeschriebene Chronicon dasselbe sey. Da aber über dieses Werk und seinen Verfasser verschiedene Meinungen Staat finden, indem Lengnich und Sem-

ler, welche den Codex des Kuropatnicki nicht kannten, es dem Vincenz Kadlubek beylegen; Ossolinski aber und Prazmowski es für einen Auszug der Geschichte des Kadlubek halten, so haben die Herausgeber für nützlich gehalten, dasselbe zur gegenwärtigen Ausgabe hinzuzufügen, damit der Leser durch Vergleichung beider Werke den Streit leichter schlichten könne; und weil der Codex des Kuropatniski weit correcter ist als der zu Danzig herausgegebene, wie auch Ossolinski und Prazmowski erklären, so hat man deshalb diesen abgedruckt.

Nach dieser Vergleichung nun zeigt sich, daß, wiewohl die meisten Schriftsteller der Meinung sind, Dzierswa sey nur ein Epitomator des Kadlubek, der Verfasser selbst dieß nirgends eingesteht, ja daß er zum Theil ganz andere Autoritäten citire, z. B. Chronicos Romanorum, annales Polonorum und das Buch de passione S. Stanislai, und daß er der Geschichte des Kadlubek nirgends Erwähnung thut. Endlich läßt er auch beym Excerpte des Fragments über die Regierung Kasimirs jene Aufschrift: vidit enim Vincentius nicht aus, sondern fügt selbst noch den Beynahmen und die Würde mit hinzu, nämlich Kadlubkonis episcopus Cracoviensis. Daraus folgt, daß Dzierswa sein Werk in dem Zeitpunkte verfaßte, wo Kadlubek schon Bischof von Krakau war. Denn sonst hätte er doch gewiß der rühmlichen Abdication Erwähnung gethan. Jedoch verfolgt er die Geschichte des Kadlubek nicht bis [illegible] Ende, sondern schließt beym Jahre 1198. [illegible] Uebrige besteht aus Annalen des Krakauer [illegible] bietes vom Jahre 1205 — 88, wahrscheinlich [illegible] einem Franciskaner-Mönch. Von S. 145 [illegible] folgt ein Index.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.
Den 20. Junius 1825.

London.

Printed for J. and A. Arch: Account of a tour in Normandy undertaken chiefly for the purpose of investigating the architectural antiquities of the Duchy with observations on its inhabitants, illustrated with numerous engravings. Vol. I. VII. S. 227. Vol. II. S. 302. Beide mit Registern.

Das hauptsächlichste Augenmerk dieser Reise sind, wie schon der Titel besagt, die Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in der Normandie. Der Vf., Dawson Turner zu Yarmouth, obgleich sich weder für einen Architekten noch Antiquar ausgebend, ist doch keineswegs ohne Beruf zu einer Arbeit, wie die vorliegende, erstens schon als Engländer, welche Nation die Achtung und Liebe für die gothische Kunst auch in einer Zeit bewahrt hat, da sie im übrigen Europa verkannt und entwürdigt wurde, und die sich noch jetzt darin sehr vortheilhaft vor den Franzosen auszeichnet, dann besonders als Mann von geschichtlichem Sinne, gründlicher Bildung und ernsthafter Liebe zur Kunst.

Die Form der Mittheilung sind Briefe, die uns drey verschiedene Reisen des Verf. nach demselben Lande, in den Sommern 1815. 1818 und 1819,

verfolgen lassen. Bey ihrer Abfassung hat Herr Turner die Tagebücher mehrerer Freunde besonders von Mr. Cohen benutzt, bey dem wir sehr irren, wenn es nicht Francis Cohen zu London ist, ein ausgezeichneter Kenner altdeutscher Kunst und Literatur. Bey der Mannichfaltigkeit des Inhalts, der keinen gleichmäßig vollständigen Auszug gestattet, ziehen wir vor, nur von Dem Rechenschaft zu geben, was über den Hauptpunkt, die Baukunst des Mittelalters, vorkommt.

In Dieppe ist das Schloß nur als ein sehr combinirtes Werk vieler Jahrhunderte merkwürdig, die Kirche des H. Jacob dagegen als Production des Styls, der in England the decorated Eng style heißt, und unter Eduard II. u. III. bl die Kirche des H. Remi endlich durch einen men Styl, der an vielen Orten bey dem Uegang des Gothischen in den Griechischen ein Bey dem sogenannten Lager Cäsars bey Diep gnügt sich der Verf. die Meinung des Ab tenu zu bestreiten, daß es ein Werk späterer nach Erfindung des Feuergewehrs, sey. Ue so pittoresk gelegene Schloß Arques stellt er die nung auf, daß das Normännische Gebäude den eines ältern einnimmt, von dem auch ein The Mauer stehen geblieben ist. Die Kirche von ist von demselben Styl, wie die erstgenann Dieppe, der hier, mit Verbittung von Spo die in England herkömmlichen Namen, the Norman Gothic heißt. Bey dem Kloster von tivilliers steht noch ein Thurm der Kirche au eilften Jahrhundert, aus demselben stamme ler des Innern mit merkwürdigen Capitälen, deren einem z. B. ein Engel die guten Wer Sünden eines Hingeschiedenen wägt, und der fel die Schale der letztern mit seinem Zweyz derzudrücken sucht. Harfleur hat keine Mer digkeit als einen höchst zierlichen und im lei gothischen Styl gebauten Thurm. Rouen

nig mehr von den ehemals sehr zahlreichen Denkmälern militärischer Architectur; von dem alten Schlosse, das Philipp August 1204 baute, sind nur drey einfache Thürme übrig, und einige isolirte Trümmer von der Burg auf dem Berge der heil. Katharina. Auch besitzt die Stadt nur in einigen kleineren Kirchen, St. Paul und St. Gervais, und mehreren andern der Nachbarschaft Monumente jenes ältern Styls, der Rundbogen (the circular style, in England gewöhnlich Saxon style, hier the true Norman style genannt), der sich durch die halbzirkelförmigen Bogen, die vermittelst stark vorspringender Simse auf dicken Säulen mit rohen Capitälen ruhen, beym ersten Anblick kund thut. Um desto zahlreicher und herrlicher sind die Monumente im Spitzbogen, der sich aus jenem in der Normandie mit denselben Uebergängen entwickelte wie in England, nur daß, wie der Verf. bemerkt, jeder Fortschritt dort in einer etwas frühern Epoche eintrat als hier. Die Kathedrale von Rouen, obgleich nicht in Einer Periode vollendet, sondern aus sehr verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt, gehört doch der bedeutendsten Masse nach der ältern Zeit dieses Styls an, und ist für diese ein Denkmal von wunderbarer Schönheit und Erhabenheit. Die Thurmspindel über dem Centrum des Gebäudes war ehemals von Stein, aber schon zweymal von Holz erneuert; leider hat auch die letzte, unter Leo X. gebaute, der Blitz im Jahre 1822 getroffen, die Zerstörung eines großen Theils des Gebäudes verursacht, und so die Welt um ein Hauptdenkmal der gothischen Baukunst ärmer gemacht. Eine Ansicht der prachtvollen Westfronte werden unsre Leser finden in Seroux d'Agincourts Hist. de l'art, Archit. t. 64. f. 21. p. 68. Die Gräber des Rollo, ersten Herzogs der Normandie, und Wilhelms Longue-Epée in der Kathedrale mit Steinbildern der Fürsten auf Sarkophagen liegend, sind nach des Verf. begründetem Urtheil erst im dreyzehnten Jahr-

hundert, aber vielleicht nach ältern Mustern gebaut. Von älterem Datum ist ein Denkmal eines schofs, ein merkwürdiges Werk einer in den der Kleidung mühsamen, aber in der ganzen sehr rohen Kunst. Aus den blühendsten Zeiten denden Kunst sind das Grabmal der beiden dinäle d'Amboise, hintereinander Erzbischöfe Rouen, und das des Herzogs von Brezé, neschals der Normandie, das letztre hat Poitiers errichten lassen, und, nach Lenoir, Cousin ausgeführt. Jünger als die ihrem wesentlichen Theile nach, und aus den ten des decorated style, wie er in Engla ter den beiden Eduards, in Nordfrankreich wohl früher als später blühte, ist die Kir Heil. Ouen, im leichtesten kühnsten reinsten (den der Verf. sehr gut durch den Ausdruck net: das Gebäude sey ganz Fenster; es könne nicht weniger massiv aussehen, wenn es ganz von Guß-eisen wäre) wie auch die beygegebne Ansicht des leider unvollendet gebliebenen Thurmes und der Vorhalle an der Südseite zeigt; dann die des Hl. Maclou, mit einer besonders zierlichen Orgeltreppe in drathähnlicher Steinarbeit, von der eine Abbildung gegeben wird. Einige spätre Kirchen aus der Zeit, die Horaze Walpole mit geziertem Ausdruck "that betweenity nennt, which intervened when Gothic declined, and Palladian was creeping in," übergehen wir, so wie die neuern Gebäude; nur machen wir aufmerksam auf die Bemerkungen über die Gilde der Conards, die am Dienstag in den Fasten possenhafte Aufzüge in den Straßen aufführte, und die in der Kathedrale selbst gefeierte Narren-Procession, durch die eine merkwürdige Sculptur im Münster von York erläutert wird, und auf die sich ohne Zweifel manche der grotesken und oft abgeschmackten Darstellungen in gothischen Kirchen beziehen, die man neuerlich auf so verschiedene Arten zu erklären versucht hat. Ein Haus an dem Platz, auf dem Jeanne d'Arc verbrannt wurde, in dem

sog. Burgundian style gebaut, enthält eine Menge Basreliefs, von denen die Franz des I. und Heinrich des VIII. Zusammenkunft zwischen Guisnes und Ardres darstellenden zuerst durch den P. Montfaucon Mon. de la Mon. Franc. Vol. 4. t. 29 sq. bekannt wurden, und eine Tafel hier in einer saubern Zeichnung mitgetheilt wird. So viel von Rouen! Die Kirche des H. Georg von Bocherville, mit deren Beschreibung der zweyte Band beginnt, ist historisch schon dadurch merkwürdig, daß Ralph von Tancarville, der Erzieher Wilhelms des Eroberers, sie bauen ließ, und eine Schenkungsurkunde des Fürsten an dieselbe existirt, in der er noch ohne weiteres dux Normannorum heißt, sie ist demgemäß das chronologisch am meisten fixirte, zugleich aber das prachtvollste Denkmal des circular style in der obern Normandie, indem die halbförmigen Arkaden in großem Maaßstab ausgeführt, und noch in ihrem ursprünglichen Zustande, den imposantesten Eindruck machen. Die Sculptur, namentlich der Capitäle, ist durchaus grotesk, und reich an phantastischen Misgestalten, während die Reliefs im Kapitelhause, das gegen Ende des zwölften Jahrhunderts gebaut ist, in einem vorzüglichen Styl ausgeführt einen schnellen Fortschritt der Kunst beweisen. Kaum enthält das ganze Werk eine interessantere Mittheilung als die Abbildung eines Capitäls, des M. Hyacinth Langlois aus dem Schutte hervorgezogen, und dem Verf. eine Zeichnung davon mitgetheilt hat. Er stellt in Basrelief zwölf Personen dar, die mit Ausnahme einer einzigen alle auf verschiedenen Instrumenten spielen, deren Namen auszumitteln Mr. Douce's genauerm Studium der alten minstrelsy gelungen ist. Die einzige nicht spielende steht auf dem Kopfe, einem Homerischen κυβιστητὴρ ähnlich, nur daß sie, wie alle Personen dieser Profession, die auf Kunstwerken vorkommen, weiblichen Geschlechts ist (a female tumbler). Die Abtey von Jumieges geht leider durch den Vandalismus der Franzosen ihrem Untergange entgegen, indem

die Steine derselben zu neuen Gebäuden verbraucht werden; um desto interessanter sind die hier über dies Bauwerk gegebenen Notizen. Die Kirche ist dem Haupttheil nach aus dem elften Jahrhundert, in einem sehr einfachen Style, das Schiff von Bogen eingefaßt, die abwechselnd auf runden und viereckigen Pfeilern ruhen. Die Kirche des H. Hildebrand zu Gournay ist im eilften Jahrhundert angelegt, aber erst im dreyzehnten vollendet; Rundbogen herrschen im Innern vor, auf schwerfälligen Pfeilern ruhend mit phantastischen Capitälen. Gisors besitzt außer den Ruinen einer alten Burg eine Kirche, die Millin ausführlich beschreibt; unser Verf. findet zwar einzelnes Schöne iu der Ausführung, aber im Allgemeinen eine unglückliche Mischung Gothischer und Römischer Bauart. Das große Haus zu Andelys wird als Muster alter Architektur für Privathäuser dargestellt, es ist in dem Styl, den der Verf. mit einem Freunde den Burgundischen nennt; bey Le Petit Andelys liegt das Schloß Gaillard, eine Anlage von Richard Löwenherz, und nach des Verf. Versicherung die schönsten Burgtrümmer, die er gesehen. Von der Kathedrale von Evreux ist das Schiff größtentheils aus der Zeit Heinrich I., das meiste andre Erneuerung und Ergänzung späterer Zeiten; auch die Kirche des H. Taurinus eben daselbst ist aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt. Wir übergehen einige andere unbedeutendere Gebäude, und machen nur auf die Beschreibung der ehemaligen Kathedrale von Lisieux aufmerksam, eines edlen Werks älterer Baukunst mit Spitzbogen von einfacher Größe, durch und durch in einem Style. Zugleich ist sie ein Beweis, daß in diesen Gegenden schon vor 1077 Spitzbogen als eine Hauptform der Architektur ganzer großer Kirchen angewandt wurden, da es keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß die Kathedrale in diesem Jahre im Wesentlichen ausgebaut war. Ein steinerner Sarkophag in derselben, mit halberhobener Arbeit in Medaillons geziert, ist ein merkwürdiges Werk sehr alter Kunst, wahrscheinlich aus Carolingischer Zeit. Wir kommen zu Caen, welche Stadt nächst Rouen die meisten und schönsten Denkmäler der Baukunst besitzt, deren Errichtung die treffliche Steinart, die die Gegend darbietet, bedeutend erleichterte. Von den zur Befestigung dienenden Bauwerken ist vielleicht das Chateau de Calix am merkwürdigsten, dessen Mauern mit einer Anzahl eingesetzter Medaillons mannichfacher Art geschmückt sind; der runde Thurm desselben ist hier abgebildet. Es war besonders unter Karl VIII. und Ludwig XII., daß man auch Privathäuser auf solche Weise aus-

lerte. Unter den Kirchen wird die des H. Nikolas, unter Wilhelm dem Eroberer um 1060 gebaut, jetzt als Stall gebraucht; Symmetrie und Einfachheit der Anlage, und die hohe steinerne Decke des Chors zeichnen sie aus. Der hohe und schlanke Thurm von St. Peter, gebaut 1308, ist ein schönes Werk des sich vollendenden gothischen Styls; die Kirche ist nur zum Theil aus derselben Zeit. Ein Capitäl eines Pfeilers enthält in Basrelief Beyspiele der Gewalt der Liebe aus Romanzen. Der nur bis zur Pyramide vollendete Thurm der Kirche des H. Johannes ist in dem reichen und kühnen Styl des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts. Die merkwürdigsten Architekturmonumente Caens sind die beiden Abteyen zu St. Stephan und der H. Dreyeinigkeit, die Wilhelm der Eroberer und seine Gemahlin Mathilde auf Befehl des Pabstes zum Dank für gewährte Dispensation zur Heirath gründeten. Die Westfronte der Kirche der letztern rühmt der Verf. als das schönste Muster der soliden Größe Normannischer Architektur (s. Ducarel Anglo-Norman Antiquities pl. 5. p. 6.); im Innern herrscht derselbe Charakter, aber vereinigt mit einem Streben nach Mannichfaltigkeit in den Zierrathen, namentlich der Capitäle. Die erstgenannte Abtey ist jetzt in ein Lyceum oder collège verwandelt, die Kirche ist ein prächtiges Bauwerk, dessen Architekt nach dem Urtheil eines Freundes des Verf. mit römischen Gebäuden bekannt war, obgleich er deren Formen normanisirte. Die Ueberreste des sogenannten Pallastes Wilhelm des Eroberers können nicht aus der Zeit dieses Fürsten seyn, da in ihnen der pointed style, und nicht einmal mehr in seiner Reinheit herrscht; der Verf. schreibt die Erbauung, auch auf die mit Wappen geschmückten Ziegeln des Fußbodens in dem Saal der Leibwache sich stützend, dem vierzehnten Jahrhunderte zu. Bajeux (Viducasses, Bajocass), ein alter Sitz Druidischen Cultus, dann eine ansehnliche Römerstadt, daher noch viel Statuen und Urnen hier aufgegraben werden, hernach zerstört u. erneut von den Sachsen, — deren Aufenthalt in der Normandie noch viele Lo-calnamen, und selbst die blonden Haare und norddeutschen Physionomien der Mädchen in der Gegend von Caen erinnern, — später auf gleiche Weise von den Normannen behandelt, ist für die Kunstgeschichte besonders wichtig, erstens besonders durch die Bayeux-Tapeten (abgebildet bey Montfaucon Mon. de la Mon. Franc. I. pl. sqq. II. pl. I. sqq. und Lancelot Mem. de l'Acad. des I. T. 6. p. 739. 8. p. 602., eine bessere Abbildung wird von Mr. C. A. Stothard erwartet, der unter den Auspicien der Society of Antiquarians ein getreues Facsimile zu nehmen und herauszugeben unternahm), ein Stück braunes Linnenzeug, gegen 212 Fuß lang und

18 Zoll franz. Maaßes breit, in welches Figuren mit bunten, besonders hellrothen, blauen, gelben Fäden, hineingewirkt sind, die in langen Reihen, eingefaßt mit Rändern von Tierfiguren, eine Folge von Begebenheiten von Eduard des Bekenners Thronbesteigung bis Harolds Tod mit sehr genauer Beobachtung des Costüms und auch sonst nicht ganz ungeschickt darstellen. Ueber das Alter der Stickerey ist in diesen Jahren vor jener Societät ein lebhafter Streit geführt worden, unser Verf. neigt sich dahin, sie der Zeit und selbst den Händen der Königin Mathilde beyzumessen. Ein anderer sehenswerther Gegenstand zu Bayeux ist die Kathedrale, in der indeß nur wenig von dem Bau Odo's, des Eroberers Bruder, von 1077 übrig, das Meiste ein Werk sehr verschiedener Zeiten ist. Ausgezeichnet schön sind die kreisrunden Ornamente in den Schenkeln der Bogen des Chors, in denen nach der Bemerkung eines Freundes Fr. Co... etwas von Mohrischem Geschmacke gefunden wird. Unter dem Chor ist eine unterirdische Kapelle des H. Manmertus, wahrscheinlich zum alten Bau des Bischof Odo gehörig. Die Kapitäle der Pfeiler sind in einem Style gearbeitet, in dem in der That etwas Aegyptisches nicht zu verkennen, und die Conjectur nicht durchaus zu verwerfen ist, daß ein Anachoret das Muster mitgebracht habe. Auf der durch dringende Umstände veranlaßten Rückreise sah der Verf. noch die Kirche von Creully, das Schloß und die Kirche von Falaise, die rohe in den Felsen gehauene Capelle von St. Adrian, die Ruinen der Abtey von Bonport, und die Kirche von Pont-de-l'Arche, die Kirche zu Louviers und zu Vernon, deren Beschreibungen wir als sehr flüchtig entworfen mit Stillschweigen übergehen. Nachträglich wird eine Ansicht der Wallfahrtskapelle der Notre Dame de la Delivrande bey Caen, und eine Inschrift eines Brunnen zu Magneville bey Velogne aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert geliefert, und damit dies Werk geschlossen, das wir als einen interessanten Beytrag zur Geschichte der Gothischen Baukunst — wenn auch der Verf. selbst nicht immer die richtigen Ansichten von dem Zusammenhang derselben darlegen sollte — mit einiger Ausführlichkeit angezeigt haben. Denn kaum gibt es eine interessantere geschichtliche Betrachtung, als die Ueberschauung, wie diese Kunst, einerseits immerfort mit Barbarey, Abgeschmacktheit und Bizarrerie ringend, und vielfach davon angegriffen und entstellt, doch am Ende, wenn auch nur vorübergehend, durch wetteifernde Bestrebungen des ganzen damals gebildeten Occidents überschwengliche und scheinbar der Darstellung kaum fähige Gefühle in entsprechender Form darzustellen vermocht hat. K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. 101. Stück.
Den 23. Junius 1825.

Wien.

Gedruckt und verlegt von Anton Schmid:

كتاب يوسف وزليخا من تصانيف
مولانا عبد الرحمن جامي عليه الرحـ

oseph und Suleicha; historisch-romantisches edicht aus dem Persischen des Mewlana Aberrahman Dschami übersetzt und durch Anerkungen erläutert von Vincenz Edlem on Rosenzweig. MDCCCXXIV. VIII und 7 S. in Folio.

Die Reihe der großen Dichter Persiens schließt durrahman Dschami (1417–1492), ein erhabe= Dichter, der die frühern Muster, Nisami, Dsche= ddin Rumi, Saadi zwar nicht übertrifft, aber mit allen höchst ehrenvoll wetteifert und sich allen Gattungen der Poesie mit Glück versu= ud, die Vorzüge aller Vorgänger in sich verei= t. Die Meisterwerke eines so großen Dich= in Europa bekannt und ihrem Werthe

nach geschätzt zu sehen, mußte schon längst der
Wunsch aller Freunde des Orients seyn; doch er-
schien von den zahlreichen poetischen Werken Dschami's
bis jetzt bloß Medschnun und Leila in französischer
Uebersetzung von Hrn. Chezy; von wenigen andern
Proben war theils das Original in der Anthologia Persica, theils die Uebersetzung in der Ge-
schichte der schönen Redekünste Persiens S. 316 u.
vorhanden. Um so willkommner ist das Gedicht
Josef und Suleicha, welches wir hier im Original
und Uebersetzung zugleich auf vaterländischen Bo-
den verpflanzt sehen. An einem großen Gedichte
von viertausend Distichen, das Dschami selbst sein
gelungenstes Werk nennt und dem der ganze Orient
den schuldigen Preis der höchsten Achtung und Be-
wunderung zollt, sehen wir hier zuerst ein genü-
gendes Muster aufgestellt, an dem der Kenner und
Liebhaber den Geist persischer Poesie eben so voll-
kommen durch eigne Anschauung würdigen kann,
als es sich hoffen und erwarten läßt, daß auch
Nichtkenner in der geschmackvollen und bey den
gewähltesten poetischen Ausdrücken doch sehr lesba-
ren und verständlichen Uebersetzung die Vorzüge ei-
nes östlichen größern Gedichts erkennen und schä-
tzen werden. So erscheint uns dieses auch äuße[r]-
lich mit ausgezeichneter Schönheit und Correctheit
gedruckte Werk, zu dessen Genuß wir den Philo-
logen wie den Laien einladen, überzeugt, daß die-
sen die schöne Naturpoesie, die zwanglose Kühnheit
neuer Bilder und Ideen, die gefällige Anlage [und]
Ausführung des Ganzen vielfach anzieht und [be-]
friedigt; jener aber ein großes Musterbild pers[ischer]
Dichtkunst erhält, an dem er sich genügend mi[t der]
persischen Sprache befreunden kann, da dem [Um-]
fange nach bis jetzt nichts Gleiches weder in De[utsch-]
land noch sonst in Europa gedruckt ist.

Schon der Stoff des Gedichtes ist wohl ge[...]
Die Geschichte Josef's, wie sie schmucklos i[n ...]

Genesis erzählt wird, enthält für ein Dichtertalent die fruchtbarsten Keime weiterer Entwickelung und Verzierung; der dramatische Dichter findet ein eben so weites Feld in der Darstellung des Ganzen, als der romantische einzelne Theile ausschmücken kann; und immer muß die Natürlichkeit der Erzählung bey ihrer Verwickelung dem Dichter eben so zu Hülfe kommen, wie sich der Leser in dem ihm längst bekannten und befreundeten Geschichtskreise bewegt. Dschami aber faßt die Erzählung von einer neuen Seite auf. Die Geschichte der Brüder Josef's und die Verpflanzung der Familie Jakob's nach Aegypten, welche in der Genesis Hauptsache ist, wird hier außer Acht gelassen. Wirklich ist diese Wanderung der Familie in ein fremdes Land ohne allgemeines Interesse; der Dichter kann sie nicht nützen, obgleich sie dem Israeliten aus Nationalinteresse wichtig ist. Dagegen ist eine Person geadelt und in glänzendem Licht Josef gegenüber gestellt, die in der Genesis von einer sehr niedrigen Seite erscheint. Suleicha, Tochter des mauritanischen Königs Taimus, wider Neigung und doch auch nach ihrem Wunsche Gemahlin des Aegyptischen Großvesir Putifar, die als Kind Josef dreymahl im Traum erblickt und ihm nun im spätern Glück und Unglück bis zum Uebermaaß ergeben ist, in feuriger Liebe ohne Ziel und Ende sich selbst zerstörend, und ihr gegenüber Josef das Ideal der Geistesherrschaft über die Sinnlichkeit, sind die zwey Extreme, die sich berühren und gegenseitig aufklären: der Dichter scheint die weibliche Schwäche der sich in zielloser Liebe verlierenden, doch als Muster der Treue glänzenden und Mitleid erregenden Suleicha dem männlichen Ernste und der steten Besonnenheit und Geistesgegenwart, die sich in Josef spiegelt, gegenübergestellt zu haben, um die Thorheit jener Schwäche durch das Bild dieser klaren Besonnenheit recht

anschaulich zu machen. Denn jenes Uebergewicht der schlaffen Hingebung muß endlich erliegen; Suleicha muß durch tiefe Leiden, in die sich selbst stürzt, schwer gebeugt und bey steter Bereitlung ihrer heißen Wünsche endlich erkennen, daß sie zuvor sich dieser Richtung des Herzens und Sinnes ganz entfremden und zum wahren Glauben, wie der Dichter sagt, eilen müsse, bevor sie ein höheres Glück genießen kann; erst dann beglückt sie ihre Verbindung mit Josef. In diesem Ausgange ist nach Darstellung des Dichters eine kleine Anwandlung des Mysticismus nicht zu verkennen; zwar hält sich Dschami in diesem Gedichte von dem mystischen Lichtfluge, dem Seyn in Nichts, dem Vergehen in der Gottheit, ziemlich fern; in Vergleich mit den frühern persischen Dichtern, die sich nur zu oft aus dem Kreise der Wirklichkeit in lustige und leere Regionen verirren, ist Dschami sehr besonnen und klar, wie er denn auch am Ende des Gedichts S. 176 - 180. in einer besondern Ermahnung seinem Sohn die vortrefflichsten Weisheitsregeln in reichster Fülle gibt und seinen Sohn selbst vor den Sofi's warnt; aber dem Geist seines Zeitalters mußte er doch zum Theil huldigen, wie die mystische Vorlesung über Urlicht und Selbstnichtseyn (S. 81.), durch welche Josef Basiga, eine seiner Anbeterinnen, plötzlich zur Liebe des Urlichts umstimmt, hinlänglich beweiset. Da solche mystische Stellen sehr selten sind und neben der sonstigen Klarheit des Dichters fast müssig stehen, so dienen sie mehr dazu, dem Leser an einigen Stellen einen Vorgeschmack der Mystik zu geben, als ihm den Geschmack an dem ganzen trefflichen Gedichte zu verderben.

Wenn Uebersetzungen orientalischer Dichter in neuere Sprachen überhaupt schwer sind, so sind es noch vielmehr die der neuern persischen Dichter. Große Schwierigkeit macht besonders das un-

hörliche Spiel mit Paranomasien und gesuchten Wortstellungen, die wenn sie nicht eben so glücklich und naiv in der Uebersetzung nachgeahmt werden, sehr oft einen mehr als alltäglichen Gedanken geben. In dieser Rücksicht freylich hat Hr. v. Rosenzweig das Original nicht ganz in die Uebersetzung tragen können; und wäre es auch geschehen, so würde doch das ewige Spiel der Worte deutschen Ohren mißtönen. Sonst aber ist seine Arbeit ein Muster eben so treuer als geschmackvoller Uebersetzung; der Sinn ist im Ganzen weder durch fremde Farben verschönert, noch durch zu große Aengstlichkeit verdunkelt; der fünffüßige Jambus, der etwa dem Umfange nach dem vom Dichter gewählten, aber für unsre Sprache zu unruhigen lyrischen Metro هزج entspricht, scheint uns, ohne der deutschen Sprache Gewalt zu thun, jetzt noch fester durchgeführt, als in den frühern Proben, welche der Verf. in den Fundgruben und in von Hammer's Geschichte der schönen Redekünste S. 327-334. gegeben hat. Ref. ist in einem so langen Gedichte nur auf sehr wenige Verse gestoßen, in denen die Uebersetzung entweder den Gedanken des Originals durch Weglassung eines oder mehrerer Wörter nicht ganz treu und vollkommen wiedergibt (wie S. 6, 7. wo خنبار "süß" zur völligen Ausmahlung des Bildes und wegen des Folgenden unentbehrlich ist; S. 72, 5. 126, 33. 130, 20), oder einen Gedanken einschiebt, der dem Dichter wenigstens fremd ist, obgleich er an sich in den Zusammenhang paßt (wie S. 54, 10. 55, 19. 117, 7. 134, 34.). Wie die Uebersetzung so mit lobenswerther Treue sich an den Dichter anschließt, so ist auch bey schwierigen Stellen, deren es in diesem Gedicht nicht wenige gibt, der Sinn nach der Sprache und dem Geiste der persischen Dichter aufgefaßt, zumahl der Verf. versichert, in Constantinopel bey vorkommenden

Zweifeln die Hülfe erfahrner Gelehrten benutzt zu haben. Zwar findet man Stellen, in denen viel-leicht ein anderer Sinn gefälliger und sprachrich-tiger ist. So sagt S. 171, 11. der Dichter bey der Beschreibung des Todes, den Suleicha aus unm-ßigem Gram auf Josef's Grabe litt: بشستندش باران اشک ز دیده nach der Uebersetzung "man wäscht sie alsbald mit den Auges Naß"; allein dem Zusammehhang ist dieses nicht angemes-sen; vorher ist schon genug von den Freunden der Suleicha geweint; der Sprache nach übersetzt man leichter "man wäscht der Thränen Regen ihr vom Auge." Wozu ist in dem Verse Seite 120, 1 عزیزانرا کنند کیند زنان خوار das erste Wort übersetzt "beschimpft doch Weiberlist den Frömmsten oft? Der Gebrauch des Worts, das folgende دانا, vorzüglich die Rede selbst, in der sich der Vesir (Asis) über die selbst ih... weisen Königsrathgeber, treffende Weiberlist ... beklagt, empfehlen die Uebersetzung: die weisen Vesire. Doch bey einem so langen Gedichte kann auch dem schärfsten Auge und geübtesten Kenner eine kleine Unrichtigkeit entschlüpfen, welche dem Uebrigen nicht schadet. — Als angenehme Zuga-be folgen nach dem Text und der Uebersetzung 185 - 217. erklärende Anmerkungen, ein schö... Denkmahl der Vertrautheit des Verf. mit der ...sischen Litteratur. Sie hellen dem weniger im Sagenkreise des Orients Einheimischen manche ...le Seite auf; öffnen dem, der den kühnen ... morgenländischer Dichterbilder erst durch dieses ... kennen lernt, den Sinn und die Anwendu... ser Bilder, und erläutern überhaupt den ... durch Parallelen der besten Dichter anderer ...ker, die oft eine überraschende Aehnlichkeit ... Nur möchte mancher Leser in diesem Kreise ...

ländischer, lateinischer und neuerer Dichter auch die Griechen und vor allen Homer sehen, dessen Naturpoesie der morgenländischen sehr nahe steht; und ein anderer möchte zweifeln, ob διαδημα vom persischen ديهيم stamme (S. 196.), ob der Name des Propheten Hud Veranlassung gewesen die Israeliten Juden zu nennen (S. 200), da der Name هود für Eber erst von späten Arabern aus يهودي verderben ist u. s. w. Kritische Anmerkungen hat der Verf. nicht hinzugefügt, und wirklich vermissen wir sie nicht bey dem mit der äußersten Sorgfalt gedruckten Texte. Die Werke Dschami's können auf der Reise durch drey Jahrhunderte noch nicht so entstellt seyn, als andre Schriften, die mehrere Sacula älter sind.

Wir verbinden mit der vorigen Schrift die folgende in demselben Verlage und mit derselben typographischen Schönheit gedruckte:

كواكب الدرية في مدح خير البرية

Funkelnde Wandelsterne zum Lobe des Besten der Geschöpfe; ein arabisches, insgemein unter dem Namen: قصيدة بردة Gedicht Burde bekanntes Gedicht, von Scheich Ebn Abdullah Mohammed ben Ssaid ben Hammad ben Muhsin ben Abdullah ben Ssanhadsch ben Hilalis-Ssanhadschi, genannt: Bussiri. Uebersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Vincenz Edlen von Rosenzweig. MDCCCXXIV. VI und 26 S. in Folio.

Die Kaßide des Elbussiri ist eins der bessern poetischen Erzeugnisse des Orients. Der Dichter zeigt eine passende Anlage und besonnene Ausführung; die einzelnen Theile hat er durch zarte Ueber-

gänge und wohl erwogenen Zusammenhang des Ganzen besser zu verbinden gewußt, als man es bey andern Dichtern der Araber gewohnt ist. Die Sprache ist edel, durch den religiösen Gegenstand gehoben und feyerlich; das Lob des Mohammed ist hier gewiß auf die geistreichste Weise gesungen, ohne daß sich der Dichter zu kühne Fictionen erlaubt. Nur bemerkt man im Ganzen bey dem stillen und leichten Fortgange des Gedichts eine etwas gedehnte Sprache und längere Schilderungen, welche an das Zeitalter des Dichters (die letzte Hälfte des 13ten Jahrhunderts) erinnern; wie die Kaßide auch wegen der häufigen Anspielungen auf die später gewöhnlich gewordenen muselmännischen Dogmen und grammatische Kunstausdrücke ihrem Vorbilde, der Kaßide Caab's, bey weitem nachsteht. Doch ist das Gedicht seines Inhalts wegen im ganzen Orient weit verbreitet, von Scholiasten, wie kein anderes, häufig erläutert, in andere Sprachen in mehrfacher Form, in Prosa, in Versen, in Paraphrasen übertragen; es lebt nicht bloß als Nationallied unsterblich im Munde des Volks, sondern glänzt auch in Stein und Gold als häufiger Schmuck auf Grabstätten und öffentlichen Gebäuden. Fällt auch die nationale Beziehung bey uns Westländern weg, so verdient doch dieses Gedicht seiner innern Vorzüge wegen eine weitere Verbreitung, und diese ist ihm gerade in unserer Zeit auf eine erfreuliche Weise zu Theil geworden. Nachdem es früher Joh. Uri im Original und halbunverständlicher Uebersetzung (carmen mysticum Borda Lugd. 1761) herausgegeben hatte, sahen wir es fast um dieselbe Zeit von zwey gelehrten Kennern des Orients, dem Hrn. v. Hammer (Constantinopel und der Bosphorus. Pesth 1822. B. 1. Vorr. S. LIX—LXXII.) in metrischer Uebersetzung, und dem Hn. Baron S. de Sacy

(Exposition de la foi musulmane, par Garcin de Tassy. Paris 1822. S. 127 = 148. vgl. diese Anzeigen von 1824. S. 1712) in freyer Umschreibung erläutert. Diesen schließt sich jetzt Hr. von Rosenzweig an, und seine Arbeit hat vor denen der Hn. von Hammer und de Sacy den Vorzug, mit der Uebersetzung auch den Text zu verbinden, vor der Ausgabe Uri's aber, den Text mit Vokalen und einigen Verbesserungen zu geben. Die Uebersetzung ist etwas wörtlicher und kürzer als die französische; um aber, wie es scheint, nicht nach Hrn. v. Hammer, dem der Verf. sonst folgt, eine metrische Uebersetzung zu versuchen, ist sie in schmuckloser Prosa. Für ihre Richtigkeit im Ganzen bürgt schon die von dem Verf. in der Vorrede gegebene Versicherung, daß er sie in Constantinopel unter Leitung des Salih Efendi begonnen und vollendet habe. Ref. hat bey der genauesten Durchsicht sehr wenige Stellen gefunden, deren Uebersetzung zweifelhaft schien, wie V. 111. wo nicht jeder Teich, sondern der Teich des jüngsten Tages nach einer Angabe der Sunna verstanden werden muß; V. 151. wo لم mit dem conditionalis nicht verbietend stehen kann; V. 26. wo der Dichter nicht von Feinden und Tyrannen spricht, sondern von offenen Feinden und übelwollenden Rathgebern, die auch einen bessern Gegensatz bilden. Die Anmerkungen S. 15-26 geben zum Verständniß der in diesem Gedicht sehr häufigen Anspielungen auf muhammedanische Dogmen und Traditionen dem minder Kundigen manche gute Winke. Dürfen wir zuletzt noch einige Wünsche uns erlauben, so wäre der erste, daß ein folgender Herausgeber auch die kritische Seite des Gedichts berücksichtigte. Das Gedicht ist nun schon in mehreren Ausgaben oder Uebersetzungen da: bey dieser größern Anzahl mehren

sich auch die verschiedenen Lesarten, und noch mehr hat die höhere Kritik zu untersuchen. Hr. v. Rosenzweig hat den Text so gegeben wie früher Uri; nur V. 8. 171. sind hinzugekommen. Aber manche Verse scheinen in diesem Texte unecht, wie V. 93-96, die nicht nur entbehrlich sind, sondern auch den Dichter in einen Widerspruch verwickeln. Sodann möchte man den Dichter auch in der äußern Form sehen, die seiner würdig ist. Nichts ist außerdem ein festeres Zeugniß für richtige Lesart und Uebersetzung, als das in arabischen Gedichten höchst genaue und sichere Metrum. Um dieses auch in dieser Kaßide zu sehen, mögen sich die Leser außer einigen leicht durch den Druck entstandenen Fehlern (V. 4. 6. 15. 48. 57. 124) noch folgende verbessern: هُمُ für هُمّ V. 41. 44. 129. 137. 142. 143; فَهْوَ V. 42. und andere Licenzen der Dichter bey der Verbindung eines Elif V. 13. [illegible] V. 127. — 89. 81; رُبَّا V. 89. vergl. 145. [illegible] V. 103. 106. 152; تجاوا V. 92; اشتدت V. 95; حككت V. 68; فغادت V. 90; معوج (gleichseyn vgl. V. 129) V. 87; شكت V. 89; ولوت V. 91 und in demselben Verse وبروس ; ولا V. 11. wodurch sich zugleich der Sinn zum Vortheile der Deutlichkeit ändert. Dies sind alle Stellen, in denen dem Metrum Elbasit nachgeholfen werden muß, und nach deren Verbesserung die Leser, deren wir dem schönen Gedichte

sehr viele wünschen, das Metrum eben so sicher als irgend ein griechisches oder römisches finden werden.

Leipzig.

Bey C. Cnobloch: Enumeratio Filicum, quas in itinere circa terram legit cl. Adalb. de Chamisso, adjectis in omnia harum plantarum genera permultasque species non satis cognitas vel novas Animadversionibus. Auctore D. G. Fr. Kaulfufs, Prof. Hal. extraord. Cum tabb. aen. duabus. 1824. = VI u. 300 S. in Octav.

Der nächste Zweck dieser Schrift ist, wie Titel und Vorrede bezeugen, die genaue Beschreibung der von Hrn. von Chamisso auf der Kotzebueschen Reise gesammelten Farnkräuter; und diese Sammlung ist so reich, enthält so viel Neues, daß schon dadurch diese Schrift als ein wichtiger Beytrag zur Pflanzenkunde erscheinen muß. Einen größern Werth wußte ihr der Verfasser noch dadurch zu geben, daß er auch die Gattungen der Farnkräuter, welche in erwähnter fehlen, in sein Buch aufnahm, so daß wir in demselben eine vollständige Synopsis Generum dieser Familie bekommen haben. Was sich sonst an Beobachtungen über Gattungen und Arten der Familie darbot, ist seines Orts eingeschaltet, und sollte das Ganze dadurch auf den ersten Anblick ein etwas buntes Ansehn bekommen haben, so ersetzt der große Reichthum an Berichtigungen, neuen Bemerkungen und Untersuchungen, diesen vielleicht nur eingebildeten Uebelstand vollkommen; denn keineswegs ist hier Fremdartiges zusammengerafft, sondern nur, was die Familie der Farnkräuter betrifft, aufgenommen, so daß man das Werk füglich als Prodromus Monographiae Filicum betrachten kann. Auch die geogra-

phischen Verhältnisse der Farnkräuter sind nicht unbeachtet gelassen. Es ist nicht nur dem Ganzen ein Conspectus geographicus stirpium descriptarum angehängt, sondern auch im Werke selbst bey jeder Art auf deren Verbreitung, besonders über Deutschland, sehr zweckmäßig Rücksicht genommen. Das einzige was man leider um so mehr vermißt, je mehr der Verf., wenn es ihm beliebt, auch dann hätte leisten können, ist eine ausführlichere Entwickelung des relativen Werthes der generischen Kennzeichen, des Habitus der Gattungen, und ihrer gegenseitigen Verwandtschaften.

Sieben und siebenzig Gattungen werden unter folgenden Abtheilungen aufgeführt: Equisetaceae, Lycopodineae, Ophioglossiae, Marattiaceae, Gleicheneae, Polypodiaceae und Marsiliaceae. [illegible] erhellt hieraus, daß der Verf., wie sehr wir ihm auch für die Bearbeitung aller dieser Abtheilungen danken müssen, den Begriff Filix etwas zu [illegible] gefaßt habe; denn schwerlich will der Verf. [illegible] Abtheilungen als eben so viele Familien unter[illegible]den. In der Ordnung der Abtheilungen fällt [illegible] daß die Gleicheneae vor die Osmundaceae gestellt sind, wodurch die bisher allgemein befolgte Grundabtheilung aller Farnkräuter in annulatae und exannulatae aufgehoben wird, ohne daß sich der Verf. über den Grund dieser Anordnung erklärt hätte. Characterisirt sind die Abtheilungen nicht, nur über die Marattiacea, welche Willdenow's Poropterides nebst der Gattung Angiopteris begreifen, sagt der Verf. sie würden mehr durch die Uebereinstimmung des Habitus, welcher kürzlich angegeben, als des Fruchtbaus vereinigt.

Die Diagnosen der Arten sind mit sehr wenigen Ausnahmen neu bearbeitet, oft viel präciser als die Willdenowschen. Die Synonymie ist um so zuverlässiger, als der Verf. ausdrücklich versichert

nur solche Werke citirt zu haben, die er auch selbst benutzt hat. Es ist schlimm, daß es einer solchen Versicherung bedarf, doch bedarf es derselben in der That nur zu sehr. Auch die Beschreibungen sind kurz, oft nur Adumbrationen, aber characteristisch.

Bey Durchsicht des Einzelnen sind uns folgende Bemerkungen aufgestoßen, welche wir in so fern sie irgend einen Tadel zu enthalten scheinen, nicht um den Monographen zu belehren, sondern nur nebst Andern von ihm künftig noch belehrt zu werden, mittheilen. Der Gattung Lycopodium werden capsulae feminiferae und globuliferae zugeschrieben. Also wären jene globuli, deren Keimung bekanntlich bereits beobachtet worden, doch nicht die eigentlichen Samen? Bey Botrychium Lunaria sey es erlaubt, an eine Dissertation von Hrn. Doctor Strempel, Filicum Berolinensium synopsis zu erinnern, zu welcher Hr. Dr. Roeper eine Tafel geliefert, welche den Uebergang jener Pflanze in Botrychium rutaceum durch zehn Abbildungen vollständig genug beweiset. Gedruckt ist sie bey Joh. Fridr. Stark, und verdient überhaupt bekannter zu werden, als sie bis jetzt geworden. Die Gattung Mertensia wird wieder hergestellt und von Gleichenia durch Form und Anheftung der Kapseln nebst deren Zahl unterschieden. Auch Todea wird wiederhergestellt, und vornehmlich durch die frons fertilis immutata von Osmunda unterschieden. Bey Lygodium ist die Terminologie sehr zweckmäßig dahin verändert, daß der Theil, welcher von den Auctoren caulis heißt, rachis genannt wird, wodurch der Bau dieser Gattung um vieles klarer wird. In der Gattung der Polypodiaceen, welche hier 54 Gattungen umfaßt, sind zwar keine Unterabtheilungen ausdrücklich gemacht, doch alle Gattungen, denen das Indusium fehlt, vorangestellt. Dadurch sind denn leider viele der allerverwand=

testen Gattungen weit von einander getrennt. Und sollte es nicht möglich seyn, sie nach der in jeder Gattung vorherrschenden Totalform oder circumscriptio frondis in wahrhaft natürliche Gruppen zu stellen? Scharfe Grenzen würden sich auf diese Weise nicht ziehen lassen, aber auch nicht nöthig seyn. Acrostichum cervinum wird zu polybotrya gebracht; die meisten Arten von Hemionitis zu Gymnogramma; einige andre Arten mit eingesenkten Soren und einem Indusium versehen, werden zu einer eignen Gattung Antrophyum erhoben. Eine andre neue Gattung bilden Grammitis serrata und myosuroides unter dem Namen xiphopteris, unterschieden durch den Habitus, durch sori obliqui, nec costae paralleli. Auch bey andern Gelegenheiten hat der Verfasser den Lauf der Nerven und das Verhältniß der Soren zu ihnen mehr als seine Vorgänger und gewiß sehr mit Recht zur Feststellung der Gattungen benutzt. Die Gattung Cochlidium Kaulf. ist Grammitis graminoides, welche, da das Indusium fehlt, nicht wie Desveaux wollte, zu Monogramma gezogen werden kann. Niphobalus Kaulf. ist Cyclophorus Desv. Bey Nothochlaena Marantae glaubt der Verf. eine sehr bedeutende Abweichung vom Gattungscharacter, nämlich ein wahres, obgleich zartes und schmales Indusium beobachtet zu haben. Weitläuftig wird der Bau und Unterschied der Gattungen Onoclea und Struthiopteris aus einander gesetzt. Zwey neue Gattungen sind Hymenolep[illegible] (Lomaria spicata W.) und Leptochilus (Acr[illegible] axillare Sw.). Die kleinen Pflänzchen in den [illegible]keln der Lappen von Ellobocarpus cornutus ([illegible]ris cornutus Val. d. B.) hält der Verf. nicht [illegible] parasitische Gewächse, sondern Knollen der [illegible] selbst. Bey Lomaria warnt der Verf. vor [illegible]terscheidung zu vieler Arten, da die Frond[illegible]

das Alter vielerley Veränderungen erleidet, und die fruchtbaren oft untermischt mit unfruchtbaren einer andern Art zu uns kommen. Besonders die erste Bemerkung ist leider wohl auch bey andern Gattungen viel zu wenig beachtet. Eine ganz neue Gattung von den Sandwich-Inseln ist Sadlera: sori oblongi soriati subcontinui, costulis approximati paralleli. Indusia coriacea, superficiaria subcontenua intus libera, tunc reflexa. Der Character von Deodia wird berichtigt, da der Ursprung des Indusium aus einer Anastomose der kleineren Venen auch bey Blechnum und Woddwardia vorkommt. Folgende Aspidia der Aeltern gehören nach dem Verf. mit vollem Recht zu Asplenium: A. fontanum, Halleri, asplenioidea und Filix foemina; daß aber Poiret auch Aspidium alpinum zu Asplenium gezogen, wird verworfen. Bey Cheilanthes gibt der Verf. die Verschiedenheiten des Indusium an, ohne daß er sich bey der Uebereinstimmung des Habitus zu generischen Benennungen hätte verleiten lassen. Hierher soll auch Acrost. scariosum Sw. gehören. Cheil. viridis Sw. soll eine Pteris, Cheil. ramentocea Wahlenb. carpat. sogar ein Blatt von Pedicaluris palustris seyn. Adiantum triphyllum nebst einer neuen Art wreden unter dem Namen Cassebeera zu einer eignen Gattung erhoben; eben so Dicksonia Culcita nebst einer neuen Art unter dem Namen Balanticum; und Dicksonia antarstica nebst einer neuen Art unter dem Namen Cibotium. Die Gattung Alsophila R. Brown. hat der Verf. zwar angenommen, gesteht aber, keine feste Grenze zwischen ihr und Cyathea gefunden zu haben. Dagegen wird eine neue Gattung Chnoophora (Cyathea villosa Humb. et B.), durch das indusium tomentosum basi receptaculi adnatum, unterschieden. Dies wird hinrei-

chen, alle Botaniker auf eine so wichtige Erscheinung aufmerksam zu machen.

E. M.

Sulzbach.

Bey Seidel: Primae lineae historico-theologicae ad usum candidatorum s. s. theologiae, conscriptae a Jos. Leon. Rüeff, olim Benedict. monast. Wingart. dein theol. prof. ad s. Lambert. in Styria super. p. t. parocho Rennhartswielae in Suevia. P. II. 1824. 288 S. in Octav.

Dieser zweyte Band enthält nur die Lehre von der Kirche, von Gott, der Dreyeinigkeit und der Menschwerdung des Sohns Gottes und so scheint das Werk eine solche Ausdehnung zu gewinnen, daß der Titel: primae lineae nicht paßt. Das Buch ist, wie im vorhergehenden Bande, theils lateinisch, theils deutsch geschrieben. Eine gründliche, zusammenhängende, mit genauer Nachweisung der Quellen und Hülfsmittel versehene Dogmengeschichte findet man nicht. Die Literatur ist dürftig und nachlässig. In Ansehung der Lehre von der Kirche findet man mehr eine Apologie des Katholicismus in diesem Stücke wider die Einwürfe der Gegner, als ein System und eine Geschichte dieser Lehre. Bey den übrigen Lehren findet kein Widerspruch zwischen dem Katholicismus und dem alten Protestantismus Statt, der Verfasser findet aber hier andere Gegner zu bekämpfen, die zum Theil beiden Parteyen gemeinschaftlich sind. Die Echtheit der Stelle 1 Joh. 5, 7. wird S. 176 - 180. noch vertheidiget, aber auch hier kennt der Verf. wenig von der dahingehörigen Literatur, nicht einmal, was Griesbach darüber geschrieben hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 25. Junius 1825.

London.

Printed and published by W. Philipps etc. Medical Jurisprudence by J. A. Paris, M. D. Fellow of the royal college of physicians; and J. S. M. Fonblanque, Esq. Barrister at Law. 1823. Vol. I. L. 440. Vol. II. 472. Vol. III. 155. Appendix and Index 371. S.

Ein Rechtsgelehrter und ein Arzt vereinigten sich, um ein vollständiges Werk über Staatsarzneykunde zu verfassen. Sie nennen diese medical jurisprudence. In drey starken Bänden handeln sie ihren Gegenstand ab, und zwar im ersten die medicinischen Corporationen mit ihren Urkunden (charters), Rechten und Freyheiten, so wie die medicinische Polizey; im zweyten die medicinischen Gegenstände, welche sich auf das Civil- und Kirchenrecht, und im dritten die, welche sich auf das Criminalrecht beziehen. Von S. I-L. zeigen sie die Würde, die Wichtigkeit und das Alter dieser Wissenschaft. Hinsichtlich der forensic medicine führen sie sich bewogen to assign to Germany the honour of its origin. S. 1. Von dem Collegium

der Aerzte, ihren Rechten und Privilegien. S. 5[illegible] Vom Collegium der Wundärzte. S. 59. Von d[illegible] Gesellschaft der Apotheker. Das Historische von d[illegible] sen Corporationen ist ziemlich vollständig abgeha[illegible] delt. S. 72. Von den Freyheiten (exemption[illegible] und Verpflichtungen (liabilities) der ärztlichen Prak[illegible] tiker. Die Mitglieder des College of Physician[illegible] sind befreyt von assizes, juries, inquests, attaint[illegible] et aliis recognitionibus. S. 77. Von den Kla[illegible] gen durch ärztliche Praktiker. Der Arzt darf wege[illegible] seines Arztlohns nicht klagen, denn the fees a[illegible] honorary, and not demandable of right. S[illegible] 80. Von den Klagen gegen ärztliche Praktiker. [illegible] bekommt der Arzt, Apotheker oder Wundarzt [illegible] Behandlung einer Wunde oder einer Krankheit und heilt er diese nicht, oder fügt er gar durch seine Cur dem Kranken aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit bleibenden Nachtheil zu, so kann der Kranke auf Schadenersatz (damages) klagen. S. 82. Geburtshülfe. Früher waren die Hebammen gehalten die Nothtaufe zu verrichten. S. 85. Von der Erhaltung des öffentlichen Gesundheitswohls. Dafür gebe es in England keinen besonderen Gesetzcoder. Außer den erzwungenen Quarantainegesetzen gegen die Einführung fremder Ansteckung bekümmere sich die Regierung wenig oder gar nicht um die Sicherstellung des körperlichen Wohlseyns ihrer Unterthanen. Die Ordnung und Reinlichkeit so wie die allgemeine Salubrität Englands mache diese Sorge weniger nothwendig; während von der andern Seite our spirit of liberty and independence might have resisted the encroachments on domestic privacy, and the perpetual intrusion of local authorities, to which our neighbours are subjected. S. 104. Von der Quarantaine, von den Spitälern und andern Einrichtungen der Pestpolicey. Das Historische ist mit Sachkenntniß entwickelt. Folgende vier Fragen wer[illegible]

en mit Ausführlichkeit und Umsicht abgehandelt: 1. Sind alle epidemischen Fieber contagiös? 2. Bedarf der Ansteckungsstoff der Hülfe einer eigenen Beschaffenheit der Atmosphäre, um seine Wirkung und Ausbildung zu äußern? und welchen Ursachen sind die Abnahme und das Aufhören einer ansteckenden Seuche zuzuschreiben? 3. Kann Unrath (filth) und thierische Fäulniß Ansteckung erzeugen? 4. Kann ein Fieber, das aus Schwäche oder ungesunder Nahrung entstanden, in seinem Verlaufe durch unreine Luft und thierischen Schmutz ansteckend werden? S. 138. Medicinische Polizey. There is but little of that regulation in England which is strictly denominated medical Police. Nur in der City von London werde eine gesetzliche Prüfung der Droguen und Arzneywaaren vorgenommen. Gegen den Verkauf von Giften und ander gefährlicher Stoffe an unbekannte Personen sey keine Vorsichtsmaaßregel getroffen. Darum vergehe auch keine Woche ohne zufällige und absichtliche Vergiftung. Die Verf. wünschen, daß die Irländische Gesundheitsacte (s. Anhang S. 164) auch auf die Plätze in England ausgedehnt würde, die von der Behörde für angesteckt erklärt werden. S. 143. Mortalitätstabellen. Diese wurden im Jahre 1592 eingeführt. Das Unvollkommene und Unvollständige der Angabe wird nur zum Theil berührt. Part II. S. 153. Vom ärztlichen Zeugniß (evidence) im Allgemeinen. Es sey gut und nothwendig das juristische über das Zeugniß zu wissen. S. 5. Von der Ehe. In der Heirathsacte ist das Alter von 21 Jahren für beide Geschlechter festgesetzt. Taube und stumme Personen dürfen heirathen, weil sie ihre Zustimmung durch Zeichen geben können. Bey der Trauung wird das Gebet um Fortpflanzung weggelassen, wenn die Frau über das Alter der Empfängniß hinaus ist; how the priest is to ascertain this point, we leave the

civilians to determine. Die Verf. kennen ke
Fall in England, wo die Epilepsie einen Sche
dungsgrund abgegeben hätte, auch bezweif
diese Zulassung. Bey den alten Schotten w
die mit Epilepsie, Manie und andern e
Krankheiten castrirt, ne genus foeda conta
ab iis qui ex illis prognati forent, lae
S. 176. Von der Ehescheidung. Der Arzt m
seiner Beurtheilung von körperlichen und g
Mängeln sehr vorsichtig seyn. S. 179. Ver
Fragen mit den vorhergehenden Gegenstän
sammenhängend, durch physicalische Beme
beleuchtet. I. Ueber die Alter, insonderheit
Pubertät. Das menschliche Alter müsse m
David auf 70 Jahre berechnen. Nach Hi
tes Ausspruch ἐν ἀνθρώπου φύσει ἑπτὰ
ὧραι werden sieben verschiedene Alter angeno
infancy — second infancy or boy-hood
escence or puberty — youth — manhoo
age — advanced age. Der van Helmont
propter solum uterum mulier est, id
wird widerlegt. II. Ueber Impotenz und
barkeit. Die Ursachen würden theils bedi
die Organe, theils durch die Function, thei
sie moralisch. III. Ueber die Legitimität der
Die englischen Gesetze sind für die Kinder
günstig. Es ist hinreichend it be born the
begotten in lawful wedlock. War aber de
mann außerhalb Englands (extra quatuor
länger als neun Monathe, so daß keine Ver
mit dem Weibe präsumirt werden kann, so
Nachkommenschaft aus dieser Periode Bast
219. Untergeschobene Kinder. Zu der Bestim
der Aehnlichkeit mit den Aeltern wäre ein
oder Bildhauer competenter als ein Arzt oder
arzt. S. 223. Tenant to the Courtesey.
rathet jemand eine Frau, die ein liegend
hat, und zeugt ein Kind mit ihr, das l

...ren wird, so hat er, auch nach dem Tode des... ...en, so lange er lebt, den Nießbrauch von dem ...ute; he is called tenant by the courtesy of ...land, because this is used in no other realm ...t in England only. S. 227. Ueber Miß... ...burten und Zwitter, gesetzlich betrachtet. S. 230. ...sche Erläuterungen zusammenhängend mit ...hergehenden Gegenständen. Ueber Empfäng... ...und Schwangerschaft (utero-gestation). Ueber ...Gebären oder die Niederkunft. Zwölf Fragen ... dabey abgehandelt. Durch ein schottisches ... wird ein Kind, das sechs Monathe nach der ...ath der Mutter, oder zehn Monathe nach dem ... des Vaters zur Welt kömmt, für rechtmäßig ...ten. Nach einem genauen Register von Dr. ...nd gebären mehr Frauen Kinder in dem Alter ... und 30 Jahren, als in irgend einer andern ... Je nachdem die Menstruation in der Ju... ...sich einstellte, hört das Vermögen Kinder zu ... im 45ten oder 50ten Jahre auf. Auf einen ... werden 3000 Normalgeburten gerechnet. ...erhältniß der gebornen Knaben zu den Mäd... ...wird wie 21 : 20 angenommen. S. 281. Von ... Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter. ...anns habe sie zuerst erwähnt. S. 285. Von ... Zwittern. In einigen Ländern, namentlich in ...ten und Darfur wäre an enlarged clitoris ... endemial. S. 289. Von den Blödsinni... (idiots) und Wahnsinnigen (lunatics). Un... ...che sollen nicht eingesperrt werden. S. 304. ...den Irrenhäusern (lunatic asylums). Früher ... mit diesen Anstalten ungeheure Misbräuche ...en. S. 307. Medicinische und physiologische ...erungen über Wahnsinn (insanity) nach vier ...fragen abgehandelt. S. 330. Von den Schäd... ...eiten (nuisances), gerichtlich, ärztlich und che... ... betrachtet; und zwar in vier Abtheilungen in ...g auf Fabriken und Gewerbhäuser: 1. solche,

wo während der Operation dunstförmige Aus[illegible] als Producte der Gährung oder Fäulniß, in [illegible] Atmosphäre sich verbreiten; 2. solche, wo durch Vermittlung des Feuers schädliche Stoffe der [illegible] mitgetheilt werden; 3. solche, die im Stande [illegible] viele Flüssigkeiten zu verbreiten, deren Gift [illegible] Nachbarschaft sich mittheilen kann; 4. solche, deren Betrieb nothwendig mit großem Nachtheil [illegible] den ist. In den englischen Städten wären [illegible] eigenen Schlachthäuser. Das Verbauen ein[illegible] nen Aussicht ist keine Nuisance, ob jene [illegible] eine heilsame Luft abhält. Allein Lärm, [illegible] bey Tag als bey Nacht ist eine, weil solch[illegible] Leben uncomfortable macht, und auf die Ges[illegible] schwacher Personen nachtheilig wirkt. S. 35[illegible] Betriegereyen (impositions), worunter die [illegible] schützten Krankheiten und die Verfälschu[illegible] Nahrungsmittel gezählt werden. Die [illegible] der Biere, namentlich des Porters, zu [illegible] nachtheilige Beymischungen (drugs of [illegible] noxious quality) genommen werden, [illegible] unter der Jurisdiction der Accise. Zur [illegible] der verfälschten Milch wird der hydrome[illegible] E. Davy empfohlen. S. 381. Lebensversich[illegible] anstalten (policy of insurance of lives) [illegible] Zeugniß der Aerzte sey dabey von großer [illegible] keit. S. 388. Von dem Ueberleben (surviv[illegible] In unsern deutschen Lehrbüchern finden wir [illegible] Kapitel bezeichnet durch zweifelhafte Prior[illegible] Todes bey gleichzeitig todtgefundnen Person[illegible]

Part. III. S. 402. Brandstiftung (arson) [illegible] wird gehandelt von der freywilligen Verbr[illegible] durch Reibung, durch Gährung vegetab. [illegible] malischen Substanzen, und durch chemische [illegible] S. 412. Menschliche Selbstverbrennung. [illegible] per verbrenne nicht freywillig, sondern zufäl[illegible] den Contact eines brennenden Stoffs [illegible] electrischen Materie. S. 416. Nothzucht (

Die Fähigkeit dazu wird beym männlichen Ge- schlecht unter 14 Jahren gesetzlich nicht angenom- men. Vol. II. S. 1. Vom Mord im Allgemeinen. Der Gerichtsarzt soll entscheiden, ob gewaltsamer Tod, oder death by visitation of God. S. 3. Wahrer Tod und anscheinender Tod (apparent death). Die Furcht vor Scheintod finde zu leicht Glauben because between credulity and fear there is an inherent affinity and alliance. S. 11. Von den physiologischen Ursachen und Erschei- nungen des plötzlichen Todes. Die nächste Ursache wird mit Sicherheit im Stillstand der Function des Herzens, des Gehirns oder der Lungen gefunden. S. 25. Ohnmacht. Gingen sie in Tod über, so zeige die Leichenöffnung meistens organische Fehler im Herzen, oder in den zum Leben unentbehrlichen Organen. S. 32. Erstickung, und zwar durch Er- trinken, Hunger, Erwürgen, durch gewaltsame Ver- schließung der Athmungswerkzeuge (smothering), durch Einathmen irrespirabler Luft. Die Ersti- ckung wird definirt als Zerstörung des Lebens durch Hemmung der Function des Athmens durch äußere Gewalt. S. 59. Tod durch Kälte. Er wäre dem durch Opium bewirkten ähnlich. Das Herz würde von Blut sehr ausgedehnt gefunden. Ueber den Tod durch Hitze hätten wir zu wenige genügende Beobachtungen. Der Blitz tödte vorzüglich durch seine Wirkung auf das Gehirn. S. 75. Anwen- dung physiologischer Thatsachen auf die allgemeine Behandlung des Scheintodes (asphyxia). Einbla- sen der Luft, warme Bäder und Blutentziehung gehören zu den Hauptmitteln. S. 84. Behandlung besondrer Fälle von Scheintod. 1. Wo die Thä- tigkeit des Herzens vor der der Athmungsorgane nach- läßt, 2. wo die letztere Function aufhört, während das Herz noch fortfährt, den Kreislauf des schwar- zen Bluts zu unterhalten. Die Resultate der Ver- suche von Brodie sind mitgetheilt. S. 93. Von

der Untersuchung des Kronbeamten (Coronergnent). Dieser wird von seiner ganzen Gemeinde lebenslänglich gewählt. Auf Requisition by King's bailiffs oder anständiger Leute geht er an den Ort, wo jemand erschlagen, plötzlich gestorben oder verwundet wurde, läßt 4, 5 oder sechs Personen vor sich kommen, die er über das corpus delicti eidlich ausfrägt. Er trifft die erforderlichen Nachsuchungen, und übergibt das gewonnene Gutachten der Behörde. S. 104. Selbstmord. S. ... Mord im Allgemeinen. Nach Matthew H... folgende fünffache Eintheilung angenommen: Mord durch Aussetzen einer kranken oder sch... Person oder eines Kindes an die Kälte; 2. Aussetzen einer impotent person, so daß sie ... Noth oder Kummer stirbt; 3. durch so strenge ... Kerkerung, daß der Tod folgt; 4. durch ... bungen; durch Vergiftungen. S. 131. Die chemisch, physiologisch und pathologisch ... Die neueren Physiologen, Pathologen und ... men hätten über diesen Gegenstand so ... tet, daß der Gerichtsarzt nichts zu thun hätte, to converge into one focus the scattered ... Auf folgende dreyfache Eintheilung wird ein ... deres Gewicht gelegt: 1. langsames (slow) ... Eine einzige Gabe ist hinreichend, die nach ... Anwendung keine sinnlich wahrnehmbare ... hervorbringt, aber allmälig die Gesundheit ... gräbt; 2. nachwirkendes (consecutive) Gift. ... einzige Gabe ist hinreichend, die sehr ... nach ihrer Beybringung die heftigsten ... tome erregt, die aber nach und nach abnehmen, der Kranke ist anscheinend geheilt; allein ... später der Tod eintritt, so ist dieß in Folge ... nischer Verletzungen, die jenes verursacht ... 3. wiederholtes (accumulative) Gift. Viele ... sind nöthig; die Wirkungen sind die Folge ... Wiederholung der Gaben, die einzeln uns...

[illegible] wurden. S. 153. Allgemeine Bemerkungen über den erforderlichen medicinischen Beweis um eine Anklage der Vergiftung zu bethätigen (to substantiate). Wie in ähnlichen Fällen stellen die [illegible] einzelne Hauptfragen. Die Erosionen des Magens fänden sich äußerst häufig in Leichen. Bey der Arsenikvergiftung stelle sich die Fäulniß [illegible] erst sehr spät ein. Die pathologischen und chemischen Zeichen wären zuweilen so charakteristisch, daß sie allein die Vergiftung beweisen könnten. Ein Gift, das einen Menschen tödte, würde in gehöriger Menge gegeben, das tiefer stehende Thier auch tödten. S. 199. Ueber die Anordnung der Gifte. Die von Foderé vorgeschlagene und von Orfila mit einigen geringen Abänderungen angenommene sey bey allen ihren Mängeln und Irrthümern die vorzüglichste für den Gerichtsarzt. Ihre Basis sey streng pathologisch, und die Vertheilung nach den natürlichen Klassen, welches sehr wichtig wäre. Ueber die Wirkungsart der Gifte verweist Paris an einigen Stellen auf die 5te Auflage seiner Pharmacologie. S. 207. gibt er folgende Eintheilung der verschiedenen Weisen, wie die Gifte ihre Wirkungen äußern: I. durch Wirkung vermittelst des Mediums der Nerven, ohne daß etwas absorbirt wird, und ohne locale Entzündung zu erregen a) durch welche die Functionen des Nervensystems zerstört werden: scharfe. Aconitum, Jatropa Curcas. narcotisch scharfe: Alcohol, Tabacksöhl, narcotische: destillirtes Mandelöhl, Campher, Opium? b) Dadurch, daß sie das Herz für den Blutreiz unempfänglich machen: Infusion von Taback, Upas Antiar. II. Durch Eindringen in den Blutumlauf, und durch Einwirkung vermittelst dieses Mediums mit verschiedenen Stärkegraden auf Herz, Gehirn und Nahrungscanal. Corrosive: Arsenik, Brechweinstein, baryta muriatica, scharfe: Helle-

borus, Sabina, Colchicum (Meadow Saffron), Squilla. narcotische: Opium, Lactuca, Hyoscyamus (henbane), Blausäure; narcotisch scharfe: Belladonna (deadly nightshade), Conium maculatum (Hemlock), Campher, Cocculus indicus. III. durch eine locale Wirkung auf die Schleimhaut des Magens, einen hohen Grad von Entzündung erregend. Aetzender Sublimat, Grünspan, stannum muriaticum und oxydatum, Zincum sulphuricum, Argentum nitricum, Säuren, Alkalien, Canthariden, Bryonia, Elaterium, Colocynthis, Gummi Gutti (Camboge), Euphorbium, hedge Hyssop, Croton Tiglium, Ranunculi. — Nun folgt bis S. 465. eine ziemlich ausführliche und interessante specielle Darstellung der Gifte. S. 466. Vom Mord, durch Mißgeschick oder Zufall. Es sey kein culpable homicide, wenn der Arzt oder Wundarzt jemand in der Absicht zu helfen einen Trank gebe, der tödte.

Vol. III. S. 1. Eine Zusammenstellung der zu erforschlichen Gegenstände in Fällen von plötzlichem und geheimem Unfall oder Tod. Folgende Fälle werden umständlich in Fragen abgehandelt: 1) der Patient lebt und ärztlicher Beystand ist erforderlich. 2) Der P. ist todt — die Umgebung kann nur eine unvollständige Nachricht von seiner Auflösung geben. 3) Der Körper ist todt gefunden — seine Geschichte ist unbekannt. S. 8. Bewirkung von Abortus und Kindermord. Es gäbe allerdings Abortiva. William Hunter gebühre die Ehre viele unschuldige Mütter vom Verdacht des Kindermords gerettet und eine bessere Theorie dieser Lehre gegründet zu haben. Die Erforschung hinge von der Beantwortung folgender 4 Fragen ab: 1. war das Kind lebend geboren? 2. war es lebend geboren, ist der Tod Folge von natürlichen Ursachen; absichtlicher Mord, oder Nachlässigkeit und Verlassenheit (abandonment)?

3. wenn der Tod erfolgte aus Mangel an nothwendiger Sorge, kann eine solche Nachlässigkeit als criminell oder zufällig angesehen werden? 4) ob das angeschuldigte Weib bey der Untersuchung solche Zeichen darbietet, die mit ihren Beziehungen zum Kinde correspondiren? S. 131. Criminelle Verantwortlichkeit und Gründe für den Angeklagten. Als Ausnahmen von der gesetzlichen Strenge werden aufgeführt: Kinder, Blödsinnige, periodisch Wahnsinnige und Schwangere. S. 147. Von den Strafen. Bei einer militairischen Execution könne der Wundarzt für die Folge nicht verantwortlich seyn, denn es treten zuweilen individuelle Möglichkeiten ein. Läßt aber der commandirende Officier einen einzigen Schlag nachgeben, wenn es jener untersagt hat, so wird der Officier, im Fall eines nachfolgenden Todes, als Mörder angeklagt. Was aber diese Strafart überhaupt betrifft; so hoffen die Verf. that the English army will not long be subjected to a degrading and barbarous torture, from which less moral men, and much worse soldiers, are exempted in every other service in Europe. Ueber das Tretrad (einer jetzt in England für Vagabunden ziemlich gebräuchlichen Strafe) wird, da die Strafe ungleich und ungesund sey (bey Frauen a dangerous and indecent torture) ein ungünstiges Urtheil gefällt. Der Anhang von 318 Seiten enthält ältere und neuere Statute die Aerzte, Wundärzte, Barbirer und Apotheker betreffend; wichtige medicinische Rechtsfälle, Diplome, den Hebammenschwur, Medicinal-Gesetze für ansteckende Krankheiten und für die Einrichtung der Irrenhäuser, sowie Gutachten. Unter den ausführlich mitgetheilten Cases giebt der neuere von Elisab. Downing S. 277-310. über Arsenikvergiftung ein deutliches Bild von dem englischen, medicinisch-gerichtlichen Verfahren.

Ref. hat von diesem Werke eine ausführlichere Anzeige mitgetheilt, weil dieses das reichhaltigste englische über Staatsarzneikunde ist, und den Standpunkt dieser Wissenschaft in jenem Lande zeigt. Fragen wir nun kurz, wodurch sich dieses voluminöse Werk besonders empfiehlt, was die Wissenschaft dadurch gewonnen, und in welchem Verhältniß die deutsche Ausbildung dieser Lehre zur englischen steht? Durch die Vereinigung des Rechtsgelehrten mit dem Arzte wurde es möglich, die vielfältigen Eigenthümlichkeiten des freyen Volks, das Verfahren der Geschwornen, die Verfassung der Gerichtshöfe, namentlich des peinlichen, überhaupt eine genaue Uebersicht der juristischen Praxis und eine Nachweisung der einzelnen Gesetze bey allen medicinischen Gegenständen zu liefern. Tadeln kann man den Mangel einer systematischen Anordnung, den breiten Styl (wie wohl schon aus den absichtlich wörtlich mitgetheilten Proben erhellte), und die zu vielen Abschweifungen von der Hauptsache. Das forensische und med. polizeyliche ist nicht genug im Auge behalten, die physiologischen Erläuterungen sind zu umständlich, die therapeutischen ganz unnöthig. Es sind zu viele ausgedehnte, nicht nothwendig zur Sache gehörigen Beyspiele aufgenommen, und die historischen Untersuchungen sind öfters am unrechten Orte eingestreut, und nicht genau genug. Tiefe Untersuchungen, scharfe Kritiken, neue wichtige Thatsachen findet man nicht. Ueberhaupt scheinen die Ausführungen mehr für Juristen als für Aerzte bestimmt zu seyn. Mehrere Abschnitte sind der Sache nach sehr dürftig abgehandelt. Namen und Titel ausländischer, insonderheit deutscher Werke sind großentheils unvollständig und falsch. Es wäre zu billig, bey Kannegeiser, Struppe, Fazellius, Knappe, Plouquet und anderen unrichtigen Anführungen nur Druckfehler finden

zu wollen. Von den Franzosen ist vorzüglich Fodere und Mahon benutzt. Von der deutschen Literatur kennen die Verf. nur die ältere. Schriftsteller, wie Augustin, Bernt, Bucholz, Fahner, Frank, Henke, Kausch, Pyl, Schmidtmüller, Uden, Wildberg ꝛc. sind von den Verf. nicht angeführt, vielweniger ihre Schriften benutzt. Um das Mißverhältniß der englischen Ausbildung der gerichtlichen Medicin zur deutschen einzusehen, ist nichts nöthig, als die beiden Kapitel über Verletzungen und Kindermord, wie sie in vorliegendem Werke (II. S. 116. u. III. S. 84.) dargestellt sind, mit einem unserer neuesten Handbücher zu vergleichen. Die Wunden sind dort abgetheilt 1) in absolut tödtliche, 2) gefährliche, 3) zufällig tödtliche und 4) nicht tödtliche. Die Art der Verletzung, die Verschiedenheit der verletzten Theile und die Individualität des Verletzten ist kaum berührt. Die Lungen- und Athemprobe ist nicht gehörig gewürdigt. Die Harnblasenprobe ist nicht erwähnt. Die gewaltsamen Todesarten ohne Schuld der Mutter, durch Quetschungen während der Schwangerschaft, durch eine sehr schwere Geburt, und ganz besonders durch die überraschte Niederkunft, wo das Kind im Stehen oder Sitzen auf den Boden schießt ꝛc. sind gar nicht berücksichtigt. Solche und ähnliche Mängel fallen dem deutschen Leser auf. Eine Entschuldigung dafür, sowie für die unvollkommene Medicinalpolizey, können die Verf. zum Theil in den Gesetzen und Einrichtungen ihres Landes finden, wo hinsichtlich des öffentlichen Gesundheitswohls, und bey Störungen desselben durch Verfälschung, Vergiftung, Ansteckung u. s. w., weniger auf die Stimme der Aerzte, als auf die der allgemeinen und Personalfreyheit Rücksicht genommen ist.

M . . s.

Paris.

Histoire de la Gaule par M. Serpette de Marincourt, Avocat à la cour Royale de Paris. T. I. 405 S. T. II. 422 S. T. III. 475 S. 8. 1822.

Das vorliegende Werk soll die Geschichte des alten Galliens bis auf die Fränkische Eroberung umfassen. Passender hieße es wohl: Geschichte der Gallier, als Galliens; denn es sind alle die Nachrichten darin gesammlet, welche sich über die Gallier nicht bloß innerhalb, sondern auch außerhalb ihres Vaterlandes, ihre Kriegszüge, Eroberungen ꝛc. zerstreut finden. Dieß ist von dem Verf. mit einer ausgebreiteten Belesenheit in den Griechischen und Römischen Schriftstellern geschehen; auch sind, gegen sonstige Französische Gewohnheit, die Citate unter dem Text bemerklich gemacht; freylich nicht mit solcher Genauigkeit als wir es in Deutschland gewohnt sind. Der erste Theil, der bis auf das Ende des Jahres 53. vor Chr. also bis in die Mitte von Cäsars Eroberungen geht, beginnt mit Nachrichten über die Gallien umgebenden Völker, die Germanen, Britannen, Iberer, ehe der Verf. zu den Galliern selbst kommt. Unter diesen begreift er den Hauptheil der Einwohner Galliens, vom Celtischen Stamm; von dem die Belgier wohl nur ein aus Germanen gemischter Zweig waren; mit Recht werden dagegen die Aquitaner, ein Volk Iberischer (nicht Phönicischer) Abkunft davon geschieden. Ueber die mythische Zeit der Celten hat der Verf. sich keine Conjecturen erlaubt; die historische Zeit fängt er mit 600 v. Chr. an; von wo an auch die Zeitrechnung fortdauernd am Rande bemerkt ist. Der erste Abschnitt, der bis auf Cäsar heruntergeht, kann freylich nicht viel mehr als die Unternehmungen und Colonien der Gallier außer Gallien enthalten; da wir von der innern Geschichte so gut wie gar nicht unterrichtet sind; da das Wenige was wir wissen,

sich doch auf die Niederlassungen und Angriffe fremder Völker in und auf Gallien beschränkt. Der Zeitfolge nach werden daher die Auswanderungen und Niederlassungen in Italien, die Kriege mit Etruskern, Carthagern, Römern, Macedoniern erzählt; der Uebergang nach Asien, und die Festsetzung daselbst. Demnächst die erste Festsetzung der Römer in dem südlichen Gallien und die Verhältnisse von Massilien; die Errichtung der Römischen Provinz. Die Einfälle und Angriffe der Cimbern, die der Vf. noch aus Jütland kommen läßt. Er sucht zu beweisen, daß die Cimbern Celtischer Herkunft gewesen seyen; aber der Umstand, daß Marius den Sertorius in das Cimbrische Lager schickte, weil er celtisch sprechen konnte, beweiset dieß doch wohl nicht; denn allerdings hatten sich Celtische Völkerschaften auf ihrer Wanderung an die Cimbern angeschlossen, mit denen Sertorius sprechen mochte. Der zweyte Abschnitt, der noch in der Mitte des ersten Theils beginnt, und auch die erste Hälfte des zweyten ausfüllt, umfaßt nun die Geschichte von Cäsars Unternehmungen. Es versteht sich, daß seine Commentarien dabey zum Grunde liegen; und wir haben nicht nöthig mehr darüber zu sagen, als daß dieser ganze Theil der Geschichte treu nach Cäsar erzählt worden ist. Von jetzt an wird Gallien ein Theil des Römischen Reichs; und seine Geschichte ein Theil der Römischen. Sie wird daher jetzt nach der Ordnung der Auguste fortgeführt mit Benutzung des Dio, des Suetons; und demnächst vor Allen des Tacitus; so wie der übrigen bekannten Schriftsteller. Auch hier müssen wir uns mit dem allgemeinen Zeugniß begnügen, daß diese mit Treue und Vollständigkeit benutzt worden sind; es war nicht zu vermeiden, daß die Erzählung auch noch über Gallien zuweilen hinausging. Der zweyte Theil geht bis auf den Tod von Constantin d. G. Der dritte umfaßt dann zunächst die Begebenheiten bis auf die Fränkische Eroberung. Bis dahin war der

Verf. bloß dem chronologischen Faden gefolgt. Der zweyte Abschnitt des dritten Theils enthält dann erst die Untersuchungen, welche die Leser vielleicht schon früher erwartet haben; über den innern religiösen, politischen und gesellschaftlichen Zustand der Gallier. Er spricht zuerst von dem Zustande vor, und demnächst seit der Römischen Eroberung. Bey der Religion der Celten lag nach der Meinung des Verf. der Monotheismus zum Grunde; wenn gleich der Cultus eine Anzahl Untergötter zuließ. Ueber die Druiden, ihre Lehren, Verfassung, religiösen und politischen Einfluß sind die Zeugnisse mit Fleiß gesammlet und zusammengestellt. Den Grund, weshalb Britannien als ihr Hauptsitz erscheint, findet der Vf. darin, daß auf dieser entfernten Insel ihre Lehren am reinsten und unverdorbensten erhalten werden konnten. Das Entstehen oder Aufblühen der freyen Staaten (civitates) in Gallien, findet der Verf. in dem Zeitalter und den Unternehmungen von Cäsar; so daß die Verfassungen vorher mehr monarchisch gewesen wären. Aber die früher erwähnten Könige wären auch wohl nicht viel mehr als Heerführer im Kriege; die große lange gegründete Macht der Druiden und der Nobiles konnten ihnen wohl keinen großen Einfluß gestatten. Die Untersuchung über die Römische Verwaltung in Gallien, welche das Werk beschließt, ist auf wenigen Seiten abgemacht.

Wenn gleich nach Allem was wir gesagt haben, die Leser hier keine neue Aufklärungen von Wichtigkeit suchen werden; so hat doch der Verf. unsers Erachtens für Frankreich ein nützliches Werk geliefert. Das Verdienst desselben liegt in der Zusammenstellung von vielem, was sonst sehr vereinzelt ist. Bey der Treue und Einfachheit der Erzählung und der Entfernung von allen Hypothesen, wird es zur Belehrung über den frühern Zustand und Schicksale ihrer Länder und Völker, dem gebildeten Theile des französischen Publicums dienen können.

H n.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 27. Junius 1825.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 30. April las der Herr Professor Müller die, im vorigen Jahrgange Stück 115. bereits angekündigte, zweyte Abhandlung de Phidiae vita vor, welche das innre Leben des Künstlers zu erforschen und darzustellen zum Zweck hat. Es geht dasselbe natürlich ganz in der Kunst auf, in welcher Phidias, wie kein andrer, originell und schaffend erscheint, und die Abhandlung könnte eben so gut den Titel führen: Von der Bedeutung des Phidias für die Geschichte der Griechischen Kunst. — Je mannigfaltiger Phidias Thätigkeit in Bezug auf die verschiedenen Zweige der Kunst und Technik war — denn derselbe Mann war Maler, Bildhauer, Bildgießer und Toreutes im weitesten und höchsten Sinne dieses (unübersetzbaren) Wortes —: um desto mehr beschränkte er sich selbst hinsichtlich der Gegenstände der Kunst, da er, etwa mit Ausnahme des Pantarkes, fast nur Götter darstellte: woraus schon erhellt, wie hoch der große Künstler selbst seinen Werth anschlug. Eben so

hoch stellte ihn das ganze Alterthum; weit entfernt ihn, wie viele Neuere gethan, dem Praxiteles unterzuordnen, läßt es ihn fast einsam auf seinem Gipfel stehen. Wenn Polyklet ein und das andre Mal dem Phidias vorgezogen wird, geschieht es bloß deswegen, weil er die Technik der Toreutik noch vervollkommnete; das Wesentliche der Kunst aber hatte Phidias schon völlig in Besitz, und wer die Form als Mittel zur Darstellung der Idee betrachtete, wird nie dem Phidias ein bedingtes Lob ertheilt haben. Es ist höchst merkwürdig, wie durch Phidias das Andenken früherer Kunstschulen fast vernichtet wurde, und wie wenig es angeht, seine Kunstleistungeu bloß als einen durch jene hinlänglich vorbereiteten Fortschritt zu betrachten. So haben es indeß in neuern Zeiten mehrere Forscher ansehen wollen, irre geleitet, wie es dem Verfasser scheint, durch den an sich sehr richtigen Begriff eines natürlichen Lebens, eines Organismus der Kunst in ihrem Entstehen, Wachsen und Blühen; [illegible] welche der Verf. zu zeigen sucht, daß in den Gesetzen dieses Lebens und Organismus plötzliche Entwickelungen eben so gut begründet sind wie allmähliges Wachsthum. Vor Phidias war die Kunst, wie theils einige ausdrückliche Stellen der Alten, theils einige wenige mit Sicherheit jener Periode zugeschriebne Werke lehren, auf der Stufe einer aber noch nicht hinlänglich geläuterter Naturnachahmung, mit welcher auch noch ein Haften an herkömmlichen und conventionellen Bildungen auf eine eigne Weise vereinigt war; und wenn in den Körperbildungen kräftige Schönheit und ein gewisser Charakter nicht vermißt wurde, so fehlte dagegen noch ganz aller lebhafte Ausdruck des Geistes. Phidias unvergleichlicher Genius warf jene Fesseln des alten Herkommens von sich, ohne sich noch die des spätern sogenannten Idealstyls anzulegen; er erstrebte in den Formen die reine, edle, unverfälschte

und unverkümmerte Natur, die den Künstler aus der vorhandnen, immer mannigfaltig verdorbnen, heraus zu erkennen Studium und angeborner Sinn lehren kann. Diese Formen erhielten ihr Leben durch Ideen, die Phidias nicht wie seine Vorgänger aus alten Traditionen und dunkeln symbolischen Sagen, sondern aus dem eignen, begeisterten, gottesfürchtigen Gemüthe schöpfte, daher er seine vollendetsten Werke in enthusiastischem Gemüthszustande entwarf. Es versteht sich, daß aus einer solchen Verbindung auch die wahre Grazie, die manche Neuere dem großen Meister abgesprochen haben, hervorging; die freye Darstellung unbewußter, mit sich selbst nicht prunkender, Kraft und Schönheit; die ungezwungne und heitre Entfaltung eines gesunden Daseyns. Hier ist noch nichts um des Effects willen da, nichts mit der Absicht geschaffen, die Meisterschaft des Künstlers geltend zu machen, wie es doch in manchen der bewundertsten Werken späterer Griechischer Kunst unleugbar der Fall ist. Aber auch jene strenge, harte, furchtbare Größe, die Neuere öfter dem Phidias zugeschrieben und als das Wesen seiner Kunst haben geltend machen wollen, bemerkte das Alterthum nicht an ihm; Phidias Olympischer Zeus war durchaus mild, huldvoll, gnädig vorgestellt. Da von diesen Bemerkungen Mehreres auf den vom Parthenon stammenden, neulich nach England gebrachten, Fragmenten von Statuen und Reliefs beruht: so ist nachträglich die Annahme, daß diese wirklich der Zeit des Phidias angehören, gegen allerley Zweifel gerechtfertigt; und weil eingestanden werden muß, daß allerdings verschiedne Style und Kunstweisen daran vorkommen, und an den Hautreliefs der Metopen, wie auch an einigen Stellen der Basreliefs vom Friese eine ältere, steifere, härtere Arbeit gefunden wird als an den mit völliger Meisterschaft gearbeiteten Statuen der Giebelfelder, so wird der

Grund dieser Erscheinung darin nachgewiesen, daß Phidias Zöglinge aus den ältern Schulen des Hegias und Kritias, zu denen aller Wahrscheinlichkeit nach auch Alkamenes gehörte, bey seinen Arbeiten zuzog und brauchte. Einige Betrachtungen über die geschichtlichen Gründe der damaligen großen Kunstumwälzung schließen die Abhandlung; die Hauptsache ist, daß damals der Geist Athens überwiegend und die Kunst Attisch wurde: nicht bloß die Kunst, das ganze äußere und innere Leben der Griechen nahm unter Athens Leitung einen neuen, vorher ungekannten Schwung.

Tübingen.

Bey Chr. Fr. Osiander: Dr. Fr. Benj. Osiander's weiland K. G. H. Hofraths rc. Handbuch der Entbindungskunst. Dritter Band. Bearbeitet von Dr. Joh. Fr. Osiander, Prof. der Med. zu Göttingen. Auch unter dem Titel: Die Anzeigen zur Hülfe bey unregelmäßigen und schweren Geburten. 1825. XXXIII u. 410 S. in Octav.

Die ersten beiden, aus vier Abtheilungen bestehenden Bände dieses Handbuchs sind schon bey ihrer ersten Erscheinung in den Jahren 1818 bis 1821 in diesen Blättern angezeigt worden. Dieser dritte Band, mit welchem das Buch nun vollendet ist, umfaßt einen der wichtigsten Gegenstände der Entbindungslehre: die Indicationen bey unregelmäßigen und schweren Geburten. Bey der Bearbeitung desselben hat der Verf., da in den hinterlassenen Papieren seines Vaters kein Manuscript über diesen Gegenstand sich vorfand, den Grundriß von 1802, der auch bey den ersten Bänden benutzt worden ist, zum Grunde gelegt, ohne sich jedoch weder in der Form noch in den Principien, [illegible] an jenes Buch zu binden. Der sachkundige

wird leicht sich überzeugen, daß das Meiste eine völlig neue Bearbeitung des Gegenstandes ist. Der Verf. glaubte vor allen Dingen seine eigene Erfahrung, bey der Darstellung der Anzeigen, im Auge behalten, und diejenigen Verfahrungsarten voranstellen zu müssen, welche ihm seine vierzehnjährige Praxis als hülfreich und gut kennen gelehrt hat. Dieser dritte Band bildet auch für sich ein Ganzes, und möchte als unmittelbare Einführung in die Praxis der Geburtshülfe zu benutzen seyn.

Folgende kurze Uebersicht des Inhalts wird über die Einrichtung des Buches Auskunft geben. Außer einem Inhaltsverzeichniß und vollständigen Namen-Register über alle Bände, zerfällt das Ganze in vier Kapitel. I. Von den unregelmäßigen und schweren Geburten im Allgemeinen. Es werden hier die von Baudelocque und J. Burns versuchten Classificirungen der Geburten wieder gegeben; zugleich aber ihre Unzulänglichkeit gezeigt, und die Vortheile der, schon bey Aëtius vorkommenden Eintheilung, nach den Ursachen, welche die Geburt erschweren und compliciren können, herausgehoben. II. Von den unregelmäßigen und schweren Geburten, deren Ursachen auf Seiten der Mutter liegen und ihrer Behandlung. 1. Indicationen bey schwachen, unvollkommenen Wehen; 2. bey krampfhaften Wehen mit Unnachgiebigkeit der Mündung des Uterus; 3. bey Erschöpfung der Kräfte; 4. bey Hindernissen im freyen Athemholen; 5. äußerlichen Verletzungen; 6. anhaltenden, unerträglichen Schmerzen; 7. Erbrechen; 8. Ohnmacht; 9. Convulsionen; 10. Ruptur des Uterus oder der Vagina; 11. Blutungen während der Geburt; 12. überhängender und schiefstehender Gebärmutter; 13. Rückwärtsbeugung des Uterus; 14. Vorfall der Vagina; 15. Vorfall des Uterus; 16. Umstülpung; 17. Brüchen; 18. Harnverhaltung; 19. Blasenstein; 20. Enge der Vagina; 21. Enge des Bek-

kens. a. Die Anzeigen zur Anwendung der Geburtszange bey engem Becken, b. zur Wendung auf die Füße; c. zur Perforation, d. zum Kaiserschnitt, e. zum Schooßknorpelschnitt. 22. Indicationen bey Exostosen und Steatomen; 23. zu starker Neigung des Beckens; 24. zu weitem Becken.

III. Von den unregelmäßigen und schweren Geburten, deren Ursachen auf Seiten des Kindes liegen und ihrer Behandlung. Insbesondere von den fehlerhaften Lagen des Kindes zur Geburt. (Der Verf. zeigt hier die völlig nutzlose Vervielfältigung der, zum Theil bloß vom Fantome hergenommenen Kindeslagen, und dringt auf eine naturgemäße Vereinfachung derselben. Er glaubt einer der ersten gewesen zu seyn, der die Uebertreibung mit welcher Baudelocque, und nach ihm viele Andere, die s. g. Positionen vervielfältigt haben, zur Sprache gebracht hat; in seiner Schrift: Bemerkungen über die französische Geburtshülfe, Hannover 18... 1-5. Indicationen bey ungewöhnlichen Kopfla... gen; 6. beym Vorfall der Hand neben dem Kopfe; 7. bey der Gesichtsgeburt. Die Anzeigen zur Anwendung der Geburtszange im Allgemeinen. 8. Indicationen bey der Steißgeburt; 9. Fußgeburt; 10. Querlagen. Die Anzeigen zur Wendung auf die Füße im Allgemeinen. 11. Indic. bey der Zwillingsgeburt; 12. bey unverhältnißmäßiger Größe des Kindes; 13. Verknöcherung der vordern Fontanelle; 14. Wasserkopf; 15. Bauchwassersucht; 16. Monstrosität des Fötus; 17. abgerissenen und im Uterus zurück gebliebenen Theilen des Fötus; 18. ... Tode des Kindes in Mutterleibe; 19. Frühgeburt; 20. Abortus; 21. Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter. IV. Von den unregelmäßigen und schweren, Geburten deren Ursachen auf Seiten der Nachgeburt liegen. 1. Indic. beym zu frühen Abfluß des Fruchtwassers; 2. beym verspäteten Abfluß des Fruchtwassers; 3. bey Verkürzung der Nabelschnur; 4. Vorfall der Nabelschnur; 5. Sitz der

Placenta auf dem Muttermunde oder in dessen Nähe; 6. Verhaltung der Nachgeburt; 7. Blutfluß nach der Geburt.

Stuttgart und Tübingen.

Bey Cotta: Bemerkungen über die Geschichte und Behandlung der venerischen Krankheiten. Von Dr. B. A. Huber. 124 S. in Octav.

Die gehaltreiche Schrift begreift zuförderst die so vielseitig wichtige Frage vom Ursprung der Lustseuche, besonders ihrer vorgeblichen Abstammung aus America; und dann die neuerlich oft und viel besprochne, sogenannte einfache Behandlung des Uebels, ohne Mercurialmittel. Ueber beide fragliche Gegenstände seine Ansichten mitzutheilen, konnte sich der schon durch andre Schriften vortheilhaft bekannte Verf. berufen fühlen, da ihm seine mehrjährigen gelehrten Reisen durch die Pyrenäische Halbinsel und die dadurch erworbene solide Sprachkenntniß, so wie nach Schottland und England, häufige Gelegenheit zur Beobachtung und zum Nachforschen über dieselben darboten. — So viel auch in Betreff der erstern Frage, zumahl seit Astruc und Sanchez geschrieben worden, so waren doch die Acten darüber bey weitem noch nicht als geschlossen anzusehen; und es ist ein Verdienst des Verf., daß er sich einer strengern Revision der bedeutendsten derselben, vornemlich von Spanischen Zeitgenossen aus dem Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts unterzogen, und sie mit andern gleichzeitigen und ältern Quellen, namentlich auch aus deutschen Chronisten verglichen hat; woraus sich denn offenbar das Resultat ergibt, daß die venerischen Krankheiten in mancherley Formen allerdings Jahre lang vor Colon's Entdeckungsreisen im europäischen Mutterlande einheimisch gewe-

sen. — Zunächst von der in verschiedenen Ländern auch noch neuerlich beobachteten Selbstentstehung syphilitischer und mancher ähnlichen Uebel, ohne vorgängige Ansteckung; durchgehends mit Scharfsinn, aber auch mit unparteyischer Rücksicht auf die Einwendungen, welche sich dagegen machen lassen. Hierbey besonders von den bey diesen Untersuchungen so oft zur Sprache gekommenen, jetzt nur in einige Winkel der Schottischen Hochlande verdrängten Sibbens; auch aus eignen Ansichten — dann hauptsächlich von dem neuerlich zumahlen von Edinburgh aus so sehr empfohlenen simple Treatment der venerischen Krankheiten. Auch hier spricht der Verf. als Augenzeuge, zumahl in den Militär-Hospitälern, und gibt zugleich eine sehr verdienstliche Uebersicht und unparteyische Würdigung der von jenen Aerzten über die einfache Behandlung der syphilitischen Krankheiten ohne Mercur, geäußerten, theils sehr verschiednen Meinungen. Prüfung der dagegen vorgebrachten Zweifel und Einwendungen, z. B. daß bey der einfachen Behandlung secundäre Symptome häufiger seyen; dem sey wohl so, aber dieser Nachtheil werde durch die außerordentliche Milde und Gutartigkeit derselben hinlänglich compensirt. Es lasse sich mit vollem Rechte schließen, daß die heftigen und verwüstenden Symptome, welche in den Ländern, wo der meiste Mercur angewandt wird, bemerkt werden, als Wirkungen dieses Arzneymittels selbst anzusehen seyen. Bey alle dem aber gibt der unbefangne Verf. selbst am Schluß seiner Schrift eine vergleichende Uebersicht der Fälle, wo Quecksilber von Nutzen, vielleicht unentbehrlich ist.

Druckfehler.

S. 952. Z. 2. v. u. Durchgang des Kopfes, statt Durchgangskopfs.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1825.

Paris.

[illegible] Dufort: Histoire littéraire d'Italie par [illegible] L. Ginguené, membre de l'Institut etc. [illegible] par F. Salfi, ancien professeur dans [illegible] universités d'Italie etc. 1823. VI und [illegible] Seiten in Octav.

[illegible] mte und in mehrern Hinsichten, be[illegible] für das französische Publikum, sehr schä[illegible] [illegible] des verstorbenen Ginguené wird also [illegible] fortgesetzt, als wir vor vier Jahren bey [illegible] des siebenten, achten und neunten Ban[illegible] [illegible] diese gel. Anzeigen vom Jahre 1821. S. [illegible] erwarten zu sollen glaubten. Der italiänische [illegible], der den neunten Band nach Ginguené's [illegible] vollendete, führt in diesem zehnten nicht nur [illegible] Geschichte der italiänischen Litteratur des schö[illegible] sechszehnten Jahrhunderts zu Ende; er ver[illegible] und auch noch weiter gehende Fortsetzungen. [illegible] gewinnt nun das Werk allerdings an [illegible] barkeit. Aber bey einem Buche dieser Art [illegible] auch vieles auf den Geist der Kritik an, den litterarischen Notizen zur Seite geht, [illegible]

in dieser Beziehung trifft es sich sonderbar genug, daß der Fortsetzer, Hr. Salfi, ein Italiäner, ungefähr in demselben Grade sich zum Franzosen gebildet hat, als Ginguené bemüht gewesen war, alle Vorurtheile seiner Nation abzulegen, um der italiänischen Litteratur, von der man bis dahin in Frankreich sehr mangelhafte und irrige Begriffe hatte, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ueber den Styl sagen wir nichts. Hr. Salfi bittet seine Leser um Entschuldigung, weil er in einer fremden Sprache schreibt; aber man bemerkt bald, daß ihm diese Sprache sehr geläufig ist; und eben so leicht kann man bemerken, daß er, obgleich Italiäner, ganz durchdrungen ist von derjenigen Art von Philosophie, die sich in Frankreich, während der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die gesunde zu betiteln beliebt hat. Ueberall schimmern daher auch die zu jener Philosophie gehörenden politischen Grundsätze durch, die seit zehn Jahren nicht mehr an der Tagesordnung sind, und die vielleicht auch veranlaßt haben, daß Hr. S. nicht mehr Professor an einer italiänischen Universität ist. Uebrigens hat er, wie er selbst sagt, seinen Vorgänger sich zum Muster genommen, und wir setzen gern hinzu, ihn in so fern übertroffen, als er eine gewisse Weitschweifigkeit vermieden, von welcher der Styl Ginguené's nicht frey zu sprechen ist. Wir erhalten nun in diesem zehnten Bande nach Ginguené's Plane einen reichen Nachtrag zu dem, was die vorhergehenden Bände über die Litteratur Italiens aus dem sechszehnten Jahrhundert enthalten, also auch über die Fortschritte der lateinischen Poesie und Beredsamkeit bey den Italiänern während dieser Periode. Zuerst über einige lyrische Dichtungsarten, wie die Ueberschrift lautet. Aber was für einen Begriff der Verf. sich von lyrischer Poesie macht, ist nicht leicht zu errathen; denn er stellt unter diesen Titel ...

den Oden, Liedern, Elegien und einigen poematti auch die Epitaphien, Epigramme, und sogar die äsopische Fabel. Um die Meinung zu widerlegen, daß es der italiänischen Litteratur an Epigrammen fehle, führt er den Alamanni als den ersten eigentlichen Epigrammatisten unter den italiänischen Dichtern dieses Zeitalters an; nächst ihm den großen Mahler Michael Angelo Buonarotti. Übrigens finden sich unter den Werken Alamanni's hundert und ein und zwanzig Epigramme, die in mehreren Ausgaben seinem bekannten Lehrgedichte la Coltivazione angehängt sind; und in einigen dieser Epigrammen erkennt man einen geistvollen Nachahmer der griechischen Anthologie, des Martial, und auch des Ausonius. Es gereicht ihm zum Lobe, daß er neben dem satyrischen Epigramme, das man jetzt gewöhnlich Epigramm im besondern Sinne nennt, auch das gnomische nicht vernachlässigte. Aber berühmt ist doch kein italiänischer Dichter durch seine Epigramme geworden; und Alamanni fand wenige Nachfolger. Fein und treffend ist des Verfassers Bemerkung über das Verhältniß dieser Epigramme zu den Madrigalen, die er zugleich erwähnt. Beide mit einander verwandte Dichtungsarten stimmen in der pikanten Wendung eines anziehenden Gedankens überein; aber das Madrigal hat immer einen weichern, milden, nie, wie das Epigramm, einen schneidenden Ton. Nach dieser Unterscheidung würden dann aber viele Epigramme der griechischen Anthologie, die Versart abgerechnet, Madrigale genannt werden müssen. — Die Geschichte der äsopischen Fabel hat durch den Verfasser eine bemerkenswerthe Berichtigung erhalten sollen. Man war bisher, sagt er selbst in Italien, der Meinung, die Art von Geisteswerken, deren Werth man in Frankreich seit Jean Lafontaine so hoch anschlägt, habe von jeher für die Italiäner wenig Interesse

gehabt, und sey der italiänischen Litteratur fremd geblieben bis ins achtzehnte Jahrhundert, da Bertola und einige Andre diese Lücke auszufüllen suchten. Bertola selbst hatte diese Meinung verbreiten helfen. Der Verfasser führt mehrere italiänische Fabulisten aus dem sechszehnten Jahrhundert auf; aber die Notizen, die er mittheilt, sind gar nicht neu. Sie beweisen nur, daß diejenigen, die die Geschichte der italiänischen Fabel erst im [illegible] achtzehnten Jahrhunderts anfangen wollten, [illegible] tere italiänische Litteratur nicht kannten. Die vom Verf. angeführten Fabulisten, Pavesi, [illegible] und Baldi wurden dem deutschen Publikum [illegible] vor zwey und zwanzig Jahren genannt im [illegible] ten Bande von Bouterwek's Geschichte der [illegible] Poesie und Beredsamkeit. Ueber den Werth [illegible] Fabeln sind indessen die Meinungen sehr [illegible] den geblieben. Gewiß ist, daß man auf [illegible] Gattung, bis auf die Zeit, da der franz[illegible] schmack sich über Europa verbreitete, in [illegible] so wenig, wie in Spanien und in Engla[illegible] besondern Werth gelegt hat. — Auch [illegible] Geschichte des eigentlichen Liedes, der [illegible] ta, in der italiänischen Litteratur erha[illegible] durch die von Hrn. Salfi zusammengeste[illegible] tizen keine neue Belehrung. Befremdend [illegible] daß die Canzonetta im Allgemeinen hier [illegible] anacréontique genannt wird. Der Verf. [illegible] auch nicht, daß die ganze Gattung bey den [illegible] nern erst gegen das Ende des sechszehnten [illegible] hunderts in die Mode kam, als derselbe [illegible] dem man die Erfindung der eigentlichen [illegible] schreibt, als Canzonettendichter beliebt wurde [illegible] der Verf. hat vergessen, zu bemerken, daß [illegible] natürliche Dichtungsart, wie das eigentli[illegible] nur deßwegen in Italien so lange Zeit dem [illegible] nen Volksgesange überlassen geblieben [illegible] das Sonett bey allen, denen die auf höhe[illegible]

rung Anspruch machten, und zum Theil bey dem Volke selbst, die Stelle des eigentlichen Liedes vertrat. Eben so wenig lernen wir vom Verf., warum die *Elegie* bey den Italiänern nicht das wurde, was sie bey andern Nationen geworden ist, obgleich Ariost durch seine Nachahmungen der Amores von Ovid sehr gut gezeigt hatte, daß man bey dem Worte Elegie nicht immer an ein Trauergedicht denken muß. Unter dem freylich sehr unbestimmten Titel Poemetti hat der Verf. vielerley zusammengetragen. Doch zu einer fortgesetzten Musterung der einzelnen Notizen ist hier kein Raum. Wir geben also nur noch eine summarische Anzeige des Inhalts der folgenden Kapitel. Ausführliche Geschichte der bukolischen Poesie der Italiäner von Sanazzar bis auf Guarini; und bey dieser Gelegenheit, also nicht gerade an der rechten Stelle, unter dem Titel Poesia rusticale, Nachrichten über mehrere Arten von italiänischen Gedichten in den Volksdialekten. Hierauf eine ausführliche Geschichte der *lateinischen* Poesie bey den Italiänern im sechzehnten Jahrhundert. Aber wozu werden in der nun folgenden Darstellung des Verhältnisses der Litteratur zu den schönen Künsten in Italien während dieses Zeitraums nicht nur von dem Theile der Litteratur, der die Theorie und Geschichte der schönen Künste angeht, Nachricht gegeben, sondern auch die aus vielen andern Büchern längst bekannten Notizen zur Lebensgeschichte des Raphael, Tizian u. s. w. hier noch ein Mal wiederholt? — Zum Beschlusse tritt der Verfasser in einem Resumé als Kritiker im höhern Sinne des Worts auf. Von einem Standpunkte der philosophischen Betrachtung wirft er einen prüfenden Blick auf das Ganze der italiänischen Litteratur aus dem sechzehnten Jahrhundert. Mit Vergnügen läßt man sich von ihm noch ein Mal aufmerksam darauf machen, wie damals die Liebe zur Kunst, Wis-

senschaft und Litteratur unter allen Ständen in Italien verbreitet war. Aber in dem Gutachten, das der Verf. nun über die Litteratur seiner Nation aus diesem schönen Zeitalter fällt, erkennt man kaum den Italiäner. Zuerst wirft er den italiänischen Dichtern und Schriftstellern, von denen die Rede gewesen ist, einen herrschenden Nachahmungsgeist vor, der keine wahre Originalität habe aufkommen lassen, außer bey Ariost, den er deßwegen den poete par excellence nennt, und einigen wenigen Andern. Dieser Nachahmungsgeist soll nun darin bestehen, daß auch die berühmtesten italiänischen Dichter und Schriftsteller Latinisten gewesen, und immer auf Muster aus dem classischen Alterthum hingeblickt, um sich ihnen auf die eine oder andere Art zu nähern. Also, was bisher der italiänischen Litteratur aus dem sechszehnten Jahrhundert als ein Vorzug nachgerühmt wurde, soll nun ein Flecken seyn. Man könnte auf die [illegible]muthung gerathen, der Verfasser gehöre zur Schule der neuen Romantik in Deutschland; aber von dieser scheint er doch nichts zu wissen. Auch wagt er nicht, zu sagen, was denn wohl aus der Litteratur seiner Nation geworden seyn möchte, wenn ihre Dichter und Schriftsteller verschmäht hätten, den classischen Alten, die überdieß zum Theil ihre Vorfahren waren, abzulernen, was ewig nachahmungswerth bleiben wird, und keiner musterhaften Originalität in den Weg tritt, den hellen und männlichen Verstand, der keine Phantasterey aufkommen läßt; die Klarheit, Bestimmtheit, Kraft, und ungeschminkte Eleganz des Ausdrucks. Sonderbar genug, daß hier ein deutscher Recensent die italiänische Litteratur in Schutz nehmen muß gegen einen französisch schreibenden Italiäner. Aber liegt denn nicht in dieser Litteratur selbst am Tage, was aus [illegible] wurde, als man im funfzehnten Jahrhundert, [illegible] recht original zu seyn, den Weg verließ, den [illegible]

groß Dante und nach ihm Petrarch, gebahnt hatten? Drang nicht die Geschmacklosigkeit wieder von allen Seiten ein, als man im siebenzehnten Jahrhunderts auf Kosten des guten Geschmacks, der im sechszehnten der herrschende in der italiänischen Litteratur war, noch origineller seyn wollte? Eben in der genialen Entwickelung eines romantischen Geistes, der aus dem Mittelalter stammt, und in Italien durch den Charakter der Nation eine besonders nationale Eigenthümlichkeit erhielt, verbunden mit einer dem italiänischen Geschmacke angemessenen Nachahmung der Alten, liegt das eigenthümliche der italiänischen Litteratur. Es ist bekannt, wie die dramatischen Dichtungsarten, bis zur Entstehung der Oper, unter den Händen der ganz antik seyn wollenden italiänischen Dichter verunglückten. Eben so bekannt ist aber auch, daß die bey weitem größere Zahl der italiänischen Dichter jener Zeit, und unter ihnen die vorzüglichsten sämmtlich, sich eine so ungeschickte und knechtische Nachahmung der Alten nicht zu Schulden kommen ließen, und daß sowohl der Geist, als die metrische Form ihrer Gedichte romantisch, wenn gleich nicht als romantisch, blieb. Härter noch ist der zweyte Vorwurf, den der Verf. der Litteratur seiner Nation aus dem sechszehnten Jahrhundert macht. Ohne Solidität (solidité; ein Wort das wir hier beybehalten müssen, weil das deutsche Gründlichkeit ihm nicht ganz entspricht) trage sie im Ganzen das Gepräge des Leichtsinns (légèreté) und einer knechtischen Denkart (servilité). Freylich läßt sich nicht leugnen, daß das fröhliche Selbstgefühl der Nation in Leichtsinn überging; daß die herrschende Sittenlosigkeit auch in der Litteratur sich nicht verbarg, wovon der schaamlose, aber sehr witzige Pietro Aretino das auffallendste Beyspiel gibt; und daß man das Ernsthafteste überhaupt, Sittlichkeit und Religion, mit innigem

Ernste zu behandeln fast verlernt hatte. Und konnte es anders seyn, nach dem Beyspiele, das der päbstliche Hof unter der glänzenden Regierung des üppigen Leo X. gab? Aber in der italiänischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts erscheint doch dieser Leichtsinn im Ganzen nur als ein ästhetisches Spiel der Phantasie, bey den meisten Dichtern sehr gemildert durch romantische Gefühle, und gegen den moralischen Ernst bey weitem nicht so hart anstoßend wie die französische Modelitteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Daß übrigens das ästhetische Interesse damals bey den Italiänern das wissenschaftliche überwog, brachte der natürliche Gang der Entwickelung des menschlichen Geistes mit sich. Der Verf. läßt dem wissenschaftlichen Ernste und Eifer der italiänischen Philosophen aus dieser Periode, Bruno, Telesius, Cardanus, und den unvergeßlichen Naturforschern Fallopio, Aldrovandi u. s. w. Gerechtigkeit widerfahren; nur genügen sie ihm nicht. Aber in welchem Lande standen denn damals Philosophie und Wissenschaft überhaupt höher, als in Italien. Oder vermißt der Verf. in der italiänischen Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts eine Philosophie à la Voltaire, Helvetius, Diderot u. s. w.? — Doch wir müssen diese Bemerkungen abbrechen. Daß die schöne Prosa in der italiänischen Litteratur hinter der Poesie weit zurückgeblieben ist, und von eigentlicher Beredsamkeit nur wenige Spuren in ihr sich finden, müssen wir dem Verf. zugestehen. — Angehängt ist eine biographische Lobrede (was die Franzosen Eloge nennen) auf Ginguené. Sie lieset sich gut, gibt aber, wie die meisten französischen Lobreden dieser Art, kein treues Bild von dem litterarischen Charakter des Mannes, den sie ehren soll, weil sie nur die Lichtseite hervorhebt, und die Schattenseite unberührt läßt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.
Den 2. Julius 1825.

Göttingen.

Bey Dieterich: Das diesjährige Pfingstprogramm enthält: Liber Berengarii Turonensis de sacra Coena adversus Lanfrancum ex Codice manuscripto Guelpherbitano edit. P. IV. 28. p. 4. von Hrn. CR. Stäudlin.

Königsberg.

In der Universitäts-Buchhandlung: Jahrbücher Johannes Lindenblatts, oder Chronik Johannes von der Pusilie, Officials zu Riesenburg, zum erstenmal herausgegeben von Johannes Voigt, ord. Professor der mittlern und neuern Geschichte, k. Archiv-Director und Mitgl. der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde und Friedr. Wilh. Schubert, Doctor der Philosophie und Privat-Docent (jetzt Prof.) an der Universität zu Königsb. S. XXXIV u. 407. — 1823. 8.

Dieß Buch ist in mehr denn einer Beziehung eine höchst erfreuliche Erscheinung. Die darin zu-

erst abgedruckten Jahrbücher waren bisher nur von Einigen, zufolge mangelhafter Abschriften, und meist sehr unvollkommen benutzt worden. In der Einleitung (S. 1 = 23) wird gezeigt, daß, obwohl dieselben unter dem Nahmen der Chronik von Joh. Lindenblatt im Umlauf gewesen, dieses doch ganz irrig sey. Gewiß ist ein Official des Pomesanischen Domstiftes zu Riesenburg, Nahmens Johannes, deren Verfasser; nirgends aber kommt in der Zeit, binnen welcher diese Jahrbücher geschrieben seyn müssen, ein Johannes Lindenblatt vor, der die Stelle inne gehabt hätte. Dagegen ist es erwiesen, daß im J. 1379 dem damahligen Pfarrer in Eilau, Johannes von der Pusilie — das letzte Wort bezeichnet ein Dorf in der Nähe Marienburgs jetzt Pösilge genannt — jenes Amt übertragen ward, der sich um das Land verdient gemacht hatte, in manchen öffentlichen Geschäften gebraucht wurde, und die Stelle über zwanzig Jahre bis 1406 verwaltete. Daß dieser Mann der Verfasser dieser Jahrbücher sey, wird höchst wahrscheinlich gemacht, so daß kaum noch ein Zweifel übrig bleibt. [illegible] Grunau, der höchst unzuverlässige Chronist, [illegible] erst dem Vornahmen Johannes den Zunahmen Lindenblatt beygefügt, welchem die Andern nachgeschrieben haben. Von dem J. 1360 bis zu den achtziger Jahren ist die Chronik kurz und [illegible]deutend, erst nachher wird sie bedeutender, [illegible] mit jener Annahme wohl zusammenstimmt, [illegible] unser Johannes von der Zeit an selbst The[illegible] den Begebenheiten hatte, und als ein einsich[illegible] ler und wohl unterrichteter Zeitgenosse sch[illegible] konnte: diese Kürze während der frühern [illegible] würde dann um so mehr für sein richtiges [illegible] und für seine Wahrheitsliebe sprechen. Wahr[illegible]lich sind von ihm jedes Jahr die Begebenheiten [illegible] Landes, und der fremden, mit denen es in Verbin[illegible] stand — und mit wie vielen stand der Orden [illegible]

in Berührung? — aufgezeichnet worden. Bis zu dem J. 1417 geht die Arbeit des Johannes; die Chronik der beyden letzten Jahre ist von anderer Hand, wie aus innern und äußern Gründen (S. 15 ff.) erwiesen wird. Simon Grunau hat diese Jahrbücher zuerst, aber auf seine Weise, gewissenlos, benutzt. Im achtzehnten Jahrhundert machte Braun auf die älteste Handschrift aufmerksam, von welcher dann von den Liebhabern verschiedene Abschriften genommen wurden. Jene besitzt jetzt die K. Bibliothek zu Berlin, sie ist unbezweifelt die älteste und beste, welche dieser Ausgabe auch zum Grunde liegt, von welcher Folgendes noch anzuführen ist.

Die Herausgeber sind (Vorr. VII.) von dem Grundsatze ausgegangen, der Chronist müsse möglichst treu wieder gegeben werden, wie er ursprünglich war, sprach und schrieb. Weder eine veränderte Rechtschreibung, noch eine Verbesserung unrichtiger Nahmen, noch die Hinzufügung ausgelassener Worte haben sie sich erlaubt, nur allein eine dem Sinn mehr entsprechende Interpunction. Die berührten Mängel sind dagegen in den Anmerkungen nicht nur berichtigt, sondern diese überall so abgefaßt worden, daß in ihnen oft noch mehr Belehrung als in den Jahrbüchern selbst gefunden wird, besonders für Diejenigen, welche zunächst nicht ihre Forschungen auf den D. Orden oder Preußen beschränken.

Statt auf andere Chronikenschreiber oder Jedem zugängliche Quellen zu verweisen, war es die Hauptabsicht der Herausgeber durch Hinzufügung dieser Anmerkungen (S. VII. d. Vorrede) "neben dem Zweck, Einzelnes durch sie zu verbessern und aufzuhellen, Neues zu geben, der neu erscheinenden Chronik neue Materialien für die Geschichte der Zeit, die sie umfaßt, anzuschließen, und so dem Werke noch einen, außer der Chronik liegenden Werth zu geben. Das reiche Archiv des deutschen

Ordens in Königsberg gab nun dazu so reichen Stoff, daß nicht geringe Mäßigung dazu gehörte, um vielen andern interessanten Nachrichten aus der beschriebenen Zeit die Aufnahme zu verweigern. Vielleicht scheint Manchem schon hier zu viel mitgetheilt". Dieß Letztere abgerechnet, weil man nur zu gern von solchen Männern Belehrung annimmt, wird man Alles so finden, wie es von den Herausgebern angedeutet worden ist. Wir müssen indeß auf das Werk selbst verweisen, in der festen Ueberzeugung, daß die Geschichtforscher einstimmig mit uns urtheilen werden. Einzelnes auszuziehen ist nicht thunlich. Eine Bemerkung und eine kleine Berichtigung erlauben wir uns beyzufügen.

Wenn bey dem J. 1382 unser Chronist hat (S. 48): "In desim jare nomen die herren al lant vlant von deme konige von Sweden" in der Anmerkung aber bemerkt wird, daß unter dem Ausdruck vlant die Insel Oeland wahrscheinlich zu verstehen sey, wie denn auch Gothland, das Land Gothland in dieser Zeit genannt werde; daß ferner viel weniger an die nördlich gelegenen Alandschen Inseln zu denken sey: so geben wir das Letztere [illegible] gern zu, wenn sich aber keine andere Beweise dafür finden lassen, daß hier Oeland gemeint sey, so scheint uns diese Annahme doch auch gewagt. Hat sich der Verf. etwa in dem Jahre geirrt? Wir haben sowohl bey diesem, als bey den [illegible] vorhergehenden und folgenden Jahren die handschriftlichen Hansischen Recesse in dieser [illegible] durchgesehen, aber auch hier Nichts gefunden, [illegible] einen Aufschluß gäbe, noch weniger eine Bestätigung der damahls durch den Orden weggenommenen Insel Oeland. Zwar geschieht in [illegible] Recessen der Friedeschiffe Erwähnung, welche [illegible] Hansen auch der Orden oder die Preußen [illegible] hatten, der damahligen Besetzung der festen [illegible]

in Schonen, über welche von den Bundesstädten Verträge zu deren Bewahrung mit einzelnen Haupt- [illegible]ten abgeschlossen wurden, mehrere Schreiben in dieser Zeit von den Städten an den Hochmeister [illegible]richtet: nirgends aber Etwas, was jene Aussage der Vermuthung bestätigte. — Wegen einer an- [illegible] Schwierigkeit können wir indeß eine befriedi- gendere Auskunft geben. Im J. 1403 (heißt es S. 157) "qwomen vaste Ritter unde knechte ken Prußen, do sie vornomen, das man Reysete wedir die littowin: von nahmhaften herin worin der here von Gysteln unde der here von Lyningen." Ueber diesen Hrn. v. Gysteln wird in den Anmer- kungen bemerkt, "daß sich darüber Nichts aus den Quellen zusammenbringen lasse, daß man jetzt weder eine solche Herrschaft noch Familie kenne. Allein die Vermuthung gewinne fast unwiderleg- liche Gewißheit, daß dieser Herr aus Westphalen gekommen sey, wenn man auf den Westphälischen [illegible]en Gistelberg, auch Kistelberg geschrieben, sehe, der südöstlich von Arensberg liege, in der Nähe der Stammherrschaft Plettenberg und anderer Sitze von Familien, die sich später in die Länder der Ostsee allgemein verbreitet haben, und bedenke, daß West- phalen nebst Franken von allen Deutschen Ländern dem Deutschen Orden den größten Zuwachs an Mitgliedern und Kreuzfahrern zugeschickt hätten." Ein Geschlecht dieses Nahmens ist ein sehr blühen- des und angesehenes, das von den Grafen von Flandern zu Lehn ging, welches daselbst angesehe- ne Besitzungen und einen Zoll bey Brügge besaß; diese Herren haben den Deutschen verbundenen Städten (van Hansen) im Verlauf des dreyzehn- ten und vierzehnten Jahrhunderts verschiedene Frey- heiten zugestanden, auch mehrere Zollrollen sind auf uns gekommen, worin die Abgaben, welche die Romani imperii mercatores diesen Herren zu ent-

richten hatten, bestimmt werden z. B. von den J. 1262, 1352 u. m. a. Diese Urkunden sind in den Archiven der Städte Cöln, Hamburg und Lübeck befindlich, und werden zu seiner Zeit gedruckt werden. Auch kommen Glieder dieses Geschlechts als Zeugen bey den ertheilten Freybriefen durch die Grafen von Flandern an die Städte vor. Demnach scheint hier weiter kein Zweifel obwalten zu können. Der Nahme wird nur zuweilen etwas anders als Ghistele, Gistelle u. s. geschrieben.

Noch in einer andern Beziehung aber verdient dieses Buch ausgezeichnet zu werden. Nahe an elfhundert Unterschriften aus Ost- und Westpreußen stehen diesem Werke vorgedruckt, Nahmen Derer, die durch ihre Beyträge den Abdruck bewirkt haben. Unter diesen findet man Männer aus allen Ordnungen bis zum Landvolke hinab. Welcher Theil Deutschlands wird sich so leicht, Aehnliches geleistet zu haben, rühmen können? Gewiß, heißt es daher in der Vorrede, wird man darin den Geist erkennen, der in Preußen für wissenschaftliche Bestrebungen herrscht, die Liebe, die in dem Volke für die Geschichte alter Zeiten lebt, und den Eifer und das Interesse, mit denen es Alles aufnimmt, was sich von Werth und Wichtigkeit aus jenen Zeiten erhalten hat. Es ist belehrend und erfreulich den Alten in seinem Gewande erscheinen, in seiner Sprache zu uns reden zu hören. Um einen richtigen Blick in jene Zeiten zu thun, dazu gehören auch die Worte, worin der Zeitgenosse zu den Nachkommen redet. Durch das ganze Werk geht der Glaube und das feste Vertrauen, daß es Gottes Hand sey, die in den Ereignissen des menschlichen Lebens wirksam und sichtbar werde. So sagt er einmahl: "die Gabe ist des Herrn, der gibt und nimmt und macht alle Dinge nach seinem Willen, und wenn das ihm behaglich wird, [illegible]

mag er es wandeln auch durch seine Gnade; seine Hand ist nie verkürzt." Dieser Glaube, möchten wir beyfügen, gewährt eine Ruhe in bösen Tagen und tödtet nicht die Kraft des Widerstandes und des Kampfs gegen übermächtige Feinde. Der ehrt sich selbst nicht, der das Große der Vorfahren nicht ehrt. Ostpreußen hat in dem letzten großen Kampf gezeigt, mehr denn irgend ein Theil des Königreichs, daß dieser Glaube noch nicht verschwunden ist, da seine Söhne, nachdem sie das größte Unglück getragen hatten, mit ungeschwächter Kraft im Kampf für Freyheit und Recht gegen den Unterdrücker herrlicher als Andere auftraten. Nicht seiner Gebrechen wegen, sondern um des Vortrefflichen willen, das im Mittelalter war, sollen die Nachkommen es ehren, und Belebung der eigenen Kraft daher entlehnen. Auch jetzt findet sich Ostpreußen durch eine Verkettung von Ursachen hinwieder in höchst schwierigen Verhältnissen, mehr vielleicht als irgend ein Theil des Königreichs; aber eben der Glaube wird es aufrecht erhalten; daß aber derselbe Glaube sich hier fortpflanze, muß der Wunsch aller Deutschen seyn, denn Ostpreußen ist das nach dieser Seite hin an der äußersten Gränze belegene Deutsche Land, obwohl nicht im neuem Deutschen Bunde, dennoch durch Sprache und Sitte und durch den König, der Glied des Bundes ist, mit ihm vereint. Wir wissen aber nach andern Gränzen hinsehend, wie verderblich das Eindringen des Fremden für die Deutschen geworden ist.

Angehängt sind: 1. eine Stammtafel des Lithauischen Hauses Jagjiel; dann 2. die Reihefolge der obern Beamten des Deutschen Ordens in Preußen von den Jahren 1360 - 1419 durch Herrn Prof. Schubert, welche Abhandlung sich einer andern von Ebendemselben, deren wir nächstens gedenken werden, einiger Maßen anschließt; endlich 3. vier Urkun-

den. Die erste v. d. J. 1410 und die letzte ohne Jahrzahl, haben uns am Bedeutendsten geschienen. Jene gibt eine sehr eingreifende Darstellung von der Noth des Ordens, während des unglücklichen Kriegs mit Polen; diese gibt über des Ordens Verhältnisse zum Papste und dessen Antheil an der Vergebung der Bisthümer im Lande Auskunft, und enthält auch sonst noch manches Merkwürdige. Ihr Verfasser ist der Procurator des Ordens zu Rom, dem der Papst bey den Unterhandlungen über die Besetzung des Erzbisthums Riga sagt, er solle an den Hochmeister schreiben: "daz her sich vor sulcher "Hoffart vnd gewalt vnd vnrecht, die sie Iren "armen vndersassen vnd seynen nakbuwern, als "man sie offenlichen czihet vnd bedasset syn, vor- "basme mit synen gebietegern messige, das sulcher "clage nicht so viel komen." Da der Procurator aber diese Gerüchte den Verläumdungen der Polen zuschieben wollte, so erwiederte der Papst: "Es "kunppt von den uwern her." Wahrscheinlich ist hier, nach unserm Dafürhalten, ohne die Urkunde selbst einsehen zu können, für "Do sprache habe" zu lesen: "Do sprach he abe."

G. S — s.

Stuttgart und Tübingen.

Bey J. G. Cotta: Züge aus dem Leben des Cardinals Hercules Consalvi von J. L. S. Bartholdy. Kön. Preuſs. geh. Leg. Rath. Mit dessen Bildniſs. 1824. 84 S. 8.

Eine kurze, interessante, unparteyische Darstellung, welche um desto willkommener seyn muß, da wir von dem sehr merkwürdigen Manne, welcher die Seele der Regierung Pius VII. war, noch keine Lebensbeschreibung haben. Die Züge sind wohl gewählt und gezeichnet, die Nachrichten an Ort und Stelle und aus den besten Quellen geschöpft.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 2. Julius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Ueber das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten. Ein theologisches Bedenken von Pacificus Sincerus. 1824. 90 S. in Octav.

Berlin.

Bey J. H. Cawitzel: Ueber die wahre Stelle des liturgischen Rechtes im evangelischen Kirchenregiment. Prüfung der Schrift: Ueber das liturgische Recht der evangelischen Landesfürsten. Von Dr. Philipp Marheineke. 1825. 99 S. in 8.

Das liturgische Recht der evangelischen Landesfürsten ist in neuern Zeiten vorzüglich in zwey Fällen zur Sprache gekommen, nämlich bey der Einführung der Schleswig-Holsteinischen Kirchenagende in den Neunziger Jahren, und bey dem von der Preußischen Kirchenregierung ausgesprochenen Wunsche einer allgemeinen Annahme der neuen Agende für die Hof- und Domkirche in Berlin, in unsern Tagen. Damals widersetzten sich an-

fangs mehrere Gemeinden der Einführung einer im Geiste der neuen aufgeklärteren Theologie verfaßten Agende. Gegenwärtig lehnen besonders die Geistlichen eine Liturgie ab, in der man wenigstens den alten evangelischen Kirchenglauben nicht vermißt. Wir fragen aber nicht, was Geistliche und Gemeinden bey ihrem Widerspruche leiten möge, sondern ob sie überall ein Widerspruchsrecht gegen neue landesherrliche Liturgien haben; wenn wir freylich nicht übersehen, daß weder die Baiersche, noch die Preußische Regierung dieses Widerspruchsrecht bestimmt in Abrede gestellt haben; so doch nicht verkennen, daß rücksichtlich desselben große Ungewißheit in den Gemüthern obwaltet, und wissenschaftliche Feststellung hier um so nothwendiger wird, je weniger in diesem Falle auf dem Wege der Gesetzgebung das gewünschte Ziel erreicht werden kann. — Während unsere Juristen durch ihr Stillschweigen den Verfall der Studien des protestantischen Kirchenrechtes, und den Mangel an gehörigen Interesse für unser Kirchenwesen nicht undeutlich beurkundeten; unternahm ein Ungenannter in einem theologischen Bedenken die Erörterung dieses juristischen Gegenstandes. Als Gegner desselben trat Hr. Dr. Marheineke auf. Jener suchte in einem ruhigen und anspruchslosen, jedoch auch in einem dem evangelischen Geistlichen geziemenden freymüthigen Tone das anerkannte liturgische Recht der evangelischen Landesfürsten auf den Ansichten des üblichen Collegialsystems zu gründen, und eine beschränkte Ausübung desselben den Fürsten besonders zur Gewissenssache zu machen. Sein Gegner wollte nach den an und für sich wohl richtigen Grundsätzen einer organischen Kirchenbildung von Allem das Gegentheil darthun, ohne jedoch zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen zu gelangen. — Ein gedrängter Auszug aus

den, mit großer Theilnahme betrachteten Schriften wird zunächst am willkommensten seyn.

Der wesentliche Inhalt der ersten Schrift ist folgender. "Jeder Religionsgesellschaft steht an und für sich das Recht zu, sich selbst und insbesondere ihren gemeinschaftlichen Gottesdienst anzuordnen. Jedoch hat der Regent über sie dieselben Rechte, die ihm über jede andere Gesellschaft zustehen; was auch die evang. Kirche ihm willig einräumt. Freylich hat der evang. Landesherr noch andere Rechte in der evang. Kirche, namentlich das Recht in ihr den Gottesdienst anzuordnen; diese dürfen aber nicht aus seinen Hoheitsrechten abgeleitet werden, sondern nur aus einer Uebertragung der Gemeinden. Daß diese jedoch nur unter der Bedingung geschah, daß die einmal gegebenen Kirchengesetze von ihm und seinen Nachfolgern unverändert erhalten würden, kann nicht behauptet werden; da in Zeiten, wo größere Veränderungen der gottesdienstlichen Formen nöthig werden, die Fürsten wieder hervortreten und entsprechende Anordnungen treffen müssen. Wohl aber darf aus dieser Ueberzeugung gefolgert werden, daß das liturgische Recht nicht andersgläubigen Fürsten zustehen kann, und daß die evangelischen Fürsten als Bevollmächtigte der Kirche in ihrem Geiste, und nicht bloß nach eignem Gewissen handeln müssen. Die Uebertragung erhellt aber aus Folgendem: Zur Zeit der Reformation ruhte das liturgische Recht bey den Gemeinden; durch die Unthätigkeit der Bischöfe waren die Gemeinden vereinzelt; sie fühlten die Nothwendigkeit einer neuen Verbindung, und konnten, wenn die Obrigkeit sich für die evang. Sache erklärte, nur ihr die gemeinsame Einrichtung des Gottesdienstes übergeben. So übernahmen die Fürsten die Sorge, der sich bildenden Gesellschaft die nöthige Form zu geben, und als oberste Patronen, Schutz- und Schirmherrn über das Fortbestehen

derselben zu wachen. — Was nun die Ausübung dieses liturgischen Rechtes betrifft, so ist wesentlich erforderlich, daß keine Veränderung ohne ein Bedürfniß der Gemeinden vorgenommen werde; so wie, daß die Art der Ausübung diesem Bedürfniß entspreche Bis jetzt ist freylich der Fürst in letzterer Hinsicht nur seinem Gewissen verantwortlich. Jedoch hat der gewissenhafte Fürst zu bedenken, daß Veränderungen, die von seinem Cabinet ausgingen, nicht das nöthige Vertrauen finden würden; daß er vielmehr durch die bestehende Kirchenverwaltung die erforderliche Commission zu ernennen, und das von ihr zu beobachtende Verfahren bestimmen zu lassen hat. Was aber die gegenwärtige Kirchenverwaltung selbst betrifft, so muß er das Unzureichende der bestehenden Consistorial-Verfassung einsehen. Weltliches und geistliches Regiment, jura circa sacra und jura sacra dürfen nicht vermischt werden. Die Diener des Wortes dürfen nicht als Diener des Staates erscheinen. Als völlig verderbt muß ihm aber diese Verfassung erscheinen, wenn nicht jede Religionspartey ihr eignes Consistorium hat, wenn die Mitglieder desselben in rein geistlichen Sachen von bloßen Staatsdienern nicht völlig unabhängig sind; wenn dem Chef der Behörde allein ein Entscheidungsrecht zusteht. Eine bloße Reinigung und Verbesserung der Consistorialverfassung genügt aber nicht. Denn das Kirchenregiment wird dadurch gegen seine Natur in die Form der Staatsverwaltung gezwängt, und die Kirchendiener setzen ihre höchste Ehre darin Staatsdiener zu seyn, und gleich diesen nichts höheres anzuerkennen, als die persönliche Auctorität des Landesherrn — Was aber die außer der Consistorialverfassung in der evangelischen Kirche sich findende Episcopal- und Presbyterialverfassung betrifft, so ist letztere als das eigentliche Erzeugniß der Reformation zu betrachten, während

me nur durch die politische Verfassung sich erhalten hat. Auch ist eine Abstufung zwischen höherer und niederer Geistlichkeit, wie sie die Episcopalverfassung kennt, nicht schriftgemäß; weshalb auch die Reformirten Gleichheit aller Geistlichen zu einem Glaubensartikel gesetzt haben. Wollte auch der Landesherr unter der Bedingung der Episcopalverfassung der Kirche ihre jura sacra zurückgeben, wie viele Bedenklichkeiten entstehen alsdann allein hinsichtlich der Ernennung der neuen evangelischen Bischöfe! Was aber die Presbyterialverfassung betrifft, so hat sich diese überall gebildet und segensreich bewiesen, wo die evang. Kirche sich selbst überlassen war. Daher haben die Fürsten das ihnen bey der Reformation übertragene Werk, die Ordnung und den Zusammenhang der evang. Gemeinden zu gestalten, dadurch zu krönen, daß sie ihren Ländern diese so mancher Modification fähige Verfassung geben. Alsdann wird auch das liturgische Recht seine wahre Gestalt erhalten. Denn das wahre Bedürfniß muß auf den Presbyterien der Provinzen oder des ganzen Landes zur Sprache kommen; die versammelte Geistlichkeit wird die Sachkundigen am besten nahmhaft machen können; die Grundzüge werden hier am besten besprochen, und die Interessen am besten erwogen werden können, und bey dem Eindrucke, den eine solche Versammlung zurücklassen muß, wird auch die Ausführung am leichtesten gelingen. Zu seiner Zeit ... alles Bessere auf diese Weise zur Wirklichkeit ge...en, während gewaltsame und unvorbereitete Ver...rungen verhütet werden. Alles von den Presbyte... Ausgehende wurzelt aber in der Auctorität des ...desherrn, und erhält nur durch seine Bestätigung ... volle bindende Kraft, so daß der Landesherr noch ...er das liturgische Recht ausübt, nur auf die ...kommenste und angemessenste Weise." — So ... Pacificus Sincerus, dem wir nicht mit

seinem Gegner diesen seinen Namen bestreiten mö-
ten. —

Der wesentliche Inhalt der Gegenschrift des
Dr. Marheineke ist folgender: "Die Wissen
hat seither noch kein lebendiges Bild der V
sung und der Rechte der evang. Kirche aufgestellt.
bloßen Meinungen der Canonisten dürfen aber
entscheiden. Vielmehr ist in dem in abstra
in concreto aufzufassenden Begriffe der Ki
ihr Recht enthalten. Mit der Reformation
nach die Einheit, das positive, innerliche un
haft lebendige Verhältniß zwischen Staat u
che begründet worden, wodurch beide erst
stimmte Gestalt erhalten haben, und sich
tig ihr Leben in dieser bestimmten Art ve
Das bloß äußerliche Verhältniß, was die
sche Hierarchie festzuhalten sucht, entstand,
Römische Staat anfangs außer der Ki
und die Kirche einen Staat im Staate bild
Später ließ aber das katholische Princip
Auseinandersetzung mit dem Staate, ke
Einheit zu. Dieses Princip liegt auch den
Vorstellungen derer zum Grunde, welche ei
hängigkeit der Kirche vom Staate verlan
von der Auflösung beider nicht sehr versch
Auch werden diese durch dieselbe mechan
stellung, die im Politischen die republicani
art veranlaßt, im Kirchlichen zur purita
führt. Bey der Erklärung der Thatsache,
evang. Landesherr im Besitze des liturgisch
tes ist, darf man aber nicht von den gew
Meinungen einer Uebertragung, eines Ve
und anderer Mechanismen ausgehen. Die
te lehrt so wenig, daß die Rechte des Ki
ments je wirklich in den Gemeinden gew
daß diese sie den Landesherrn übertragen
Auch darf man nicht den ältesten Zustand
che zum Typus nehmen, da das Princip d

änderung des Gottesdienstes nach Zeit und nach Umständen durch den Geist der christlichen Religion selbst gestattet ist, und das Kirchenregiment aber schon damals in die Hände des Staates gefallen wäre, wenn die Kirche bey diesem gleich anfangs Schutz und Aufnahme gefunden hätte. Vielmehr ging das liturgische Recht von den Bischöfen, die es ad interim ausgeübt hatten, auf die Landesherrn über, denen es gegen alle Ordnung und Recht vorenthalten war. Nicht aus menschlichen Gedanken und Einfällen entstand das neue Verhältniß der Kirche zum Staat; sondern als etwas Organisches, auf dem innern Lebenstriebe Beruhendes, durch den Zug der unmittelbaren Liebe und des Vertrauens, durch die höchste Freyheit und Nothwendigkeit. Mit der Abneigung vor der hierarchischen Macht war zugleich die Zuneigung zu der andern Macht vorhanden, die als eine christliche desselben Geistes sich der Rechte der Kirche annahm und der — jedoch ohne Willkühr, mit einer von der Nothwendigkeit nicht verschiedenen Freyheit — die Kirchengewalt übertragen wurde. Wie nun das Recht der Kirche zugleich Recht der Landesobrigkeit wurde, vermochte nur sie es, die liturgischen Formulare in allgemeinen Gebrauch zu bringen, die unbrauchbaren zu beseitigen, und der Willkühr zu steuern, wodurch eben so viele Liturgien als Gemeinden entstanden wären, und die evang. Kirche sich in lauter separatistische Conventikel aufgelöset hätte. Ihr stand es zugleich zu, alles, was sich unvollkommen und separatistisch gebildet hatte, in den gemeinsamen Geist umzuschmelzen, oder das zu ausschließen und separatistisch fortdauern zu lassen. — Wollte die evang. Kirche nicht als Sekte, sondern als Landeskirche existiren, so konnte sie dies nur unter den Formen des Staates, als den allgemeinen Form des Volkes. Sie stand nicht außer dem Staate, sondern wuchs organisch in ihm

sistenz; so wie der Staat, als bestimmter evangelischer Staat organisch aus ihr herauswuchs. Die symbolischen Bücher aber suchten die weltliche Macht als Gottes Ordnung wieder zu Ehren zu bringen, und begriffen sie mit in dem Ausdruck der Kirche, wenn sie diese der Hierarchie entgegensetzten. So ist das kirchliche Recht des Landesherren ein Ausfluß von Kirche und Staat, und in dieser Gestalt ein annexum der Landeshoheit; der Diener der Kirche ist aber zugleich Diener des Staates, und Staat und Kirche nur zur Einheit verbunden, was sie dem Geiste des Evangelii gemäß seyn sollen; was weder von der katholischen Kirche, noch von der bloßen Sekte im Verhältniß zum Staate behauptet werden kann. — Diese Einheit von Staat und Kirche muß sich auch in der Repräsentation zeigen. Daher muß das Oberhaupt des evang. Staates auch für das Oberhaupt der evang. Kirche erkannt werden und in seiner Person die Einheit beider repräsentiren, ohne darum Christum der übersinnlichen Gemeinde der Gläubigen verdrängen, und seine Macht beeinträchtigen zu wollen. Was die evangel. Fürsten seit drey Jahrhunderten Großes und Wohlthätiges in der Kirche gethan haben, haben sie in dem Bewußtseyn gethan, daß ihnen dieses von Gott und Rechtswegen zustehe; so wie, daß sie nach bestem Wissen und Gewissen handelten, wenn sie auf die Bedürfnisse und Wünsche des Volks sahen und im Geiste der Kirche handelten. Daß dennoch nicht manche über verletztes Gewissen klagten, war unvermeidlich. Daß man aber so oft seine Gewissensfreyheit und Ueberzeugung in ihrer formellen Unbestimmtheit und Inhaltlosigkeit gegen die Verbindlichkeit geschehener Anordnungen geltend gemacht hat, hat vor allen die evang. Kirche an den Rand des Verderbens gebracht. Dadurch muß nicht nur der überlieferte Glaubensstand aufgelöset, sondern auch alle Gemeinschaft im

Ordnung im Leben, und der Strenge nach selbst die öffentliche Anordnung verhindert werden; so wie denn auch die schlechteste Ueberzeugung dadurch in der evang. Kirche zu einem unantastbaren Heiligthum geworden ist. — Wenn nun aber die Einheit von Kirche und Staat sich in der Person des evang. Landesherrn zeigen muß, so muß auch die Verschiedenheit beider in den verschiedenen, vom Landesherrn gesetzten Behörden und Autoritäten repräsentirt werden. Denn Einheit ist nicht Einerleyheit, und Kirche nicht Staat, Staat nicht Kirche. Jedoch ist es abentheuerlich, eine absolute Scheidung der Qualitäten bey den Kirchendienern zu verlangen, da das Interesse am Staat auch bey den Kirchendienern nicht erlöschen soll, und umgekehrt. Was unterschieden werden soll, darf darum noch nicht geschieden werden. Was nun aber die zwey Grundformen der Kirchenverwaltung betrifft, so paßt nicht jede für das öffentliche Leben, an das sie sich anschließen will. Auf dieses aber, und nicht auf die heilige Schrift muß gesehen werden; da das Christenthum sich mit jeder Individualität der Völker und Staaten vereinigen läßt. Die Presbyterialverfassung läßt sich aber nur mit einer republicanischen nicht mit einer moralischen Staatsverfassung vereinigen. Hier muß sie nothwendig einen Staat im Staate bilden, und auch in diesem das democratische Princip zur Herrschaft bringen. Indem sie den Gemeinden das Mitsprechen vergönnt, nimmt sie das Vertrauen zu den Geistlichen wieder zurück, wodurch sie berufen worden sind. Diese müssen aber als die Wissenden auch beurtheilen können, was den Gemeinden zur Erbauung gereicht, und können leicht selbst für die äußerlichsten Angelegenheiten zu ihrer Unterstützung verständige und willige Männer in der Gemeinde finden. Auch wird der Unterschied zwischen Regierenden und Regierten, also jedes Kirchenregiment dadurch aufgehoben. Was aber die Episcopalver-

fassung betrifft, so eignet sich diese ganz für Monarchien. Hätten die Deutschen Bischöfe die reine Lehre angenommen, so würde auch Deutschland, wie Schweden und Dänemark seine beschöfliche Verfassung behalten haben; da die Reformation nicht die alten Formen zerstören, sondern sie nur mit einem neuen Geiste beseelen wollte. Nur die Englische Episcopalkirche hat sich von der Hierarchie nicht gänzlich losgerissen, da sie annimmt, daß die Bischöfe jure divino, und nicht, was allein richtig ist, durch den Landesherrn zur Kirchenregierung berufen sind. Die puritanische Gleichmacherey ist Affectation, da Subordination sich in jedem wahrhaft lebendigen Organismus findet. Ein Widerspruch der beschöflichen Verfassung mit dem Evangelium kann auch nicht behauptet werden. Nur darauf kommt es an, daß die bischöfliche Autorität so gestellt werde, daß ihr die Communication mit der gesammten Geistlichkeit immer offen bleibe, und nichts, was von Bedürfnissen und Wünschen in der Kirche sich aussprechen möchte, überhört oder übersehen werden könne. Daher kann im Episcopalsystem das Synodalwesen nicht nur seine Stelle finden, sondern auch hier allein seinen wohlthätigen Einfluß zeigen. — Es läßt sich aber überall nichts isolirt bauen. So lange daher der über-liche Grund des wahren Glaubens fehlt, wie in unserer Zeit, kann auch das beste Bemühen um die Verbesserung des Gottesdienstes nur vergeblich seyn, und ohne Erfolg." — So weit der Hr. Dr. Marheineke.

Eine ins Einzelne gehende Prüfung und Würdigung beider Darstellungen würde hier zu weit führen. Wir begnügen uns daher mit Angabe des Gesichtspunctes, aus dem wir wenigstens, auch nach der Prüfung der vorliegenden Schriften, Kirchengewalt und liturgisches Recht in unserer evang. Kirche nur betrachten können. Die rein politische

Frage, ob Presbyterial- oder Episcopalverfassung an die Stelle der Consistorialverfassung treten müsse, lassen wir hier billig unentschieden.

Wo die rechtliche Natur eines eigenthümlichen Verhältnisses nicht in positiven Rechtssätzen anerkannt vorliegt, da ist auf die Rechtsansicht, aus der das Verhältniß hervorging, und auf die Art und Weise, wie es entstand und fortlebte, Rücksicht zu nehmen, wenn das wahrhafte Recht gefunden werden soll, das auch hier gefunden und geschöpft, nicht gemacht seyn will. Dieses gilt besonders von den vorliegenden Verhältnissen. — Den Reformatoren war Christus das Haupt der unsichtbaren Kirche; besonders auserwählte Glieder seiner Kirche und daher vorzugsweise Diener des Herrn waren ihnen die Verwalter des heiligen Pfarramtes. Die um ihre Pfarrer und in ihren Gotteshäusern versammelten christlichen Gemeinden glaubten sie aber nicht bloß als äußere Kirchengemeinden betrachten, sondern ihnen auch als ursprüngliche Rechte das Recht der Berufung und Absetzung der Geistlichen, so wie das Recht der Beurtheilung, Läuterung und Verbesserung der Lehre und des Kirchenwesens einräumen zu müssen. Zugleich glaubten sie, daß die Gemeinden von der weltlichen Obrigkeit in diesen Rechten nicht nur geschützt werden müßten; sondern auch erwarten dürften, daß diese, wenn sie sich für den reinen evang. Glauben bekannt haben würde, sich als ein getreues Glied zeigen, und ihr weltliches Schwert nicht umsonst tragen, sondern ebenfalls nach Kräften zur Abstellung des Aergerlichen, zur Anordnung des Nothwendigen, und zur Verbesserung des ganzen Kirchenwesens das Ihrige beytragen würde. — Diese unbestreitbar vorhandenen Ansichten der Reformatoren haben nicht bloß eine vorübergehende geschichtliche, sondern eine fortdauernde juristische Bedeutung; da sie die rechtliche Natur der damals entstehenden positiven Verhält-

wisse wesentlich und für immer normirten. — Hatte man nun gleich bey dieser Ansicht von dem, was jedem und vor allen der Obrigkeit bey der Kirchenverbesserung obliege, nicht an Einräumung bleibender Gewalten in der Kirche eigens gedacht; so war es doch nothwendig, nicht nur, daß dasjenige, was von Pfarrern, Magistraten, Landesherrn u. s. w. im Geiste der Reformation geschah, von den Gemeinden als rechtmäßig geschehen betrachtet wurde; sondern auch, daß manche, besonders [illegible] die Landesherren im Besitze des Rechtes verblieben, für das Kirchenwesen des Landes auch fernerhin vorzugsweise die nöthige Fürsorge zu tragen. Es durfte aber darunter das Pfarramt nicht leiden, und das ursprüngliche Recht der Gemeinden wohl beschränkt, nicht aber gänzlich vernichtet werden. Auch reservirte man anfangs den Bischöfen ihr hergebrachtes Recht, für das Kirchenwohl [illegible] mens der Gemeinden Sorge zu tragen; bis der Westphälische Friede deren Ansprüche völkerrechtlich vernichtete, und die seitherige provisorische Gewalt der evang. Landesherrn als ein bischöfliches jus dioecesanum im Sinn der evang. Kirche für immer anerkannte. Da diese ganze Kirchenbildung nun in dieselbe Zeit fiel, in der durch Zusammenwirken der Landstände und des Landesherrn das Land sich immer mehr zu einer neuen politischen Gemeinheit ausbildete; so mußte auch sie von diesem Geiste ergriffen werden, so daß die allgemeinen Kirchensachen, Landessachen wurden, die einzelnen Gemeinden zugleich immer mehr auch im Kirchlichen eine allgemeine Landesgemeinde, eine Landeskirche bildeten, die kirchlichen Regierungsrechte der Gemeinden, Pfarrer, Synoden, Magistrate, Standesherren u. a. der allgemeinen landesherrlichen Kirchengewalt untergeordnet wurden, die Landesherren aber nur verfassungsmäßig, d. i. mit Zuziehung von Landständen, geistlichen Behörden u. s.

w. so wie innerhalb der natürlichen, oder besonders festgesetzten Grenzen im Kirchlichen handeln durften. Was in der Folge die Landeshoheit im Weltlichen mächtiger und unabhängiger machte, das hatte freylich auch auf das Kirchliche Einfluß, ohne aber hier das ursprüngliche Verhältniß gänzlich ändern zu können. Selbst die Entstehung der Souverainetät berührte an und für sich das Kirchenwesen nur sehr mittelbar; nur daß den Souveränen die oberste Kirchenpolizey über das Gebiet der Mediatisirten zuerkannt wurde, ohne daß man diesen alle Rechte ihrer seitherigen Kirchengewalt entzog. Bey der Uebertragung evangelischer Länder an katholische Fürsten galt unstreitig auch, wenigstens stillschweigend, der Satz, daß die seitherige Religionsübung gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt seyn solle; in Folge dessen ein Uebergang der Kirchengewalt vom evang. Landesherrn auf den neuen katholischen Fürsten nicht angenommen werden konnte, sondern die Gewalt an die Kirche wieder zurückfallen mußte. Daß diese neuen Landeskirchen keine bürgerlichen und politischen Nachtheile erleiden, dafür ist durch den Art. 16. der D. B. A. gesorgt. Dieser hat aber auch bewirkt, daß die evang. Staaten so gut die katholische, wie die evang. Kirche als Landeskirche betrachten müssen, und daß daher von einer Einheit des evang. Staates und der evang. Kirche nicht füglich überall geredet werden kann. Ueberhaupt darf nicht vergessen werden, daß der Landesherr freylich den Staat repräsentirt, und von wegen seiner Landeshoheit die Kirchengewalt erworben hat; allein in kirchlicher Hinsicht doch vom Staate verschieden ist; so daß mit ihm nicht auch der Staat nothwendig in einer bestimmten Kirche ist, wenn gleich der Verfassung nach auch der Staat einen bestimmten kirchlichen Charakter haben kann. Jenes ist aber für die Ausübung der Kirchengewalt von großer Wichtigkeit, da die Staats-

behörden als solche, sobald sie nicht zugleich als Kirchenbehörden rechtmäßig autorisirt sind, von ih- ausgeschlossen, und auf die bloßen jura circa sacra beschränkt bleiben müssen. —

Was nun aber insbesondere das liturgische Recht betrifft, so ward Verbesserung der Liturgie gleich anfangs als eine Hauptaufgabe der Reformation betrachtet. Auch zählte man zu den ursprünglichen Rechten christlicher Gemeinden die Befugniß, mit Zuziehung ihrer Geistlichen und nöthigenfalls selbst den Gottesdienst von papistischen Irrthümern zu reinigen und im Sinne des Evangeliums einzurichten; so wie man auch dem evang. Pfarrer, als dem von Christus selbst berufenen Diener des Wortes und Verwalter der Sacramente, das Recht zuerkannte, für die erbauliche und angemessene Einrichtung des Gottesdienstes Sorge zu tragen. Da nun aber bey dieser ersten Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes die nöthige Besonnenheit, Einsicht und Freyheit häufig mangelte, und in Einem Lande oft nicht nur ein sehr verschiedenartiger, sondern auch im Einzelnen häufig mangelhafter, und selbst Anstoß erregender Gottesdienst gefunden wurde, dennoch aber damals alle Gemeinden und Geistlichen sich als Eine evang. Kirche fühlten, und einen übereinstimmenden, echt evang. Gottesdienst wünschten, auch ihre seitherigen Anordnungen selbst meistens nur als provisorisch betrachteten; so mußte freylich der Landesherr sich in seinem Gewissen gedrungen, und von seinem Lande berufen fühlen, sich, oft jedoch nur in Verbindung mit seinen Landständen, der Verbesserung der Liturgie anzunehmen; d. i. eine Agende oder Kirchenordnung von den angesehensten Theologen entwerfen, von den Geistlichen prüfen, und nun in alle Kirchen seines Landes, denen nicht eine besondere Liturgie nachgelassen war, einführen zu lassen. Dasselbe fand statt, wenn die seither nur ersehnte

und vorbereitete Reformation mit Einem Schlage vom Lande und Landesherrn begründet wurde. Daß nun die vom Landesherrn publicirte Landesagende auch von ihm geschützt, und in der Folge bey erkannten Mängeln unter seiner Auctorität verbessert und neu revidirt wurde, verstand sich von selbst, besonders da ihm die allgemeine Sorge für die Landeskirche oblag, und er als Kirchenoberer allgemeine Fest-, Buß- und Trauerzeiten vorschreiben, so wie andere allgemeine liturgische Anordnungen im Einzelnen treffen konnte. Allein im Wesentlichen schloß sich dieses liturgische Recht des evang. Landesherrn stets an die einmal bestehenden Landesagenden an, und vernichtete keinesweges, sondern beschränkte nur das ursprüngliche liturgische Recht der Gemeinden und Pfarrer. Daher hielten sich Geistliche und Gemeinden fortwährend befugt, im Geist des Evangelii, und ohne in wesentlichen Widerspruch mit der Landesliturgie zu gerathen, und deshalb mit ausdrücklicher oder stillschweigendet Genehmigung der kirchlichen Obern, angemessene Einrichtungen zu treffen, und Observanzen zu bilden, insbesondere aber allen Neuerungen zu widersprechen, die ihre evang. Glaubens- und Gewissensfreyheit verletzten, oder ihnen zum Aergerniß und Anstoß gereichten. Diese Befugnisse der Pfarrer und Gemeinden sind auch fortwährend, wenigstens stillschweigend, anerkannt worden. Was von Seiten der Regierungen etwa dawider geschehen ist, kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn das Bestehende dem Evangelio widersprach, oder der ganzen Kirche zum Aergerniß und Nachtheil gereichte. Einseitige Zustimmung der Geistlichen oder der Gemeinden kann allein keinen Rechtsgrund begründen, da beide ein selbstständiges Widerspruchsrecht haben. Hieraus erhellt auch, daß Geistliche und Gemeinden ein wohlerworbenes Recht haben, zu verlangen, daß die einmal angenommene und als

Grundgesetz, in der Landeskirche geltende Liturgie nicht einseitig, ohne ein von allen gefühltes und anerkanntes Bedürfniß abgeschafft, und gegen eine andere, an sich noch so vortreffliche vertauscht wer- de. Dieß ist selbst dann der Fall, wenn in einem aus verschiedenen Ländern zusammengesetzten Sta- te verschiedene Liturgien und Agenden sich fin und der Landesherr den gerechten Wunsch alle seine evangelischen Lande zu Einer, auch lich sichtbaren allgemeinen Landeskirche ver zu sehen. Auch hier ist er sicher verpflichte bestehenden alten Liturgien ihrem Wesen na recht zu erhalten; sie wiederherzustellen, wo sie Verfall gerathen, oder willkührlich abgeschafft sie im Einverständniß mit den Geistlichen un meinden zu verbessern, wo sie seiner Verbe dringend bedürfen; die an sie angebildeten derheiten in einzelnen Kirchen bestehen zu so lange der Geist des Evangelii und der Liturgie dieses gestatten. Hingegen das Re vollständigen Umbildung des evang. Götte seiner Lande, kann der evang. Landesherr n und zwar als ein außerordentliches Recht spruch nehmen, wenn, wie zur Zeit der R tion, ein neuer evang. Geist alle mächtig, allen das Unzulängliche der seitherigen Forme bar macht, und alle mit gleichem Vertrau gleicher Freudigkeit auf ihren frommen und fürchtigen Fürsten sehen, und aus den Händ Landesvaters eine neue, dem wiedererwachte lichen Geiste entsprechende Liturgie erwarte lange aber dieser Geist nicht da ist, wäre je befohlne neue Liturgie nicht nur widerrechtli dern auch, wie der Hr. Dr. M. selbst zu vergeblich. Möchte aber dieses außerordentli gische Recht unserer Fürsten recht bald durc neuen Luther, und eine kräftig erneute evan Kirche begründet werden! Elver

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 4. Julius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoek und Ruprecht: Nebenstunden meiner Beschäftigungen im Gebiete der Pflanzenkunde. Erster Theil; mit dem besondern Titel: die Entwickelung, Metamorphose und Fortpflanzung der Flechten, in Anwendung auf ihre systematische Anordnung und zur Nachweisung des allgemeinen Ganges der Formbildung in den untern Ordnungen kryptogamischer Gewächse. Nach eigenen Beobachtungen und Versuchen von G. F. W. Meyer, Kön. Gr. H. Oek. Rathe ꝛc. XIV und 572 Seiten in Octav, nebst einer doppelten illum. Kupfert. und einer Vignette. 1825.

Der Verf. legt in diesem 1ten Theile eines Werks, welches aus einzelnen Abhandlungen bestehen soll, zunächst dem botanischen Publikum eine Uebersicht der Hauptresultate vor, zu denen seine eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzten Forschungen über die Natur der Flechten (Lichenes L.), eines an und für sich interessanten und für die Erkenntniß

des höhern Pflanzenlebens recht beziehungsvollen Familie, führten. Sie schien dem Verf. vor den übrigen Familien dieser Abtheilung besonders geeignet, Untersuchungen über die bisher noch wenig bekannte und in den neuesten Zeiten durch will-kührlich aufgestellte Hypothesen zum Theil noch mehr verdunkelte Bildungsweise und Formveränderungen der niedern Organismen des Pflanzenreichs anzustellen, weil das zugängliche Element der Flechtenvegetation und ihre allgemeine Verbreitung in unsern nächsten Umgebungen der Beobachtung den steten Zutritt und einen anhaltenden Verfolg gestatten, Vortheile welche die übrigen Familien cryptogamischer Gewächse der Forschung nicht [illegible]ten. Schon früh führten ihn seine Untersuchungen zu der Ueberzeugung, daß ungeachtet der Fortschritte, welche die Flechtenkunde durch die Bemühungen ausgezeichneter Forscher seit den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts in der sorgfältigen Ausmittelung und Beschreibung der einzelnen Flechtenformen machte, die eigentliche Lebensweise derselben, oder ihre Entstehung, ihre Verwandtschafts-Verhältnisse und die Veränderungen [illegible] der fortschreitenden Entwicklung und [illegible] pflanzung abhängen, zu weniger Beachtung gewürdigt — und eben deshalb die wahre Natur der Flechten noch wenig erkannt sey. Er konnte daher nicht zweifeln, daß die Einschlagung des physiologischen Weges für das Studium dieser Bildungen fruchtbar für ihre tiefere Kenntniß werden müsse. Um ihn jedoch mit Sicherheit verfolgen zu können, ließ der Verf. es sich angelegen seyn, sich eine möglichst gründliche Kenntniß der von den Lichenologen angenommenen Flechtenarten zu verschaffen, wobey ihm ausgebreitete Verbindungen, die ihn in den Besitz von Originalexemplaren fast sämmtlicher beschriebener europäischer Flechten und einer großen An-

zahl in andern Welttheilen verbreiteter Arten setzten, besonders zu Hülfe kamen. Bey seinen Untersuchungen bemühte er sich die verschiedenen Flechten auf ihrem ursprünglich natürlichen Substrat so wiederholt als möglich von ihrer Entstehung bis zur vollständigen Ausbildung zu beobachten, und verfolgte sie dann in ihrem Uebergange auf fremden Boden und unter dem veränderten Einflusse örtlich klimatischer Verhältnisse. Mit diesen Beobachtungen im Freyen setzte er Untersuchungen der Veränderungen der innern Structur in Verbindung, welche die fortschreitende Entwickelung und die Umbildung der Formen begleiten. Zu mehrerer Sicherung und Vervollständigung seiner Beobachtungen unternahm er zuletzt wiederholte Aussaatversuche der verschiedenen Flechtenkeime. Die Resultate dieser mehrseitigen Forschungen fielen auf das überraschendste aus, indem sie zu einer gänzlichen Reform der seit Linnés Zeiten bis jetzt gültig gewesenen Annahmen über die specifische Eigenthümlichkeit der Flechtenformen und die Festsetzung der Gattungen führten. Sie erweitern andererseits die bisherige Kenntniß dadurch, daß sie die bislang durch keine Versuche direct erkannte und daher immer problematisch gebliebene Fortpflanzung der Flechten bestimmt erweisen, und über den Hergang der Keimung und des Wachsthums Auf[illegible]ben. Hier gestattet der beschränkte Raum [illegible]ne kurze Andeutung der wichtigern jener [illegible]te und der neuen Ansichten die aus [illegible]hervorgehen. — Die anatomische Untersu[illegible] des Flechtenbaues führte zur Ausmittelung [illegible] bisher vergeblich gesuchten allgemeinen Cha[illegible]rs dieser Familie, der in einer grünezlligen [illegible]ht des Flechtenlagers besteht, die unter einer [illegible] dieser verschieden gefärbten Corticalschicht liegt. [illegible]ie besteht aus Keimzellen die zu Körnern verei-

nigt sind, und steht zum Leben und zur Fortpflan
zung der Flechte in besonderer Beziehung.
ihr hängt auch in Verbindung mit eintreten
Durchscheinheit der Corticalschicht der Farbe
ser der Flechten bey verändertem Feuchtigke
stande ab. Außer den, hiervon verschiedenen,
änderungen der Flechtenfarben, die vom
des Lichtstrahls und der Wärme abhän
treten merkwürdige Farbenveränderungen
bisher nicht erkannte Fähigkeit des Flech
ein, aus dem Substrat, auf dem sie wachsen
aufzunehmen, zum Theil auch mit dess
zu bilden und sich vermittelst des Leben
organisch anzueignen. Durch den Ueber
Eisenoxyden und Eisenoxydhydraten ent
diese Weise manche röthelroth gefärb
ten, die bislang als eigene Arten angese
den z. B. Patellaria silacea Hoffm, Le
vicunda, L. daphoena, L. Oederi, End
sinopicum etc.; durch Bildung eines B
oxyds entstehen karmosinrothe Färbungen
L. Wulfenii, Verrucaria titanophila
eben sowohl als jene nur veränderte Zu
derer bekannter Flechten sind. Parasitisch
gen wurden ebenfalls häufig Veranlas
Aufstellung unbegründeter Arten: eine r
bung, der z. B. Opegrapha rufescens,
bella, Verrucaria rubens etc. ihre E
verdanken, rührt von Lepra rubens her; e
die zur Aufstellung von O. vulgata, V
viridula, Verruc. mucosa etc. Veranlass
vom Ansatze der Priestleyschen Materie und der
Lepra botryoides; eine schwarze, welche Lecidea
irrubata, L. Turneriana, L. atroflava etc. unter
die Zahl unhaltbarer Arten einführte, von Byssus
antiquitatis L. Die Gestaltung des Lagers erlei
det bisher gänzlich unerkannte Veränderungen durch

eine Umbildung oder wahre Metamorphose, die für gewisse Formen in einer Veränderung des Verhältnisses der Längen- zur Breitendehnung, für andere in einem zur Fortpflanzung in Beziehung stehenden abortiven Ausbruche der Keimzellen, auch in einer gänzlichen Auflösung des Lagers in [illegible] beruht. Durch die erstere Art von Metamorphose, mit der mancherley Veränderungen der [illegible]ung, Farbe und Wurzelbildung in Verbindung stehen, geht das laubartige rundlappige Flechtenlager in schmallappige, fadenförmige und auch strauchartige Gestalten über; durch die letztere vermag sich das laubartige Lager in das unvollkommen krustenartige und pulverige Lager umzugestalten. Jener verdanken manche Arten der Gattungen Borrera, Evernia, Cornicularia etc. ihre Entstehung aus Flechten, die in andern Gattungen bereits aufgeführt sind, dieser auf dieselbe Weise die sämmtlichen Variolariae, Isidia und mehrere Lepraria. Auch die Früchte der Flechten, deren Entstehung und Bau zur Nachweisung der wahren Verwandtschaft vom Verf. auseinander gesetzt ist, sind ähnlichen Umbildungen unterworfen. Durch eine monströse Wiederholung der Randbildung des [illegible]pens entsteht die Fruchtform, die zur Aufstellung der Gattung Gyrophora Veranlassung gab; durch eine wuchernde Ausdehnung und zum Theil Verschmelzung der Schlauchschicht mit dem Fruchtboden entstehen aus bekannten Arten der Gattungen Graphis, Opegrapha etc. die mehrsten Formen der Gattung Arthonia, durch ein abortiv oft mit eintretender Karbonisirung verbundenes Zerfallen des Fruchtstoffes die Spilomata. — Nicht weniger Licht über die Wege, welche die Natur einschlägt, um Mannigfaltigkeit der Gestaltung im Reiche ihrer untersten und einfachsten Bildungen zu erreichen, als die Erkenntniß dieser Umwandelun-

gen gibt, gingen aus des Verf. Untersuchungen über die Fortpflanzung der Flechten hervor. Sie führten zu den beiden auch für die verwandten Familien cryptog. Gewächse wichtigen Sätzen: daß 1. die von den Früchten zur Entwickelung kommenden Sporen, den Samen der vollkommenern Gewächse analog, vorzüglich die Urform oder die species fortpflanzen, die aus dem Lager hervorbrechenden Keimzellen, den Knospen der höher organisirten Pflanzen entsprechend, dagegen mehrentheils die individuelle Form, von der sie sich entwickelten, weiter verbreiten; — daß 2. sowohl die Sporen als die Keimkörner sich zwar häufig wieder zur vollständigen Form erheben, sehr oft aber in Folge der unvollkommenen Organisation die ihnen zukommt, und der äußern Beschränkungen, die auf diese niedern Organismen in einem hohen Grade einwirken, auf tiefern Entwickelungsstufen, zurückbleiben. Der erstere Satz erläutert es, wie von einer Flechtenart zwey anscheinend verschiedene Formen entstehen können, indem die Keimzellen des Lagers Varietät und Metamorphosen-Zustand des Individuums oft weit umher verbreiten, während die samenähnlichen Fortpflanzungstheile die normale Form hervorbringen. Auf das im zweyten Satze angedeutete Zurückbleiben der Ausbildung sind häufig äußere die Bildung beschränkende Umstände von Einfluß, allgemein liegt demselben aber ein inneres Princip zum Grunde, nämlich ein im hohen Grade sich aussprechendes antithetisches Verhältniß zwischen Lager- und Fruchtbildung. Wird im jungen Flechtenkörper Tendenz zur Fruchtbildung vorwaltend, so stockt der Lagerwachsthum, und tritt sie schon ganz frühzeitig mit dem anhebenden Wachsthume der Keime ein, so bleibt die Lagerbildung oft ganz zurück; es entstehen dann nur Früchte, die oft in großer Menge das Substrat, z. B. die Baum-

borke bedecken, deren Epidermis nicht selten von den Lichenologen irrig als Lager der vermeintlich neuen Flechtenart beschrieben worden ist. In andern Fällen bilden sich krustenartige Verbreitungen, die mit dem ausgebildeten Stammlager kaum Aehnlichkeit haben. Häufig tritt endlich Stockung sowohl der Lager- als der Fruchtbildung schon im ersten Entstehen besonders bey den Flechten ein, die sich unter der Oberfläche ihres Substrats z. E. der Epidermis des Baums entwickeln, wodurch mancherley Verkümmerungen entstehen, die mit Unrecht unter die Zahl eigenthümlicher Arten aufgenommen worden sind. — Der Verf. hat sich nicht darauf beschränkt, diese von der Entwickelung und Metamorphose der Flechten abhängigen Erscheinungen nur allgemein physiologisch und anatomisch darzustellen, sondern läßt zu ihrer speciellen Nachweisung und zum Erweise der gänzlichen Unbrauchbarkeit des bisher im wesentlichen allgemein angenommenen Flechtensystems des Hrn. Acharius eine beträchtliche Zahl von Beyspielen bislang verkannter Flechtenformen, unter genauer Angabe der Synonymie nach Original-Exemplaren, folgen, und setzt dadurch Flechtenkenner in den Stand, seine Entdeckungen in der Natur zu verfolgen und zu prüfen. Diese Beyspiele erweisen es, daß Hr. Acharius sehr häufig eine und dieselbe Flechtenart in 3, 4 bis 5 seiner Gattungen zugleich aufgeführt hat, und zwar oft in den allerverschiedenartigsten Gattungen. So findet sich z. B. bey ihm dieselbe Flechtenart in den Gattungen Opegrapha, Arthonia und Spiloma, — in den Gattungen Graphis und Arthonia, — Porina, Variolaria und Isidium, — Calicium, Spiloma, Lecidea und Verrucaria, — Pyrenula, Cyphelium und Lecidea, — Gyalecta, Urceolaria und Lecanora, — Parmelia, Lecanora und Lecidea, — Parmelia, Lecanora und

Borrera, — Cornicularia und Cetraria u. s. w. Nach vorhergegangener Prüfung der neuesten Flechteneintheilungen der Hrn. Fries, Dr. Eschweiler und Fée theilt alsdann der Verf. seine Ansichten über die Eintheilung der Flechten mit, in denen er, wie nach dem Vorhergegangenen wohl Jedem einleuchten wird, mit Recht das Princip geltend macht, daß die Beschaffenheit des Lagers welche man — fast mit alleiniger Ausnahme der früherhin vom Herrn Hofr. Schrader (im Spicil. fl. germ.) und Hr. Prof. Persoon (mit einigen Ausnahmen) festgesetzten Gattungen, die immer die Basis einer gründlichen Flechteneintheilung bleiben — der bisherigen Gattungseintheilung zum Grunde legte, von dieser Anwendung auszuschließen sey. Diesem folgt ein lateinisch abgefaßter ausführlicher Character lichenum naturalis der in die Abtheilungen Fabrica (forma, structura, organa), Vegetatio (morphosis, metamorphosis, vita, prapagatio), Geographia (statio, extensio, distributio) und Qualitas zerfällt, — der Character essentialis, schließlich und die Eintheilung der Flechten in 3 Ordnungen und 27 Gattungen unter Hinzufügung der Charaktere und der Synonymie. Die das Werk begleitenden Abbildungen, denen der Naturtreue und Sorgfalt der Ausführung nach wohl keine der bisher erschienenen Flechtenabbildungen gleich zu setzen sind, geben [illegible] stellungen der Umbildungen der Parm. [illegible] zur Borrera tenella, der Porina pertusa [illegible] Variol. communis, der Parm. stygia zur [illegible] nicul. lanata, der Lecanora Parella zu [illegible] Westringii, und der Entwickelung der Lec[illegible] lobulata, Lecidea luteo-alba, Lecan. [illegible] und Lecan. cerina aus den Sporen der Par[illegible] lia parietina.

M. [illegible]

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1825.

Paris.

Elémens d'Anatomie générale ou Description le tous les genres d'Organes qui composent le corps humain, par P. A. Béclard, d'Angers, Professeur d'Anatomie à la Faculté de Médecine e Paris. 1823. 728 Seiten in Octav.

Sehr bescheiden äußert der Verf. in der Vorre e, gegenwärtiges Werk sey lediglich ein Schülern ewidmeter kurzer Inbegriff seiner, seit einem Jahr hend gehaltenen anatomischen Vorlesungen, da ch Ref. kaum ein Werk kennt, in welchem die egenstände der sogenannten Allgemeinen Anatomie, nfassender und gründlicher vorgetragen wären. en aus eigenhändigen Zergliederungen abstrahirten hilderungen sind fast erschöpfend die schätzbarsten. mischen, physiologischen, pathologischen ja mit ter medicinisch und chirurgisch practischen Beob ungen an Menschen und Thieren eingewebt. ich bewährt der Verf. ungemeine Belesenheit, er selbst außer Einigem historischen die kleinsten hriften in- und ausländischer Universitäten mit en Titeln sorgfältig citirt, so daß Ref. manche

der neuesten französischen Abhandlungen hier zuerst kennen lernte. Wir beschränken uns von vielem nur Einiges auszuziehen. Introduction. Die Analogie, welche man sowohl im Menschen als in Thieren zwischen dem Rumpfe, den Gliedmassen und den Kinnladen zu finden glaube, beruhe auf einer Zusammenstellung von Gegenständen, welche doch zu verschieden wären, um sich vergleichen zu lassen. Prevost's und Dumas's, so wie seine eigene Untersuchungen kämen mit Hewson's und Döllingers Wahrnehmung der linsenförmigen Gestalt der sogenannten Blutkügelchen genau überein. Die Veränderungen welche das Blut in manchen Krankheiten erleidet, verdienten noch ein näheres Studium. Zellstoff, Muskelfasern und Nervensubstanz (substance nervale) seyen drey wesentlich verschiedene Organisationen, welche auf den von unserm Haller richtig angegebnen Grundlagen beruhten. Des Verf. besonderes Werk sur les foetus acéphales, ist uns noch nicht zugekommen. Chapitre I. Des Tissus cellulaires et adipeux. Zu der Hallerischen Beschreibung des Zellstoffs hätten, J. Hunter, Bordeu, Wolff, [illegible] und de Felici wenig hinzugefügt. Auch scheine ihm die von Bichat angenommene Vorstellung des textus cellularis strictus, als diene solcher zur Isolirung, wenig gegründet. Nicht die angebliche [illegible] lirende Atmosphäre, sondern die besondere [illegible] der Organe beschränke sowohl die gesunden [illegible] krankhaften Wirkungen derselben. Die beh[illegible] Umwandelung der Muskeln in eine Fettma[illegible] alten Menschen sey nur scheinbar. In der [illegible] chitis bemerke man eine besondere Verhärtu[illegible] Haut des Knochenmarkes, welche nirgends [illegible] ben sey. Die spina ventosa habe drey ver[illegible] dene species, bald erscheine sie nämlich [illegible] wahrer weicher Knochenkrebs, bald als fibrö[illegible] knorpeliches Wesen, bald als eine rothe gefä[illegible]

Masse. (Sollte diese uns wohlbekannte Verschiedenheit der Knochenmasse nicht vielmehr die Verschiedenheit der Perioden einer und derselben Krankheit bezeichnen?). Chap. II. Des Membranes séreuses. Er habe mehrere Male acéphalocystes unter der Haut der Brustmilchdrüse hervorgezogen, welche einzeln, nicht in Säckchen eingeschlossen, auch nicht anhängend, sondern am Zellstoffe gleichsam nur klebend sich befanden. Die Schleimbeutel schienen mit dem häufigeren Gebrauche der Gelenke sich stärker zu entwickeln, ja einige allererst zufällig durch Reibung sich zu bilden, z. B. nach der Amputation des Schenkels zwischen dem Knochenstumpfe und der Hautnarbe. In der Spinnwebenhaut des Gehirns treffe man selbst im kranken Zustande keine Gefäße an. (Vergl. Anz. 1823. St. 190 und besonders 1824. St. 67. S. 668.). Chap. III. Des membranes tégumentaires. Bey Albinos bewirkte schon die Sonnenhitze Blasen auf der Haut, bey Negern hingegen selbst Blasenpflaster nur sehr schwer. Les observations de Davy, de Coli et autres ont démontré ce que Blumenbach avait avancé depuis long-temps, que le pigment de la peau du nègre est principalement formé de carbone, diese Albions seyen übrigens weder eine besondre Menschenrace, noch krankhaft, cachectisch, oder aussätzig, sondern gleichsam eine zufällige Varietät. Der Verf. verfolgte beym Zergliedern Nervenfädchen bis an die Würzelchen der Haare. Die Nägel und Haare würden nicht bloß von der epidermis gebildet, sondern stünden mit der ganzen Haut in Bezug. Chap. IV. Du Système vasculaire. Was die weißen microscopischen Gefäße [illegible], welche Bleuland nur einmal sah auf der [illegible] einer Membran, welche von den sie umgebenden Theilen abgelöset war, sey unmöglich zu beschreiben. Ne seraient-ce pas plutôt de trajets accidentels? Il reste donc très-difficile ou im-

possible de résoudre la question relative à l'existence des vaisseaux capillaires incolores ou séreux — Cependant il est plus raisonnable de ne pas admettre l'existence de vaisseaux que personne n'a jamais vue. Die microscopische Betrachtung lebendiger Thiere und die Einspritzung seyen sehr unsichere (infidèles) Mittel um die communication artério-veineuse zu constatiren. Les voies d'inhalation sont inconnues; Quand, dans cet ouvrage, l'expression vaisseaux absorbans est employée, c'est pour désigner d'un seul mot les voies inconnues par les quelles les substances étrangères entrent, et les matières des absorptions intrinsèques rentrent dans l'appareil de la circulation. (Hier scheint uns doch der Skepticismus zu weit getrieben, und Magendie's Nachbeter den Verf. irre gemacht zu haben). Hinsichtlich der Nutrition erklärt sich der Verf. les vaisseaux déposent et reprennent sous forme de vapeur, et par des voies invisibles, dans la substance cellulaire, les molécules de la composition et de la décomposition des organes (Diese Ansicht erfordert freylich voies inconnues, invisibles). Die beiden großen Arterien-Stämme seyen keine continuation der [illegible] des Herzens, sondern eine connexion in[illegible] très-remarquable. Der Verf. stellte auch [illegible]che über die Resistenz der Arterien an und [illegible] solche, im Allgemeinen, der Dicke ihrer Häute [illegible] gemessen. Viele Beobachtungen an Menschen [illegible] viele Versuche an Thieren haben den Verf. [illegible] zeugt, daß das Aufhören der Blutung a[illegible] der Länge nach gespannten Arterie, nicht i[illegible] rückziehung, sondern aux ruptures intérieur[illegible] ou moins multipliées qu'éprouve l'artère [illegible] de se diviser totalement en un point zu[illegible] ben werden müsse. Die Verknöcherung der [illegible] rien sey in kalten Ländern weit gemeiner [illegible]

warmen. Er beobachtete einmal eine gänzliche Verschließung der Art. Carotis. Die Verschließung der Art. cruralis sey die ordinaire Ursache der gangraena senilis an den Zehen. Er sah einigemale in Hunden die Pfortader eine oder zwey Verbindungen (terminaisons) mit den Nieren-Venen haben. Viermal sah er den Stamm der Vena cruralis in den Weichen obliterirt. Die Untersuchung der Saugaderdrüsen in Menschen und mehreren Thieren, besonders an den Inguinaldrüsen der Kühe die während dem Saugen umkamen, zeigten ihm, daß sie lediglich aus Gefäßen bestehen, welche eine mehr oder weniger deutliche disposition érectile zeigten. Er sah in die Saugadern des Gekröses eingesprütztes Quecksilber, sowohl in die vasa absorbentia efferentia als in die Venen dringen, und will deshalb eine natürliche Communication der Saugadern mit den Venen annehmen. Chap. V. Des glandes. Nämlich von den Drüsen die nicht zum Saugader-Systeme gehören. Chap. VI. Du Tissu ligamenteux. Er würde doch die Benennung desmeux der Benennung ligamenteux vorziehen. Hr. Dr. Trouvé verehrte dem Verf. eine Nußgroße Geschwulst welche er nebst einer ähnlichen in der Bauchfellhöle gefunden hatte, und deren fasernartige weiche Substanz den Massen der Zwischenwirbel-Bänder gleichend ein erbsengroßes Knöchelchen enthielt. Chap. VII. Des Cartilages. In einer alten Frau, die auf der Stirne einen großen conischen Hornauswuchs trug, welcher auf einer durch Verbrennung entstandenen Narbe sich gebildet hatte, fand man nach dem Tode an der Basis dieses Horns den Schädel in Knorpel umgeändert. Laennec sah die schleimige Haut der Harnröhre in Knorpel verwandelt. Der Verf. sah einigemal im Menschen und oft im Pferde, die zerbrochen gewesenen Knorpel der Ribben verknöchert und durch Knochen-Callus wieder vereinigt. Die Diaphysis

der langen und das Centrum der sehr früh sich ausbildenden breiten Knochen, gingen unmittelbar aus dem schleimigen in den knochigen Zustand über. Nach S. 511. scheint dem Verf., der doch wirklich Knochenkörnern gar nicht gleichsehende Hirnsand (acervulus) eine accidentelle Ossification. Auch haben wir nie, wie er, eine dem Schmelz der Zähne an Härte gleiche Masse, die zerstörten knorpelichen Scheiben der Gelenkflächen ersetzen sehen. Er zog aus dem Innern eines neuerzeugten Knochens, das untere Ende des necrosirten Schienbeines, welches durch einen drey Jahr vorher erlittenen Bruche abgestorben (necrosirt) war, und dem nichts als die Ueberknorpelung der Gelenkfläche fehlte. Ungeachtet man über die Anatomie kranker Knochen viele Werke und Abbildungen besitze, so wären doch noch über einige Punkte Dunkelheiten zu zerstreuen übrig, herrührend, vielleicht mehr als man glaube, von der unbestimmten (vague) Vergleichung, welche man zwischen Veränderungen der Knochen und der Veränderung weicher Theile im Allgemeinen anstellte, ohne irgend ein Gewebe insbesondere zu specificiren. C'est un point d'anatomie et de pathologie bien digne de fixer l'attention. Er besitzt ein herrlich Beyspiel von hypertrophie, welche sich symmetrisch an beiden Scheitelbeinen eines jungen Subjectes befindet, und aus sehr lockerer und äußerst gefäßreicher Substanz besteht. Auch schenkte er der medicinischen Facultät ein Skelet, dessen lange Knochen fast sämmtlich auf gleiche Art verändert erscheinen. Der Nahme Caries sey einer der aller vagesten in der Pathologie, und indem man sie mit einem Geschwüre verglich, habe man Dunkelheit nur noch vermehrt. Percy übergab dem Museum der medecinischen Facultät ein Skelet, welches eine allgemeine Verschmelzung aller Gelenke zeigt. Er sah einigemal eine besondere Verschiebung des Hüftgelenkes, welches von einer

nischen Entzündung abhing, wo die erweichte obere Partie der Pfanne dem Drucke des Schenkelkopfes gewichen war. Chap. IX. Du Système musculaire. Prévost und Dumas mikroskopische Beobachtungen über die als eine Reihe Kügelchen erscheinende Muskelfaser, kämen durchaus mit den seinigen überein. Nichts aber bewiese, daß diese Kügelchen Bläschen seyen. Am deutlichsten ließe sich die Vertheilung der Nerven in die Muskeln in dem Bauchmuskel eines Frosches gegen das Licht gehalten, wahrnehmen, wie Prévost und Dumas in einem noch nicht edirten Aufsatze zeigten. Suivant les observations inédites le M. Bretonneau et M. Labarraque, la solution de chlorure de calcium, à un degré convenable de concentration conserve, à la chair musculaire et aux autres parties molles leur consistance, leur flexibilité et leurs autres qualités naturelles. Man sey noch ungewiß, ob sich das Volum eines Muskels während der Zusammenziehung verändere. (Gruithuysen's Apparat setzt dieses doch augenscheinlich außer Zweifel) La raideur cadavérique sey ein constantes Zeichen des wahren Todes, was auch Haller und Bichat dagegen sagen mögen. Diese Zusammenziehung oder raideur sey freylich an Intensität und Dauer verschieden. Sie habe ihren Sitz in dem Muskelsysteme, unabhängig vom Nervensysteme, sie fände nur statt wenn das Muskelsystem keiner galvanischen Excitabilität mehr gehorcht. Er fand ein knochig krebsiges Wesen den Wadenmuskel einnehmen. Chap. X. Du Système nerveux. Die Verrichtungen des Nervensystems bezeichne man unter dem collectiven Nahmen Innervation. Man könne mit Wahrheit sagen: l'homme est une intelligence servie par des organes. Er fand bisweilen in neugebornen Kindern ohne Gehirn die Riechnerven nebst den pedunculis cerebri vorhanden. Seine eigene Versuche nebst denen des Ch. Bell und Magendie scheinen ihm ganz deutlich zu

beweisen, daß die hintere Wurzel der Rückenmarks-Nerven zur Empfindung, die vordere zur Bewegung diene. Jene nennt er daher racine sensoriale diese r. motrice. Eine große Menge Versuche, welche er mit seinen Schülern anstellte, bewiesen ihm unter andern, daß eine incomplete Zerschneidung, oder Anstechung eines Nerven, welche im Menschen so schwere Zufälle erregt, solche in Thieren nicht hervorbringt. Er theile die Nervenknoten nicht wie Ribes und Wutzer in drey, sondern nur in zwey Classen, nämlich in ganglions des nerfs encephalo-rachidiens und in ganglions des deux nerfs sympathiques. Er könne Scarpa u. a., welche die breyige Masse der Nervenknoten in sehr fetten Leichen für Fett hielten, nicht beystimmen. Chap. XI. Des Productions accidentelles unter welchen der Verf. des humeurs, des concretions, des tissus et des animaux vivans begreift, deren Beschreibung den Schluß dieses gehaltreichen Werkes ausmachen.

Sulzbach.

Bey Seidel: Cl. D. Mariani Dobmeyer, Theol. ac philos. Doct. consiliarii eccles. [illegible]ci actualis, Philos. ac Theol quondam Professoris p. o. Institutiones theologiae in compendium redactae ab Emmerano Salomon, O. S. B. Professore theol. dogm. in Lyceo Ratisbonensi. 1823. T. I 430 S. T. II. 607 S. gr. 8. Dobmeyers System der katholischen Theologie ist nach seinem Tode von Theod. Pantal. Senestrey in sieben Bänden von 1807-1819 erschienen. Der vorliegende Auszug in zwey Bänden ist sehr zweckmäßig gemacht. Wir erinnern nur daran, daß in diesem Systeme Alles auf die Idee und Lehre vom Reiche Gottes gegründet ist, wie auch schon Galura und Brenner gethan haben. Uebrigens kann hier von der Beurtheilung des Systems selbst nicht die Rede seyn, um so weniger, da wir desselben schon zu anderer Zeit in diesen Anzeigen gedacht haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.
Den 9. Julius 1825.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, in Verbindung mit einer erläuternden Abhandlung über die Bewußtwerdung der Seelenthätigkeiten, herausgegeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. Auch unter dem Titel: Psychologische Skizzen rc. Erster Band. 1825. (XVIII u. 492 S. gr. 8.).

Auch für die Psychologie möchten wohl, wie für die übrigen Naturwissenschaften, wahrhaft bedeutende Förderungen nur von ausführlichen Untersuchungen einzelner Klassen von Naturerscheinungen erwartet werden können; und doch haben wir deren in den letzten Jahrzehenden, unter der Fluth von Lehr- und Handbüchern, kaum eine oder die andere erhalten. Mit den beiden, schon im Titel näher bezeichneten Abhandlungen beginnt der Verf. eine Reihe von Untersuchungen dieser Art: welche sich nach und nach über das ganze Gebiet der Psychologie erstrecken, und zugleich den Versuch machen sollen, durch die Anwendung derjenigen Methode des Beobachtens und der Verarbeitung des Beob-

achteten zu allgemeinen Gesetzen, welcher wir in der Physik und Chemie so reiche Früchte verdanken, die Wissenschaft von der menschlichen Seele den genannten Naturwissenschaften an Klarheit und Bestimmtheit der Erkenntniß gleich zu stellen.

In den Skizzen zur Naturlehre der Gefühle hat der Verf. sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die verschiedenen Gattungen derselben ihrem innersten Wesen gemäß zu entwickeln: wofür ihm die in dem ersten Abschnitte von dem Fühlen im Allgemeinen aufgestellte Ansicht einen sehr günstigen Gesichtpunkt darbietet. Den wesentlichen Charakter des Fühlens nämlich setzt er darin, daß ei… neben oder nach einander bewußte Seelenthätigkeiten, rein in wie fern sie neben oder nach einander bewußt sind, in Bezug auf ihre Elemente und deren Zusammenbildung unmittelbar sich gegeneinander messen. Es wird also so viele Ga… von Gefühlen geben, als es Verschiedenh… Seelenthätigkeiten, in Bezug auf ihre … te und deren Zusammenbildung, gibt: … endliche Mannigfaltigkeit, aus welcher … liegende Abhandlung nur die merkwürdigst… bildungen hervorzuheben sich zur Aufgabe … konnte. Nach einigen Bemerkungen über … hältniß dieser Begriffbestimmung zu der … wöhnlichen Lebens, schreitet dann der … zweyten Abschnitte (S. 44-221) zur Dar… dieser Grundbildungen fort. Im dritt… schnitte (S. 222-262), welcher das Verhält… Gefühle zu den übrigen Seelenbildungen … gabe hat, wird vorzüglich das, durch Jacobi… fluß auf die Entwickelung der neueren … Philosophie, so wichtig gewordene Problem… delt: ob und in wie fern Gefühle Princi… ein Wissen seyn können? Indem der Verf. … dernisse entwickelt, welche sich der Klarheit … Bestimmtheit und der Allgemeingültigkeit …

Gefühle gegründeten Wissens entgegenstellen, legt er auf der einen Seite die mit einer solchen Begründung verbundene Gefahr, auf der anderen die Mittel dar, durch Ueberwindung jener Schwierigkeiten diese Gefahr zu vermeiden: eine Aufgabe von um so größerer Wichtigkeit, da nun einmal dem menschlichen Geiste für sehr viele Gegenstände von dem höchsten Interesse kein anderer Quell des Wissens, als eben Gefühle, gegeben ist. Der vierte Abschnitt endlich (S. 263-283) beantwortet die ganz von Neuem durch zwey Streitschriften wieder angeregte Frage: ob der menschlichen Seele ein besonderes Gefühlvermögen zukomme?

Die zweyte Abhandlung (S. 337-482) liefert eine neue Theorie der Bewußtwerdung der im Unbewußtseyn angelegten Seelenthätigkeiten, und der, diesem Erfolge zum Grunde liegenden Associationsverhältnisse. Die bisher hierüber aufgestellten Lehren, indem sie nicht über das bildliche Vorstellen von einem "Associiren" und "Erwecken" hinausgingen, gaben über die Natur des, bey dem Bewußtwerden eintretenden, seelenartigen Erfolges gar keinen Aufschluß. Diesen seelenartigen Erfolg nun, ungeachtet derselbe, als Werden des Bewußtseyns, nicht unmittelbar in das Bewußtseyn, und also in die Beobachtung, fällt, in einem aus der Beobachtung geschöpften Grundgesetze nachzuweisen, ist die Hauptaufgabe dieser Abhandlung. Nach der Entwickelung dieses Grundgesetzes, und dessen Rechtfertigung gegen einige Einwürfe, betrachtet dann der Verf. noch mehre einzelne wichtige Momente dieses Erfolges: die Grade der Verbindung unter den Seelenthätigkeiten, die Natur und den Ursprung der zum Bewußtseyn steigernden Elemente, die für dieselben in jedem Augenblicke des bewußten Seelenseyns hinzutretende Ergänzung. Darauf werden, als besonders interessante Anwen-

dungen des aufgestellten Grundgesetzes, die Macht des Willens über die Seelenentwickelung, der Umfang des menschlichen Bewußtseyns, so wie der, von der eigenthümlichen Bildung der inneren Angelegtheiten ausgehende Einfluß auf die Bewußtwerdung, genau bestimmt und erörtert; und die Abhandlung mit einer, aus eben jenem Grundgesetze abgeleiteten, Theorie der Einbildungskraft, des Gedächtnisses und des Erinnerungvermögens geschlossen.

Die beiden Abhandlungen angehängten, ausführlicheren Anmerkungen (S. 284 - 334. u. S. 48[illegible]92) sind theils der Erläuterung einzelner schwieriger Punkte der psychologischen Theorie und des Sprachgebrauches, theils historischen Ueberblicken gewidmet. In der vierzehnten Anmerkung zur ersten Abhandlung werden Fr. H. Jacobi's (d[illegible]nen das Ganze gewidmet ist) Verdienste [illegible] die Lehre von den Gefühlen, in den allgemeinsten Umrissen, dargestellt.

Ist dieser Band mit der Erläuterung des Veränderlichsten in der menschlichen Seele: der in jedem Augenblicke wechselnden Gefühle, und des, in flüchtigem Tausche, von einer Seelenthätigkeit auf die andere, fortgepflanzten Bewußtseyns, beschäftigt: so wird dagegen der zweyte (dessen Ausarbeitung schon bis über die Hälfte hinaus vorgeschritten ist) das Bleibendste in der Seele: ihre wesentliche Natur und ihren inneren Bau, darstellen. Wie die Vorrede des Buches, schließe auch diese Anzeige mit dem Wunsche, daß bis zur Herausgabe desselben, durch einsichtsvolle Beurtheilungen der hier mitgetheilten Untersuchungen, dem Verf. recht viele Beyträge für die folgenden, und recht mannigfaltige Belehrungen über dies so überaus wichtige und interessante Wissensgebiet werden mögen.

F. E. B.

Hamburg.

Bey Perthes u. Besser: In D. Junii Juvenalis satiras commentarii vetusti. Post P. Pithoei curas auxit virorum doctorum suisque notis instruxit D. A. G. Cramer, IC. et Antecessor. 1823. 656 S. in Octav.

Die alten Scholien zum Juvenal sind theils für die Erklärung des Dichters sehr wichtig, theils wegen der Fragmente von mehreren älteren Schriftstellern, welche sie enthalten. Viele Anspielungen des Dichters würden für uns ohne diese Erklärungen ganz unverständlich seyn. Gewiß fing man, wie bey Horaz, gleich im nächsten Zeitalter nach dem Dichter an, die satirischen Stellen, welche sich auf weniger bekannte Personen und andere dunkeln Punkte aus der Zeit- und Sitten-Geschichte beziehen, in besonderen Commentaren zu erläutern, und auch in den erhaltenen Scholien, welche ärmliche und durch vieles Spätere und Schlechte entstellte Excerpte aus diesen älteren Commentaren enthalten, verrathen mehrere Stellen einen heidnischen Erklärer vor Constantin, nach Valla und Casaubon, den Grammatiker Probus. Der Mangel an Sinn und Zusammenhang, die vielen Lücken und gänzlich verderbten Lesarten, nebst der Menge von späteren und schlechten Erklärungen haben manche unbillige Urtheile über den Werth dieser Scholien veranlaßt. Die einzige Handschrift, nach welcher Pithöus sie herausgab, war von einem frühern Besitzer schon gemishandelt und verderbt, und die Handschrift, aus welcher früher schon Georgius Valla einige Scholien bekannt gemacht hat, war auch in sehr schlechtem Zustande; er sagt davon, er würde mehr geliefert haben, nisi nobis singula rimantibus codicis nimium cariosa induisset (invidisset?) vetustas. Uebrigens hat Valla, wie

Hr. Etatsrath Cr. zeigt, sich bey der Herausgabe dieser Scholien viel Freyheit genommen, vieles verändert, weggelassen, sich selbst zugeeignet, Pithöus hingegen folgte genau der Handschrift, welche er aus Ofen erhalten hatte (Cod. Budensis) und es ist ein grober Irrthum, wenn einige glaubten, er habe Erklärungen und Glossen verschiedener Handschriften gesammelt, und den Commentar selbst daraus gemacht. Von diesen beiden Handschriften war schon längst keine Spur vorhanden. Der Scholiast wurde einige Male nach Pithöus ziemlich ungenau wieder abgedruckt, von Schrevelius aber mit vielen willkührlichen und gewaltsamen Aenderungen nach Salmasius Vorgange herausgegeben, und von diesen Entstellungen ist manche Spur in Henninius Ausgabe zurückgeblieben. Hier erschienen die Scholien zuletzt mit einer Sammlung von Verbesserungen und Erklärungen, welche aber größtentheils nur bewiesen, daß ohne Hülfe von Handschriften alle Mühe verloren sey. Es war daher ein sehr glücklicher Zufall, daß Hr. Etatsrath Cr. auf seiner litterarischen Reise, welcher die gelehrte Welt mehrere schöne Entdeckungen verdankt, in der Bibliothek zu St. Gallen eine Handschrift von diesem Scholiasten antraf, aus welcher sich vieles berichtigen und ergänzen ließ. Diese Handschrift enthielt bloß den Commentar ohne den Text, auf Pergament. Der Herausgeber setzt sie ins eilfte Jahrhundert. Es gelang ihm sich eine überaus genaue Abschrift, oder vielmehr ein Facsimile davon zu verschaffen, und er entschloß sich ihn in Verbindung mit den schon bekannten Scholien herauszugeben, weil diese nur in wenigen und seltenen Ausgaben vorhanden sind, und eine vollständige Zusammenstellung den Gebrauch sehr erleichterte. Die sehr interessante und schön geschriebene Vorrede nebst den Scholien zu den ersten beiden Satiren

erschien bereits 1820 erhält aber jetzt (S. 619 ff.) bedeutende Zusätze. Indem der Herausgeber bemerkt, daß auch die andern Scholiasten, ein Asconius, Donatus, Servius u. d. a. in einzelnen und bequemen Ausgaben mehreren zugänglich gemacht zu werden verdienen, spricht er ein oft gefühltes Bedürfniß aus; auch ohne neue Handschriften, und so ansehnliche Zusätze, wie der Servius durch Peter Daniel, der Asconius durch Mai, und dieser unbekannte Scholiast jetzt durch Hrn. C. erhalten hat, würden sich neue Ausgaben, die sich in Ansehung der kritischen Genauigkeit mit der vorliegenden vergleichen ließen, von einigen auch bloße Abdrücke gewiß sehr vielen Dank verdienen, und Rec. freut sich bey dieser Gelegenheit erwähnen zu können, daß wir vom Servius in Kurzem eine solche bekommen werden. —

Der Scholiast des Pithöus (zu den ersten beiden Satiren nach der Ausgabe von 1613, zu den übrigen nach der ersten Ausgabe von 1585 welche der Herausgeber später erhielt) ist zum Grunde gelegt, die Zusätze aus der St. Galler Handschrift sind eingeschaltet und mit Sternchen bezeichnet, das Uebereinstimmende ist nicht besonders angezeigt, aber die abweichenden Lesarten, in so fern sie wichtig waren. Die Scholien, welche bloß Valla hat (Venedig 1501) und Pithöus sehr nachlässig benutzte, sind ebenfalls eingeschaltet und mit Klammern bezeichnet. Die Abweichungen des Schrevel und Hennin sind vollständig angezeigt. Außerdem enthalten die Anmerkungen das Spicilegium des letztern, welche der Herausgeber mit Schurzfleisch Bemerkungen (aus der kleinen seltenen Schrift spicileg. animadvers. in Juvenal. Vinar. 1717. Octav.) mit einigen Anmerkungen von J. A. Fabricius (aus seinem Exemplar der Schrevelischen Ausgabe in der Bibliothek zu Kopenhagen) und vielen von ihm

selbst gesammelten, und eigenen vermehrt hat. Jene sind zuweilen abgekürzt. Man findet hier ziemlich vollständig alles beysammen, was bis jetzt zur Verbesserung und Erläuterung dieser Scholien geschehen war. Die eignen Bemerkungen des Herausgebers sind sehr zahlreich und sowohl critisch als erklärend. Mehrere sehr dunkle Worte und Sachen haben durch die umfassende Gelehrsamkeit des Herausgebers Licht erhalten, auch finden sich viele interessante Nebenbemerkungen besonders lexicographische. — Die angehängte mantissa enthält eine Sammlung von andern Randbemerkungen aus Handschriften des Juvenal, welche von Barth, von Schurzfleisch, von Burmann und von einem Ungenannten im classical journal mitgetheilt waren, dann aber auch Auszüge aus den Scholien eines Münchner und eines Wiener Codex vom zwölften Jahrhundert, welche der Herausgeber selbst bey Gelegenheit einer früheren Reise gemacht hat. Sie sind größtentheils von den Pithouschen Scholien verschieden und an mehreren Stellen wichtig. S. 373, wo von den nur auf einer Seite beschriebenen Membranen die Rede ist, gibt der Herausgeber eine sehr interessante Nachricht von einem (spätestens im siebenten Jahrhundert geschriebenen und von den bisher bekannten sehr abweichenden) Bruchstücke der fasti consulares, welches er in der Bibliothek des Gymnasiums zu Zeitz entdeckt hat auf einem Stück Pergament, das an den Rücken eines alten Buches angeklebt war. Das Pergament war wirklich nur auf einer Seite beschrieben (vielleicht kein Codex sondern Tafeln zum Aufhängen bestimmt?) Der Herausgeber verspricht das Bruchstück zu seiner Zeit bekannt zu machen. Möchte dieses Versprechen doch recht bald erfüllt werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 9. Julius 1825.

Bonn.

Büschlersche Buchhandlung: Untersuchungen über Papyrusrollen, Koptische Handschriften und eine Stele mit dreyfacher Inschrift im Königlichen Aegyptischen Museum zu Turin. Vorgelesen in der K. Academie der Wissensch. zu Turin am 27. May 1824. von Amadeus Peyron. Uebersetzung aus dem Italiänischen von C. A. F. 1824. 27 S. 8.

Unter den Papyrusrollen mit griechischer Schrift, die mit Drovettis Sammlung in das Museum von Turin übergegangen sind, zieht besonders eine durch die höchst deutliche Schrift und durch die ungewöhnliche Länge — sie enthält 311 Zeilen in zehn Columnen — die Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt derselben ist ein vollständiger Bericht von einem Processe, den ein Befehlshaber der Gränztruppen zu Ombos in Diospolis der Großen, im ...ten Jahre Ptolemäus Euergetes II. vor Chr. G. ...7., gegen mehrere Cholchyten (vermuthlich Mumienbekleider) über ein Haus führt, das diese während seiner Abwesenheit in Besitz genommen. Nach

Angabe der Klage folgen die Verhandlungen der beiderseitigen Sachwalter, in welchen die Argumente ganz einfach auseinandergesetzt und die nöthigen Urkunden und sonstigen Aktenstücke beygebracht werden; dann kommt das Resumé des Richters und das Urtheil. So gibt Herr Peyron mit einigen Ausführungen den Inhalt dieser merkwürdigen Handschrift an, indem er zugleich die Herausgabe derselben verheißt, der wir mit Begierde entgegensehen. Hier theilt er nur eine Stelle griechisch mit, aber eine sehr merkwürdige, indem sie beweiset, (was auch anderwärts her schon bekannt war) daß in Aegypten unter den Ptolemäern alle Contracte, Documente, Urkunden, um gültig zu seyn, ägyptisch abgefaßt seyn mußten, daß aber zugleich für den Gebrauch der Griechischen Behörden, dann Griechische Copien genommen wurden. Nun stammen die theils Griechischen theils Aegyptischen [illegible]pyrusrollen, welche Salt und Drovetti in ihren [illegible]sitz bekommen, nebst den durch Casati nach [illegible] gekommenen, so wie auch mehrere an an[illegible]sende verhandelte, nach dem Berichte der [illegible]ber, die sie verkauft, aus einem Topfe einer [illegible]gräbnißhöhle bey Theben, (s. St. Martin im [illegible]nal des savans 1822. p. 556) und es ist nach [illegible] Inhalte der einzelnen sehr wahrscheinlich, wie Herr Peyron zeigt, daß dieser Topf überhaupt die Akten der Cholchyten und Paraschisten (Leichenöffner) die in den Memnonien bey Thebe wohnten, aus einer bestimmten Zeit enthielt. Eine Rolle der Turiner Sammlung zeigt eine Bittschrift des Klägers an den Präfekten des Districts in derselben Sache, und zwey von Mr. Grey im Jahre 1820 zu Theben gekaufte, nach England gebrachte und von Doctor Young behandelte Papyrusrollen in demotischer (enchorial) Schrift enthalten Urkunden, die auf jenen Proceß Bezug haben, die eine nämlich den vom Monat Pachon des Jahres 28 (wahrscheinlich auch Euergetes II.) datirten Kaufcontract

des Teephbis, die andre eine damit nahe zusammenhängende Urkunde (s. Young Account p. 76 sq.). Die erste wird ausdrücklich und bestimmt in dem Proceßberichte erwähnt. Diese Bemerkungen begründen die Hoffnung, daß, wenn nur erst alle damals zusammen gefundenen, jetzt mannigfach zerstreuten, Griechischen und Aegyptischen Urkunden herausgegeben seyn werden, sich darunter mehrere einander entsprechende finden werden, und die Entzifferung der demotischen Schrift dadurch bedeutend unterstützt und auf einen völlig sichern Weg geführt werden wird. Ein Beyspiel eines solchen Zusammentreffens ist schon bekannt geworden, und wir wollen unsern Lesern gleich das Nähere darüber vorlegen: in der Regel freylich findet sich Griechisches neben Aegyptischem nur als die Zollacte neben dem Kaufcontracte. Dies ist in den beiden eben erwähnten Greyschen Papyrusrollen, und dasselbe in dem durch Herrn v. Minutoli nach Berlin gekommenen Papyrus der Fall. Da aber die letzte Urkunde ganz deutlich auch zu den Acten der Cholchyten von Theben gehört, und über dieselbe schon zwey Schriften erschienen sind, wovon die eine den Griechischen Text erklärt, die andre sich mit dem Aegyptischen abgibt: so werden wir die Anzeige derselben wohl am passendsten gleich hier einschieben.

Berlin.

Erklärung der griechischen Beyschrift auf einem ägyptischen Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung von Philipp Buttmann. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der Königlich-Preußischen Akademie der Wissenschaften am 24. Januar 1824. Mit einer Kupfertafel (welche die griechische Beyschrift getreu darstellt) 1824. S. 27. 4.

Die Rolle war Herrn von Minutoli nicht unmit-

telbar aus der Hand des Finders zugekommen, so daß er auch über den Fundort nichts in Erfahrung bringen konnte; es war aber ohne Zweifel derselbe, der die Turiner Rollen aufbewahrte. Sie enthält fünf sehr lange Zeilen Aegyptischer, vier kurze Griechischer Schrift, die bey weitem deutlicher ist als auf dem von Böckh erläuterten Kaufbriefe des Nechutes. Herr Professor Buttmann hat sie daher, mit Hülfe Böckhs und Bekkers, fast durchgängig mit völliger Sicherheit entziffert. Wir geben dieses merkwürdige Denkmal Griechischen Canzleystyls erst Griechisch, und dann nach der Uebersetzung des Herausgebers. Ἔτους λς΄ Χοιὰχ θ΄ τέτακται ἐπὶ τὴν ἐν Διοσπόλει τῇ μεγάλῃ τράπεζαν, ἐφ' ἧς Λυσίμαχος, εἰκοστῆς ἐγκυκλίου, κατὰ διαγραφὴν Ἀσκληπιάδου καὶ Ζμίνιος τελωνῶν, ὑφ' ἣν ὑπογράφει Πτολεμαῖος ὁ ἀντιγραφεύς, Ὧρος Ὥρου Χολχύτης ὠνῆς τῶν λογευομένων δι' αὐτῶν, χάριν τῶν κειμένων νεκρῶν ἐν [illegible] ἔχουσιν ἐν τοῖς Μεμνονείοις τῆς Λιβύης [illegible] περὶ Θήβας τάφοις ἀνθ' ἧς ποιοῦνται λ[illegible]γίας, ἃ ἐωνήσατο παρ' Ὀννώφριος τοῦ [illegible] χαλκοῦ ταλάντων (durch eine Sigla ausgedr[illegible]) γ΄ τέλος δραχμὰς (Sigla) ἐνακοσίας (hier ein Sanpi, das Zahlzeichen für 900, neben der [illegible] geschriebnen Zahl) . . Λυσίμαχος . . (die [illegible] Zeile von andrer Hand) — Ἀπολλώνιος ὁ [illegible] τῷ γραφίῳ τοῦ περὶ Θήβας μετείληφα εἰς [illegible]γραφὴν Lλς΄ Τυβὶ ε΄. D. h. Auf den 9. Ch[illegible] des 36. Jahres ist angewiesen zu entrichten [illegible] das in Diospolis der Großen befindliche unter [illegible]simachos stehende Zollamt des gewöhnlichen [illegible]zigsten), nach schriftlicher Angabe der Zöllner [illegible]klepiades und Zminis, welche Ptolemäos der [illegible]genschreiber unterschreibt, Oros der Sohn des [illegible] der Cholchyte von dem Kaufpreis des von [illegible] Verrechneten (von wegen der Todten, die in [illegible] Gräbern liegen, welche sie besitzen in den Me[illegible]

nien des zu dem Nomos von Theben gehörigen Lybiens als Sold für ihren Dienst), was er gekauft hat von Onnophris dem Sohne des Oros, für Erz drey Talente, an Zoll neunhundert Drachmen. Lysimachos . . . Ich Apollonios der Schreiber des Nomos von Theben habe dies übernommen zur Aufzeichnung im Jahre 36. den 5. Tybi. Das Jahr ist das der Regierung Ptolemäos Euergetes II, wie ein Pariser Papyrus beweiset, auf dem fast ganz dieselbe Griechische Inschrift, nur ohne den Schlußsatz, und daneben auch eine längere Aegyptische steht, in der nach Spohns Auslegung Ptolemäos Euergetes II. vorkommt. Auch sind die zahlreichen Papyrusrollen mit Griechischer Schrift im Turiner Museum fast alle aus den letzten Jahren des zweyten Euergetes, des sogenannten Physkon. Rechnet man die Regierung dieses Fürsten von seiner Thronbesteigung an, so trifft das Datum der Berliner Urkunde auf 134 a. Chr. Der Kauf geschah, nach einer Stelle, welche die Zollacte des Pariser Papyrus mehr hat, im Monat Athyr, die Entrichtung der Steuer war auf den 9. Choiak gesetzt, 36 Tage später; den 5. des folgenden Monats, Tybi, erfolgte die Einregistrirung. Die drey ersten Zeilen der Schrift sind nach Buttmann vor der Entrichtung des Zolls abgefaßt, nach Böckh bey dem Termin so daß τέτακται so viel sey als τεταγμένος πάρεστι; dann sey diese Beyschrift eine Art von Quittung für den Inhaber und darum so sorgfältig bewahrt worden. Auch auf dem Kaufbriefe des Nechutes ist ein solches als Quittung dienendes Protocoll über die bezahlte Abgabe des verkauften Grundstücks, welches nunmehr nach der Vergleichung des hier in Rede stehenden an mehrern Stellen richtiger gelesen werden kann als es vorher möglich war; ein ähnliches findet sich auf einer neuentwickelten Rolle der Minutolischen Sammlung, wo auch dasselbe Verhältniß des Zolls zum Kauf-

preise, 1 : 20, wie in dem Protocoll für Oros, herauskommt; bey Nechutes dagegen ist es ein Zehntel. Die Hauptschwierigkeit, die bey der Erklärung des hier behandelten Papyrus noch übrig bleibt, macht der mit *χάριν* beginnende Zwischensatz; nach Böckhs scharfsinniger, von Buttmann angenommener, Erklärung gibt er den Grund an, warum gerade diese Zöllner die *διαγραφὴ* besorgen; sie seyen selbst Grabbesitzer in den Gegenden in denen der Kaufgegenstand liege, dessen genaue Bezeichnung die Beyschrift noch vermissen lasse; es müßten dies indessen Familien-Rechte seyn, die ein Individuum dem andern überlassen könne (denn Oros und Onnophris gehören offenbar zur selben Familie), so jedoch daß dieser Besitz einem allgemeinen untergeordnet sey, den der Staat vergeben könne. — Ein Umstand, den Ref. bis jetzt unerwähnt gelassen, weil er auch dem Verf. der Abhandlung noch verborgen war, der aber auf eine überraschende Weise zum Verständniß des Aegyptischen Theils der Urkunde, und in der Erklärung der Griechischen Beyschrift noch einen Schritt weiter führt, ist der, daß auf einem Papyrus der Grey'schen Sammlung, welchen Young Account p. ... herausgegeben, die drey ersten Zeilen der Berliner Zollakte nur undeutlicher und mit mehr Abkürzungen geschrieben, sonst aber Wort für Wort entsprechend, ausgenommen, daß der Ort der Gräber ... *ἐν Θυναβούνουν* bezeichnet ist, sich wiederfinden. Aber über diesen Zeilen, welche sich *ἀντίγραφον πτώματος* nennen, steht das weit längere *ἀντίγραφον συγγραφῆς Αἰγυπτίας περὶ νεκρῶν ἐν Θυναβούνουν γενομένης*, datirt, in Uebereinstimmung mit der Angabe der Pariser Zollakte, vom 20. Athyr des Jahres 36. Die Hauptsache des Inhalts der Syngraphe ist nun, daß Onnophris Oros Sohn, Cholchyte zu Diospolis (ΧΟΛΧΥΤΗΣ ΤΩΝ Διοσπολεως ΤΗΣΜΕΓΑΛΗΣ, nicht Δου-

λων Ισιδος), Sohn des Oros und der Senpoeris, dem Oros, Sohn des Oros und der Senpoeris (also seinem leiblichen Bruder), quittirt (ἀπέχω) über die Bezahlung der Hälfte des Drittels der λογεία der Todten in Thynabunun in den Memnonien bey Theben, so wie der Hälfte des Drittels der λειτουργίαις von denen die andere Hälfte seinem jüngern Bruder Asos gehört. Anstatt λογεία wird weiter unten der Ausdruck καρπεία mit λειτουργίαι zusammengestellt, und es ist wohl klar, daß darunter gewisse Abgaben verstanden werden, welche die Gemeinde oder Gilde der Cholchyten von den Inhabern der Gräber erhielt, womit recht wohl zusammenstimmt, daß λογία bey Kirchenschriftstellern eine Collecte heißt; λειτουργίαι sind dem Worte nach Dienstleistungen, die aber gut bezahlt wurden und darum auch verkauft werden konnten. Geht man mit dieser Ansicht wieder an die Zollacte, so sieht man deutlich, daß die λογεύματα und die λειτουργία dort mit der λογεία und λειτουργία hier einerley sind (denn λογεύω ist das der λογεία entsprechende Verbum, λογεία aber, wie Jemand gelesen, durchaus ungriechisch), und also die λογεύοντες die Familie der Cholchyten, nicht die Zöllner sind: wonach Ref. jene schwierige Stelle anders als Böckh und zwar so zu fassen sich genöthigt sieht: von dem Kaufpreise der Einnahme, welche diese Cholchytenfamilie von den Todten, die in den Gräbern, die sie inne hat, liegen, für die Dienste genießt, welche sie leistet. — Nun war es aber auch unschwer einzusehen, daß dieses ἀντίγραφον mit dem Aegyptischen Text des Berliner, so wie mit dem entsprechenden des Pariser Papyrus in der Hauptsache übereinstimmen müssen, eine Bemerkung, die in Bezug auf den letztern schon früher gemacht war: auf die Berliner Rolle finden wir sie zuerst angewandt und durchgeführt in folgender Schrift:

Greifswalde.

Universitätsbuchhandlung: Bemerkungen über den Aegyptischen Text eines Papyrus aus der Minutolischen Sammlung. Von J. G. L. Kosegarten. 1824. S. 35. 4.

Herr Kosegarten fand bald, vermittelst einiger Kenntniß die er sich durch den Rosetta-Stein von der demotischen Schrift der Aegyptier erworben hatte, die Namen der Griechischen Uebersetzung im Aegyptischen Texte wieder, wie Onnophris Sohn des Oros, Oros Sohn des Oros, Senpoeris u. dgl., und mußte daher um so bestimmter denselben Inhalt und Zusammenhang voraussetzen. Nur nennt das Griechische ἀντίγραφον am Ende sechzehn Zeugen, die im Aegyptischen fehlen — was sich schwer zu erklären, wenn das letzte das Original seyn soll —; dagegen hat dies einen Eingang wie die Rosetta-Inschrift, welcher das Datum und eine Menge Königstitel und Priesterschaften bezeichnet, wofür im Griechischen steht: μετὰ τὰ [illegible] τάδε λέγει. Auch sonst ist die Uebereinstimmung nach der Ansicht Herrn Kosegartens nicht [illegible] wörtlich, sondern der Aegyptische Text im Ganzen weitläuftiger. Eben so stimmt der demotische [illegible] des Pariser Papyrus, den Young Account [illegible] nach Anleitung des Griechischen ἀντίγραφον [illegible] zu übersetzen versucht hat, nicht überall mit dem Berliner überein. Wie Herr Kosegarten nun bei der Uebersetzung, die er mittheilt, eigentlich zu Werke gegangen sey, hat es ihm nicht gefallen uns [illegible]dern mit gehöriger Umständlichkeit auseinanderzusetzen; so viel kann man abnehmen, daß, nachdem die nomina propria gefunden worden waren, nach Anleitung des Griechischen und mit Zuziehung des Koptischen den mehrmals wiederkehrenden Aegyptischen Worten ihr Sinn angewiesen, und das dazwischen liegende, mit Sicherheit nicht zu Bestim-

mende, durch Vermuthung ergänzt würde. Es ist indessen leicht einzusehen, daß dabey die Kunde der Aegyptischen Sprache, so wie der demotischen Schrift, eben so wenig bedeutende Fortschritte machen könne, wie wir über den Inhalt der Urkunde mehr ins Klare gesetzt werden als der Griechische Text schon thut. Dies geht so weit, daß wenn Young für Cholchyten von Diospolis der Großen — Cholchyten unter den Dienern der großen Isis liest, Herr Kosegarten auch gleich dasselbe im Aegyptischen wieder findet; statt daß ihm dieses den Mißverstand zu entdecken und zu berichtigen helfen sollte. Ref. wollte daher lieber anstatt dieser scheinbar vollständigen Uebersetzungen eine genaue Anzeige dessen, was auf sicherem methodischen Wege ermittelt und bewiesen werden kann, und freut sich der Hoffnung, daß ein verheißnes ausführliches Werk von Herrn Kosegarten diesen sicherern und gewiß auch für die Länge belohnendern Weg nehmen werde. Eine schätzenswerthe Zugabe dieser kleinen Schrift sind noch einige eingeschaltete Bemerkungen von Herrn Prof. Schömann in Greifswald zu dem Griechischen Text der συγγραφή.

Da Ref. in diesen Zeilen mehrmals Youngs Account zu erwähnen Anlaß gehabt: so knüpft er sogleich auch eine Anzeige dieser Schrift an, bittet aber dieselbe im Zusammenhang mit der Recension von Champollions Lettre a M. Dacier und Précis du système hieroglyphique, Anzeigen 1824. S. 353. 1257, zu lesen.

London.

John Murray: An Account of some recent Discoveries in Hieroglyphical Literature, and Egyptian Antiquities, including the Author's original Alphabet, as extended by Mr. Champollion, with a translation of five unpublished

Greek and Egyptian Manuscripts, by Thomas Young, M. D. F. R. S. fellow of the Royal College of Physicians. 1823. 160 S. 8.

Wir übergehen, was in dieser Schrift bloß im Zweck einer Auseinandersetzung zwischen den Herrn Champollion und Dr. Young in Betreff ihrer Ansprüche auf die erste Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen verfolgt, und bemerken nur, daß es dem letztern nicht abgestritten werden kann, [illegible] für sich auf die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen in fremden Namen gekommen zu seyn und das Publicum wenigstens eher davon in Kenntniß gesetzt zu haben als es Champollion gethan, überdieß eine Menge theils phonetisch theils ideographisch geschriebener Worte eben so gelesen zu haben, wie es hernach der französische Gelehrte erklärt hat. [illegible] den hier wiederholten Specimens of hieroglyphics, die der Verf. im J. 1819 zum Artikel Egypt des Supplements der Encyclopaedia Britannica [illegible]steuerte, fallen gleich die Bezeichnungen [illegible] Göttin, Phre, Joh, Toth, in die Augen, [illegible] eben so geschrieben wie in Champollions [illegible] und der hieroglyphische Text der Inschrift [illegible] Rosetta muß von beiden Gelehrten ungefähr [illegible] dieselbe Weise verstanden worden seyn. Der [illegible]ge Theil des Buches besteht aus ziemlich [illegible]bundenen Notizen über Aegyptische Papyrus und Denkmäler und Auszügen aus Herodot, [illegible]dor, Strabon, die zum Theil auf die Entzifferung der Aegyptischen Schriftarten wenig Bezug haben. Das Interessanteste und Wichtigste ist der Abschnitt über die, sämmtlich untereinander verwandten, Urkunden von Anastasy und Grey. Die erste ist der von den Berliner Gelehrten schon früher erläuterte, in Griechischer Cursivschrift abgefaßte, Kaufbrief des Rechutes nebst der dazu gehörigen Zollacte, welche hier durch die Vergleichung deutlich geschriebener bedeutend verbessert erscheint; die Uebersetzung

...gegen ist, bey mangelnder Kenntniß des Griechischen, keinesweges genau. Dann folgt 2. aus Mr. Grey's Sammlung das ungemein wichtige Griechische ἀντίγραφον der Urkunde über den Verkauf der Einnahme von den Mumien an den Cholchyten Oros, Oros Sohn, von welcher Urkunde dem Dr. Young durch einen glücklichen Zufall der, in dieser Anzeige schon mehrmals erwähnte Aegyptische Text von Paris, den Casati hingebracht, gerade zur selben Zeit in die Hände kam, da er mit der Lesung des ἀντίγραφον beschäftigt war. Nur ist freylich die Uebereinstimmung auch hier nicht wörtlich, und die conjecturale Uebersetzung muß nothwendig mit vielen Fragezeichen unterbrochen erscheinen, aber um wenig zu sagen, gewinnt man doch durch dieses, so wie durch das Berliner Manuscript, die Form von etwa dreyßig Namen in demotischer Schrift, und es wäre nur zu wünschen, daß beide in getreuen Facsimile's herausgegeben wären. Dann folgt, aus derselben Sammlung, der in unsrer Anzeige auch schon erwähnte demotisch geschriebene Kaufkontrakt mit griechischer Zollacte von 143 a. C. auf ein Grundstück bezüglich, das Theephbis von ... dem Sohne des Ericus und zwey Brüdern desselben gekauft hatte; auch der Kaufcontract ist ... nach manchen Vermuthungen übersetzt, was ... der Einleitung, der langen Angabe des Datums ... Königen und Priestern, noch am leichtesten ...ing. Die folgende συγγραφή, von der auch ... oben S. 1091. die Rede war, ist ein Jahr ... und eben so eingerichtet; der Käufer ist hier ... der Sohn des Oros, offenbar der dritte, jüngste Bruder in der ersten Greyschen Urkunde, die Käufer aber dieselben, wie in der vorigen, wo... der genaue Zusammenhang dieser Stücke untereinander und mit jenem Proceßberichte sehr ...lich dargethan wird. Auch eine dritte demotische Schriftrolle ist von derselben Art, doch läßt

sich in den Personennamen keine Beziehung auf die vorigen auffinden. Dagegen gehört das Salt-sche, im Brittischen Museum aufbewahrte, Manuscript, nach der hier gegebenen Notiz, daß darin die Namen Orus, Erieus, Arsiesis vorkommen, offenbar jener Reihe an, es ist aus Jahr 124. — Alles dies in Erwägung gezogen, glaubt Ref., daß ihn der Erfolg auf keinen Fall Lügen strafen wird, wenn er der Aegyptischen Litteratur und dem Aegyptischem Alterthum eben so viel Licht aus dem T o p f e i n d e n K a t a k o m b e n v o n T h e b e n prophezeit, als nur immer der Stein von Rosette gewähren konnte, und sieht mit Freude der Zeit entgegen, wenn erst alle diese Urkunden und [illegible] ten, griechische und demotische, durch die Bemühungen der Gelehrten zu Paris, London, [illegible] Berlin, in getreuen Facsimiles und gewissen Entzifferungen zu Jedermanns Studium und Belehrung bekannt gemacht seyn werden.

Diese Anzeigen und Notizen hat Ref. [illegible] an den Bericht über die kleine Schrift des [illegible] Peyron angeschlossen, auf welche er jetzt [illegible] Bemerkung zurückkehrt, daß dieselbe au[illegible] Auszuge aus jener großen Papyrusrolle n[illegible] interessante Nachricht über den Inhalt de[illegible] Drovetti in das Königliche Museum geko[illegible] S t e l e mit Hieroglyphen, demotischer und [illegible] chischer Schrift mittheilt. Leider ist aber de[illegible] winn, der daraus zu ziehen ist, nicht ganz [illegible] deutend als man sich wohl vorgestellt hatte. [illegible] die kurze hieroglyphische Inschrift bezieht [illegible] auf das Bild des Gottes Amon-Ra, der [illegible] im Griechischen mit einem auch sonst vork[illegible] den Namen Amonrasonter heißt; der Gott [illegible] gestellt von einem Monarchen Opfergaben [illegible] gend, dessen Eigenname sich aber nicht meh[illegible] läßt. Die demotische Schrift ist leider ga[illegible] stört. Die Griechische, auch verletzte, enthält

Decret, abgefaßt unter der Regierung der Kleopatra, die sich Philopator nennt, und ihres Sohnes Ptolemäos Cäsar Philopator Philometor, von den am Tempel des Amonrasonter zu Theben dienenden Priestern zu Ehren des Kallimachos, Epistolographen und Oberaufsehers der Abgaben des Districts von Theben. Die demotische Schrift heißt darin wieder ἐγχώρια γράμματα, Landesschrift, ein Ausdruck, der indeß, wegen seiner Allgemeinheit, nicht gebraucht werden kann, wo demotische und hieratische Schrift sich entgegengesetzt werden sollen.

K. O. M.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Criminalistische Beyträge. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausgegeben von D. M. H. Hudtwalker, Senator in Hamburg und D. C. Trummer, Advocaten daselbst. Erster Band. 608 Seiten in 8. (vgl. gel. Anz. 1824. S. 1599).

Es ist bekannt, welchen großen und mannichfaltigen Nutzen das im Jahre 1799 von Klein und Kleinschrod angelegte und in einer neuen Reihe, vorzüglich unter Mittermaiers thätiger Leitung, fortgesetzte Archiv des Criminalrechts sowohl der Wissenschaft, als der Gesetzgebung gewährt hat. Neben diesem Archive und ohne Collision mit demselben beginnt nun in den Criminalistischen Beyträgen eine neue Zeitschrift, deren Hauptbestimmung es ist, das Criminalrecht und die Criminalpolitik von einer andern Seite zu bearbeiten und zu bereichern. Die würdigen Herausgeber wollen nämlich das deutsche Publicum mit den wichtigen Erscheinungen der ausländischen Gesetzgebung und Litteratur schneller bekannt machen, als solches nach dem gewöhnlichen Gange des Buchhandels geschehen würde. In Hinsicht alles des-

sich in den Personennamen keine Beziehung auf die vorigen auffinden. Dagegen gehört das Salt-sche, im Brittischen Museum aufbewahrte, Manuscript, nach der hier gegebenen Notiz, daß darin die Namen Orus, Erieus, Arsiesis vorkommen, offenbar jener Reihe an, es ist aus Jahr 124. — Alles dies in Erwägung gezogen, glaubt Ref., daß ihn der Erfolg auf keinen Fall Lügen strafen wird, wenn er der Aegyptischen Litteratur und dem Aegyptischem Alterthum eben so viel Licht aus dem Topfe in den Katakomben von Theben prophezeit, als nur immer der Stein von Rosette gewähren konnte, und sieht mit Freude der Zeit entgegen, wenn erst alle diese Urkunden und Acten, griechische und demotische, durch die Bemühungen der Gelehrten zu Paris, London, Turin, Berlin, in getreuen Facsimiles und gewissenhaften Entzifferungen zu Jedermanns Studium und Belehrung bekannt gemacht seyn werden.

Diese Anzeigen und Notizen hat Ref. [illegible] an den Bericht über die kleine Schrift des Herrn Peyron angeschlossen, auf welche er jetzt mit der Bemerkung zurückkehrt, daß dieselbe au[illegible] Auszuge aus jener großen Papyrusrolle [illegible] interessante Nachricht über den Inhalt de[illegible] Drovetti in das Königliche Museum gekom[illegible] Stele mit Hieroglyphen, demotischer und [illegible] chischer Schrift mittheilt. Leider ist aber der [illegible] winn, der daraus zu ziehen ist, nicht ganz [illegible] deutend als man sich wohl vorgestellt hatte. [illegible] die kurze hieroglyphische Inschrift bezieht sich auf das Bild des Gottes Amon-Ra, der [illegible] im Griechischen mit einem auch sonst vork[illegible] den Namen Amonrasonter heißt; der Gott [illegible] gestellt von einem Monarchen Opfergaben [illegible] gend, dessen Eigenname sich aber nicht mehr [illegible] läßt. Die demotische Schrift ist leider ganz [illegible] stört. Die Griechische, auch verletzte, enthält

Decret, abgefaßt unter der Regierung der Kleopatra, die sich Philopator nennt, und ihres Sohnes Ptolemäos Cäsar Philopator Philometor, von den am Tempel des Amonrasonter zu Theben dienenden Priestern zu Ehren des Kallimachos, Epistolographen und Oberaufsehers der Abgaben des Districts von Theben. Die demotische Schrift heißt darin wieder ἐγχώρια γράμματα, Landesschrift, ein Ausdruck, der indeß, wegen seiner Allgemeinheit, nicht gebraucht werden kann, wo demotische und hieratische Schrift sich entgegengesetzt werden sollen. K. O. M.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Criminalistische Beyträge. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Herausgegeben von D. M. H. Hudtwalker, Senator in Hamburg und D. C. Trummer, Advocaten daselbst. Erster Band. 608 Seiten in 8. (vgl. gel. Anz. 1824. S. 1599).

Es ist bekannt, welchen großen und mannichfaltigen Nutzen das im Jahre 1799 von Klein und Kleinschrod angelegte und in einer neuen Reihe, vorzüglich unter Mittermaiers thätiger Leitung, fortgesetzte Archiv des Criminalrechts sowohl der Wissenschaft, als der Gesetzgebung gewährt hat. Neben diesem Archive und ohne Collision mit demselben beginnt nun in den Criminalistischen Beyträgen eine neue Zeitschrift, deren Hauptbestimmung es ist, das Criminalrecht und die Criminalpolitik von einer andern Seite zu bearbeiten und zu bereichern. Die würdigen Herausgeber wollen nämlich das deutsche Publicum mit den wichtigen Erscheinungen der ausländischen Gesetzgebung und Litteratur schneller bekannt machen, als solches nach dem gewöhnlichen Gange des Buchhandels geschehen würde. In Hinsicht alles des-

sen, was das Inland betrifft, sollen die Beyträge besonders eine practische Richtung haben, und nur solche theoretische Aufsätze, denen ein practisches Interesse abzugewinnen ist, in dieselben aufgenommen werden.

Der Inhalt des vorliegenden ersten Bandes, welcher aus vier Heften besteht, läßt sich auf folgende Gegenstände zurückführen: 1. Auswärtige Strafgesetze. Dahin gehört der in vielen Hinsichten merkwürdige Strafcodex, welcher durch die Cortes am 8. Junius 1812 beschlossen und vom Könige am 9. Julius 1822 sanctionirt, aber schon im Jahre 1823 seiner Gesetzeskraft wieder verlustig wurde, mitgetheilt von Dr. Hartung und mit vergleichenden Anmerkungen begleitet von Hudtwalker (Nr. II. X. XI.); die Strafgesetze der Republik Columbia, von Trummer (XIV); über die Criminal-Gesetzgebung in England, von Ahler (XIX). 2. Nachrichten über merkwürdige Strafanstalten, insbesondere über die in England eingeführten Tretmühlen (III); über die Strafgefängnisse der Stadt Hamburg (IV.); über das Gefängnißwesen in Frankreich (VI.); über die Strafanstalten in London (VIII.); über das Gefängnißwesen mehrerer Länder in und außer Europa (VII. XII. XVII.). Alle diese schon an sich interessanten Mittheilungen haben durch die von den Herausgebern hinzugefügten belehrenden Anmerkungen einen höheren Werth erhalten. 3. Abhandlungen. Dazu gehört Nr. I. Ist der Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen von practischem Nutzen? von Hudtwalker und Nr. XVI. Ueber die Eintheilung der unerlaubten Handlungen in Verbrechen und Vergehen, von Mittermaier. Durch diese beiden Aufsätze wird überzeugend dargethan, daß es an einem allgemeinen sicheren Merkmal für die Unterscheidung zwischen Verbrechen und

Vergehen gänzlich fehlt, daß die Eintheilung weder für die Bestimmung des Gerichtsstandes und des Verfahrens, noch in Hinsicht der mit den einzelnen Arten der Verbrechen zu verbindenden nachtheiligen Folgen in Ansehung der Ehre, wahren Nutzen gewährt, so wie daß es keiner Gesetzgebung gelungen ist, jenen Unterschied festzuhalten und so folgerichtig durchzuführen, wenn solcher gleich in der französischen Legislation, wegen des Geschwornengerichtes, stärker hervortritt. 4. Merkwürdige Criminalfälle (Nr. V. XX.) beide von Krummer. Der erste dieser Fälle ist von Interesse für die Lehre von dem sogenannten verborgenen Wahnsinn, indem sich daraus ergibt, wie unstatthaft und gefährlich es seyn würde, wenn man die rohen Ausbrüche heftiger Leidenschaften als Folgen einer äußerlich nicht erkennbaren und das Bewußtseyn nicht aufhebenden, jedoch alle Willkühr ausschließenden Manie betrachten wollte. 5. Literärische und vermischte Notizen (XV. XVIII. XXI.).

Dieser kurze Bericht von dem Inhalte des ersten Bandes zeigt von der nützlichen Richtung und von dem Reichthum der criminalistischen Beyträge und rechtfertigt den Wunsch, daß solche einen ununterbrochenen, raschen Fortgang haben möchten.

Tübingen.

Bey H. Laupp: Ueber das Studium der Rechtswissenschaft und insbesondere der Strafrechtswissenschaft. Von dem Vice-Director von Weber in Tübingen. 114 Seiten in Octav.

Der Verfasser, welcher sich durch mehrere im neuen Archive des Criminalrechts abgedruckten Abhandlungen und durch den von ihm verfaßten Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Würtemberg, als einen scharfsinnigen Criminali-

sten bewährt hat, beurkundet durch die vorliegende Schrift seinen Beruf zu dem Lehramte, welches ihm neben der Stelle eines Vicedirectors des Tribunals in Tübingen übertragen ist. Die Schrift besteht aus drey Theilen, 1. Allgemeine Bemerkungen über das Studium und die Bildung zum Gelehrten (Einleitung S. 1-14). Beherzigenswerthe Worte über den Zweck des academischen Studiums, über das natürliche Talent zum Studium und über die Mittel dessen Abgang möglichst zu ersetzen. 2. Von dem Studium der Rechtswissenschaft überhaupt. (Cap. I. S. 15-45). Enthält Bemerkungen über das Wesen des Rechtswissenschaft und belehrende Regeln über die Einrichtung der juristischen Studien. Besonders zeigt der Verfasser die hohe Wichtigkeit und den großen Nutzen des Studiums der philosophischen Wissenschaften und rügt die in der neuesten Zeit so gewöhnliche Vernachlässigung derselben von Seiten der Juristen. 3. Von dem Studium der Strafrechtswissenschaft insbesondere. Dieser Theil gibt zunächst eine Charakteristik des peinlichen Rechts (Cap. II. S. 46-71) und eine Darstellung der besonderen Hülfsmittel desselben, wobey vorzüglich die Unentbehrlichkeit der Erfahrungsseelenlehre hervorgehoben wird. (Cap. III. S. 72-99). Nach diesen Vorbereitungen folgt eine Anleitung zum Studium des peinlichen Rechts (Cap. IV. S. 91-114). Hierin zeigt der Verfasser besonders die große Wichtigkeit des allgemeinen Theils dieser Wissenschaft, tadelt es mit Recht, daß jetzt gemeinhin nicht mehr so ernstlich auf richtige und genaue Begriffsbestimmungen gesehen wird und gibt erprobte Regeln über Lehr- und Lern-Methode. Wir wünschen, daß diese Schrift von recht vielen Studirenden gelesen und beherziget werde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.
Den 11. Julius 1825.

Paris.

De l'imprimerie de F. Didot: Panthéon Egyptien, Collection des personnages mythologiques de l'ancienne Egypte d'après les monuments; avec un texte explicatif par M. J. F. Champollion le jeune, et les figures d'après les dessins de M. L. J. J. Dubois. 1823. 4.

Obgleich wir von diesem Werke nur neun Lieferungen in Händen haben, welche 54 Kupferplatten und etwa eben so viel Blätter Text enthalten, und dies ungefähr erst der vierte Theil des Ganzen seyn kann, wollen wir doch mit unsrer Anzeige nicht auf die Vollendung desselben warten, da bey den schnellen Fortschritten, die man in diesem Bereich antiquarischer Forschungen macht, das Publicum verlangen kann, auch eben so schnell davon in Kenntniß gesetzt zu werden. — Das vorliegende Werk ist ein Resultat der Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen, indem als Hauptsatz desselben der zu betrachten ist, daß alle Attribute der Götter kaum als völlig sichre Kennzeichen derselben gelten können, dagegen der phonetisch beygeschriebene Name

das einzige zuverlässige Kriterium sey. Manche Götter freylich haben auch nach Champollions Untersuchungen immer dieselbe Form; andre dagegen und zwar die meisten erscheinen bald völlig menschlich, bald mit Thierköpfen, und auch dann nicht immer mit denselben, sie verbinden die Abzeichen verschiedner Götter mit den ihrigen, oder sind fast ganz ohne charakteristisches Merkmal. Gegen das Kriterium der Inschrift läßt sich nun freylich wieder auf der andern Seite einwenden, daß man schwerlich viele bisher noch nicht bekannte Namen mit Sicherheit aus den phonetischen Hieroglyphen herauslesen wird, weil man oft nicht weiß, ob es nicht ideographische Zeichen sind, und daß uns gewiß noch viele Namen Aegyptischer Gotth ganz unbekannt sind, wie man schon daraus nehmen kann, daß eine einzige, von Ed. Rü an den Catarakten entdeckte, Griechische In vier oder fünf Götternamen uns zuerst be gemacht hat, die sich nun freylich auch h den phonetischen Hieroglyphen wieder finde sen. Aber würde wohl Hr. Champollion, oh Inschrift, eine Satis, eine Anukis irgend kannt haben? Es ist also gewiß hier Viele unbestimmt zu lassen. Am wenigsten sind w schon so weit, Aufschlüsse über das innere und die Bedeutung der Aegyptischen Götter erwarten zu können, und was Hr. Champoll dieser Hinsicht versucht, zeigt nach des Ref nung lange nicht die Gründlichkeit und Be heit seiner hieroglyphischen Untersuchungen. wissen etwa bis jetzt, daß dem Aegyptischen dienste eine Naturreligion zum Grunde lag, wi welche in Indien Shiwaismus heißt, welche Gestalten des Phtha, Mendes, Osiris am hülltesten hervortritt, daß aber dieser ziemlich Naturdienst durch Hierarchie gebändigt und nem priesterlichen System von Kenntnissen in

bindung gebracht ein sehr complicirtes Ganze darstellte, in welchem indeß alles Einzelne in genaue Beziehung auf Aegyptens Local, Naturerscheinungen, Bedürfnisse gesetzt war. Was aber die Speculationen oder Phantasien oder Modificationen des religiösen Gefühls betrifft, welche die verschiednen Ordnungen der Götter und die einzelnen Gottheiten selbst geschaffen haben, so müssen wir gestehen, davon bis jetzt fast nichts ordentliches zu wissen. Die Beyfügung angeblich entsprechender Namen der Griechischen Gottheiten lehrt nach des Ref. Ansicht sehr wenig; wie zufällig gewählt, aus dem äußern Anschein genommen und ganz von der Oberfläche geschöpft waren oft die Vergleichungspunkte, nach der die Griechen einer fremden Gottheit einen Namen aus ihrem Götterkreise beylegten. Auch Hr. Champollion bedenkt nicht, daß dies Vergleichen und Identificiren dem alten Polytheisten fast Bedürfniß war, und baut auf diese Gleichsetzungen viel zu viel. Er strebt dahin zu beweisen, daß alle Griechischen Gottheiten sich auch in Aegypten wiederfänden, welches Streben sich am deutlichsten bey der Hestia-Anukis zeigt. Herodot II, 50. gesteht, daß die Hestia den Aegyptern unbekannt sey, weil nämlich die Dollmetscher damals noch keine ihr einigermaßen entsprechende Gottheit unter den Aegyptischen gefunden hatten; später indeß meinte man eine solche in der Anukis zu erkennen, wie die Inschrift der Cataracte zeigt. Hr. Champolljon greift dies begierig auf, aber wer lehrt uns denn, worauf diese Namengebung beruhte? Wir würden in der ganzen Sache weit klarer sehen, wäre überall erst das tertium comparationis ausgemittelt. Ref. wendet sich nun zu den einzelnen Gottheiten, wobey er indeß nicht der Folge der einzelnen Hefte nachgehen kann, da die Kupfertafeln mit ihren Textblättern in einer ganz zufälligen Ordnung erscheinen, und erst am Schlusse des Werks, nach untergesetzten

Zahlen, geordnet werden können. Die bis jetzt dargestellten Götter des Aegyptischen Pantheons scheinen alle der ersten und zweyten Ordnung anzugehören, von Osiris, Isis, Horus u. s. w. ist noch nichts zu sehen. Amun erscheint bald mit dem Widderkopf, bald menschlich, in diesem Falle ohne deutliche Kennzeichen als die blaue Farbe; der dabeystehende, phonetisch geschriebene Name Amn-Re läßt indeß an der Deutung nicht zweifeln. Der Kopfschmuck mit den Federn, der Götterscepter, die crux ansata sind sehr allgemeine, oft vorkommende Symbole, das Hauptsymbol bleibt immer der Widder, der auch für sich mit der Legende Amn-Re vorkommt. Die widderköpfige Figur, bald blau bald grün — Farben, die oft mit einander wechseln —, kommt aber noch mit einer andern Beyschrift vor, welche der Verf. phonetisch Nef oder Nouf liest, und deswegen den Cneph oder Cnuphis für eine Modification des Amun erklärt, indem sich seine Gestalt nur durch zwey aus dem Widderkopfe hervorgehende, auseinandergespreitete Hörner unterscheidet, die Hr. Champollion für Bockshörner hält. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diese Gestalt den Kneph anzeigt, da Eusebius Praep. Evang. III, 12. eine Statue dieses Gottes völlig eben so beschreibt; nur ob die phonetische Beyschrift ganz richtig gelesen ist, erlaubt sich der Ref. noch zu zweifeln. Der heutige Entzifferer einer alten Sprache geht nämlich gar zu leicht von der Vorstellung aus, daß die Buchstaben derselben denen unsers Alphabeths genau entsprechen, während doch die Laute, welche die menschlichen Sprachorgane hervorbringen, unendlicher Modificationen fähig sind, und bey Nationen verschiednen Stamms selten genau auf einander treffen. Wer steht nun dafür, daß unter den sogenannten homophonen Hieroglyphen, deren es besonders für das K und T und Σ so viele gibt, manche sind, die der Aegypter sehr

verschieden las, und die nur deswegen für homophon gelten, weil sie in griechischen und römischen Namen für denselben Buchstaben jener Sprachen stehen, und weil auch im Koptischen durch Annahme des Griechischen Alphabets diese Unterschiede und Feinheiten untergingen. So scheint es denn dem Ref. im vorliegenden Falle wahrscheinlich, daß die gehenkelte oder henkellose Vase — die erste Hieroglyphe im Namen des Kneph — entweder ein nasales oder aspirirtes N bedeute, weil sonst nicht zu begreifen, woher die Griechen ihr X oder K in diesem Namen hatten. Denselben Gott findet Hr. Champollion aus einer Urne Wasser ausgießend als Cnuphis Nilus, wo er aber nur an derselben Gestalt nicht an der, hier ideographischen, Beyschrift, erkannt wird; und weder Gestalt noch Beyschrift dienen eine dritte Darstellung desselben Gottes zu bezeichnen, die in dem von Belzoni geöffneten Grabe öfter vorkommt, wo eine große Schlange die Stelle der ganzen Figur bis zu den Knieen herab ersetzt; indessen wissen wir durch die Aegyptischen Münzen, daß diese bärtige Schlange Symbol des Gottes Knuphis oder Agathodämon war. Wie dieser Knuphis, so war auch Mendes nach Hn. Champollion nichts anders als eine Modification des Amun, indem die Inschrift Amn bey einem ithyphallischen und die Geißel schwingenden Bilde vorkommt, welches ganz und gar der von Stephan. Byz. s. v. Πανόπολις beschriebenen Statue des Mendes von Chemmis gleicht. Da nun wirklich jene Inschrift eben so entschieden den Amun bezeichnet, wie dieses Bild den Mendes: so wird man sich auch schwerlich dem folgereichen Schlusse entziehen können, daß viele der bisher für Hauptgötter Aegyptens gehaltenen Wesen nur Modificationen andrer waren. Auch ist klar, daß Amun selbst ein dieu générateur war, wie ihn besonders ein mit Attributen sehr überladnes seltsames Bild bey Champollion

Taf. 5. darstellt. Die Neith, Mutter der Sonne nach der Saitischen Inschrift, hatte nach dem Verf. den Geyer zum Symbol, welcher nach Horapollo Hieroglyphe für Weiblichkeit und Mütterlichkeit war; sie trägt daher eine Haube aus Geyerflügeln, und kommt auf einem Aegyptischen Manuscript mit drey Köpfen, Menschen= Geyer= und Löwenkopf, vor, zugleich wird sie hier hermaphroditisch dargestellt, in Uebereinstimmung damit, daß sie Horapollon ἀρσενόθηλυς nennt. Da indessen die Inschrift immer ideographisch ist, und der Geyer darin als die Hieroglyphe der Göttin nur vorausgesetzt wird; so fehlt es noch zu einem vollständigen Beweise an einer phonetisch geschriebenen Beyschrift. Die Ἥρα Σάτις der Cataracten=Inschrift, Iuno Regina in einer andern Lateinischen genannt, erkennt man in einer weiblichen Figur, die hinter Amun und Kneph sitzend vorkommt, eine Feder auf dem Kopf hat und als Namen die phonetischen Hieroglyphen für Sati. Ein Hauptsymbol derselben ist die, freylich überall vorkommende, kleine Schlange, welche die Aegypter Uraeus nannten und die Griechen βασιλίσκος übersetzten. Der Name des Phtha lautet nach Herrn Champollion ΠTh; er kommt gewöhnlich in der Gestalt vor, in der die Verfasser der Description den Horus=Harpokrates zu erkennen glaubten, mit enganschließendem Gewande und eben solcher Mütze; sein gewöhnliches Attribut, welches auf mannigfache Weise wiederholt wird, ist das was man Nilmesser zu nennen pflegt. Hinter dem Namen Ptah stehen oft vier Hieroglyphen, die phonetisch gelesen Sokari bedeuten und beweisen, daß der Aegyptische Gott Σόχαρις (Kratinos bey Hesych s. v. Παιαμύλης) nur eine Modification des Phtha war. Dieser Sokari kommt theils mit dem Sperberkopf vor, theils als ein ithyphallischer Gott, mitunter in sehr häßlicher Gestalt als ein dickbäuchiger und unflätiger Zwerg; das war ohne Zweifel auch die Gestalt des großen Gottes in dem Memphitischen Heilig=

um, die den Kambyses so sehr zu lachen machte. ...ine andre Form dieser Gottheit ist Ptah=Tore, ...ssen Symbol der schwarze große Käfer ist, der oft ...ch die Stelle des Kopfs ersetzt. Der Mondgott ... denn die Aegypter faßten den Mond als männ=...ches, seltner als mannweibliches Wesen — wird ...uf eine ähnliche Weise wie Phtha vorgestellt, auch ...als dem Nilometer, dazu mit einer aus der engen ...kopfbekleidung hervorhängenden Lockenflechte, und ...mit Mond=Scheibe und Sichel auf dem Kopf. ...der Name steht immer nur ideographisch dabey; ... auch die Koptische Benennung des Gestirns, ...on, Ioh, ist ein Maskulin und heißt daher mit ...dem Artikel Pioh. Wie Phtha=Sokari, so spielt ...auch dieser deus Lunus eine große Rolle in der Un=...terwelt; er kommt daher häufig in den Leichenri=...tualen vor, welche die Description mittheilt. Die ...Mythologie des sogenannten Aegyptischen Hermes, ... Thoyt, nimmt durch Hr. Champollion eine ganz ... Gestalt an. Er unterscheidet den ersten Thoyt, ... dreymal großen, den Lehrer unter den Göttern, ... sperberköpfig gebildet wird, die geflügelte Scheibe ... Hauptsymbol hat und durch die phonetischen ...hieroglyphen für TT bezeichnet wird, und den jün=...geren Thoyt, der mit Osiris und Isis lebend gedacht ...wird, den Urheber der Priesterwissenschaft, der dem ... Monate Thouth vorsteht, und den Kynokepha=...len seinem Repräsentanten in der Thierwelt, den ... aber, der nach Horapollon Herz und Verstand ...deutet, zur hieroglyphischen Bezeichnung hat, auch ...ihm den Kopf annimmt. Derselbe Thoyt tritt ... als Seelenführer auf, sein Ibiskopf ist dann ...ig. Ref. unterdrückt einige Zweifel, welche sich ...dieser Trennung des Thoyt in zwey, so durchaus ...schieden bezeichnete Gottheiten wohl leicht in Jedem ...; ein Hauptargument dafür, daß auch der Sper=...berköpfige ein Hermes sey, geben die Reliefs des ...pels zu Dakkeh, ehemals Pselkis, in Nubien, wel=...cher nach griechischen Inschriften dem Hermes Patnuphis ...geweiht war. Athor übersetzten die Griechen mit

Ἀφροδίτη, ihr war der Tempel zu Denderah geweiht, wo ihr Bild selbst als Säulencapitäl vorkommt, mit Kuhohren, weil ihr die Kuh heilig war. Die Kuhhörner hat sie mit der Neith und Isis gemein. Ihr Name bedeutete nach Plutarch (de Iside et Osir. 56, der aber eigentlich von einem Beynamen der Isis, Athyri, redet) das schöne Haus des Horus, darum steht der Sperber, der nach dem Verf. auch den Horus vorstellt, auf ihrem Kopf, und ein Sperber in dem Plane eines Hauses eingeschlossen ist ihre hieroglyphische Bezeichnung. Die Anukis hat wenig oder gar keine charakteristischen Attribute, man erkennt sie an dem phonetisch geschriebenen Namen ANK. Die Himmelsgöttin, koptisch TIIE oder TΦE genannt, erscheint theils thronend theils als eine lang ausgestreckte, Gestirne umspannende, weibliche Figur, mit einem Schmuck aus bunten Blättern auf dem Kopfe. In der letztern Gestalt sieht man sie häufig auf Plafonds; auf einer Aegyptischen Papyrusrolle des Cabinet du Roi fährt der auf und untergehende Sonnengott in einem Kahne über ihren Rücken. Suk, Σοῦχος, nach Griechischer Deutung Kronos, der jüngste der Götter nach Diodor, wo wahrscheinlich nur die erste Ordnung derselben gemeint ist, kommt entweder mit dem Menschenkopf oder mit dem Kopfe des Krokodils vor, welches die Aegyptier ihm heiligten, und das geheiligte nach Strabon auch Σοῦχος nannten. Sein Name ist entweder phonetisch geschrieben und besteht dann aus den Zeichen für SVK, oder ideographisch durch ein, den Schwanz senkendes, auf einem Fußgestelle stehendes Crocodil. Die Buto, welche die Griechen Leto übersetzten, glaubt der Verf. in einer Göttin zu erkennen, zu deren Brüsten in einem Gemälde zwey Krokodile emporstreben; ihr Kopfputz ist der untre Theil des Pschent (welches in der Inschrift von Rosette vorkommt) mit dem gebognen Stabe; ihre hieroglyphische Bezeichnung sieht fast aus wie zwey in eine Kapsel gesteckte Bogen; dabey heißt sie Mutter der Sonne. Daß aber diese Figur die Buto bedeute, ist noch keineswegs klar. Der Sonnengott, dessen phonetisch geschriebener Name PH oder ΦPH lautet, hat einen Sperberkopf, über dem sich eine große rothe Kugel mit dem Uräus erhebt; diese Deutung ist völlig sicher. Neben oder hinter Phre kommt öfter eine männliche Figur mit einer Feder auf der Haube vor, bey welcher die Zeichen für SU stehen; daß sie den Aegyptischen Herakles, Som, vorstelle, ist eine Conjectur, für die wir erst noch stärkere Begründung erwarten müssen.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. 113. Stück.

Den 14. Julius 1825.

Braunschweig.

Gedruckt im Fürstlichen Waisenhause, in Commission bey H. Vogler in Halberstadt, 1825: Der Laien Doctrinal, ein altsassisches gereimtes Sittenbuch, herausgegeben und mit einem Glossar versehen von Dr. K. J. A. Scheller. XVI und 239 Seiten in 8.

Der Herausgeber hat von dem Verdienst der Bekanntmachung einer niedersächsischen Dichtung aus dem vierzehnten Jahrhundert selbst wieder abgezogen durch die Art und Weise, wie er dabey zu Werk gegangen ist. Nach einer pomphaften Ankündigung, welche von mehr als fünf und zwanzigjährigem Studium redete, die Sachsen zum ersteiblichen Urvolke Europas, ihre Sprache zu der reichsten des ganzen Erdbodens machte und Vossen sammt andern Zeitgenossen, die sich noch zuletzt in ihr versucht hatten, offener Unkunde zieh; durfte man zwar mistrauen, aber wenigstens einer sorgfältigen Ausgabe, belehrenden, wenn auch einseitigen philologischen Mittheilungen entgegensehen. Rec., der, was sonst noch Disparates die Vorrede des erschienenen Buches wiederholt, gern vorbeygeht,

war daher fast verwundert, einen mit unglücklicher Critik behandelten, sogar nachlässig corrigierten Text, ein mageres, unfleißiges Glossar zu finden. Schon die Benennung altsassisch ist Ziererey und unleidlicher Mischmasch; wem denn das unserer Schriftsprache allein angemessene Wort sächsisch missfällt, der sollte kein hochdeutsches alt zu der vorgezogenen provinziellen Form setzen, sondern auch oldsassisch sagen. Herr Sch. bricht in die bekannten Klagen aus über Verdrängung der edleren und reicheren niederdeutschen Sprache durch die unvollkommnere hochdeutsche; umgekehrt pflegen sich wohl Oberdeutsche zu beschweren, daß sächsische Formen und Wörter der Reinheit des Altschwäbischen geschadet hätten. So unüberlegt und ungerecht beides geschieht, haben doch letztere mehr Grund zur Beschwerdeführung. Die hochdeutsche Mundart war im Laufe des dreyzehnten Jahrhunderts zu einer solchen Feinheit der Ausbildung gelangt, mit einer solchen Fülle von Poesie begabt worden, daß es schmerzen muß, jene hernach getrübt und diese wieder verblüht zu sehen. Wie könnte sich die niederdeutsche Sprache damit auf irgend eine Weise in Vergleich zu setzen wagen? Von den beiden Dialecten, in welche sie damahls bestimmt geschieden werden muß, ist dem niederländischen ohne allen Zweifel die größere Bildung zu Theil geworden, er hat namhafte Dichter hervorgebracht. Der niedersächsische während des 13. 14. Jahrh. beynahe keinen. Seine unaufhaltsam absterbende Lebenskraft gibt er fast nur durch Uebersetzungen aus dem Niederländischen und Hochdeutschen kund. Und wie der niederländischen Sprache jener Zeit eigentlich alle Erhebung und Beseeltheit der hochdeutschen gebricht, scheint die niedersächsische, welche nicht ein einziges der schönsten hochdeutschen größeren Gedichte in sich aufzunehmen gestrebt hat, noch weiter zurückzustehen. Fern davon also "die erste des Erdbodens zu werden" (S. VII.) ist die säch-

sische Sprache, ohne gewaltsamen äußeren Druck, dem Naturgesetz erlegen, welches jede durch Schrift und Poesie nicht gehobene Mundart in die engeren Grenzen des bloßen Volksgebrauchs verweiset. Nicht daß es ihr an vortheilhaften Formen und wohllautenden Wörtern schon damahls gemangelt hätte oder selbst den heutigen plattdeutschen gemeinen Dialecten daran mangelte, denn es haben sich auch unsere oberdeutschen Mundarten manches Einzelnen zu erfreuen, das in die gebildete Schriftsprache keinen Eingang fand. Aber in der Zeit, von welcher wir reden, war doch schon lange der Formreichthum, die Wortfülle und die geistige Haltung des Ganzen, welche sich in der altsächsischen Evangelienharmonie und noch weit mehr im Angelsächsischen zeigt, versunken. Ein Wörterbuch, wie es sich aus dem unermeßlichen Schatze mittelhochdeutscher Werke, ohne alle Zuziehung heutiger Volkssprachen aufstellen lassen wird, kann aus den verhältnißmäßig sparsamen, gemischten Quellen des Niederländischen, selbst mit Beyhülfe aller heutigen Volksdialecte, nimmermehr zu Stande kommen. Hr. Sch. meint, der Reichthum des Plattdeutschen übersteige den des Hochdeutschen um ein gutes Viertel, fast um ein ganzes Drittel. Das heißt aufs Gerathewohl in die Luft gesprochen. Hat er je auch nur die gedruckten hochdeutschen Gedichte des 13. 14. Jahrhunderts gelesen? und hernach bündig verglichen?

Nachdem Rec. die Anmaßung übertreibender Lobpreiser der niedersächsischen Literatur, folglich unbesonnener Verächter dessen, was wir mit Stolz als die Grundlage unserer heutigen Sprachbildung ansehen sollten, in die Schranken gewiesen hat, wendet er sich zu einer näheren Beurtheilung des herausgegebenen Denkmahls. Es ist kein Original, sondern wie der ungenannte Bearbeiter selbst sagt, aus dem Brabäntischen übertragen. Um diesen niederländischen Text hätte sich der Herausge-

der vor allem ein wenig bekümmern sollen, wie eben nicht schwer gewesen wäre. Jacob Visser in der Naamlyst van boeken in de Nederlanden gedrukt (Amst. 1767. 4.) führt p. 30. sogar einen alten Druck davon an: den duytschen Doctrinael, berijmd in den jaare 1340 te Antwerpen, gheprent te Delff 1489. in 8. und fügt aus Le Longs Catalog hinzu, daß nach einer alten Pergamenthandschrift das Werk Johann dem Dritten Herzog von Brabant zugeeignet sey. Dies stimmt genau zu dem dem sächsischen Prolog *). Noch weitere Auskunft findet sich in Van Wyn's Avondstonden Amst. 1800. 1, 326-328, welcher mehrere Handschriften, darunter zwey pergamentne, eingesehen hat und die wiederum einstimmende Abtheilung des Ganzen in drey Bücher (und 135 Capitel) bemerkt. Ja, von ihm ausgehobne Stellen lassen sich leicht in dem Sächsischen auffinden. Zugleich als Probe der Schreibart beider Gedichte führen wir hier einige an. Vom Klosterleben:

Weet, dat cloesteren en steden
niet enconnen geven heilicheden,
maer die reinicheit in't herte heeft,
weet, dat die heilichlike leeft.
Want Good over al es,
so mach men, des syt ghewes,
God dienen overal
op straten, op berghe en dal.

welches in der sächsischen Umarbeitung S. 199 (nach verlassener Schreibung des Hrn. Sch.) also lautet:

Kloster unde klûse geven nicht
hilligheid, des sît bericht,
mer des herten reinigheid
maket des minschen hilligheid.

---

*) Die Hrn. Sch. gleichfalls unbekannte hochdeutsche prosaische Bearbeitung (Panzers Annalen 1, 28.) hat Rec. nicht zur Hand.

God de is overal;
in hûs, in berge, in dal
dâr mag men Gode wol dênen.

Von Schöffen und Richtern, niederländisch:

Wiste een scepen, watti ware,
hi soude beven altoes van vare,
so wanneer hi sitten ginge
ten ordele int ghedinge,
dan soudi trecken voir sinen oghen
t'ordel, dat onse here sal toghen
ten jonxten daghe, daar hi sal
drecht ende arch lonen al.

Sächsisch S. 141: Wiste ein schepe, wat he wâre
he mochte beven al mid fâre,
wan he sitten ginge
unde ordêle gêve tô dinge;
he solde setten for sîne ôgen
dat ordêl unses hêren tôgen
tô deme jungesten dage, dâr he schal
umme doged unde arg lônen al.

Man sieht, wie wenig Poesie Original und Uebersetzung aufwenden; letztere hält sich, wo es nur geht, an die nämlichen Worte, wie es scheint, mit noch mehr Vernachlässigung der Silbenzählung. Der niederländische Reimer mag seinerseits an einem lateinischen Texte kleben. Wir theilen daher lange nicht die Meinung Hrn. Sch. (S. IV.), daß das Werk aesthetischen Werth habe; der Verfasser zeigt sich so gedankenarm und unbeholfen in Wendungen, Wörtern und Reimen, daß er fast auf allen Blättern und zum Ueberdruß die Formeln: sît des bericht, sît des frôd, sît des wis, dat verstât und andere ähnliche einzuflicken genöthigt ist. Das ist ganz die niederländische Manier. Auf einer einzigen Spalte des hochdeutschen Freygedank ist mehr Leben und Poesie zu Hause, als in diesem ganzen saft und kraftlosen sächsischen Sittenbuch. Damit soll nicht behauptet werden, daß es kei-

nen Abdruck verdient habe; wir wollen den Werth nicht kränken, der ihm für das niederdeutsche Sprachstudium zustehen kann, den nun aber der Herausg. dadurch beeinträchtigt hat, daß er, statt die (pergamentne? papierne? u. wo befindliche?) Handschrift sorgfältig abdrucken zu lassen, ein durchgreifendes System selbsterfonnener Orthographie einführte. Der Trefflichkeit und Untrüglichkeit dieses Systems ist er so sicher, daß er sich S. X. der Vorrede überzeugt hält "keiner, der die sassische Sprache gründlich verstehe, könne ihm seinen vollen Beyfall versagen." Gestützt seyn soll es auf Etymologie, Grammatik und ein unverdorbnes Organ. Mit beiden erstern scheint es dem Rec. hier wenig auf sich zu haben und was die Hrn. Sch. angeborne (gleichviel ob Braunschweigische oder Halberstädtische) Aussprache des Plattdeutschen betrifft, so möchte sie leicht ein Bremer, Holsteiner, Mecklenburger für unorganisch a ben. Ueberhaupt, wie darf man auf ein vor hundert Jahren in einem noch unbestimmten strich abgefaßtes Denkmahl die Volksaussprache gewissen Gegend unsrer Zeit anwenden Die einzige Regel, nach welcher die Fehler schrift berichtigt werden können, muß aus ihm geschöpft werden oder aus Vergleichung der zeitigen Werke. Aus ihm selbst; gibt Hr. nichts auf das, was der Reim lehrt? Er ihn sogar geflissentlich und macht das Buch scheckig, wie es in der Handschrift gewiß nicht sieht. Seine hauptsächlichen Neuerungen die Einführung des ä statt e, z. B. in plägen, härte, härbärge, bästen, hände wen, gedänken. Gesetzt, nicht zugestanden, dieses ä heutzutage in allen diesen Wörtern förmig gesprochen werde; was geht diese An che den alten Reimer an, dem ein unge weten (S. 208), ein dingen: mängen (S ein plägt: nigt (S. 36) formät (vermißt):

(vergißt) S. 78. und dergleichen Unreime allenthalben zugemuthet werden. Ungrammatisch ist diese Vermischung des e aus umgelautetem a und des e aus i ohnehin; und warum behält der Herausgeber einzelne e bey, wie S. 46. levet: hävet S. 56 ferre: ärre, S. 114. ende, regte? was soll ihm das in (wenige) Formen eingeführte ë, z. B. S. 136. swërd, S. 39. klëven: geven? S. 87. wiederum kläven. Das ä hätte er durchgehends weglassen sollen, das ë vielleicht, aber weit mehr, als geschehen ist, anwenden können. — 2. Er verwandelt für den einsilbigen Fall der Länge â, ê, ô, û (kein î, sondern dafür y) aber nicht überall, z. B. to: fro (S. 46) na (S. 115) mot: frôd (S. 150) erhalten den Circumflex nicht und zuweilen steht er unrichtig, wie S. 107. Fôr statt for, S. 158 zyl (= zîl): wil. Rec. zweifelt auch, daß die Länge schwinde, wenn das Wort mehrsilbig wird und würde sêle, êre, lêre, hôden, brôder dem sele — broder vorziehen. Was soll endlich der auf e und o (keinen andern Vocal, denn fulgán S. 222. scheint Druckf.) gesetzte Acutus: S. 46. fógen, S. 125. unfró, S. 120. dârméd, forgét, S. 124 — héde, S. 206. geméine, einigemahl der Gravis: S. 122 — hède? Hr. Sch. mag sich darüber einige halbwahre Regeln gebildet haben, die er unsicher ausübt. Wenn sich mit l und r noch ein weiterer Consonant bindet, so gibt er dem vorstehenden Vocal auch im zweysilbigen Fall das Längezeichen, z. B. gârden, gêrne, hôlden, êrde, wôrden; gut, aber warum S. 61. morderen, S. 15. dorper, S. 169. fortornen, S. 6. gold: männig fôld? — 3. er schreibt kw. für qu und sh für sch; beides unnöthig und unnütz. — gt für ht: igt, nigt, magt, geskigt u. s. w. offenbar unrichtig und so grundlos wie die falsche hochdeutsche Schreibung mögte (Vorrede XV) für möchte. Gleich unausstehlich ist dorg S. 204. für dorch. —

5. im Anlaut f, in und auslautend v. Der alten Schreibung und Ausſprache ſcheint aber das auslautende v (z. B. av für af), das inlautende vor Conſonanten (givt für gift) unangemeſſen. S. 51. ſteht auch oft. — 6. er ſchwankt im Auslaut zwiſchen t und d und gibt jenes dem Präſens, dieſes dem Partic. Prät.; unzählige Reime widerſprechen. Anderes übergehen wir.

Im Wörterbuche, das nirgends die Stelle angibt, wo ein Ausdruck zu finden iſt, ſo daß der Philolog das ganze Gedicht darum durchlaufen muß, werden die bekannteſten erklärt: allemisse, almisse, *ἐλεμοσυνη* (l. *ἐλεημοσύνη*) gêst Geiſt, getân (l. gedân) u. ſ. w. ſeltnere oder in andrer Beziehung wichtige übergangen: mütte nöch [illegible] (S. 25) *σὴς καὶ βρῶσις* (Matth. 6, 19.) hochd[illegible] Motte und Roſt; geralde (S. 26) Bettler, Vaganten? was mittelhochdeutſch gërndiu diet [illegible]; dagerâd (aurora) S. 61., der Herausg. [illegible] fälſchlich dage râd, als verſtände er dieſes Wort anders. Wir ſind auch Beyſpiele falſcher Erklälungen ſchuldig: älende (miser) ſoll von ellen (Schmerzen leiden) abſtammen; asle Schüſſel, Teller bedeuten, es ſtehet S. 118 under de [illegible] und die Stelle iſt aus prov. 26, 15. wo die Vulgata hat: abscondit piger manus sub ascella sua, Luther überſetzt freylich Töpfe; "ât Speiſe, daher äten, eſſen", umgekehrt, von ëten ſtammt das Subſt. her; dyl ſoll für dêl und tel ſtehen, ſicher nicht; duve "Taube, vielleicht wegen des Stehlens als Diebin", iſt denn die Taube ein Rabe? und wußte Hr. Sch. nicht, daß im niederſächſiſchen d die ältere media und aspirata unorganiſch zuſammenrinnen, ſo hätte ihn das hochdeutſche Dieb und Taube belehren ſollen, daß beide Wörter gar nichts mit einander zu ſchaffen haben; fan fullen ſoll ein Adv. ſeyn und heißen voraus, beſonders, S. 131. ſtehet aber fan fullem hêr godehard,

was nach Recensent Gottfried von Bouillon (Fullem, Bullem) bedeutet, theils weil im Niederländischen Godevaard, Goverd und Godefrid wechseln (Huydecoper op Mel. St. 1, 131. 269) worüber die Vergleichung des niederländ. Doctrinals aufs Reine bringen müßte, theils weil Gottfried mit Karl dem Großen, wie hier auch anderwärts in gleicher Absicht zusammengestellt wird (Bruns, romantische Gedichte S. 336.). Uebrigens ist unser Herausgeber auf Karl und Roland (de umme den loven streden,) übel zu sprechen („diese beiden Herrn" S. 226.) Schû S. 51. scheint eher Abscheu als Narr, Spott. Skrikker Saitenspieler, Musikant! Das ist bloß gerathen, es bedeutet (S. 195.) Springer, Tänzer, von skricken, springen. Suderlude Unterthanen! Hr. Sch. zweifelt selbst, S. 148 stehet:

de forste schal sik ôk hôden
leven fan suderlûde gôde

aber man lese: fan sîner lûde (seiner Leute) wie die van Wyn aus dem Original mitgetheilte Stelle (sînre lude) bestätigt.

Kleine Versehen beym Abdruck des Textes, wie S. 46, 5 bôsheld f. bôsheid, 46, 6 girigeu f. girigen, lyt f. syt, 46, 27 stde girigheid, vielleicht snode girigheid; 47, 9. knmt f. kumt, 47, 30 genagen f. genogen begegnen auf allen Seiten; ärger sind schon folgende Emendationen: 31, 19 l. trueliken f. trnebiken; 62. 83. 84. Tullius f. Totus; 26, 9 forbüden f. forbiden; 51, 23 hovêren (hofieren) f. honören; 36, 5 sagende was f. sâde was; den S. 37 und 47. stehenden Reim med: gesäd ändert Rec. in met: geset (gesetzt).

Will der Herausgeber in Bekanntmachung seiner niederländischen Denkmähler (Vorr. XII-XV.) fortfahren, so fordern wir ihn auf, der eigenmächtigen, unbegründeten Schreibweise zu entsagen und dem Setzer ordentlich nachzucorrigieren. Die un-

ter I. verzeichnete Sammlung von Erzählungen würde den Vorrang verdienen, obgleich wir die Handschrift nicht in das Jahr 1231, sondern mit Eschenburg (Denkmähler S. 233. 257.) 1431 setzen und darin kaum etwas anders als Uebersetzungen aus dem Hochdeutschen erwarten. Die mangelhafte Erzählung (Denkm. 267-274) ergänzt sich z. B. aus dem Liedersaal 1, 117-126. ganz anders als Eschenburg vermuthete. Seine plattdeutsche Bücherkunde (Vorr. S. III.) halte Hr. Sch. aus Furcht vor dem Zeitgeist, der so übel nicht ist, nur nicht zurück.

J. Gm.

Hannover.

Italiänische Reise vom November 1821 bis August 1823 von Dr. G. H. Pertz, Secretair am K. Archiv zu Hannover, Genealogist des [illegible] Ord. 1824. 8. 514 Seiten.

Die Reise, welche wir hier anzuzeigen haben, gehört zu den seltensten Erscheinungen in unsern [illegible]gen; und sie möchte wohl die einzige seyn, [illegible] nicht das Iter Italicum des Hn. Prof. Bl[illegible] ein Gegenstück dazu bildete, der auch zu dieser [illegible] noch einen wichtigen Beytrag geliefert hat. [illegible] Hn. D. Pertz ist bekanntlich die Herausga[illegible] Monumenta Germaniae medii aevi, von dem unter der Leitung S. E. des Hn. Minister von Stein gebildeten Verein übertragen. Im Auftrag dieses, um die Geschichte unsers Vaterlandes so hoch verdienten Staatsmanns, ward er zuerst nach Wien, und dann nach Italien gesandt. Die Geschichte seines Aufenthalts und seiner gelehrten Thätigkeit in Wien, wo auf Befehl S. D. des Hrn. Hof- und Staatskanzlers ihm mit der größten Liberalität die Archive eröffnet wurden, liegt außerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Reise, die sich, dem Titel gemäß, auf Italien bezieht. Indeß durften wir diesen Aufenthalt nicht unbemerkt lassen, der wohl gewiß die beste Vorbereitung zu einer

diplomatischen Reise nach Italien war. Mit solchen Vorkenntnissen, und mit solcher Uebung in dem Gebrauch und der Beurtheilung der Urkunden ließ sich in einer kürzeren Zeit weit mehr ausrichten, als es sonst in einer längeren möglich gewesen seyn würde. Der Verf. gibt zuerst eine kurze Uebersicht seiner Reise im Ganzen, ehe er ins Einzelne geht. Sie ging über Triest, Venedig, Bologna auf Florenz und dann über Viterbo auf Rom. Da diese letzte Stadt das eigentliche Hauptziel der Reise war, so verweilte der Verf. in den oben genannten nur kurze Zeit; hatte jedoch allenthalben die Bereitwilligkeit zu rühmen, mit der die Vorsteher der Bibliotheken ihm entgegen kamen. In Rom scheint jedoch die Benutzung der Vaticanischen Bibliothek, wenn Rec. das was der Verf. davon erzählt, mit seinen eignen frühern Erfahrungen vergleicht, eher erschwert als erleichtert zu seyn. Es ward damals nicht gefordert die Nummer der Handschrift im voraus anzugeben; man konnte in den, freylich sehr unvollkommenen, Catalogen selber nachsehen. — Außer der Vaticana wurden sowohl die Bibliotheken der Römischen Fürsten, als auch der Klöster besucht. Da aber die Ferien auf der Vaticana schon in der Mitte Junius anfangen, und bis zur Mitte Novembers dauern; so ward beschlossen in dieser Zwischenzeit Montecasino, La Cava, und wo möglich Sicilien zu besuchen. Ein vierwöchentlicher Aufenthalt zu Monte Casino reichte hin das dortige Archiv, wo Urkunden und Handschriften eben so sorgfältig aufbewahrt, als bereitwillig mitgetheilt wurden, zu untersuchen. Ein gleiches rühmt der Verf. von dem reichen Archive zu La Cava (in der Nähe von Filangieris Wohnsitze;) das 60 bis 80000 Urkunden enthalten soll. Die Bibliotheken und Archive von Neapel haben in den letzten zwanzig Jahren große Veränderungen erfahren, da vieles aus den Klöstern in die Königliche Sammlung agli studi gekommen; vieles aber auch zerstreut und

verloren gegangen ist. Auch das große, oder Kö-
nigliche, Archiv hat auf ähnliche Weise manche B
reicherung erhalten. Auch das dreyßig Millien l
lich gelegene Kloster Montevergine mit sein
Archiv ward besucht; und hierauf die Reise v
Neapel nach Sicilien gemacht. In Palerm
in der Bibliothek des Fürsten von Vitalia die
verlohren geachtete Handschrift der Briefe
von Vinea mit vielen ungedruckten Briefen
aufgefunden. Die andern dortigen Samml
sind zum Theil schon benutzt; zum Theil ab
gut wie unzugänglich. Auch die Bibliothek zu
genti, dem südlichen Wendepunct der Reise
bot nichts neues dar. Er eilte nach Rom
zukommen; wo er am 21. November wie
langte. Er fand die Vaticana wieder geöffn
benutzte sie; aber nun öffnete sich ihm ein
Schatz. "Am 6. Januar 1823, heißt es, b
unter Umständen, die sich vorher und nach
Berechnung entzogen, aber deren hohes
gleich vollkommen erkannte, die Forschungen
ticanischen Archiv, welche seitdem
zu Tage einen größern Theil meiner M
nahmen. Dieses älteste und wichtigste der
päischen Archive, sucht seinen Ursprung in de
kel des vierten, oder eines frühern Jahrh
vor der Zeit als der lateranischen Biblioth
erstenmal gedacht wird. (Die erste dem
kannte Erwähnung derselben geschieht in de
fen Gregors des Großen VIII, 29. am
sechsten Jahrhunderts, aber als einer schon
bestandenen Sammlung.) Es hat durch
sigkeit, Plünderung und Brand, unermeßlich
luste erlitten, ohne daß der gerettete Theil
gleichung mit irgend einer andern ähnlichen
lung zuließe; Petri Schlüssel sind noch j
Schlüssel des Mittelalters. Man erfuhr,
Transports dieser Schätze nach Paris, auch ni

nal im Großen was dort vorhanden sey; so wenig
ls es überhaupt jemand weiß; es könnte seyn daß
ungekannt und unbedauert von seinen natürlich-
en Freunden unterginge. Das ehemals in der
ngelsburg aufbewahrte Archiv ist jetzt in elf gro-
en Sälen des Vaticans vereinigt. Es besteht aus
rkunden und Handschriften. Die Zahl und das
lter der Urkunden läßt sich nicht bestimmen; das
lteste kaiserliche Original soll Otto I. bekannte
Schenkung seyn. Der Verf. hat es jedoch nicht ge-
ehen. Die Urkunden sind nicht chronologisch geord-
et; und daher ihr Auffinden sehr erschwert. Den
ichtigern Theil des Archivs bilden die Handschrif-
n, oder die Urkundenbücher. Der Hauptschatz der
nzen Anstalt sind die 2016 Bände päbstlicher
egesten; welche in fast ununterbrochener Reihe
e amtliche, immer gleichzeitige Sammlung der
iefe, Urkunden, Befehle, Instructionen des päbst-
chen Hofes, mit vielen zu ihrer Erläuterung ein-
schalteten Briefen und Urkunden der Beamten
er anderer Mächte, von Innocenz III. Zeit an, er-
lten sind. Bisher sind nur Gregors VII. und
hanns VIII. Briefe vollständig gedruckt. Schon
s ihnen (fährt der Verf. mit Recht fort) erkennt
er den hohen Werth einer vollen Uebersicht des
ern, bey den erschütterndsten äußern Stürmen
ten und sichern Geschäftslebens, welches am schein-
ren Rande des Untergangs die bey den Marocca-
chen Heiden und in den Feldlägern der Tataren
erirrenden vereinzelten Christen nicht vergißt;
das ewige Heil der noch unbekehrten mit glei-
r Treue, wie für die Errettung der eignen Kir-
denkt. Das Bild dieser Größe wiederholt sich
den Briefen nicht nur Eines Pabstes; ihre Ver-
idiger haben nicht weise gehandelt, sie bisher
Verborgenheit zu überlassen; die beste Verthei-
ung der Päbste ist die Enthüllung ihres Seyns."
r konnten nicht umhin diese Stellen abzuschrei-

ben, die besser als wir selbst es sagen konnten, di
Wichtigkeit dieser historischen Schätze darstell
Die Geschichte einer geistigen Weltherrschaft hat ei
noch viel höheres Interesse als die einer durch di
Gewalt der Waffen errungenen; und unter all
steht für uns wenigstens die päpstliche Weltherr
schaft oben an. Daß auch die Regestea der frühe
ren Päpste vormals vorhanden gewesen seyn, di
Briefe von Gregor VII. sind nur in einer, jedoch
gleichzeitigen Abschrift, und die von Johann VIII.
von Monte Casino in die Vaticana gekommen;
zeigt der Verf. aus mehrern Beweisen. Wie vi
ist mit ihnen verlohren gegangen! Die Unerme
lichkeit des Stoffs nöthigte den Verfasser seine
tigkeit zu beschränken; aber dennoch sind 2
Briefe und Urkunden in 23 Foliobänden von
2016 durchgesehen. Welche Erndte ist hi
übrig! — Von Rom ging der Verf. am 4.
1823 über Spoleto nach Florenz, Modena
land, Turin über Bern und St. Gallen nach
land zurück. Allenthalben öffneten sich ihm,
ausgenommen, die Archive; allenthalben
bereitwillige, meistentheils Kenntnißreiche,
her; so auch besonders in Turin; wo d
wahrhaft königlich eingerichtet ist.

Welche reiche Ausbeute ein so geübter, so thäti
ger und so gut aufgenommener Diplomatiker aus
Italien mitgebracht habe; werden die Leser leicht
im voraus erwarten. Sein Plan in Beziehung auf
das große Unternehmen an dessen Spitze er steht,
war zunächst auf den Merovingisch = Carolingischen
Zeitraum gerichtet; indeß schon aus dem Obigen er
hellt, daß er sich nicht bloß darauf beschränkt hat. —
Der zweyte Abschnitt, überschrieben: Bemerkun
gen über einzelne Handschriften und Ur
kunden, gibt nun Rechenschaft von dem Einzel
nen. Der Verf. bringt das Ganze unter vier
Classen: Geschichtschreiber, Gesetze, Urkunden,
Briefe und Alterthümer. — Die Zahl der Ge

schichtschreiber steigt bis auf 105 Nummern. Wir machen hier besonders auf Gregorius Turonensis, auf die Quellen der älteren Geschichte der Päpste Nro. 18-21, und die daraus gezogenen Resultate; auf die Annales Casinates u. a. Nro. 25-32. Conradi Urspergensis Chronicon. Nro. 75. wo der Verf. durch ein seltenes Glück nachmals in dem Codex der Wolfenbüttler Bibliothek die sechs Blätter fand, die in der Vaticanischen Handschrift fehlen; und Martini Poloni Chronicon Romanorum Pontificum Nro. 93. aufmerksam. — Die zweyte Classe Gesetze unter 23 Nummern, enthält in den fünf ersten die Lex Burgundionum, Salica, Ripuariorum, Alamannorum, Bajuvariorum; und dann auch unter Nro. 6. den ausführlichen Aufsatz des Hrn. Prof. Bluhme in Halle, an dem der Verf. in Italien zugleich einen treuen Freund und Gehülfen fand, über die Leges Longobardorum; deren Bearbeitung dieser Gelehrte übernommen hat; und über deren Handschriften nun ein critisches Licht verbreitet ist, welches uns zu den schönsten Hoffnungen bey der künftigen Herausgabe berechtigt. Auf die Gesetze der Völker folgen dann von Nro. 8. an die Capitularien und Kaisergesetze. — Der dritte Abschnitt enthält die Urkunden. Zuerst die Kaiserlichen; sie beginnen schon mit einer auf Papyrus vom König Odoacer von 489. und sind nach den Jahren bis [illegible] 1308 verzeichnet; dann die der Päpste (in Verbindung mit den Briefen im folgenden Abschnitt;) der Fürsten von Benevent, Salerno, Capua und Tuscien; und Urkundenbücher. Der vierte Abschnitt enthält die Briefe und päpstlichen Urkunden [illegible] 24 Nummern. Zu den letzten gehören nun die [illegible] dem Verf. benutzten, oben angeführten Regesten im Vaticanischen Archiv. Verglichen von ihm [illegible] die Regesten vom Papst Honorius III., Gregor IX., Innocenz IV., Alexander IV., Urban

IV., Clemens IV. Unter den Briefen aber vor allen die von Peter de Vineis in Palermo. Es wird eine sehr ausführliche Critik derselben nach den Handschriften mitgetheilt; und die Ausbeute ist hier so reich gewesen, daß die künftige neue Ausgabe derselben sie nicht weniger bereichert als verbessert liefern wird. — Ein Anhang gibt noch Nachrichten über einige Arbeiten, die der Verf. aus Mangel an Zeit nicht sogleich ausführen konnte; deren Ausführung aber bereits von ihm eingeleitet ist.

Wir halten es nach dieser Anzeige für überflüssig, die Aufmerksamkeit des Publicums noch auf den Gewinn zu richten, den die große vaterländische Unternehmung durch diese Vorarbeiten erhalten wird. Ein günstiges Geschick hat die Direction des Unternehmens in die Hände eines Mannes geführt, dessen Thätigkeit seiner Gelehrsamkeit gleich kommt; und der durch beydes in die Fußstapfen eines Muratori und Sigonius zu treten verspricht. Gewiß ist [illegible] auch die beste Belohnung des berühmten [illegible]manns, aus dessen Patriotismus das ganze [illegible]nehmen hervorging.

Indessen beschränken sich die Verdienste [illegible] nicht bloß auf den Gewinn für jene Unterne[illegible] Er hat durch diese Reise zugleich künftigen [illegible]den gezeigt was, und wo es, zu suchen und [illegible]den ist. Wie groß dieser Gewinn noch [illegible] kann, läßt sich nicht voraus bestimmen; aber [illegible] wenn die Zeit kommen sollte, wo die Päpstliche [illegible]rung, ihren wahren Vortheil erkennend, ihre [illegible] öffnete, und eine Anzahl gelehrter Männer a[illegible] mehr als zweytausend Bänden der päpstlichen [illegible]sten das auszöge, was der Einzelne nur au[illegible]gen ausziehen konnte. Was bedarf es d[illegible] mehr, als daß ein Sixtus V. die dreyfache [illegible] hielte, und ein Mann wie Consalvi sein Ra[illegible] würde? Hat doch unsre Zeit schon viel ungla[illegible] Dinge in die Wirklichkeit treten sehen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 16. Julius 1825.

Göttingen.

Am 4. Junius, als am Stiftungstage, war die feyerliche Preis-Vertheilung unter die Studirenden. Diese Feyerlichkeit wurde noch durch eine besondere erhöht, indem unser Herr Geh. Justiz-Rath Eichhorn das funfzigste Jahr seines Lehramts zu gleicher Zeit erreichte. Die ganze Universität nahm an diesem frohen Ereignisse den lebhaftesten Antheil, und bezeigte ihre Freude auf mehrfache Weise.

Die für die diesmaligen Preise ausgesetzten Aufgaben sind in diesen Blättern vor. J. S. 1210. angezeigt.

Auf die theologische Aufgabe waren zwey Schriften eingegangen; den Preis erhielt Hr. August Holzhausen aus Greußen im Schwarzburgischen, Mitglied des philol. Seminars und der theol. Gesellschaft.

Der homiletische Preis ward in beynahe ganz gleichen Theilen unter folgende drey vertheilt: Hr. Christian August Ludwig Bauermeister aus Nordheim, Mitglied des homilet. Seminars;

dem ein etwas grösserer Theil zufiel; Hr. Carl Adolph Ludwig Hampe, aus Rheburg; und Hr. Friedr. Wilh. Kind, aus dem Bremischen, Mitglied des homiletischen Seminars; diese gingen zu gleichen Theilen.

Die juristische Facultät hatte über drey Schriften zu erkennen; den Preis erhielt Hr. Samuel Benfey aus Göttingen.

Die medicinische Facultät hatte zwey Schriften erhalten, wovon der einen des Hrn. Joh. Friedr. Engelhart aus Bach an der Regnitz der Preis, der andern des Hrn. Ernst Eduard Wicke aus Lüneburg das Accessit zu Theil wurde.

Die philosophische Facultät hatte zwey Fragen aufgestellt, die ordentliche, eine Geschichte der Samaniden nach Abulfeda, wurde siegend von Hr. Wilh. Credner, aus Gotha gelöset; die außerordentliche, eine Geschichte des Variations-Calculs, mit gleichem Glücke von Carl Heinr. Gräffe aus Braunschweig.

Die neuen Aufgaben für das nächste Jahr sind folgende:

Die theologische: vtrum Jesus Christus, qualis in evangelio Joannis describitur, indole et ingenio plane diversus sit ab eo quem reliqua Canonica exhibent, an quidquid hi diversi scriptores de eo referunt, optime conciliari possit.

Die homiletische: nach Anleitung der Stelle Röm. 1, 16.

Die juristische: de consummatione s. perfectione delictorum tam in genere quam in specie quoad crimen homicidii, incendii, furti [illegible] falsi.

Die medicinische: Anthelminticorum regni vegetabilis recensus, respectu inprimis habito tum ad plantas, a quibus ea desumenda, [illegible]

l partes constituentes, nominatim eas, quibus rum vires adscribendae sunt.

Diesmal wiederum zwey philosophische; die ne: historia reip. Massiliensium, a primordiis de ad Neronis tempora. Describantur, quanm fieri potest, reip. forma, leges, foedera, gri proventus et cultura, navigationes, studia beralia, scholae, tum coloniae a Massiliensis deductae.

Die zweyte außerordentliche ist; Quum variis ethodis et artificiis usi sint physici et astromi, longitudinem penduli simplicis, oscillanem singulam quovis minuto temporis secunin spatio *) vacuo absolventis, ex captis nsuris et observationibus astronomicis rite terminandi, Ordo desiderat brevem histom et epicrisin horum conatuum.

München.

Nova Genera et Species plantarum, is in itinere per Brasiliam annis MDCCCXVII-DCCCXX jussu et auspiciis Maximiliani sephi I. Bavariae Regis suscepto collegit descripsit Dr. C. F. P. de Martius. Ord. g. Cor. Bavar. Eques, Reg. Acad. Scient. rar. membr. ordin., Hort. Reg. Monac. Conector etc. Depingi curavit et secundum aucs schedulas digessit Dr. J. G. Zuccarini, . Reg. bot. Ratisb. Sodalis. Fasc. I. p. 10. Tabb. 1-12. Fasc. II. p. 21-36. c. Tabb. 24. 1823. Fasc. III. p. 37-80. c. Tabb. 25-1824. in gr. 4. (auf geglättetem Velin-Pa, mit colorirten Tafeln in Steindruck).

---

*) In der im Namen der Universität ausgegebenen Anzeige der oben erwähnten Feyerlichkeit steht spatiis statt spatio. Wir benutzen diese Gelegenheit, diesen Druckfehler zu berichtigen.

Wenige Jahre sind seit des Hrn. v. Martius Rückkehr aus Brasilien verflossen, und wir können uns schon mehrerer, von ihm herausgegebener, sehr schätzbarer Werke erfreuen. Der Monographie der Palmen gedachten wir bereits vorläufig in unsern Blättern (Jahrg. 1824. St. 105.), und glauben daher den vorliegenden Nov. Generib. zuerst eine genauere Anzeige widmen zu können. Wie der Titel andeutet, beschränkt sich dies Werk vorzüglich auf die von dem Verf. in Brasilien entdeckten neuen oder noch nicht hinlänglich bekannten Gewächse, welche hier monographisch, mit steter Berücksichtigung des Standorts, Bodens und ihrer Verbreitung zusammengestellt, und durch Tafeln in Steindruck dargestellt sind. Die Ausführung des Ganzen, wobey ein junger geschickter Pflanzenforscher, der Dr. Zuccarini (gegenwärtig Adjunct der botanisch. Sammlungen zu München), sehr thätig mitwirkte, läßt in wissenschaftlicher und artistischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig, und berechtigt zu sehr großen Erwartungen einer von dem Herrn v. Martius demnächst herauszugebenden allgemeinen Flora Brasiliens. Möge der Verf. nur durch eine größere Theilnahme von Seiten des Publicums zur Fortsetzung des gegenwärtigen Werkes genügend unterstützt werden!

Den Anfang des Ersten Heftes macht eine neue ausgezeichnete Gattung, aus der Familie der Podestemeen Rich., Mniopsis, mit folgendem Charakter: 3 an der Basis verwachsene Staubfäden, wovon 2 steril sind, der mittlere gabelförmig gespalten, jede Theilung mit 2 Antheren; 3 Narben; eine zweyfächrige, zweyklappige, ebene Kapsel. Die Blumenkrone fehlt, den Kelch ersetzt eine fast kugelförmige, an der Scheide zerreißende Scheide: also ganz der einfache, dieser Familie eigenthümliche Bau. Merkwürdig ist aber das Verhalten der sich geöffneten Kapsel, indem die kleinen

lappe nebst der Scheidewand von der größeren, henbleibenden abgestoßen wird. (Unter den be nnten Pflanzen zeigt nur die Frucht von Epi- edium in dieser Hinsicht einige Aehnlichkeit). Die izige, dem Verf. bekannt gewordene Art, Mn. :aturiginum (Tab. 1., mit beygefügter genauer rgliederung der Fructificationstheile), ist eine kleine, — 2 Zoll lange, unter Quellwasser in der Pro- nz Goyaz wachsende, ästige Pflanze, vom Anse- n einer beblätterten Jungermannia, mit denen außer der diesen Gewächsen sehr ähnlichen schei- artigen Hülle, auch darin übereinkommt, daß die ch zwey Seiten stehenden Blätter noch mit einer tten entgegengesetzten Reihe (dort Amphigastrien nannt) versehen sind. — Sehr passend schließt an diese Gattung: 11. Lacis Schreb., wo- t Marathrum Humb. et Bonpl. vereinigt d der Charakter so bestimmt wird: Stamina in- finita (5-40), infera, basi connata, alterna trata. Stigmata duo. Capsula bilocularis, alvis, striata. Auch weicht Lacis noch darin der vorigen ab, daß alle Staubfäden unge- lt, und die Klappen der Kapsel von gleicher Grö- sind, stehen bleiben und sich nur seitlich unmerk- einrollen. Die von Herrn v. M. in der Pro- Bahia entdeckte und hier Tab. 2. abgebildete is, führt den Namen fucoides, da sie dem ndort sowohl als der Gestalt nach, mit einem tang leicht zu verwechseln ist. Beyläufig wer- die beiden bereits bekannten Arten dieser Gat- zusammengestellt, dann die verwandten Gat- en Podostemon Mich. und Dicraeia Pet. ouars (welche letztere mit Podostemon zu ver- en seyn möchte) genauer bestimmt, und zuletzt erichtigte Familien-Charakter mitgetheilt. Ue- die zweckmäßigste Stellung dieser Familie wird erst dann mit Gewißheit entscheiden lassen, wir die wahre Structur ihrer Samen ken-

nen gelernt haben werden. — Wassergewächs
aber zu der Familie der Pontederen gehörig, si
die beiden folgenden: III. Heteranthera zoster
folia, (caule herbaceo fluitante ramoso, folii
sessilibus distichis linearibus obtusiusculis, spa
this bifloris, florum uno pedunculato, alter
sessili. Tab. 3.). Der H. graminea (Lep
Mich.) verwandt, aber schon durch die schönen, dun
kel violetten Blumen leicht zu erkennen. In de
Sümpfen am Rio de St. Francisco, in der Pro
vinz Minas Geraës. IV. Pontederia cras
sipes; eben daher. Ohne Zweifel eine der au
gezeichnetsten Arten, welche Tab. 4. abgebil
so bezeichnet ist: foliis rhombeo-orbicula
tiusculis, petiolis medio elliptico-in
celluloso-spongiosis, scapis tri-octoflori
mehr sumpfigen Boden kömmt eine Abart
ren Blätter größer sind und weniger auf
Blattstiele haben. Ein Blatt derselben
selben Tafel im Umriß mitgetheilt. —
mannia, aus der Familie der Hydrochariden,
aber bisher noch wenig bekannt, erhält hier ein
festere Begründung und einen bedeutenden Zuwachs
Es sind zarte Gewächse, welche meistens einen blatt
losen Schaft, hingegen viele grasartige Wurzelblät
ter besitzen, und einzelne oder zu zweyen, selten i
Aehren stehende Blumen. Nach dem Verhält
der Blumenhülle zerfallen sie in zwey Abtheilun
gen: 1. Perianthio trialato, und 2. Perianthi
tricarinato. Von den neuen, Tab. 4. abgebildeten
Arten, gehören bicolor und flava zur ersten, da
syantha zur zweyten Abtheilung. Nur kurz be
schrieben ist eine vierte, alba genannt. Die übrigen
noch hierher gehörigen sind: B. capitata (Tripte
rella Mich.), auch in Brasilien bemerkt, distich
Linn., biflora Linn. (Tripterella caerulea Nutt
juncea R. Br., madagascariensis (Maburnia Au
Thouars und capensis? Lamk. Nicht minder

lehrend sind des Verf. Bemerkungen über die gleichfalls wenig bekannte (VI.) Vellosia Vand., welche sich den Hämodoreen anschließt, und zu Linnés Polyadelphia gerechnet werden kann. Die unter dieser Gattung begriffenen, in den hohen gebirgigen, besonders an Diamanten sehr reichen Gegenden der Provinz Minas Geraës vorkommenden, einer Yucca oder Dracaena nicht unähnlichen Gewächse haben einen niedrigen, wenn gleich oft sehr dicken, außerhalb nackten oder nur mit Resten abgestorbener Blätter bedeckten Stock (caudex). Steife, schmale Blätter sitzen an dessen oberen Theile und entwickeln an der Spitze einzelne, nicht selten große blaue, violette, auch weiße Lilienblumen. Von 16 Arten, welche in Brasilien Herr v. M. wahrnahm, sind hier beschrieben nud abgebildet: Vell. abietina Tab. 6. (mit welcher die zu dieser Gattung zu rechnende Xerophyta Lam. Encycl. VIII. und Illustr. t. 225. sehr nahe verwandt ist); Vell. aloaefolia Tab. 7.; Vell. asperula Tab. 8.; und Vell. plicata Tab. 9. Aus derselben Familie und Vellosia sehr ähnlich ist: VII. Barbacenia Vand. Sie gehört zur sechsten Classe nach Linné und unterscheidet sich durch eine trichterförmige, sechsspaltige Blumendecke; durch 6, an der Spitze gespaltene Fäden, die zwischen den Spalten auf der Rückseite angeheftete Staubbeutel tragen. Die Gewächse dieser Gattung kommen gewöhnlich höher vor, und lieben besonders einen felsigen Boden von Glimmerschiefer und ähnlichen Gebirgsarten. Ihr Caudex ist bald einfach bald ästig, und nur, wie bey den Vallosien, an der Spitze mit spiralförmigen, schmalen, steifen, an der Basis klebrigen Blättern bekleidet, zwischen welchen sich langröhrige, auch in der Farbe sehr abweichende (grüne, rothe oder gelbe) Blumen entwickeln. Herr v. M. entdeckte 12 verschiedene Arten dieser Gattung, von welchen hier abgehandelt werden: B. tricolor

(Tab. 10.), B. tomentosa (Tab. 11.), B. longiflora (Tab. 12.). Und im zweyten Hefte B. bicolor (Tab. 13.), B. rubrovirens und exscapa (Tab. 14. f. 1. 2.) — Die folgenden Gattungen dieses Heftes gehören zu den Jonidien Vent. (Violarien Decand.), und sind auch bereits in dem neueren Werke des letztern aufgenommen; doch lernen wir mehrere derselben genauer kennen. Davon gibt gleich VIII. Glossarrhen einen Beweis. Nach dem Verf. unterscheidet sich diese Gattung von Viola, außer den sehr unregelmäßigen Blumenblättern, dadurch besonders, daß das untere größere Blumenblatt zwey Schwielen hat, so wie auch, daß die beiden unteren Staubfäden in der Basis mit einem fadenförmigen, in den Sporn sich hineinziehenden, Fortsatz versehen sind. Zwey Arten sind jetzt bekannt: Gl. floribundus, ein 4-5 Fuß hoher Strauch, welcher bey Rio de Janeiro nicht selten, und hier Tab. 15., mit beygefügter Analyse der Fructificationstheile, sehr gut vorgestellt ist; und Gl. pauciflorus (irrig bey Decandolle parviflorus genannt), aus Bahia, gleichfalls strauchartig, aber in allen Theilen kleiner, und mit stumpferen, gekerbt-gesägten Blättern versehen. IX. Noisettia Humb. et Kunth, hat, wie Glossarrhen, eine unregelmäßige Blumenkrone, auch ähnliche Fortsätze an den beiden unteren Staubfäden; aber eine sehr abweichende Fruchtkapsel, was aus der Abbildung (Tab. 16.) einer neuen, ausgezeichneten, bey Rio de Janeiro entdeckten, Art (N. floribunda) deutlich erhellt. X. Corynostylis Hybanthus Tab. 17. 18., wohin Viola Hybanthus Aubl. als Synonym zu rechnen, verdiente wegen der fast holzigen Frucht und anderer abweichender Merkmahle, als besondere Gattung getrennt zu werden, womit auch Gingins (der sie bey Decandolle unter Calyptrion aufführt) ganz ein-

verstanden ist. XI. Alsodea Aub. Thouars, mit regelmäßiger, glockenförmiger Blumenkrone, schuppenförmigen, an der Basis mehr oder weniger verwachsenen Staubfäden, und nicht selten häutigen armsaamigen Kapseln. Diesen Charakteren entsprachen im Allgemeinen Rinorea, Conohoria, Passoura} und Riana Aublet's, Ceranthera Paliset Beauv. u. e. a., weshalb auch der Verf., nach R. Brown, diese Gattungen mit Alsodea vereinigen zu können glaubt. Als neu werden beschrieben: Als. physiphora (Tab. 19.), racemosa (Tab. 20.) und paniculata (Tab. 21.), welche, gleich den übrigen Alsodeen, nur innerhalb der Tropen, und zwar meistens als strauchartige Gewächse vorkommen. Ob auch Pentaloba Lour. und Piparea Aubl. mit Alsodea zu vereinigen sind, läßt Herr v. M. unentschieden; beweist aber, daß Lavradia Vand. nicht — wie R. Brown, obgleich nur zweifelhaft — annimmt — zu Alsodea zu rechnen ist, sondern eine, der Sauvagesia näher verwandte, Gattung ausmacht, deren wesentlichen Charakter er so festsetzt: Cal. 5partitus. Cor. 5patala. Squamae petaloideae 5, in tubum stamina includentem, demum irregulariter dehiscentem connatae, staminibus oppositae. Stam. 5. Filam. brevissima. Caps. incomplete trilocularis, trivalvis, polysperma. Semina versus valvularum basin marginibus introrsum flexis affixa. Lavradia begreift zwey Arten in sich: L. alpestris, ein kleiner zierlicher Strauch, vom Ansehen einer Andromede (Tab. 22.), und L. montana (Lavr. Vandelli Roem.) einem Vaccinium nicht unähnlich (Tab. 23.), welche beide in der Provinz Minas Geraës wachsen. Sehr zweckmäßig läßt der Verf. nun XIII. Sauvagesia folgen, berichtigt ihren wesentlichen und allgemeinen Charakter, und gibt Tab. 24. von zwey neuen Arten (Sauv. pusilla und ovata) eine

mit der Analyse der Fructificationstheile begleitete, sehr gute Vorstellung. — Im Dritten Hefte ist Tab. 25. Sauv. ser. pyllifolia (irrig von einigen für erecta ausgegeben) abgebildet. Die übrigen, dem Verf. bekannten Arten dieser Gattung werden beyläufig characterisirt, nämlich: 4. S. Adima Aubl. (wozu Lam. Illustr. t. 140. fragweise citirt ist), 5. S. erecta St. Hilaire (mit einer noch zweifelhaften Abart), 6. S. laxa (S. rubiginosa β. luxurians St. Hilaire), und 7. S. fruticosa. Am Schluß noch einige scharfsinnige Bemerkungen über die passendste Stellung dieser Gattung in der Reihe der ihr zunächst verwandten Familien, welchen wir ganz beypflichten. — Plectanthera, als neue Gattung aus der Polyadelphia Polyandria, und vielleicht den Tremandreis Br. zuzuzählen. Ihr Charakter ist: Cal. 5phyllus. Cor. 5petala. Stam. unilateralia. Filam. brevissima circiter 5. Antherae 5-15, fornicato-conglobatae, quadriloculares, apice poris dehiscentes. Caps. 3loculoris. Sem. apice alata. Beschrieben und abgebildet ist (Tab. 26) Plect. floribunda, ein hübscher, 4-6 Fuß hoher Strauch, mit elliptischen, an der Basis sich verdünnenden, gesägten Blättern und gelben traubenständigen Blumen. Bey Villa Rica in der Provinz Minas Geraës. Eben daher ist eine zweyte, noch zweifelhafte Art (ciliosa), welche langgestielte, eyförmige, mit borstigen Stachelspitzen gewimperte Blätter hat. Auch Aug. St. Hilaire entdeckte diese Gattung und nennt sie, wie Herr v. M. erst später erfuhr, Luxenburgia; doch scheinen ihm beide dahin gerechnete Arten von den hier erwähnten verschieden. XV. Terminalia, mit mehreren neuen Arten, von welchen fagifolia abgehandelt und Tab. 27. abgebildet ist. Es ist ein 30 Fuß hoher Baum, welcher in mehreren Gegenden der Provinz Minas Geraës wächst und

von den Einwohnern Caxapora de Gentio genannt wird. Außer Catappa Rumph u. e. and. bereits mit Terminalia verbundenen Gattungen, rechnet der Verf. noch hierher: Pamea Aubl. (Gimbernatia Flor. Per.), Badamia, Myrobalanus und Catappa Gaertn. XVI. Psyllocarpus, eine neue, zu den Rubiaceen gehörige Gattung, die von der ihr sehr ähnlichen Borreria Meyer. Esseq., besonders durch eine sich vollkommen absondernde Scheidewand, und durch schildförmige, zusammengedrückte, mit einem fast häutigem Rande versehene, Saamen abweicht. Die dem Verf. bekannt gewordenen Arten: ericoides (mit quirlförmigen, gesonderten Blättern, und fast kopfförmigen Blumen, Tab. 28. f. 1.); 2. laricoides (mit büschelförmigen, in Quirlen stehenden Blättern, und fast ährenartigen Blumen, Tab. 28. f. 2.); 3. thymbroides, und 4. asparagoides, nur kurz umschrieben — bilden kleine, selten über 2 Fuß hohe Sträucher, welche die Gebirgsebenen der Provinz Minas Geraës, zwischen den 15-21° südl. Breite, bewohnen.

Der Verf. kömmt nun (XVII-XX.) zu den Asklepiadeen und handelt zuerst (XVII.) Oxypetalum ab. Diese, von Brown aufgestellte, Gattung erhält eine genauere Bestimmung, und einen bedeutenden Zuwachs an neuen, unbekannten Arten. Abgebildet sind das zweifelhafte Ox. Banksii Schult. Syst. (Tab. 29.), und unter den neuen: appendiculatum (Tab. 30.). XVIII. Ditassa Brown. bis jetzt nur dem Gattungscharakter nach bekannt, wird hier um vieles berichtigt und erweitert. Die erwähnten acht Arten dieser Gattung, von welchen D. decussata und mucronata vollständig beschrieben und Tab. 31. sehr gut abgebildet sind, erscheinen als Stauden, mit windenden oder aufrechtem Stengel, gegenüberstehenden Blättern, und seitenständigen Dolden. Bei-

de Gattungen sind auf das tropische America, zwischen dem 20=22° südlicher Breite, beschränkt. XIX. Physianthus bezeichnet eine neue, gleichsam in der Mitte von Kanahia und Diplolepis Br. stehende, Gattung. Die einzige, bis jetzt bekannte Art (albens genannt und Tab. 32. sehr gut vorgestellt), wächst in schattigen waldigen Gegenden der Tropen, und ist eine krautartige Pflanze, mit windendem Stengel, gegenüberstehenden Blättern, und großen, in eine Afterdolde vertheilten Blumen. XX. Schubertia, diese, dem Prof. Schubart zu Erlangen gewidmete, Gattung hat folgenden Charakter: Cor. infundibuliformis, tubo basi globoso, limbo 5partito patente. Columna fructificationis inclusa. Corona subinclusa, basi fundo corollae, sursum per callos 5 antheris adnata et inde in lacinias 5 lanceolatas stellato - conniventes producta. Antherae membrana brevi terminatae. Pollinis massae pendulae. Stigma turbinatum, supra convexo - planum. Semina comosa. Es sind windende, oft strauchartige Gewächse, mit gegenüberstehenden Blättern, und doldenartigen Blumen. Beschrieben und abgebildet ist: Sch. multiflora Tab. 33., aus der Provinz Pernambuco, mit verkehrt eyförmigen an der Basis herzförmigen Blättern, vielblüthigen Dolden und innerhalb nackter Blumenröhre. Eine zweyte, kurz umschriebene Art, grandiflora, hat die Blätter der vorigen, aber armblüthige Dolden und eine innerhalb bärtige Blumenröhre. Auch rechnet Herr v. M. Cynanchum longiflorum Jacq. Amer. (ed. pictae) zu dieser Gattung. — Zu den Apocyneen, welche der Verf., nach Brown, als besondere Familie betrachtet, gehört: Aspidosperma, eine neue, ausgezeichnete, Gattung (Cal. 5partitus. Cor. 6fida, contorta. Stam. 5 infra faucem

nudam tub. adnato, caeterum libera, inclusa; filamentis brevissimis. Stylus clavatus. Folliculus 1 vel 2, obovati, compresso-inaequilateri. Semina plura, membraceo-alata, bracteata, peltata.), ein Bewohner des Inneren, besonders der belaubten Gegenden, bey einer Höhe von 1000—1500 Fuß. Der Verf. unterscheidet 5 Arten, glaubt aber, daß es mehrere gibt, welche sich indeß wegen der bey trocknen Sommern eintretenden frühen Entlaubung, schwer unterscheiden lassen: 1. A. tomentosum (Tab. 34.), durch die korkartige Rinde der Aeste leicht zu erkennen, die Blätter sind auf beiden Seiten spitzig, die meisten Früchte einzeln $1\frac{1}{2}$-2 Zoll groß. 2. A. macrocarpon (Tab. 35.), verdient den Namen wegen der 4-5 Zoll großen holzigen Früchte, wovon Tab. 36. eine sehr instructive Vorstellung gibt; auch sind hier die älteren Blätter oberhalb fast nackt. Beide, so wie noch drey anhangsweise erwähnte Arten (3. refractum, 4. bicolor, 5. pyrifolium) sind 15-15 Fuß hohe Bäume, mit wechselsweise stehenden Blättern und gipfelständigen Afterdolden.

Die Familie der Sapindaceen erhält durch Phaeocarpus (XXII.) einen interessanten Beytrag. Zunächst gränzt diese Gattung an Llagunoa Flor. Per. (Amirola Pers.); doch ist hier eine fünfblättrige Blumenkrone, welche dort ganz fehlt, auch weicht die Frucht sehr ab. Von beiden, dem Verf. bekannt gewordenen, nur im Inneren, zwischen dem 19-6° südl. Br., vorkommenden Arten (Bäumen von mittlerer Höhe, mit gefiederten Blättern und rispenartigen Blumen), geben Tab. 37. 38. eine Vorstellung des Ph. campestris. Die zweyte, nur kurz umschriebene Art (Ph. agrestis), unterscheidet sich durch eine niedergedrückte, fast sechseckige Frucht, von dunkler Farbe. XXIII. Lagetta, Juss., der Charakter dieser bisher noch sehr zweifelhaften Gattung wird so berichtigt: Dioica

vel (in altera specie) hermaphrodita? Masc. Perianth. 4fidum Stam. 8. Squamulae totidem in fundo floris. Foem. Perianth. 4fidum, persistens. Styl. simplex, stigmate capitato-bilobo. Drupa sicciuscula, calyce inclusa, 1-3pyrena. Die einzige, dem Verf. bekannte, Tab. 39. sehr schön vorgestellte, Art führt, nach der technischen Benutzung des Bastes, den Namen funifera. Raddi hat diese Lagetta in seiner Piante del Bras. p. 12. unter Daphne brasiliensis beschrieben, und Leandro Funifera utilis genannt. Sie wächst bey Rio de Janeiro, besonders an der Wasserleitung und bildet einen mannshohen Strauch, mit bald gegenüber- bald wechselswei- stehenden, lanzettförmigen, unterhalb seidenartig bekleideten Blättern. Beyläufig werden noch die Charaktere zweyer gleichfalls zu den Thymeleen gehörigen, Gattungen mitgetheilt, nämlich: 1. Da- nopsis (Dioica. Masc. Perianth. 4fidum. St 8. Rudim. Pistilli. Squamae nullae. Fo Perianth. 4fidum, ad basin drupae persist Styl. brevissimus. Stigma. capitato-bilob Drupa sicca, nec fibrosa); und 2. Schoen- biblus. (Dioica. Masc. Perianth. infundi- liforme, limbi laciniis 4 reflexis. Stam. 4., exserta. Squam. nullae. Foeminei ignoti.) Von beiden Gattungen ist nur eine Art bekannt. Zu den Euphorbiaceen und Linnés Monoecia Triandria gehört: XXIV. Cnemidostachys, deren Herr v. M. in der Beschreibung seiner Re bereits gedachte. Unter den verwandten Gattun- gen dieser Familie grenzt sie zunächst an Trag unterscheidet sich aber, außer dem sehr abweic- den Aeußern, durch mehrere, in folgendem Chara- ter ausgedrückte, Merkmahle: Masc. in sp distichis, bini bractea quinqueloba cinct. C 3phyllus, foliolis subunguiculatis. Stam. Foem. solitarii infra masculos, e squama formi. Cal. inferus, triphyllus. Ovarium ses-

gibbosum. Stigm. 3., sessilia. Caps. tricocca, coccis monospermis, singulis apicem versus bicorniculatis. Es sind kleine zierliche, kraut- oder strauchartige Gewächse, mit oft büschelförmig vertheilten Aesten, meistens kleinen einfachen Blättern und sehr zarten, zweyzeiligen Aehren. Sie kommen häufig unter den Tropen vor, bey einer Höhe von 600-2000 Fuß, besonders auf Feldern oder großen Ebenen, die einen trocknen, steinigen Boden haben. Der Verf. unterscheidet 17 Arten, die hier alle charakterisirt, und von denen die fünf ersteren (1. myrtilloides, 2. marginata, 3. serrulata, 4. bidentata, 5. scoparia) vollständig beschrieben und Tab. 40-44. vorgestellt sind. Herr v. M. bemerkt noch, daß die, von dem jüngeren Jussieu in seiner kürzlich erschienenen Abhandlung über die Euphorbiaceen aufgestellte, Gattung Microstachys mit Cnemidostachys zusammenfalle, auch Tragia corniculata Vahl. hierher zu rechnen und der Cnem. glabrata (n. 8.) ähnlich sey.

XXV. Physostemon, eine neue, der Cleome verwandte, aber darin wesentlich verschiedene Gattung, daß von den 6-8 vorhandenen Staubfäden 2 oder 4 der kürzeren unter den Staubbeuteln aufgedunsen oder aufgeblasen sind, und daß der Fruchtknoten mit einem langen (wenigstens um vieles längeren als bey Polanisia) stehenbleibenden Griffel versehen ist. Diesen Merkmahlen könnte noch Mangel der Drüsen auf dem Fruchtboden zugefügt werden, wenn diese, wie es scheint, fehlen sollten. Auch liegt in den stark geschnäbelten Saamen etwas eigenthümliches, weniger in der Beschaffenheit ihrer Oberfläche. Die drey, bis jetzt bekannten, nur im Innern (zwischen dem 10-12° S. Br.) vorkommenden, Arten sind krautartige, ästige Gewächse, mit einfachen Blättern, und traubenständigen Blumen von gelber Farbe, was ihnen ein sehr abweichendes Ansehen gibt. Sie werden

so bezeichnet: 1. Ph. lanceolatum (linien-lanzettförmige Blätter, verlängerte linienförmige fast rundliche Früchte, Tab. 45.); 2. Ph. tenuifolium (sehr schmale fast borstenförmige Blätter, eyförmige zusammengedrückte Früchte, deren an der Spitze stehender Griffel ihrer Länge gleichkömmt, Tab. 46.); 3. Ph. rotundifolium (mit eyförmig-elliptischen Blättern, und einer der vorigen ähnlichen Frucht, aber mit einem kürzeren Griffel sich endigend Tab. 47.). Den gegebenen Vorstellungen sind zugleich die Zergliederungen der vorzüglichsten Blüthen- und Fruchttheile beygefügt. — XXVI. Aristolochia; wovon wir hier eine treffliche Uebersicht der dem Verf. in Brasilien vorgekommenen Arten dieser Gattung erhalten. Diese sind: 1. Arist. gigantea (Tab. 48.) der cordifolia Humb. verwandt, doch sind die Blumen nicht ganz so groß, anders gefärbt und die Blätter spitziger. 2. Arist. cymbifera, Tab. 49. (A. grandiflora Gomez. in Act. Oliss. 1814.). 3. Arist. galeata (Tab. 50.) Bey den beiden letzteren ist die Blume nicht allein groß und von dunkeler Farbe, sondern auch dadurch ausgezeichnet, daß ihre verkehrteyförmige Röhre sich in einen zweylippigen, sehr ungleichen Saum erweitert; weshalb sie nicht mit Unrecht als eine besondere Abtheilung betrachtet werden, wohin außerdem noch zu rechnen sind: A. labiosa Bot. R. t. 689. excl. syn., A. brasiliensis (A. ringens Link. et Otto *Icon.* excl. syn.) und A. ringens Vahl. et Wild. excl. syn. Marcgr. 4. Arist. cynanchifolia (Tab. 51.). 5. Arist. Raja (Tab. 52.). 6. Arist. eriantha (Tab. 53.). 7. Arist. rumicifolia (Tab. 54. Anhangsweise werden noch kurz umschrieben A. macroura Gomez. und die sehr ähnliche trilobata Willd. Den Schluß macht die neue Gattung Wittelsbachia (Tab. 55.), deren vollständige Beschreibung wir im folgenden, hoffentlich bald erscheinenden Hefte zu erwarten haben.

Schrdr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.
Den 18. Julius 1825.

Paris.

Chez Compère jeune, Libraire, Rue de l'Ecole de Médecine, No. 8. 1824. Considérations sur les convulsions qui attaquent les femmes enceintes, par M. Chaussier, Médecin en Chef de la maison d'Accouchement.

Diese kleine Arbeit der Pariser Hebammen-Schülerinnen wurde bey Gelegenheit einer Preis-Vertheilung an die Hebammen in dem Entbindungs-Hause dessen erster Arzt Chaussier ist, in einer öffentlichen Sitzung verlesen. Den Hebammen-Schülerinnen dieser Anstalt, deren Unterricht beendet ist, wird nämlich einige Tage vor dem jährlichen Examen, eine Frage vorgelegt, die sie, in einem Saale eingeschlossen, unter den Augen einer Aufseherin, ohne Bücher, und ohne Unterbrechung, in einem Zeitraume von wenigen Stunden, schriftlich beantworten müssen. Die Aufgabe war im Jahre 1823 folgende: de déterminer en peu de mots ce que l'on entend par convulsions; comment on peut connaitre qu'une femme enceinte, ou dans le travail de l'accouchement est menacée de convulsions; quel-

les sont les causes particulières de cet accident, et les moyens d'y remédier.

Zum Beweise wie gut die Schülerinnen diesen schwierigen Gegenstand behandelt haben, theilt Ch. in dieser kleinen Schrift einen Auszug aus ihren vorzüglicheren Beantwortungen mit, doch fügte er einige eigne Bemerkungen hinzu, und macht ein neues Heilverfahren wider das in Frage stehende Uebel bekannt, das er funfzehn Jahre lang erprobt hat, und jetzt beständig anwendet.

Als eine Ausarbeitung von Hebammen verdient dies Werkchen, wenn es wirklich ohne fremde Hülfe zu Stande gekommen ist, und nicht von Hrn. Ch. sehr ausgeschmückt wurde, in der That Bewunderung, und es beweiset, wie weit junge und gebildete Frauen es bey einem anhaltenden und ausführlicheren Unterrichte nicht bloß in der Geburtshülfe, sondern in der Medicin bringen können. Ob Ref. gleich, wie er es an einem andern Orte schon erklärt hat, die ganze Unterrichtsart der Hebammen in Paris durchaus nicht für lobenswerth hält, so ist dies Resultat derselben doch höchst merkwürdig, und verdient von denen, die sich ernstlich mit der nöthigen Verbesserung des Hebammenwesens in Deutschland beschäftigen, recht sehr beherzigt zu werden. An sich findet sich in der kleinen Abhandlung jedoch nichts, das unter uns unbekannt wäre, ja man stößt auf manche Irrthümer, z. B. daß Erstgebärende Krämpfen und Zuckungen öfter ausgesetzt wären, als solche Frauen, die schon öfter geboren hätten. Die verschiedenen Gattungen dieses Uebels bey Kreissenden werden nicht gehörig von einander unterschieden, und alle von Vollblütigkeit und von Andrang des Blutes nach dem Gehirne hergeleitet, und mit Blutentziehungen zu behandeln gelehrt; da sie doch vielfältig aus der gerade entgegengesetzten Ursache entspringen, und deshalb auch die unzertrennlichen Begleiter großer und

erschöpfender Blutflüsse sind. Die Bemerkungen Chaussier's sind von keiner Bedeutung. Sein neues Heilverfahren beabsichtigt eine Erschlaffung des Muttermundes, indem er gefunden haben will, daß die Reizung dieses höchst empfindlichen Theils beym Durchgange des Kopfes vorzugsweise die gewöhnliche Veranlassung zur Hervorrufung der Krämpfe sey. Zur Erreichung dieser Absicht bringt er mit einem eignen kleinen, einer Sprütze ähnlichen, Werkzeuge, eine Salbe an den unteren Abschnitt der Gebärmutter, die aus zwey Quentchen des bereiteten Belladonna-Extracts, und aus einer Unze einfachen Cerats besteht. In dreyßig bis vierzig Minuten eröffnet sich der Muttermund, und die Geburt verläuft entweder leicht, oder Falls sie auch sonst unregelmäßig ist, läßt sie sich durch Hülfe der Kunst leicht beendigen. — Man will auch in Deutschland, und wie es scheint, ohne das Verfahren Ch's zu kennen, dies Mittel bey krampfhafter Verschließung des Muttermundes mit Erfolg angewendet haben.

Mde.

Philadelphia.

Published by E. Littell. 1824: The campaign of 1781 in the Carolinas; with remarks historical and critical on Johnson's life of Greene. To which is added an appendix of original documents, relating to the history of the revolution. By H. Lee. 511, der Anhang XLV Seiten in 8.

Der Feldzug von 1781 in den Carolinas gehört zu den merkwürdigsten und entscheidendsten in dem americanischen Freyheitskriege; er endigte sich bekanntlich mit der Gefangennehmung des Corps des Lord Cornwallis. Auch haben wir der Beschreibungen desselben, sowohl aus der Feder der Engländer als der Americaner, nicht wenige. Das an-

gezeigte Werk ist keine eigentliche Geschichte; es ist die Widerlegung der Widerlegung einer historischen Beschreibung des Feldzugs von Lee. Und so wie bey Schriften dieser Art einzelne Vorfälle oft einer strengen Kritik unterworfen werden, und vorher unbekannt gebliebene Documente zum Vorschein kommen, so wird sie, in beiden Beziehungen, für den Forscher des Americanischen Krieges, auch außerhalb England und America einiges Interesse haben. Der Americanische General Lee gab im J. 1814 Memoirs of the war in the southern departments of the united states heraus, in welchen Andeutungen enthalten sind, daß er vorzüglich der Rathgeber des Generals Greene, der den Oberbefehl der Americanischen Armee im Jahr 1781 in den Carolinas führte, gewesen sey. Indem Lee durch diese Mémoirs einen Theil des Ruhms, den Greene sich erworben hatte, sich zueignete, fand sich der Richter William Johnson von Süd-Carolina bewogen, in seinen Sketches of the Life and correspondence of General Greene, nicht nur als dessen Vertheidiger aufzutreten, sondern den persönlichen und militairischen Character des, bey der Herausgabe seines Buches bereits verstorbenen Generals Lee selbst, heftig anzugreifen. Der letzte hat nun in seinem Sohn H. Lee einen Vertheidiger gefunden. Wir haben Johnsons life of Green nicht vor uns; nach den aber in Lee's campaign of 1781 häufig angezogenen Stellen können wir kein günstiges Urtheil über dies Werk fällen. Unwissenheit, absichtliche Verdrehung der Thatsachen und Zeitrechnungen, ausgeschmückt mit unpassend herbeygezogenen Anführungen aus den Schriften der Alten; gänzlicher Mangel an militärischen Kenntnissen; diese und manche andere Fehler und Mängel sind es, die Lee mit Bitterkeit, oft von unwiderleglichen Gründen unterstützt, rügt. Aber Lee's Styl selbst neigt sich oft zur Schmä-

schrift und athmet nicht die edele Einfachheit und Unparteylichkeit, welche die Geschichte erfordert. Lange Zeit wird erforderlich seyn, ehe die Americanischen Schriftsteller mit denen des Mutterlandes in die Schranken werden treten können. — General Greene erlernte in seiner Jugend das Handwerk eines Schmidts, zu welchem ihn sein Vater bestimmte. Die in dem Leeschen Werke vorkommenden Briefe von Greene beweisen aber, daß seine Erziehung in der Jugend sorgfältiger gewesen seyn muß, als seine niedrige Abkunft vermuthen läßt. Im Jahre 1775 ergriff er gleich beym Ausbruche der Feindseligkeiten die Waffen, und erhielt durch Wahl seiner Cameraden das Commando auf Rhode Island, als Brigadier. Im folgenden Jahre ward er im Lager bey Boston zum General-Major ernannt. Während einiger Zeit bekleidete er die wichtige Stelle als General-Quartiermeister in dem Stabe des Generals Washington. Bey allen kriegerischen Vorfällen, an welchen er Theil nahm, zeichnete Greene sich aus; er ward sogar als Rival Washingtons angesehen. In diesem Lobe Greens stimmt Hr. Lee vollkommen ein, und dasjenige was er von dem rühmlichen Antheile seines Vaters an dem glücklichen Ausgange des Feldzugs von 1781 erwähnt, entzieht dem erstern nichts von seinem Ruhme. Green erhielt kaum den Oberbefehl der Armee in den Carolinas, oder der Southern Army, als er um die Erlaubniß nachsuchte und sie erhielt, den damaligen Obristlieutenant Lee nebst der von ihm errichteten Legion, unter seinem Commando zu erhalten. Schon lange achtete er die militärischen Talente dieses Officiers und stand mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen, die nur durch seinen Tod unterbrochen wurden. Die von Lee dem Sohne herausgegebene Correspondenz zwischen seinem Vater und Greene beweiset, daß der letztere dem ersteren ein völliges Vertrauen schenkte, ihn zu Rathe zog, und diesen gemeiniglich befolgte.

Lee scheint einen viel unternehmendern Geist, einen schärferen militärischen Blick, als Greene gehabt zu haben. An der Spitze seiner Legion, den Dienst der leichten Truppen bey Greene's Armee verrichtend, hatte er die Bewegungen der Engländer immer vor Augen, und seine Scharfsicht ließ ihn selten die Absicht des Lord Cornwallis verkennen. Seine Cameraden nannten ihn: the Ulysses of the southern Army. Der für den glücklichen Ausgang des Feldzugs entscheidende Entschluß Greenes, den Lord Cornwalles ruhig seinen kühnen Plan in Virginien einzudringen, verfolgen zu lassen, und mit der Armee, den Deep-River heruntergehend, nach Süd-Carolina zu marschieren, war ursprünglich der Plan des Generals Lee, dem, wie es scheint, Greene sich anfangs widersetzte. Anders ist das Verhältniß des Unterfeldherrn, der einen Rath ertheilt, als das des commandirenden Generals, der für die Ausführung verantwortlich ist. Mangel an Kenntniß, wie das Commando einer Armee im Felde wirklich geführt wird, kann es nur tadelnswerth finden, wenn der Oberbefehlshaber guten Rath nicht verschmäht. Auf wie viele Lorbeeren müßten die gefeierten Helden aller Zeiten Verzicht leisten, wenn man von ihrem Ruhme abzuziehen sich berechtigt halten wollte, was nicht immer ursprünglich ihre Idee gewesen ist.

Ein halbes Jahrhundert ist beynahe seit dem Americanischen Kriege verflossen; erwarten sollte man, daß die Animosität — unzertrennliche Folge der Bürgerkriege — die während desselben zwischen den Engländern und Americanern herrschte, verschwunden sey. Dürfen wir aber die Aeußerungen des Richters Johnson in seinen Sketches, als den Ausdruck der noch herrschenden Gesinnungen, wenigstens eines Theils seiner Landsleute ansehen, so ist dieses keineswegs der Fall. Alle die anstößigen Vorfälle, selbst Anecdoten, die im Laufe des Krieges bey beiden gegen einander kriegführenden

Theilen zu gegenseitigen Vorwürfen, theils vergrößert, theils erfunden worden, sind in Johnsons Werk mit Bitterkeit wieder aufgewärmt. Das Andenken des unglücklichen Majors André wird aufs neue beschimpft. Lord Cornwallis Betragen als Feldherr und als Privatmann unterliegt einer heftigen Kritik. Hoch stand Lord Cornwallis Privat-Charakter bey Freund und Feinden, und wenn Johnson auf scandaleuse Anecdoten aus seinem Feldzuge in den Carolinas hindeutet, so würde es edler gewesen seyn, die ihm zur Last fallenden Sachen bey ihrem Nahmen zu nennen. Noch wäre es vielleicht den Freunden des Lord Cornwallis möglich, durch lebende Zeugen sein Andenken vor Verläumdung zu retten. Der gegenwärtige Lord Hastings hat bereits seinen in den historischen Werken der Nordamericaner angetasteten guten Ruf vertheidigt. Der englische General en Chef in America ließ bekanntlich einen Obersten, Namens Hayne, einen Americaner, als Spion und Verräter hinrichten. Diese Handlung erregte in America, und vorzüglich in der Americanischen Armee den größten Unwillen, man erklärte sie als Mord, und in Greenes Armee sollte, nach den Willen ihres Generals den gefangenen Engländern, in der Folge kein Pardon gegeben werden. Vorzüglich klagten die Americaner den Lord Hastings, der in diesem Feldzuge ein detachirtes englisches Corps in den Carolinas befehligte, als die Ursache dieses Mordes. Der General Lee spricht in diesem, damals allgemein in America herrschenden Geiste, in seinen Memoirs of the war von dem Antheil den man Lord Hastings an des Obersten Hayne's Hinrichtung zuschreiben müsse. Er glaubte aber verpflichtet zu seyn, dem Lord Gelegenheit zu geben, sich über die Anklage zu rechtfertigen oder zu erklären, und schickte ihm demzufolge ein Exemplar seines Buchs, begleitet mit einem Briefe, in welchem er sein Bedauern erklärte, durch seine Pflicht als Ge-

Geschichtschreiber gezwungen gewesen zu seyn, mit schwarzen Farben eine Handlung eines Mannes zu bezeichnen, für den er übrigens die größte Hochachtung habe. Lord Hastings entwickelte darauf in einem langen Schreiben, vom 24. Junius 1813, an den General Lee die Gründe, welche der Befehlshaber en Chef der englischen Armee gehabt habe, den Oberst Hayne als Verräther mit dem Tode zu bestrafen. Er bemerkte, daß er nicht, wie Lee in seiner Geschichte anführt, in Süd-Carolina das Ober-Commando gehabt habe, und beweiset, daß unerachtet der Schuld des Oberst Hayne von ihm Schritte geschehen waren, Hayne von der Todesstrafe zu retten. Da Johnson in seinem life of Greene die Hinrichtung des Obrist Hayne, mit den beleidigendsten Ausdrücken, abermals dem Lord Hastings zuschreibt, so hat Lee den Brief desselben an seinen Vater in dem Anhange zu seiner Campaign of 1781 abdrucken lassen. Indem er den milden Gesinnungen des Lords die aus seinem Briefe hervorgehen, vollkommen Gerechtigkeit wiederfahren läßt, fordert er die Freunde und Anhänger des Hingerichteten auf, die in Lord Hastings enthaltenen Thatsachen von Haynes verrätherischem Betragen zu rechtfertigen, wenn sie es vermögen, oder aufzuhören, die Engländer eines Mordes anzuklagen. — Die Ereignisse des Feldzuges von 1781 und die Ursachen, welche die Gefangennehmung des Lord Cornwallis und seiner Armee veranlaßten, sind zu bekannt, um hier wiederholt zu werden. Lord Cornwallis Corps hatte das Schicksal aller kleinen Heeres-Abtheilungen, die sich in ausgedehnte, wenig bevölkerte und folglich schlecht mit Lebensmitteln versehene Gegenden wagen. Die Engländer versuchten in America mit kleinen Heersabtheilungen, was Buonaparte mit großen Streitkräften in Spanien und Rußland fehlschlug. Wenn irgend etwas die Griechen von dem türkischen Joche retten kann, so muß es die diesen Beyspielen gleiche Beschaffenheit des Kriegstheaters in Griechenland seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.
Den 21. Julius 1825.

Leyden.

Bey Luchtmans: Iracae Persicae descriptio quam ex Codd. Mss. arabicis Lugd. Bat. edidit, versione latina et annotatione critica instruxit Petr. Jo. Uylenbroek etc. Praemissa est dissertatio de Ibn Haukali Geographi Codice Lugduno-Batavo. 1823. 4. XX S. Vorr. 84 S. arab. Text. 127 S. Uebers. und Anmerk. und 83 S. diss.

Wie Schultens früher in seinem vortrefflichen index geogr. ad Bohaeddini vitam Saladini die geographischen Nachrichten mehrerer Schriftsteller lehrreich zusammengestellt hat, so sind fast nach derselben Weise in diesem wichtigen Werke mehrere arabische Geographen zur Beschreibung eines Landes vereint herausgegeben. Aus den reichen Schätzen der Leydener Bibliothek hat Hr. Uylenbroek vollständig oder im Auszuge bekannt gemacht, was nur arabische Quellen über das persische Irak (Irak adschemi, seiner Gebirge wegen oft Eldschebal oder persisch Kuhestan genannt) liefern; und bey der so vollständigen Zusammenstellung vermißt man

fast nichts, als daß das große geographische Lexicon Jakut's, welches sich bis jetzt bloß in Oxford, Kopenhagen und Petersburg befindet, nicht zugleich benutzt werden konnte. Dem Herausgeber stand in der Erklärung der dunkeln Stellen sein Lehrer, Hr. Prof. Hamaker, bey, dem die Leser auch die wichtigsten critischen Anmerkungen verdanken; ein historisch-geographischer Commentar, der die oft sich widersprechenden Nachrichten lehrreich bearbeiten würde, ist aus Mangel an Raum weggelassen: doch verspricht Hr. Prof. Hamaker bald einen vollständigen Commentar als zweyten Theil dem Publicum. — Voran geht S. 3-8. Ibn Haukal (Abulkasem Muhammed), kurz, aber reich an Gehalt und seiner Treue wegen von Spätern fleißig benutzt. Nach seinem eignen Zeugnisse (S. 58 der dissert.) durchreiste er viele fremde Länder, scheute keine Mühe in der mündlichen Erkundigung, gebrauchte eine sehr gesunde Kritik der oft widersprechenden Erzählungen und Beschreibungen, und nahm nur das Geprüfte und Sichere in seine Schrift auf. Den Titel "elmesalek welmemalek" (Wege und Reiche) führt das Werk nach der hier mitgetheilten Beschreibung Irak's mit vollem Rechte. Denn nach der Grenzbestimmung folgt eine sehr genaue und weitläufige Angabe der Wege nach den verschiedenen Richtungen des Landes, für deren Richtigkeit das Leben Ibn Haukal's selbst bürgt. Die spätern Auszüge bey Abulfeda und Hadschi Chalfa (Gihan Numa ed. Norberg T. 1. p. 389.) lassen sich aus der frühern Schrift theils ergänzen theils ansehnlich verbessern. S. 9-18. folgt ein Geograph ganz andrer Art, Abu-abdallah Jakut Ibn-abdallah aus dem sechsten Jahrhundert, von Abulfeda nicht minder fleißig benutzt. Sein Plan geht auf genaue Fixirung der in der arabischen Schrift so unsichern Schreibart geographischer Namen, welche nun nach Jakut's Vorgange bey den

späteren Geographen immer genauer wird. Nun führt er in diesem Auszuge aus seinem größern Werke nur gleichnamige Orte auf, die er immer mit den von Städten entlehnten Beynamen berühmter Gelehrten sorgfältig unterscheidet. Daher die alphabetische Anlage des Werks und die natürliche Folge, daß Jakut viele Namen übergeht, aber auch eine Menge unberühmter Orte aufzeichnet, welche andre Geographen nicht kennen. Da Hr. Uylenbroek die zu Eldschebal gehörigen Synonyme aus dem ganzen Lexicon zusammensuchen mußten, so läßt sich doch zweifeln, ob nicht Manches übersehen sey; wie Abulfeda S. 54. b. 7. unter Eydschebil zweymal das Muschtarek anführt, ohne daß diese Nachricht in den Auszügen aus Jakut sich finde. — Hierauf folgen S. 19-50. Auszüge aus dem großen alphabetisch-geordneten Werke des Zacharia Ben-muhammed, von seiner Vaterstadt gewöhnlich Kazwini genannt (gest. 674. nach d'Herbelot). Der große Umfang dieser Auszüge täuscht, wenn man vollständigere Beschreibung erwartet: Kazwini wünscht mehr zu unterhalten als zu belehren; er mischt daher in den trocknen Stoff, wo er nur kann, Erzählungen, Legenden und Gedichte, mit großer Vorliebe zu dem Wunderbaren und Auffallenden. Bey jeder Stadt erzählt er in [illegible] Länge den Lebenslauf berühmter Gelehrten; obgleich unter der Menge vieler uns unwichtigen Erzählungen manches Nützliche ist, wie die Nachricht über die Secte der Bathenier S. 33. [illegible] hier mag bey der Mühe des Excerpirens mancher Artikel übergangen seyn, wie Kazwini selbst [illegible] W, 24. auf einen Namen hinweist, der in diesen Auszügen fehlt. — Den vierten Platz nimmt der Zeitfolge Abulfeda ein S. 51-61., dessen Methode hinlänglich bekannt ist. Wie wenig selbständig und umfassend dieses gepriesenen Geographen Werk sey, erhellt hier aus der Zusammenstel-

tung mit andern Werken sehr deutlich; doch ...
ihm das Verdienst, das Beste und Wissenswürdigste
aus den Quellen auszuheben. Selten mischt er
Geschichte bey, wie S. 52. woraus die sehr ver-
worrene Erzählung bey d'Herbelot II. 106. von
Widersprüchen und Unrichtigkeiten befreyt werden
kann. — S. 62 - 78. folgt ein Auszug aus dem
großen geographischen Wörterbuch, welches ...
nach Hottinger's Specimen bloß Lexicon Geogr...
genannt wird, da der Verf. noch unbekannt ...
Es ist an Namen das reichhaltigste unter ...
im Gebrauch das bequemste, an Treue we...
nicht verdächtig. Geschichte ist in jeder ...
getrennt. Ist auch der Verf. ungewiß, ...
doch aus dem Innern des Werkes selbst ...
fahren schließen. Durch das stets wieder...
ohne nähere Bezeichnung leitet er alles ...
und denselben Gewährsmann; selten ...
S. 66. 7. wodurch sich ein verschiedener ...
verräth. Es muß ihm also ein größer...
zu Grunde liegen, dem der Epitomator ...
folgt, zuweilen sich aber doch zweifelnd ...
Treue beruft (daher das in der Uebers...
mer mit Unrecht übergangene كان S. ...
oder sein eignes Urtheil und seine Zusätze ...
Wer nun jenes Original verfertigt habe, ...
bey einem so wichtigen Werke genauere ...
chung. Nur selten ist der Vortrag länger ...
(S. 75. 76.), fast als wenn hier das ...
durch einen Zufall nicht abgekürzt wäre. ...
nach so reichlichen Mittheilungen aus den ...
Texten der Leydener Bibliothek nur noch ...
lese S. 79 - 84. folgt, ist um so mehr zu ...
digen, da schon die fünf vollständig gedruck...
schreibungen nicht ohne Wiederholungen ...
Die Uebersetzung, welche sich wörtlich ...

Original schließt, ist im Ganzen durch die vereinte Sorge beider Gelehrten zuverlässig und richtig. Kleine Verbesserungen (wie S. 15, 17. wozu die richtige Erklärung von Jakut selbst S. 18, 2. gegeben ist; S. 29, 2. 32, 6. 53, 7. 8.) kann ein aufmerksamer Leser sich selbst leicht bemerken. Desto schwieriger war das Geschäft der Kritik, und selbst nach den vielen vorzüglich von Hrn. Prof. Hamaker weggeräumten falschen Lesarten möchte noch viel zu verbessern oder das Verbesserte zu beweisen seyn. Fast überall ist der Text nur nach einer Handschrift gedruckt, welches wohl nur bey dem eigenen Handexemplare Abulfedas, das die Leydener Bibliothek besitzt, vor der Nachlässigkeit der Abschreiber sichern kann. Vor allen andern verlangt aber Kazwini's Text kritische Nachhülfe, möge sie aus Handschriften oder Vermuthung kommen. Man findet hier nicht bloß einzelne Wörter verfälscht, deren Wiederherstellung dem scharfblickenden Leser nicht schwer fällt, (wie Seite 21, 11. [illegible]; S. 22, 16. وتزوج; S. 33 [illegible] جبال "Brunnen S. 51, 11. يشعب, welches das Wortspiel, der Parallelismus des folgenden Gliedes und S. 61, 18. 20. empfiehlt; S. [illegible] 19. وفيها oder قريب; وعسى [illegible]) sondern man auch häufig ganze Stellen, deren Sinn völlig dunkel ist, und wo nur ein glücklicher Zufall auf die rechte Bahn bringen kann. So ist S. 26, 28. [illegible] S. 44, 5. جناح (vgl. Abulf. Aegy. 20. ed. Mich. Caab ben Zoh. v. 45.); S. 35, 22. خوخة وفي "an seinem Fenster"; S. 20, 17 [illegible] "wirklich" zu verbessern, obgleich die Gründe dieser Lesarten wie in diesen so in vielen

andern noch verwickeltern Stellen hier nicht
erklärt werden können. Ein sicheres Mittel zu
Verbesserungen gibt auch die Vergleichung ähnlicher Stellen. So können sich S. 13, 18. vgl. S.
67, 28; S. 50, 11. vgl. S. 29, 28. adnot. S. 115.
wechselseitig verbessern, da an jeder Stelle etwas
Fehlerhaftes und etwas Wahres ist; S. 67, 7. in
lex. Geogr. kann zweymal aus Abulfeda S.
28. hergestellt und die Lücke in Ibn-Haukal
S. 15. aus Gihan. Numa. Norb. I. p. 390.
ergänzt werden. Selbst tiefere Fehler lassen
so heben, wie in der Beschreibung von
Kazwini S. 47, 10. nach Muhallebi S.
mit der leichtesten Aenderung مبصر (
lesen ist. Eine andere Art von Verbesserungen
halten vielleicht in dem versprochenen
die zahlreichen Verse, auf deren Metrum
Rücksicht genommen ist. Muß z. B. nicht
S. 30, 9. eingestreuten Gedicht, welches
Elwafer zeigt, أول (ist es zu
lesen werden? Und wenn man S. 31, 8.
zweyte Glied deutlich dem Metro Eltawil
die vorgeschlagene Aussprache وادي lieber
schreibt, und statt des in der Uebersetzung
genen und wirklich von Golius nicht
جبد die leichte Aenderung جـبـنـا
laubt, so würde zugleich der Sinn durch die
setzung gewinnen: o Palmen des Thals,
zeitig (بوقتة), da der Wächter des
schläft, euren Untergang.

Als eine sehr schätzbare und allen Freunden
Orients zu empfehlende Zugabe hat Hr.
bedel eine gründliche Untersuchung über Ibn-

kal's geographisches Werk vorausgeschickt, mit dem besondern Titel: de Ibn Haukali opere geographico MS. Leydensi cum aliis similis argumenti codicibus comparato. Der erste Theil dieser gelehrten Untersuchung ist geschlossen; der zweyte ist noch schwankend, und leidet an zu vielen und zu verschiedenen Conjecturen. Ouseley gab die Uebersetzung einer persischen Geographie unter Ibn-Haukal's Namen heraus, und de Sacy bestimmte sie näher als einen bloßen Auszug aus Ibn-Haukal, ohne daß beide Gelehrte dieses Werk aus eigner Ansicht gekannt hätten. Nun hat zwar Hr. Uylenbroek glücklich die große Verschiedenheit der Werke nachgewiesen und aus Stellen Ibn-Haukals gezeigt, daß er erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts geschrieben haben könne: aber gewiß ist es ein trüglicher Schluß, daß jenes persische Werk von einem gewissen Ibn-Chordadbeh geschrieben und von Ibn-Haukal stark benutzt sey. Denn wie wird man, worauf allein die Meinung gestützt ist, beweisen können, daß Abu Isak Alfaresi eine Person sey mit Ibn-Chordadbeh Aghain, der den Zunamen Abulkasem führt? Und wäre dies auch möglich, so erwartet man doch so verschiedene Namen und Zunamen nicht in der zusammenhängenden Erzählung S. 58, wo beide offenbar unterschieden werden. Auch hegt Ref. Zweifel, ob Ibn-Haukal überhaupt jenes persische Werk zu Grunde gelegt habe, welches sich erst dann vollkommen entscheiden ließe, wenn sowohl Ibn-Haukal als das persische Werk vollständig durch den Druck bekannt gemacht wäre.

Leipzig.

Zwey Predigten unter den Regungen einer unruhigen und argwöhnischen Zeit zu Dresden ge-

digten von dem Oberhofprediger Dr. Christoph Friedrich von Ammon. Mit einem Vorworte über den äußeren Religions-Wechsel. 1825. S. XVII. 45. in 8.

Wiewohl wir bey dem überreichen Vorrath von wissenschaftlichem Stoffe, zu dessen Aufnahme unsere Blätter zunächst bestimmt sind, uns nicht ohne Bedauren gezwungen sehen, manche noch so schätzbare Schrift, die nicht unter jene Kategorie gehört zurückzulegen, so würden wir uns doch nicht entbrechen können, bey diesen zwey Predigten theils ihres Inhalts, theils ihres Vorworts wegen eine Ausnahme zu machen, wenn sie auch nicht von einem Verfasser herrührten, der einmahl in einer so nahen Berührung mit uns stand. Die Veranlassung zu der Herausgabe der Predigten ist im Vorwort angegeben, und freylich war sie einer ganz eigenen Art. Denn er erhielt sie durch die Aufforderung einiger öffentlichen Blätter, daß er sich doch ebenfalls öffentlich über ein Gerücht erklären möchte, das sich über seinen nahen Uebertritt zu der alleinseeligmachenden katholischen Kirche schon in und außer Sachsen verbreitet habe. Daß sich nun hier der Hr. Dr. mit dem würdigsten Anstand und zugleich mit der höchsten Ruhe darüber erklärt, dieß dürfen wir gewiß nicht erst sagen; noch weniger möchten wir ihm ein Compliment deshalb machen. Denn wiewohl ihn seine Verhältnisse bestimmen mochten, sich zu der Erklärung herabzulassen, so konnte es ihn doch gar zu wenig kosten, seine Würde und seine Ruhe dabey zu behaupten: aber dieß glauben wir sagen zu müssen, daß durch den Inhalt und durch die Form der zwey Predigten selbst die klatschende Sage desto beschämender widerlegt wird, je unverkennbarer dem einen und der andern der Stempel seines Geistes und seiner Manier aufgedrückt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.
Den 23. Julius 1825.

Göttingen.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den Julius d. J. aufgegebene, ökonomische Preisfrage betraf:

"Eine Darstellung der Mängel der in Niedersachsen im Allgemeinen üblichen Bereitungs- und Benutzungsart des vegetabilisch-animalischen Düngers, nebst einer gründlichen Anleitung, solche, unter Berücksichtigung des in anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden und in der Schweiz gebräuchlichen Verfahrens, möglichst zu verbessern".

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

Sterquilinium magnum cura ut habeas; stercus sedulo conserva, cum exportabis, spargito et comminuito.

Der Verfasser, welcher nach der Einleitung während des größeren Theils seines Lebens practischer Landwirth war, ertheilt in dem ersten Abschnitte

der Abhandlung eine auf Erfahrung gegründete und für die Niedersächsische Landwirthschaft zunächst berechnete, practische Anleitung zur zweckmäßigsten Bereitung und Benutzung des Düngers, die durch Vollständigkeit und Klarheit sich auszeichnet und nur hie und da einige genauere, leicht nachzutragende Angaben vermissen läßt. Es ist daran eine Darstellung der in den Niederlanden und in der Schweiz üblichen Verfahrungsarten geknüpft. Die Düngerbereitung in den Niederlanden lernte der Verfasser durch eigene Anschauung kennen; wogegen er die Nachrichten über das Verfahren in der Schweiz, nur aus Schriften schöpfen konnte: daher denn auch die Schilderung der ersteren ungleich befriedigender ist, als die Darstellung des letzteren. Der zweyte Abschnitt enthält eine durchaus treffende und gründliche Erörterung der Mängel der in Niedersachsen im Allgemeinen üblichen Bereitungs- und Benutzungsart des vegetabilisch-animalischen Düngers. In dem dritten theilt der Verfasser seine Ansichten über die mögliche Verbesserung jener Mängel mit und berücksichtigt dabey die zuvor von ihm beschriebenen Verfahrungsarten in anderen Ländern. Das von ihm Gesagte und Empfohlne, verdient allgemeine Beachtung und möglichste Befolgung.

Da diese Abhandlung den Forderungen der Aufgabe im Ganzen entspricht, so hat die Königliche Societät der Wissenschaften derselben einstimmig den Preis zuerkannt.

Als Verfasser nannte sich auf dem in der Sitzung am 9. d. M. entsiegelten Zettel:

Christian Freyherr von Hammerstein
Königl. Großbr. Hannov. Oberstlieutenant
zu Lüneburg.

* * *

Auf die nächsten Termine sind folgende ökonomische Preisfragen aufgegeben:

Für den November dieses Jahrs:

Obgleich die große Wichtigkeit des Mergels für den Ackerbau allgemein anerkannt, und der Gebrauch desselben sehr verbreitet ist, so sind doch bis jetzt die Meinungen darüber, wie der Mergel auf die Verbesserung des Bodens wirke, sehr abweichend gewesen, und zumahl in neuester Zeit sehr verschiedene Theorien, über die Art seines Einflusses, aufgestellt worden. Dabey ist nicht zu verkennen, daß die abweichenden Ansichten von der Wirkung des Mergels, oft einen Einfluß auf das Verfahren bey seiner Anwendung geltend machen.

Darum wünscht die Königl. Societät:

"Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue."

Für den Julius 1826:

Daß die Papierfabrication in Deutschland, ganz besonders im nördlichen, noch auf einer weit niedrigern Stufe sich befindet, als in mehreren andern Ländern, ist allgemein anerkannt. Der Grund, weshalb die mehrsten unserer Papiermühlen weniger gute Fabricate liefern, als die Holländischen, Englischen, Nordamerikanischen, Französi-

schen, Italiänischen und manche Mühlen in Süddeutschland und in der Schweiz, liegt wohl größten Theils in unvollkommneren, technischen Einrichtungen und Verfahrungsarten; vermuthlich aber auch in anderen, davon unabhängigen Umständen und Verhältnissen. Es ist übrigens um so wichtiger, besondere Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung und Hebung jenes Zweiges der vaterländischen Industrie zu richten, da für Schreib- Druck- und Zeichen-Papier bedeutende Summen in das Ausland gehen, die dem Lande zum Theil wenigstens erhalten werden könnten, wenn die inländischen Mühlen bessere Fabricate lieferten.

Die Königliche Societät der Wissenschaften verlangt daher:

"Eine gründliche Erörterung der Mängel, welche bey der Papierfabrication in Norddeutschland im Allgemeinen angetroffen werden und der Hindernisse, welche ihre Vervollkommnung bisher zurück gehalten haben; nebst einer, auf technische Erfahrungen bey der Verfertigung der besten ausländischen Papiere gegründete und die besonderen Localverhältnisse der norddeutschen Papiermühlen berücksichtigende, Angabe von Vorschlägen, wie jene Mängel verbessert und jene Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können."

für den November 1826:

Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultiviren und zu verbessern,

und wie die letztern in unserm Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?

Für den Julius 1827 wurde in obiger Versammlung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

Bey der zu Anfange dieses Jahrs in mehreren Gegenden des Königreichs Hannover und in angränzenden Ländern durch Sturmfluthen bewirkten, außerordentlichen Verheerungen, werden ohne Zweifel mannigfaltige Erscheinungen sich dargeboten haben, deren genaue Beachtung und vorurtheilsfreye Berücksichtigung für die künftige Sicherung gegen ähnliche Gefahren, mit Vortheil benutzt werden können. Aus der Art und Weise wie die Verheerungen erfolgten, wo und wie die Deichbrüche sich ereigneten, welche Veränderungen das benachbarte Land erlitt, wie der Zurückzug des Wassers vor sich ging, unter welchen Umständen die Menschenwohnungen geschützt oder ein Raub der Fluthen wurden u. s. w. müssen sich Erfahrungen ergeben haben, welche entweder für oder wider die bisher üblichen Schützungs-Maaßregeln reden, auf Verbesserungen derselben leiten, vielleicht zu neuen Erfindungen und Anlagen in Beziehung darauf Veranlassung geben.

Da es für Gegenwart und Zukunft gewiß sehr wünschenswerth ist, daß Erfahrungen jener Art bey Zeiten von Sachverständigen mit möglichster Vollständigkeit und Treue gesammelt und öffentlich bekannt werden, um dadurch die Vervollkommnung der Anstalten zur Abwehrung ähnlicher Gefahren zu befördern, so macht die Königliche Societät zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

"Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angränzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können."

Wenn es einem einzelnen, sachverständigen Beobachter vielleicht nicht möglich seyn sollte, seine Erfahrungen nach der ganzen Erstreckung der Verheerungen zu sammeln, so würde auch eine theilweise Zusammenstellung der Königl. Societät erwünscht seyn; wobey kaum noch bemerkt zu werden braucht, daß zur Beantwortung der Preisfrage, auch die Berücksichtigung der in verschiedenen, öffentlich erschienenen, schätzbaren Schriften, über den Gegenstand derselben enthaltenen Bemerkungen, erforderlich seyn wird.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

Halle.

In der Rengerschen Verlags-Buchhandlung: Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. 1ten Bandes 3tes Heft, mit fünf Steintafeln. 1824. VI. 210 S. 4. Mit dem Nebentitel:

Beyträge zur Geschichte der Thierwelt, von Dr. Heinrich Rathke. 2te Abtheilung.

Dieses Heft liefert eine sehr schätzenswerthe Abhandlung des Hn. Dr. Rathke: Ueber den Darmkanal und die Zeugungsorgane der Frösche, welche als Vorläuferin mehrerr anderer, hoffentlich bald nachfolgenden, angesehen werden soll, die sich über das Pfortadersystem, die Harnwerkzeuge, die Milz und der Schädel der Fische verbreiten werden. Der Vf. hat namentlich die 50 - 60 Arten, welche in der Nähe von Danzig vorkommen, zu Gegenständen seiner Beobachtungen gewählt und dadurch Gelegenheit gehabt, seine Untersuchungen an lauter frischen Exemplaren wiederholt anzustellen, was bey den Fischen namentlich eben so sehr von Bedeutung ist, als die verschiedenen Jahreszeiten. Ref. hebt, um den anziehenden Inhalt dieser Schrift anzudeuten, nur einige Bemerkungen heraus. Hinsichtlich der Speicheldrüsen, welche der Verf. auch im Munde der Fische als eine homogene Körnersubstanz nachweist, bemerkt er, daß alle die Fische, welche keine Pförtneranhänge haben, diese Drüsen desto ausgebildeter besitzen, z. B. der Karpfen und der Wels. — Den Pförtneranhängen fehlt übrigens diese Körnersubstanz; sie sind bloß ausführende Gänge. — Den Speisekanal theilt der Verf. in Mund-, Mittel- und Afterdarm, weil sich bey vielen, z. B. den Cyprinen und Peitzkern kein abgetheilter Magen findet. Nur durch die Pförtnerklappe, eine Hautfalte, wird innerlich eine Abgränzung des Munddarms vom Mitteldarm bemerklich. Bey andern Gattungen ist jedoch der Magen um so ...er. — S. 47 findet sich eine merkwürdige Bestätigung der Bemerkung Treviranus — Biologie B. 5. S. 238 —: daß mit der Zusammenziehung des lebenden Muskels eine wirkliche Zunahme der Cohäsion verbunden sey; indem die von Schollen und Schleien häufig verschluckten Muschelschalen, den lebenden ... nie verletzen, nach dem erfolgten Tode aber die ...wände bey der geringsten Erschütterung zerschneiden. Der Verf. warnt daher mit Recht bey Leichenöffnungen nicht zu rasch von vorgefundenen scheinbaren

Entzündungen und Zerstörungen auf eine früher im lebenden Zustande Stattgefundene zu schließen. — Hinsichtlich der Luft, welche sich häufig in dem Magen und Darmkanal vieler Fische findet, und welche namentlich der Knurrhahn und Peitzker, ihres Sauerstoffs beraubt, mit einem eigenthümlichen Geräusch ausstoßen, bemerkt er, daß dieses sich vorzüglich bey den sogenannten Bleyfischen, welche keine Schwimmblase haben, finde, läßt es aber unentschieden, ob diese zweyte Respiration durch die nicht wahrscheinliche, indeß mögliche Verschluckung der Luft an der Oberfläche, oder durch Absonderung aus dem Wasser geschehe, und ob nicht vielleicht diese Luftanhäufung die Functionen der Luftblase vertreten soll. — Bey den Untersuchungen über die Befestigung des Verdauungswegs macht er auf den merkwürdigen Mangel eines eigentlichen Gekröses bey vielen Fischen aufmerksam z. B. bey den Karpfen und Pricken; findet es jedoch wahrscheinlich, daß es bey manchen in den frühesten Lebensperioden vorhanden sey, z. B. bey dem Steinbutt, und sich in lauter Fiebern späterhin auflöse. — Eben so anziehend und lehrreich sind die Untersuchungen des Verf. über die Geschlechtstheile der Fische S. 118 und folgenden. Der Verf., der Entwicklungstheorie hold, hält die Fische in dieser Beziehung, wegen der vielen sich findenden Analogien, für fortgebildete, höher entwickelte, Weichthiere; eine naturphilosophische Ansicht, mit der sich Ref. erst dann wird vortragen können, wenn sich eine einzige Art wird nachweisen lassen, die ihren speciellen Charakter im Lauf der Zeiten verändert haben wird. — Aale, Pricken, Lachse haben keine Eyerleiter, sondern die Bauchhöhle vertritt ihre Stelle; bey dem Stör, dem Hausen und andern, geht der Eyerleiter in den Harnleiter zuletzt über; Haye und Rochen haben beide vollkommen ausgebildet. — Bey den weiblichen Fischen sind die Mündungen des Eyerganges und des Harnweges getrennt; bey den männlichen verbindet sich der Samengang mit dem Harnwege und mündet sich meistens in eine kleine Warze, gleichsam das Rudiment eines Penis. — Bey dem Aale und den Neunaugen bestehen die Hoden aus lauter kleinen, einfachen Küchelchen von beynahe gleicher Größe; bey dem Hay und Rochen stehen diese in eine größere Masse verbunden; bey den meisten übrigen bilden sie einen schlanken, sackförmigen Körper, der aus lauter geradlaufenden Röhrchen besteht; bey dem Hering haben sie ein blättriges Gefüge. Ref. bricht ab, indem er genug gethan zu haben glaubt, um seinerseits die Aufmerksamkeit auf diese gehaltreichen Mittheilungen rege zu machen, und sieht der Fortsetzung mit Verlangen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.
Den 23. Julius 1825.

Stuttgart.

Auf Kosten des Verf. und der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1823: Geschichte und Beschreibung des Doms von Köln, nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst, als Text zu den Ansichten, Rissen und einzelnen Theilen des Doms von Köln, von Sulpiz Boisserée. 66 Fl.

Die Erscheinung des vorliegenden Prachtwerks wird ohne Zweifel als ein glückliches Ereigniß sowohl für die Geschichte als selbst für die Entwickelung der Baukunst von den ernsten Freunden dieser ältesten aller Künste des Genies begrüßt werden. Nachdem Antheil und Sinn der Zeitgenossen durch geistreiche Einzelne, wie durch die Richtung der Zeit überhaupt für die Denkmale unserer Vorzeit in hohem Grade geweckt sind, und die Fluth der von keinerley Einsicht geleiteten, erkältenden Ueberschätzung zu versiegen beginnt, tritt der Verf., dessen Namen mit der erneuten Liebe für unsere alte Kunst auf so mannigfache Weise verbunden ist, mit diesem gründlichen Werke hervor. Das bisher in dieser Ausdehnung nur für die

griechischen, römischen und ägyptischen Ueberreste geschehen, leistet er hier für die alte deutsche Kirchenbaukunst: Was unsere Altvordern darin gewollt und mit schöpferischer Kunst hervorgebracht haben, vergegenwärtigt er uns in diesen Blättern nach den genauesten Messungen, Nachzeichnungen, Prüfungen und Beschreibungen, mit einem dem ihrigen ähnlichen treuen Fleiße. Er läßt darin alle hinter sich zurück, welche neuerlich das Wesen und die Grundzüge der sogenannten gothischen Baukunst an den Denkmalen aufzusuchen und zu zeigen sich bemüht haben: seine Untersuchung genießt des großen Vortheils nur ein einziges Monument zum Gegenstand und zur Grundlage zu haben; dieses Monument ist denn aber aus der besten Zeit nach der Idee eines einzigen Meisters überhaupt aus einem Geist und Guß, — eine seltene Gunst des Geschicks —! bis zur Höhe und Vollendung, in der es noch vor uns steht, ausgeführt worden; die Kupferplatten lassen wenig zu wünschen übrig und die zur Ausstattung des Werkes aufgewendete Pracht kommt der Sache selbst in Anwendung des größten Formats wahrhaft zu Gute, weil dadurch allein neben der Schönheit auch die Deutlichkeit der Zeichnung bis in alle Details möglich geworden ist. Nachdem der Hr. Verf. in seinem Vorwort beyläufig angeführt, (was wohl nun schon allgemein anerkannt), daß der Name gothische Architectur für die alte Kirchenbaukunst falsch sey, sagt er weiter sehr wahr von derselben: "Riesenhaft, kühn und sicher in werkverständiger Ausführung erfüllt sie uns mit Staunen, während sie durch eine höchst erfinderische Alles gestaltende Künstlichkeit unsere freudige Bewunderung erregt!" — Die Schrift, womit der Verf. das Kupferwerk zu begleiten verspricht, wird in fünf Abtheilungen zerfallen. In der ersten vorliegenden ist enthalten die Geschichte und Beschreibung des Gebäudes; sie zeigt die Grundsätze, Verhältnisse und Regeln, wel-

che bey der Aufführung befolgt wurden. Die zweyte Abtheilung betrachtet Bestimmung, Bedeutung, Einrichtung des Kirchengebäudes; dabey ergibt sich eine Uebersicht der Geschichte der Baukunst von ihrem Ursprunge bis zur Entstehung jener eigenthümlichen spitzbogigen Bauart von den ersten Zeiten an, und zuletzt wird das Verhältniß, in welchem die christliche Baukunst zur maurischen steht, auseinander gesetzt. — In der dritten Abtheilung soll nachgewiesen werden, unter welchen Umständen und in welcher Zeit die spitzbogige Kirchenbaukunst entsprungen ist, sich entwickelt, zur vollen Blüthe erhoben und verbreitet hat. Die vierte Abtheilung wird von der Geschichte dieser Baukunst im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, von ihrer allmäligen Entartung bis zu ihrem, zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eingetretenen Verfall, handeln. In der fünften Abtheilung verspricht der Verf. das System dieser Baukunst, mit den wesentlichen darin stattgefundenen Verschiedenheiten des Styls, darzulegen, und zum Schluß wird er sie mit der altorientalischen, griechischen und römischen Tempel-Baukunst und mit der neueren italiänischen Kirchenbaukunst vergleichen, um so einigermaßen die Stelle auszumitteln, die ihr in dem großen Ganzen der gesammten Geschichte der Baukunst gebührt. Zu größerer Vollständigkeit und besserem Verständniß des letzten Theils sollen Tafeln beygegeben werden, welche die Maaßverhältnisse, und die Risse der vorzüglichsten, hierhergehörigen Denkmale enthalten. — Die Geschichte [illegible] des Doms zu Köln, welche uns im hohen Grade interessant und lehrreich erschienen ist und in der wir die Ausführung in Betreff der Stiftung der Steinmetzen-Brüderschaft mit besonderm Interesse gelesen haben, übergehen wir hier, sie einem besser auf dergleichen Gefaßten überlassend, und halten uns für unsern Theil mehr an die eigentlich artistische und werkthätige Abtheilung des Werks. Das nur führen wir daraus an, daß

der Verf. den "Meister Gerhard den Steinmetzen, welcher das ganze Werk leitete" wie es in einer Schenkungs-Urkunde des Domkapitels heißt, für den Urheber des Entwurfs zu dem Domgebäude hält, und wenden uns nun gleich zu der Beschreibung des Domgebäudes, worin der Verf. gleich anfangs sagt: "Bey der Beschreibung der Domkirche von Köln, versetze ich mich an die Stelle eines Baumeisters, der über das unterbrochene Werk eines andern Rechenschaft ablegen soll, und aus dem bestehenden Theile des Gebäudes, so wie aus den hinterlassenen Planen nachzuweisen hat, was für die Vollendung des Gebäudes zu thun übrig bleibt." "In dieser Eigenschaft lege ich die, nach meinen eigenen Messungen von vorzüglichen Künstlern verfertigten Risse und Ansichten vor, um das, was ich zu sagen habe, auf die Anschauung zu gründen, die bey Kunstwerken wie bey Naturwerken Anfang und Ende aller Verständigung ist. Ich bedarf dieser Grundlage um so mehr, weil ich mir noch den besondern Zweck gesetzt habe, den Dom von Köln zum Muster der alten Kirchen-Baukunst aufzustellen, und die bey dem Entwurf und Bau befolgten Grundsätze und Regeln zu entwickeln." Es wird darauf von den mit außerordentlicher Mühe aufgefundenen Werkrissen Nachricht gegeben um die Ergänzungen zu rechtfertigen; ferner von dem Zweck der Kirchen im Allgemeinen, und worin sich die Domkirchen von den übrigen auszeichnen, gehandelt. Der Baumeister gab seinem Gebäude fünf Haupttheile, nämlich eine Vorhalle für die Täuflinge, Lehrlinge und Büßende, Schiff und Kreuz für die Gemeinde, den Chor für die höchsten Feyerlichkeiten und den täglichen Psalmengesang der Geistlichkeit, und endlich die den Chor umgebenden Kapellen für den besondern stillen Gottesdienst einzelner Priester; später wird auf die Aehnlichkeit, in Hinsicht der Anzahl der Säulenreihen, mit den alten großen römischen Basiliken, hingewiesen. Die Haupthöhen und Brei-

ten der innern Kirche werden verglichen und gleich befunden. Bey Untersuchung der Hauptgrundformen findet der Verf. das gleichseitige Dreyeck am häufigsten angewandt, weniger den Kreis, das Viereck, Sechseck und Zwölfeck. Ersteres wird von den alten Schriftstellern die deutsche Symmetrie oder der deutsche Steinmetzen-Grund genannt. Daß das spitzbogige Gewölbe die geringste Widerlage bedürfe, muß dahin verstanden werden, daß nur der um ein gleichseitiges Dreyeck beschriebene Spitzbogen gemeint ist. Die Proportion der Säulenbündel, nämlich die Dicke zur Höhe, findet sich, nach der Untersuchung des Verfassers, wie Eins zu Sechs und Eins zu Sieben, also ungefähr wie bey der dorischen Säule. — Es wird die Entwickelung der Rippen der Gewölbe aus den Säulenbündeln mit Recht als äußerst schön angeführt. So auch die Hauptgrundformen der Füllungen aus Kleeblättern und Rosen ꝛc. — Sehr wahrscheinlich ist die Meinung des Verf., daß die Glasmalerey aus der früheren Anwendung der Mosaik in den alten römischen und griechischen Kirchen, zu welcher man meistens gemaltes Glas gebrauchte, hervorgegangen. Die Deutung der Bilder in den Fenstern, wie die des Bildwerks an den Säulen des Chors ist geistreich zu nennen. Daß die Standbilder angemalt gewesen, ist sehr möglich; wir zweifeln aber sehr, daß es in der Idee des großen Meisters gewesen, es mag wohl eher eine vermeinte Verschönerung der Nachfahren seyn. Die Verzierung der Felder zwischen den Rippen, nämlich goldne Sterne auf blauem Grund, kann eher zum ersten großen Entwurf gehört haben, weil ohne diese die großen glatten Flächen, zwischen den Rippen, zu leer und schwer gegen den übrigen innern Reichthum geschienen haben würden. Wir erfahren mit Bedauern, daß ein schönes Gitterwerk, ein prachtvoller Tabernakel und ein reich sculptirter Altar im vorigen Jahrhundert, bey der neuen Einweihung des Chors zum Gottesdienst, aus Unverstand

abgerissen worden ist, daß vom ersten nur noch eine kleine Spur und vom letzten, dem Altar, die sculptirte vordere Seite, Christus die Maria krönend mit den Aposteln in hocherhabener Arbeit zu sehen ist. Ueber den Sitzen der Geistlichkeit entdeckt man Spuren alter Malereyen und zwischen dem Stabwerk Reste von Glasmosaik. Der Verf. schließt aus der sinnvollen Anlage des Ganzen, daß die, um den Chor befindlichen, sieben Kapellen auf die sieben Gaben des heiligen Geistes oder auf die sieben Sacramente Bezug gehabt; derselbe führt ferner an "die Sacristey wurde, um die Uebereinstimmung des Chors nich zu unterbrechen, als Nebengebäude an der Nordseite aufgeführt" ꝛc., wobey wir jedoch bemerken müssen, wie es uns sehr auffallend erscheint, daß der sonst so symmetrische und vollendete Plan die Sacristey nicht mit in das regelmäßige Ganze eingeschlossen haben sollte. Die bey den größeren und vollkommeneren Gebäuden dieser Art so consequent und oft mit der größten Verschwendung durchgeführte Symmetrie — welche ja sogar von Haus aus die Hinzufügung eines zweyten Thurms bey diesen Gebäuden herbeygebracht — scheint uns jener Annahme des Verf. zu widersprechen. Die Sacristey hat doch wohl ursprünglich wie z. B. im Rheimser, Strasburger und Mailänder Dom in einem Theile des Gebäudes, vielleicht auf einer Seite des Chors (ja wohl eher — was aber wegen der Entfernung von den Altären keineswegs wahrscheinlich — in einem Theil der Vorhalle im untern Theil der Thürme) angebracht, und auf der andern Seite durch einen ähnlichen abgeschlossenen Raum zum Aufbewahren der Kirchengefäße ꝛc., repetirt werden sollen, und man hat nur erst später, nachdem der Grund des Ganzen schon gelegt war, um im Innern mehr Raum zu gewinnen, sie anzuhängen für gut befunden. Der Verf. bestreitet mit Recht die geäußerte Meinung, daß über der Vierung des Kreuzes eine Kuppel hätte ausgeführt werden sollen; man muß sich we-

nig in den Styl des Werkes eingefühlt haben, um solche Vermuthungen zu haben und aufzustellen. Wir übergehen hier die nicht unwahrscheinlichen Hypothesen des Vf. über die muthmaßlichen Standbilder, womit die Säulen des Schiffs und der Vorhallen ꝛc. wohl hätten geschmückt werden sollen, so wie auch die ausführliche Beschreibung der in und zwischen den Thürmen enthaltenen reichen und zum Theil fertigen Vorhallen und führen nur noch die Bemerkung des Verf. an, daß der geistreiche Forster und auch Göthe beym Anschauen der großen Domgebäude an Laubvegetation erinnert wurden; Göthe spricht sich folgendermaßen darüber aus: "Hocherhaner, weit verbreiteter Baum Gottes, der mit tausend Aesten, Zweigen und Blättern, rings um der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn seines Meisters." Daß der erste deutsche Erfinder dieser Bauart ein solches Bild, entweder aus der Natur selber oder aus den Werken anderer Völker, in deren Bauart wir eine Annäherung an eine Laub-Hütten-Nachahmung, z. B. wie bey den Arabern und Mauren vor Augen gehabt, ist mehr als wahrscheinlich. Der Verf. legt zuweilen zu viel Gewicht auf geometrische und arithmetische Verhältnisse in den verschiedenen Theilen des Gebäudes, so z. B. glaubt er an einen directen Zusammenhang zwischen den fünf Haupträumen der innern Kirche und den fünf Abtheilungen in der Höhe der Thürme, und wähnt, weil er zuweilen in einigen Höhen und Breiten Gleichviel gefunden, daß die Höhe der Thürme und die Breite der vordern Ansicht ebenfalls gleich seyn müsse, und da er diese Gleichheit im vorgefundenen Riß nicht antrifft — weil die Thürme höher als die ganze Breite — so sucht er sich damit zu helfen, daß dies wohl wegen der optischen Verkürzung für nothwendig erachtet worden seyn könne; dann hätte aber zu einer solchen Genauigkeit fast der Punkt bezeichnet werden müssen, von dem aus doch dem Beschauer allein das Gebäude in dieser Harmonie der Höhe und Breite erscheinen konnte. Gewiß ist übri-

gens, daß wenn der Schöpfer des Risses zum Dom so häufig gemessen hätte, wie es ihm hier zugeschrieben wird, sein Werk unser Gefühl nicht so sehr erregen und befriedigen würde. — Eine andere naheliegende und höchst wichtige künstlerische Uebereinstimmung des Aeußeren mit dem Inneren des Gebäudes im Plane des Meisters, auf die Ref. viel gibt, finden wir nirgends vom Verf. ausdrücklich hervorgehoben: wie deutlich sind aber nicht z. B. die Haupträume der innern Kirche, vor allem das große hohe Kreuz, die Vorhalle, die Nebenschiffe, der Chor und die kleinen ihn umgebenden Kapellen schon im Aeußern erkennbar? so deuten auch die fünf Abtheilungen der Hauptfronte auf die Eintheilung des Inneren in fünf Schiffe und Alles bereitet gleichsam auf dieses Innere vor. Dieses nothwendige Hervorgehen des Einen aus dem Andern, des Aeußern aus dem Innern, des Schönen aus dem Zweckgemäßen und so fort und umgekehrt — die organische Uebereinstimmung aller Theile unter sich und mit dem Ganzen, die nur dem schöpferischen Geiste unter einem seltenen Zusammentreffen von Verhältnissen und Umständen gelingen mag, ist das worauf man heut zu Tage nicht genug aufmerksam machen kann, um dadurch mindestens auf die Geschmackbildung unserer Bauherrn und Baumeister, wenn auch nur verhütend, einzuwirken. — Wir erfahren daß vom Mittelthurm und vom Kreuzgiebel kein Entwurf vorhanden, und finden letztern nach dem Wenigen Vorhandenen in dem Geiste des Ganzen vom Verf. ergänzt. Die Gestaltung des nicht ohne Wahrscheinlichkeit supponirten Mittelthurms über der Vierung des Kreuzes ist nicht sehr gelungen zu nennen; es ist dabey wieder zu viel aus andern Proportionen hergeleitet und man hat das künstlerische Gefühl zu wenig walten lassen. Am wenigsten angenehm würde sich dieser gedrückte Helm in der vordern Ansicht, zwischen den zwey schlanken Thürmen, ausnehmen. Der Stern über demselben ist ein beliebiger Zusatz. — Er vereinigt

sich nicht allein nicht gut mit der Spitze des Thurmes, sondern er ist auch rücksichtlich der Form ein schlechter Ersatz für die Blumenkronen der andern Thurmspitzen. Die Bedeutung ist an diesem Orte nicht von der Wichtigkeit, daß deshalb die übliche schönere Zierde hätte aufgeopfert werden sollen. Der Stern wäre z. B. mehr an seinem Platze gewesen, wenn darunter die heil. Jungfrau mit dem Christkinde gethront hätte. Die Strebepfeiler am Chor und an den Thürmen so wie auch der obere Theil derer am Schiff sind bewunderungswürdig reich, schön und zugleich sehr zweckmäßig angelegt, wie dies die Beschreibung erst recht anschaulich macht; von dem einfachen untern Theil der Strebepfeiler des Schiffs hingegen, von denen der Verf. sagt: "sie bilden einen mächtigen Untersatz", könnte man eher sagen — sie bilden einen massiven Untersatz, der wegen seiner Armuth nicht mit dem Uebrigen in harmonischer Verbindung steht und können wir nicht annehmen, daß sie der Meister aus freyer Willkühr so arm begabt. Die Vermuthung des Verf., daß die Erfindung der Glocken hauptsächlich Anlaß zu der hohen Bauart der Kirchen gegeben, widerstreitet der beliebten Meinung Vieler, daß die Neigung zu dem Hohen Himmelanstrebenden die einzige Veranlassung dazu gewesen seyn soll. Ueber das Giebel- und Thurmwerk sagt der Verf., indem er die Winkel der unzähligen kleinen und großen Giebel- und Thurmspitzen am ganzen Gebäude, welche nur mit unsäglicher Mühe haben gemessen werden können, angibt, sehr viel Aufklärendes. Weiter unten verspricht der Verf. in der Folge der Beschreibung, beweisen zu wollen — eine schwierige Aufgabe — daß die Vermuthung, die arabische Architectur habe auf die Gestaltung der deutschen Baukunst einigen Einfluß gehabt, irrig sey. — Die in den Verzierungen des Domes angewandten Blätterarten, werden namentlich aufgeführt; übrigens ist das Blätterwerk im Innern, an den Capitälen und Gesimsen rc. besser

sculptirt und treuer nach der Natur gebildet. Die Deutung der sinnvollen Heiligenbilder, als Schmuck des Gebäudes, wird gewiß Jedermann befriedigen. Die Ueberschrift "Kapellen über den Thürmen", muß wohl heißen "Kapellen in den Thürmen", wenn anders diese Räume zu Kapellen bestimmt waren. Die Galerien oder Umgänge, die der Meister, abgesehen vom Bedürfniß des Gottesdienstes und dem Nutzen, um das ganze Gebäude in verschiedenen Höhen herum gehen zu können, (etwa um von da aus schadhafte Stellen leichter zu ergänzen, — und den obern Theil des Gebäudes genauer zu beschauen) um sein Werk gelegt, bilden schöne Gurten, welche das Gebäude ganz umschließen. Nachdem der Verf. zum Schluß des ersten Theils des Textes sein Bedauern darüber, daß das Domwerk nicht vollendet worden ist, ausgesprochen, worin gewiß ein jeder deutsche Art und Kunst Lieb[illegible]de mit einstimmen wird, führt er auch an, [illegible] sogenannten durchbrochene Helme der Thürme, [illegible] sie sich in die Luft erhoben, einen schönen [illegible] gewährt haben würden; hierin sind wir nicht so unbedingt des Hrn. Verf. lobender Meinung: unserm Gefühle nach, schließt sich dieser dach- oder kegelartige pyramidale Aufsatz der Thürme keineswegs harmonisch dem untern Theile an: die von unten durch die vier Stockwerke des Thurms durchgeführte, gleichsam stufenartige Verjüngung des Haupttypus der ganzen Bauart, hört mit einemmale schroff auf und endigt sich in geradlinigten, schräg aufsteigenden Streifen (zwischen welchen geometrische Figuren als Ausfüllung angebracht sind) in eine Spitze. Diesen Uebelstand scheinen auch einige andere alte Meister gefühlt zu haben, wie sich an den Strasburger, Wiener und andern Domthürmen, welche sich außerdem nicht mit dem Kölner messen können, bemerken läßt. Zuletzt können wir noch zum Troste des Verf. hinzufügen, daß wenn sonst nichts von der Vollendung des Gebäudes nach vorliegenden Blättern, abhalten sollte, die fehlenden Wölbungen noch heutzutage wenig-

stens eben so kühn als die schon bestehenden ausgeführt werden könnten und keinesweges, wie er meint, von Holz gemacht zu werden brauchen.

Wir haben nun noch Rechenschaft von den acht bereits erschienenen und vorliegenden Kupfertafeln mit des Verf. Erklärung zu geben. Zuvörderst verdient die Vignette des Titelblattes, eine Ansicht der Stadt Köln von der Nordseite, von Schinkel, dem Künstler, welcher neben andern Verdiensten, wegen seines Geschmacks im Auffassen von Gegenden nach der Natur bekannt ist, eine sehr rühmliche Erwähnung. Der Edelstein Kölns bildet gewissermaßen das Centrum und dominirt würdig über ringsumliegende Kirchen, Palläste und Häuser der großen Stadt, zur Linken fließt der Rhein; der Horizont wird vom Siebengebirg und der Umgegend von Bonn, und das Ganze von einer schönen Luft mit einem Sonnenblick geschmackvoll bekränzt. Der Stich von Haldenwang und Schnell ist der Meister wie des Gegenstandes würdig. — Die zweyte Tafel von Angelo Quaglio zeigt die Ansicht der Domkirche so weit sie fertig ist. Die Auffassung ist höchlich zu loben, sie zeigt uns nicht allein möglichst viel, sondern auch dabey vorzugsweise die Theile der Kirche, welche am meisten vollendet sind; dabey ist die Umgebung und die dunkle Luft, welche beziehungsreich das Ganze scheint umhüllen zu wollen, gut benutzt um die Hauptsache hervorzuheben. — Das Thürmchen über dem Chor und die Dachverzierungen sind mit Recht zugefügte Ergänzungen, da, wie wir sie hier sehen, beide, wie man mit Bestimmtheit weiß — noch zum Theil zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestanden haben. Ohne diese würde die mahlerische Ansicht durch das jetzt von allen Verzierungen entblößte Dach — wodurch letzteres nicht mehr in Harmonie mit dem reichen Gebäude steht — sehr verloren haben. Den Zweck, das Bild zu beleben und dem Beschauer zugleich einen Maaßstab der Größe des Ganzen zu geben, hat der Zeichner durch das Hinzuthun der Figuren erreicht. Nur hätten letztere nicht in so hohem Grade

vernachlässigt werden sollen. Der Stich der Architectur ist ausgezeichnet kräftig, die Details sind deutlich und die Schatten sehr durchsichtig, nur sind Reflexe und Gegenschatten darin an mehreren Orten, unter andern an den untern Theilen der Strebepfeiler nicht richtig nach den aus der genauen Beobachtung der Natur festgestellten Regeln gegeben. Die in der Beschreibung des Doms angeführten kleeblattartigen Zierden welche die Fenstergiebel des Chors und die Strebebogen so schön bekränzen, sind nicht auf allen Platten gleich — auf dieser glockenblumenartig angegeben. — Tafel drey. Der Grundriß ist nicht allein nach dem vorhandenen mit der äußerste Sorgfalt ausgemessen, sondern auch das Fehlende hiernach mit Beyhülfe aller aufgefundenen Risse — sowohl Handzeichnungen als Kupferstiche — baugerecht ergänzt. Die schon oben erwähnte Neigung des Verf. alle Verhältnisse aus geometrischen Figuren und besonders aus dem gleichseitigen Dreyeck abzuleiten, verleitet ihn im Text zu dieser Platte auch das Hauptverhältniß der Kreuzgestalt aus der Figur, womit Euclides das gleichseitige Dreyeck construirt, abzunehmen, welches hier um so weniger befriedigt, da es, wie der Hr. Verf. selbst gesteht, doch von diesem Verhältniß noch um einen Theil abweicht. Die Rundung des Chors besteht ganz einfach aus fünf Theilen eines Zwölfecks, und es hätte dazu auch keiner so complicirten Figur bedurft, wie sie Vitruv zu ganz andern Zwecken bey der Construction der Theater angewandt. Es geben aber alle diese Gegeneinanderstellungen, wenn sie auch keinen wesentlichen Nutzen bringen, Beweise mit welchem ausgreifenden Fleiße der Verf. bei seinen Untersuchungen zu Werke gegangen. Er sagt, nachdem er andere Hauptformen des Innern nicht mit besonderem Glück aus dem gleichseitigen Dreyeck abzuleiten gesucht: „Ueberhaupt wird einem Jeden aufs neue klar werden, daß das gleichseitige Dreyeck, welches die Pythagoräer als Sinnbild der Minerva, der Weisheit, und unsere Vor-

fahren als Sinnbild der Dreyeinigkeit verehrten, und das aus der Anwendung des gleichseitigen Dreyecks auf den Kreis entstehende Zwölfeck, in welchem die Alten und mit ihnen unsere Vorfahren den Inbegriff aller musikalischen und astronomischen Verhältnisse zu besitzen glaubten, die wesentlichen Grundlagen der alten Kirchenbaukunst ausmachen". — Nach unserer Ansicht beruhen nun aber alle die Hauptformen des Gebäudes mehr in dem richtigen künstlerischen Gefühl, als daß sie aus geometrischen Formen auf mechanischem Wege hergeleitet worden sind. Nur der bey dieser Bauweise so sehr häufig angewandte Spitzbogen geht ungezwungen aus dem gleichseitigen Dreyeck hervor. — Der Stich des Grundrisses ist von Wolf in Mannheim bis auf einige kleine Säulchen an den Pfeilern und den punctirten Rippen der Bogen sehr sauber und accurat gestochen. — Tafel vier. Der Längenaufriß gibt nicht allein das Bestehende sondern auch die volle Ergänzung nach den vorhandenen Zeichnungen und Kupfern in geometraler Ansicht, und es ist darin Alles bis auf die kleinste lerie, vermöge der Größe des Kupfers und der nauigkeit des Zeichners, M. H. Fuchs in Köln, e des Kupferstechers, E. Duttenhofers in Stuttrt, erkennbar: es gehört diese Tafel unstreitig zu n besten Blättern, welche im Architectur-Kupferh jemals geliefert worden sind. Der Verf. gibt richt von der Größe der aufgefundenen Risse d zugleich davon, wie er dieselben zur Ergänz benutzt hat. (Wir können bey dieser Gelegenen Wunsch nicht unterdrücken, daß der Herr die Herausgabe der Fac-simile aller aufdenen Original-Handzeichnungen der Meister Doms, als Anhang bald folgen lassen möchte. mannigfache Interesse derselben springt in Augen — und wir selbst haben sie im Verunseres Studiums dieses Werkes einigemal ndlich vermißt). Schade, daß die weit vornden Kreuzgiebel nicht durch etwas stärkern

Schatten hervorgehoben worden sind; indeß dient die beabsichtigte und dadurch erreichte Deutlichkeit der kleinen Details zur Entschuldigung. Bey der Schattirung ist neben kleinern Mängeln an Reflexen und Gegenschatten noch zu bemerken, daß die untern Fenster der Nebenschiffe viel zu hell gehalten sind und daß die Schlagschatten sich viel zu hart abschneiden, so daß sie auf den ersten Blick fast wie blinde Fenster erscheinen. — Obgleich der Maaßstab dieser Platte kleiner als der der zweyten ist, so sind doch die schon angeführten Fenstergiebel- und Strebebogen-Verzierungen treuer den in der Beschreibung des Doms im großen Maaßstab angegebenen Kleeblätter-Verzierungen nachgebildet. — An den Helmen der Thürme hätte man wohl, da dieselben nach der Beschreibung haben durchgebrochen gearbeitet werden sollen zwischen den Rosen und Rippen, statt der dunklen Ausfüllung, Licht lassen sollen, wodurch dieser schon minder schöne Theil des Thurmes gewonnen haben würde. — Die fünfte Tafel fehlt. — Die sechste Tafel, gibt den geometralen Durchschnitt des Chors in der Breite, von denselben Zeichner und Kupferstecher, welche sich schon in der letzt beschriebenen Tafel als Meister in ihren Fächern gezeigt haben. — Daß die Widerhalter der Nordseite viel einfacher verziert sind, als die der Südseite, hat unserer Meinung nach einen andern Grund als den vom Verf. angeführten: daß sie nämlich dem Wetter etwas mehr ausgesetzt wären. Wenn solche Rücksichten bey dieser Bauart vorgewaltet hätten, würde manches haben anders werden müssen. Es hat auch sicherlich diese Verschiedenheit nicht in dem Entwurf gelegen, wie schon daraus hervorgeht, daß vieles andere auf derselben Seite eben so reich, ja sogar noch reicher, als auf der Südseite ausgeführt ist. Am wahrscheinlichsten ist diese Vereinfachung die Idee eines andern Meisters, vielleicht aus Mangel an Zeit oder an Mitteln eingegeben. Der obere Theil der Strebepfeiler der Nordseite, da, wo die auf der Südseite ungemein schön sind, ist unangenehm mager. — Eine andere Meinung des Verf.

nämlich: daß damals wie jetzt Gebäude davor gestanden, ließe sich hören, wenn man nicht gewohnt wäre, selbst die Theile solcher Gebäude, welche man nur mit Mühe zu Gesicht bekommen kann, eben so reich und mit derselben Liebe ausgeführt zu sehen, als die Sichtbarsten. Und wenn auch in einiger Ferne durch die Verschiedenheit des Reichthums der Pfeiler die Symmetrie für den Beschauer, der das Gebäude von der hinteren Seite sieht, nicht sehr gestört wäre, so würde es doch in jedem Fall durch die Sacristey wegen ihrer Masse und Höhe, trotz der vorstehenden Gebäude geschehen seyn. — Die merkwürdigen Strebepfeiler und Bogen mit ihren Tabernakeln, Säulchen, Spitzbogen, Stabwerk, Blätterschmuck und ihren originellen Widerlagen an den oberen Seiten der Bogen 2c., welche man auf diesem Blatte bis aufs genauste angegeben findet, vereinigen die niedrigen Nebenhallen und Kapellen mit den beiden Haupthallen auf eine so schöne, erfindungsreiche und kühne Weise und man sieht dabey die Zweckmäßigkeit — indem sie zugleich als Verstärkungen und Wasserleitungen dienen — mit der Schönheit so innig verbunden, daß diese Erfindung unsere Bewunderung erregt und mehr als manches andere, einen Beweis von der schöpferischen Kraft des Meisters abgibt. Der Grund, den der Verf. dafür angibt, daß an dem runden Theile des Chors — im Innern — die Spitzbogen nicht unmittelbar wie alle übrige Bogen, welche die Säulen mit einander verbinden, auf den Kapitälern aufstehen, sondern sich in gerad aufsteigenden Rippen mit denen zunächst über den Kapitälern gesprengten Spitzbogen vereinigen, ist einleuchtend; es ist aber eben deswegen auch einer der minder schönen Theile des Gebäudes. Auf diesem Blatte sind die mehr bemerkten Kleeblätter weniger richtig gezeichnet, als auf dem Vierten, da doch der größere Maaßstab dieses Kupfers eine genauere Nachahmung der Details zugelassen haben würde. Sie haben hier mehr die Form von Weinblättern. Die Schattirung ist sowohl an den Untersichten der Gewölbe, den Schlagschatten auf einigen geraden Flächen und denen darin fehlenden Gegenschatten und Reflexen, für den Kenner bei genauerer Beachtung etwas störend. Ist dies leider noch ein großer fast allgemeiner Mangel in deutschen architectonischen Zeichnungen. — Die siebente und neunte Tafel fehlen. — Auf der zehnten Tafel sind die Theile von mehreren Säulenbündeln und Kapitäler gegeben: — Die besten Zeugen der schönen [illegible]le und außerordentlichen Sorgfalt womit auch das Kleinste des großen Werkes ausgeführt worden ist. Die

Sculpturen sind wirklich so schön, daß es fast unglaublich ist, daß es Arbeiten des dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderts seyn können; man kann sie dreist den römischen Sculpturen der besseren Zeit zur Seite stellen. Die Schattirungen auf diesem Blatte sind regelgerechter als die der früheren Blätter. Die Zeichnung von A. Quaglio und der Stich von Sellier lassen nichts zu wünschen übrig. — Die eilfte Tafel fehlt. — Die zwölfte Tafel giebt ein treues Bild mehrerer gemalten Fenster. Die mit damascirtem Glas ausgefüllten Fensteröffnungen sind sehr schön und passen recht gut zum Styl des Ganzen. Unter denen mit farbigem Glas ausgefüllten Feldern sind die des mittlern fast ohne Ausnahme schön zu nennen; einige kleine Felder in den andern Fenstern sind bunt und störend, und man kann wohl mit Gewißheit annehmen, daß sie ursprünglich anders gewesen oder anders haben werden sollen. Die Farbe des Glases ist treuer als die des steinernen Rahmenwerks. Die Zeichnung von Fuchs und der Stich von Lesnier sehr gut. — Die dreyzehnte und vierzehnte Tafel fehlen. — Die funfzehnte Tafel enthält mehrere besonders schöne Theile von den verschiedenen Strebepfeilern des Doms, nebst einem Fenster des zweiten Stocks vom so weit fertigen Thurm, in einem großen Maaßstabe gegeben. Die unter jedem Pfeiler angebrachten Grundrisse davon, erregen durch die unendlich mannigfaltigen Combinationen von drei viertel Kreisen, Hohlkehlen und Flächen rc. woraus die Conturen der Grundrisse der starken Pfeiler gebildet, unsere Bewunderung; man ersieht aber auch daraus wie das auseinandersprießende Säulen- und Stabwerk statisch gegründet ist. Die regelgerechte Schattirung ist besonders lobenswerth. Der Stich von Lesnier und die Zeichnung von Fuchs sind vorzüglich. — Zum Schlusse noch einmal das Ganze übersehend, und der mannigfachen Schwierigkeiten, die dabey zu überwinden waren, wie des Aufwands von Geist, Fleiß und Kräften aller Art, welche zu dessen Gelingen aufgeboten werden mußten, uns erinnernd, müssen wir auch dem Verf. Glück wünschen zur Ausführung eines so würdigen Unternehmens. Möge der Vollendung dieses dem Vaterland und der Kunst Ehre bringenden Werkes sich kein neues Hinderniß entgegenstellen, und der Europäischen Theilnahme, die ihm als Folge der besonnenen und verständigen Anordnungen des Verf. zu Theil geworden, diejenige des Vaterlandes — am Ende doch die natürlichste und schönste Belohnung! — nicht nachstehen. —

Wolff.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.
Den 25. Julius 1825.

Paris.

Aus der Didotschen Druckerey, bey Bassange u. s. w. De la Religion, considérée dans sa source, ses formes, et ses développements, par M. Benjamin Constant. Tome I. 1824. XLIV und 368 Seiten in Octav.

Während in den deutschen Schulen der Philosophie über den wahren Begriff von Religion gestritten wird, und aus diesen Schulen mancherley, zum Theil verwandte zum Theil heterogene Systeme der Religionsphilosophie hervorgehen, stellt sich hier ein französischer Staatsmann, der aber lange in Deutschland gelebt hat, und mit unsrer Sprache und Litteratur vertraut gewesen ist, auf den psychologischen Standpunkt, wie wir es nennen, und betrachtet von diesem Standpunkte aus die Religion als eine Thatsache in Beziehung auf ihre Entwickelung im menschlichen Geiste und ihr Verhältniß zum Staate. Auf den Streit der Schulen, was die philosophischen Principien des religiösen Glaubens betrifft, läßt er sich nicht ein. Sein geistvolles und gelehrtes Werk kann daher auch für

das deutsche Publicum nicht dasselbe Interesse ha-
ben, wie für das französische, für das es auch sei-
ner ganzen Form nach berechnet ist. Bey uns ist
immer die erste Frage, wenn von religiösem Glau-
ben gesprochen wird, wie dieser Glaube sich zur Ver-
nunft verhalte, und ob der Vernunft überhaupt in
Beziehung auf diesen Glauben das letzte und ent-
scheidende Wort zukomme. Der Verf. drückt sich
aber über diesen Punkt so aus, daß sein Gut-
ten nicht wohl irgend einer Partey in Deutsch
genügen kann. Welchen, nach unsrer Ansicht
freulichen Einfluß indessen das Studium der
Deutschland geltenden Systeme der Philosophie auf
ihn gehabt hat, zeigt sich besonders in der
Vorrede, die das Verhältniß der moralischen
berzeugung zu der religiösen vorläufig berührt.
leuchtender und nachdrücklicher ist dem französ
Publicum noch nicht in seiner Sprache gesagt
hin eine Moral führt, nach welcher, wie
Helvetius in Frankreich sich auszudrücken
das, was man vernünftigerweise Tugend
könne, nichts anders sey, als der wohlverstan
Vortheil (l'intérêt bien entendue). Mit
redet der Verfasser der höhern Moral, die
in sich selbst Würdigen und Guten den
vergessen lehrt, das Wort. Eine andre Ab
der Vorrede geht uns weniger an. Sie
Schutzwehr gegen Mißdeutungen, denen der
fasser bey der Richtung, die der Gang der
nungen jetzt in Frankreich genommen hat,
gen zu müssen glaubt; indem er sich weder
noch gegen das Christenthum im Sinne irg
ner Partey erklärt, aber alles das Uebel,
Religion überhaupt jemals gestiftet hat, a
amtlichen Lehrer und Priester schiebt, und
alle Hierarchie streitet, die den menschliche
in Fesseln schlagen will, also auch die je
Hierarchie, die sich jetzt wieder so kühn erhe

Der Verfasser ist der Meinung, daß er durch seine Betrachtung der Religion und ihrer Geschichte in diesem Theile der Wissenschaft eine ganz neue Bahn gebrochen habe. Er wiederholt diese Behauptung so oft, daß wir ein wenig dabey verweilen müssen. Auch ist durch sie allerdings dasjenige bezeichnet, was dieses Werk von allen ähnlichen Schriften über die Religion unterscheidet. Unbekümmert also über den Streit der philosophirenden Köpfe über die Principien des menschlichen Wissens und über den letzten Grund des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum, betrachtet er die Religion überhaupt als etwas, das zur menschlichen Natur wesentlich gehört. Ob nicht vielleicht eine Art von Selbsttäuschung, deren der Mensch im Ganzen sich nicht erwehren kann, bleibt unerörtert. Doch scheint der Verfasser, wie Cicero, den consenus gentium, in dieser Hinsicht für einen Beweisgrund gelten zu lassen. Das Eigenthümliche der Grundlage und der Ausführung des ganzen Werks liegt in der Unterscheidung des religiösen Gefühls von den Formen dieses Gefühls, wie der Verfasser sich ausdrückt; indem er alles, was man überhaupt Religion nennt, auf diese beiden Bestandtheile zurückführt. Das religiöse Gefühl ist nach dem Verfasser eine Art von Instinct der Menschheit. Aus der geistigen Natur des Menschen geht es hervor als ein Bedürfniß, an eine geistige und überirdische Macht zu glauben, die sich unsern Sinnen verbirgt, aber in der Natur, die wir durch die Sinne erkennen, waltet und wirkt. Diesen Glauben im Allgemeinen abgerechnet, sind alle religiösen Meinungen, wie der äußere Cultus, nach dem Verfasser, nur Formen des religiösen Gefühls. Diese Formen sind so veränderlich, wie die menschliche Natur. Sie richten sich unvermeidlich nach der ganzen Denk- und Sinnesart des Menschen und nach den Graden ihrer

geistigen Bildung. Sie entstehen und verschwin-
den mit dem Geiste des Zeitalters; und alle Ver-
suche, ihnen durch politische und kirchliche Autorität
oder durch Philosophie, Stetigkeit zu geben, sind
vergeblich. Gegen diese Darstellung der religiösen
Meinungen als bloßer Formen eines zur mensch-
lichen Natur gehörenden religiösen Gefühls drin-
gen sich dem unbefangenen Denker sogleich Ein-
wendungen auf; denn das religiöse Gefühl
schließt einen Glauben in sich, und dieser Gl
eine Meinung; durch welche das Gefühl, auf
sie sich bezieht, eben so wandelbar wird, wie
Meinung selbst. Was bleibt nun nach Abzug
ler Meinungen von religiösen Gefühlen üb
Allerdings läßt sich in allen religiösen Mein
und in den mit ihnen verbundenen Gefühl
gend etwas Uebereinstimmendes nachweisen;
dieses Uebereinstimmende mag sich immerhin
einem Gefühle erklären lassen, das dem
als Gattung betrachtet, natürlich ist.
auch die Meinung verschwindet, es geb
haupt eine übersinnliche und überirdische
die in der materiellen Natur waltet und wi
verschwindet mit dieser Meinung natürli
auch das religiöse Gefühl in derjenigen
tung, die der Verfasser dem Worte giebt.
nun daraus nicht, daß ein religiöses Gef
diesem Sinne nicht wesentlich zur mensc
Natur gehört? Bey aller philosophischen
tung der Religion bleibt also immer die
frage, was die Vernunft zu einer
sagt, ohne welche es überall keine Religion
ben kann. Aber der Verfasser will auch
ner entscheidenden, oder, wie er es nennt,
luten Vernunft nichts hören. Die men
Vernunft selbst, sagt er, sey einem ewigen
sel von Meinungen unterworfen; und was
haft vernünftig ist, kann nur nach und n

durch an den Tag kommen, daß man den menschlichen Geist in seinen fortschreitenden Streben nach Wahrheit unbehindert walten, und den Meinungen freyen Lauf läßt; eine Behauptung, gegen die sich der Stolz der dogmatisirenden Schulen, die im Besitze der absoluten Vernunft zu seyn glauben, freylich vergebens auflehnt, weil auch eine Schule der andern Platz machen muß, wenn neue Meinungen in Umlauf kommen, und der Geist des Zeitalters sich ändert. Unterdessen muß doch Jeder seiner individuellen Vernunft gemäß fragen, ob eine Meinung vernünftig, also auch, ob Religion überhaupt nicht eine natürliche Schwärmerey ist. Aber der Verfasser, dem wohl niemand Schwärmerey vorwerfen wird, räumt der Vernunft so wenigen Antheil an der religiösen Ueberzeugung ein, daß, seiner Meinung nach, durch ein fortschreitendes Forschen nach Gründen, der Glaube, der denn doch keine Täuschung seyn soll, nur geschwächt, oder gar zerstört wird. Auch eine Unterscheidung zwischen Vernunft und bloßem Verstande scheint er in dieser Beziehung nicht anzuerkennen. Gleichwohl verlangt er, daß die fortschreitende Vernunft das Wahre von dem Irrigen in den religiösen Meinungen immer mehr absondern solle, und rühmt in dieser Hinsicht (Liv. I. chap. 6.), was die Theologen in Deutschland zu leisten versucht haben, das Christenthum zu läutern. Bemerkenswerth ist, daß der Verfasser gerade bey dieser Gelegenheit mit einem Lobe, das an unbedingte Huldigung gränzt, von der Symbolik des Herrn Creuzer spricht, nach welcher Christenthum und Heidenthum nur polarisirende Extreme einer und derselben Urreligion seyn sollen. Gleichwohl zeigt sich der Verfasser dem mystischen Pantheismus, von welchem diese Lehre ein Sprößling ist, eben nicht geneigt. — Wir haben nun noch den Inhalt des vor uns lie-

genden ersten Bandes genauer anzuzeigen. Das erste, in neun Capitel zertheilte Buch entwickelt im Allgemeinen und als Einleitung die Ansicht, die der Verfasser von Religion überhaupt hat, mit mannigfaltiger Hinweisung auf die Geschichte der Religionen aus ältern und neuern Zeiten, und mit besonderer Beziehung auf die Vorstellungsarten, die jetzt in Frankreich die Stelle einer Religionsphilosophie vertreten, nämlich auf der einen Seite die noch weit verbreiteten irreligiösen Grundsätze aus der Schule der bekannten Encyclopädisten, wie auf der andern Seite die wiederkehrenden Dogmen im Sinne des strengen Catholicismus und Jesuitismus. Zuerst die Betrachtung des religiösen Gefühls überhaupt, in so fern, als in ihm etwas Unvertilgbares (quelques chose d'indéstructible) liegt, von den niedrigsten Stufen der Rohheit der menschlichen Natur an bis hinauf zu ihrer höchsten Verfeinerung. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß dieses Gefühl, an sich allein betrachtet, nicht nur das geistige Bestreben der menschlichen Natur nach Vervollkommnung nicht hemme, sondern es vielseitig befördere, die letzten Bedürfnisse des menschlichen Herzens befriedige, und auch der bürgerlichen Freyheit und der Gewissensfreyheit keinen Eintrag thue, so lange nicht Priester Beschlag auf die öffentliche Meinung legen, um gerade diejenige Religion, deren Diener sie sind, oder seyn wollen, durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote stehen, triumphiren zu machen und für immer in ihrem Besitzstande zu sichern. Dann folgt die umständlichere Auseinandersetzung des vom Verfasser angenommenen Unterschieds zwischen dem religiösen Gefühle selbst und seinen wandelbaren Formen. Bey dieser Gelegenheit auch schon bestimmtere Aeußerungen über die Anmaßungen des Priesterstandes. Stellen aus dem

irchenvätern werden angeführt zum Beweise des
Satzes, daß das Christenthum in seiner ursprüng=
chen Lauterkeit und Würde gar nicht auf Hie=
rchie angelegt sey. Schade nur, daß durch diese
itate so wenig, wie durch die ganze Argumenta=
on des Verfassers die in der katholischen Kirche
eltende Auslegung der bekannten Stellen der Bi=
el widerlegt wird, auf welche die päbstliche Hie=
archie sich gründen will. Weiter soll erhellen, daß
ie Religion, als Gefühl, durch sich selbst immer
ur wohlthätige moralische Wirkungen hervorbrin=
e, aber auch nur so lange, als es nicht durch
riesterlehren verfälscht und fanatisirt wird. Was
ie religiöse Toleranz betrifft, wollen wir dieß zu=
stehen. Aber sollte nicht der menschliche Geist
uch unabhängig von Priesterlehren, besonders bey
hen Völkern, auf manchen verderblichen Aber=
lauben gerathen seyn, der in die Priesterlehren über=
ng? Da wir dem Verfasser nicht Schritt für
chritt folgen können, so heben wir in Beziehung
if die bürgerliche Freyheit eine schöne Stelle her=
r. "Des peuples religieux ont pû être es-
aves; aucun peuple irréligieux n'est demeu-
libre. La liberté ne peut s'établir, ne peut
conserver, que par le désintéressement, et
ute morale étrangere au sentiment religieux
sauroit se fonder que sur le calcul." Die
ahrheit des letzten Satzes, den übrigens der Re=
isent unterschreibt, hätte doch wohl bewiesen wer=
 müssen. Einen besondern Beweis der Gültig=
t des Unterschieds zwischen dem religiösen Gefühle
st und dessen Formen findet der Verfasser in
 Siege eines neuen Glaubens über den alten.
 dem natürlichen Streben nach Vervollkomm=
g und bey der Erweiterung der Einsichten kön=
 dem menschlichen Geiste die alten Formen auf
Länge nicht genügen. Sie veralten und ver=

lieren ihre Kraft, weil sie für das Zeitalter nicht mehr passen. Das religiöse Gefühl sucht dann andere Formen, und flüchtet sich zu neuen, besonders zu denen, die ihm mit einer hinreissenden Begeisterung geboten werden. Als historische Thatsachen zur Bestätigung dieses Satzes werden, der Sieg des Christenthums über das Heidenthum im alt römischen Kaiserreiche, und aus den neuern Zeiten die große Kirchenreformation im sechzehnten Jahrhundert angeführt. Auf dieselbe Art erklärt der Verfasser den vorübergehenden Sieg des Unglaubens und der Irreligiosität bey einem Volke, wo eine Menge von Begriffen im Umlauf gekommen sind, die sich mit den religiösen Meinungen nicht vertragen wollen. Aber auch nur vorübergehend kann dieser Sieg seyn, weil das religiöse Gefühl sich seine unverjährbaren Rechte nicht rauben läßt. Sehr gut, setzen wir hinzu. Aber lehrt nicht die neueste Erfahrung, daß in diesem Falle auch die alten Vorstellungsarten wieder aufleben, und der Mensch [illegible] bey einem alten Glauben das Heil sucht, das er bey einem neuen nicht mehr finden konnte? Wo das am Ende hinaus will, möchten wir doch gern wissen. Hoffentlich nicht bis zurück zum Judenthum, oder gar zum Heidenthum. Bey dem Vernünftigen findet freylich der Mensch, der seine Vernunft nicht verläugnen will, seine letzte Zuflucht. Aber welche Meinung ist so thöricht, die nicht auch in Schulen der Philosophie sich vernünftig genannt hat? Der Verfasser verlangt also nicht unbillig, daß auch die Philosophen sich nicht anmaßen sollen, ihre Systeme der sogenannten natürlichen Religion zur allgemeinen Religion machen zu wollen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1825.

Paris.

Beschluß. De la religion par M. Benj. Constant.

Die neuesten Bestrebungen in Deutschland, die altkirchliche Orthodoxie uns zu begründen durch philosophische Anschauungen und Schlüsse aus den Schulen des mystischen und dialektischen Pantheismus, scheinen ihm noch nicht bekannt geworden zu seyn. Ueberhaupt passen die Nachrichten, die der Verfasser bey dieser Gelegenheit seinen französischen Lesern über den gegenwärtigen Zustand der Religion in Deutschland giebt, mehr auf den Zustand vor ungefähr zwölf Jahren, als auf den gegenwärtigen. — Erst zum Beschlusse des ersten Buchs, das die Hälfte des ersten Bandes einnimmt, erhalten wir eine bestimmtere Anzeige des Plans des ganzen, weit aussehenden Werks. Was wir zu erwarten haben, wird wie das, was vor uns liegt, nichts anders seyn, als ein räsonnirender Beytrag zur Geschichte der Religionen, mit beständiger Zurückweisung auf den vom Verfasser aufgestellten Gegensatz zwischen dem religiösen Gefühle und den Formen dieses Gefühls.

Keinem Dogma soll der Krieg erklärt, keine Ar[illegible] von öffentlicher Gottesverehrung soll angefochten werden. Der Begriff von Religion überh[illegible] wird hier so weit ausgedehnt, daß auch der Di[illegible] ter Lord Byron, den man des Atheismus [illegible] schuldigt, für einen sehr religiösen Mann er[illegible] wird, wegen einiger Verse, in denen er mi[illegible] terischer Begeisterung den Gedanken aussp[illegible] daß vieles, was uns in der Natur als to[illegible] scheint, doch wohl Leben und Gefühl in sich [illegible] ßen könne. In einer Anmerkung Seite [illegible] wird dem religiösen Gefühle sogar das Rech[illegible] gesprochen, sich auch über die Logik hin[illegible] setzen. Les resultats de la logique s[illegible] heißt es da, appliquées au sentiment in[illegible] sont presque toujours en opposition av[illegible] sentiment. Doch was hier strenge Logik g[illegible] wird, soll wohl nur die wissenschaftliche [illegible] stration seyn. Von der gebietenden Aut[illegible] Staate wird mehrere Mahle verlangt, [illegible] in Beziehung auf alle religiöse Meinung[illegible] neutral verhalten soll. Die Aufgabe ist [illegible] Verfasser nur, das religiöse Gefühl auf [illegible] Stufen der Bildung der menschlichen [illegible] begleiten, und zu zeigen, wie dieses Gefühl au[illegible] jeder Stufe die Formen annehmen müsse, in de-nen es erscheint. Die Anwendung ist also nicht bloß historisch; sie stellt die Menschen aus allen Zeitaltern nach den Graden ihrer Bildung und ihrer Lebensweise zusammen; fängt also mit der Entwickelung der rohesten Naturvergötterung oder des sogenannten Fetischdienstes und den Religio-nen der Wilden an. In Deutschland ist diese Art, die Geschichte der Religionen als einen Theil der Geschichte der Menschheit zu behandeln, nicht neu. Zu welchen Resultaten sie unter den Hän-den eines so geistvollen und vielbelesenen neuen Bearbeiters führen wird, müssen wir abwarten. Die Schwierigkeiten, durch die man sich bey ei[illegible]

ner solchen Aufgabe hindurch zu arbeiten hat, sind vom Verfasser in einem besondern Capitel erörtert. Aber wir besorgen nur, daß er sich durch die folgenden Bücher in bedenklichere Weitläuftigkeiten verwickeln werde, als durch das zweyte, das, noch in diesem Bande, nach Reisebeschreibungen und andern ältern und neuern Nachrichten einen Abriß von den Religionen auf der untersten Stufe gibt. Der Raum erlaubt uns nicht, mit dem Verfasser die hier zusammengestellten, größten Theils auch ziemlich allgemein bekannten Nachrichten zu mustern. Aber beym Eintritte in das Gebiet der eigentlichen Mythologie öffnet sich, bey dem gegenwärtigen Stande der Meinungen in Deutschland, ein so weiter Kampfplatz, daß wir dem Verfasser Glück wünschen wollen, wenn er mit einer siegenden Meinung durchdringt.

London.

Bey John Murray: Vestiges of ancient Manners and Customs discoverable in modern Italy and Sicily. By the Rev. John James Blunt, F. of St. Johns Coll., Cambridge and late one of the travelling Bachelors of that university. 1823. XVI und 293 S. 8.

Wenn das Gebäude der Römischen Antiquitäten großentheils auf der Kenntniß der Sitten und Gebräuche des Volkes beruhet, welche von den alten Schriftstellern oft desto weniger beschrieben sind, je allgemeiner bekannt sie der damaligen Zeit waren, und wenn die Dichter und Prosaiker sehr oft mit kurzen Worten Einrichtungen, Sitten und Gebräuche andeuten ohne sie näher zu bezeichnen: so mußte in der Erklärung der Classiker manche Lücke bleiben, so lange die Reisenden durch Sicilien und Italien ihr fast alleiniges Augenmerk auf die todten Ruinen richteten, welche die Städte, Tempel und andere öffentliche Gebäude zurückgelassen haben. Um diesem Mangel abzuhelfen, reisete der Verf. der vorliegenden Schrift von Cambridge im

J. 1818 nach Italien, wendete sich 1819 zum zwei-
tenmale dahin, von wo er 1820 in sein Vaterland
zurückkehrte, um seine vergleichenden Beobachtun-
gen über die Sitten und Gebräuche der alten und
jetzigen Italiäner und Sicilianer der gelehrten Welt
mitzutheilen. Dieses geschieht in gegenwärtigem
Buche, welches ein erfreulicher Beweis dafür ist,
daß durch genaue Beobachtung des neuen Zu-
des Italiens und seiner Einwohner noch m...
aufgeklärt werden kann, was die Alten und ...
das Land in frühern Zeiten mittheilen. Ge...
lich hält man dafür, daß die Einwohner durch
Vermischung mit Longobarden, Gothen, Nor-
nen, spätern Deutschen, Franzosen rc. so wie
die Veränderung der Religion ihre ganze ...
thümlichkeit verloren hätten; allein dieses ...
großer Irrthum! Vielmehr zeigt der Verf. ...
die vorliegende Schrift, daß unglaublich vi...
man für neuere Erfindung hielt, aus dem ...
thum sich erhalten habe, und daß der ...
den das Heidenthum selbst auf die Reli...
die christliche Kirche geäußert hat, nirgend...
sey, als in Italien und Sicilien. Es gehört ...
gründliches Studium sowohl der alten My...
und gottesdienstlichen Gebräuche, als auch ...
genthümlichkeiten der Römisch-Catholischen ...
in Italien und Sicilien dazu, um dieses ...
zuthun; allein der gelehrte Verf. hat nichts ...
lassen, was dahin führen konnte, seine Be...
unterstützen, und das Alterthum aus der Gege...
zu erklären. Deshalb ist sein Werk wichtig ...
den Philologen, der nicht mit der Sylbens...
sich begnügt, sondern auch den Sinn der Alt...
etwas hält, was der Kritiker ergründen ...
wichtig für den Historiker, welcher die Ge...
der Vorzeit als einen Spiegel der Gegenwart ...
trachten, und diese aus jener erklären muß, ...
für den Theologen, welcher die Gebräuche der ...
misch-Katholischen Kirche in ihrer Wurzel ...
ben will, und interessant für jeden, dem ...

eins der interessantesten Länder Europa's und dem die Verhältnisse der Vorzeit zu denen der Gegenwart nicht gleichgültig sind. —

Das Werk zerfällt in XV Capitel, in welchen, (ohne strenge logische Sonderung) die Beobachtungen des Verfassers mitgetheilt sind. Ueberall sind die Stellen der Alten genau citirt, und immer für diejenigen in der Uebersetzung zugleich mitgegeben, welche die Kenntniß der alten Sprachen nicht besitzen. Die ersten XI Capitel beschäftigen sich mit der Vergleichung der Religion, der kirchlichen Gebräuche und des Aberglaubens der alten und neuen Zeit; die vier letztern mit dem Ackerbau, den Sitten, der Hausordnung und dem Charakter der Italiäner. Der Verf. hat wenig Vorgänger. Nur Middleton's letter ist dem Werke des Hrn. Bl. zu vergleichen. Allein aus vielen neuern Reisebeschreibungen insonderheit aus Kephalides trefflichem, das innere Leben der Italiäner vorzüglich schön und richtig auffassenden Werke über Italien ist er zu vervollständigen.

Im ersten Capitel stellt der Verf. seine einleitenden Ideen über die Entstehung der unzähligen Christlichen Heiligen aus den eben so zahlreichen heidnischen Göttern zusammen, und zeigt, daß nur die Namen sich geändert haben, die Idee aber geblieben sey.

Das II. Capitel schildert die Art, wie aus den alten Göttern die neuen Heiligen wurden, und wie diese überall da gebraucht werden, wo sonst jene fungirten, als Lares, dii tutelares etc. — von den Kreuzwegen an, beym Eingange der Häuser, in den Schlafkammern an Schiffen, bis selbst zu Winkeln, welche man vor Verunreinigung schützen wollte. Im III. Cap. wird gezeigt wie die Jungfrau Maria an die Stelle der Isis oder der Cybele in Rom trat, und wie es kam, daß diese bey den gemeinen Italiänern fast einer noch größern Verehrung sich erfreut, als Gott und Christus selbst. In dem Feste der heil. Agatha, wel-

ches ausführlich geschildert wird, findet der Verf. die alten Cerealien wieder, und fast alles Einzelne, was bey den Processionen, bey der Feyer der Eleusinischen Mysterien durch den Ritus vorgeschrieben war. Eine Vergleichung der alten Tempel und neuen Kirchen folgt im V. Cap. Der Verf. zeigt, auf welche Art auch hier die Götter von ähnlichen Heiligen verdrängt sind, und sucht zu beweisen, daß die Form aller Kirchen ursprünglich die der Römischen Basilica gewesen sey, auch daß die Einrichtungen im Innern der Kirchen viel mit denen der Tempel überein gehabt hätten. Rec. bemerkt hier, daß die Aehnlichkeit der neuen Kirchen mit den alten Tempeln noch ungleich größer wird, wenn wir sie mit den Hypäthris der Griechen, wie Quatremère-de-Quincy in seinem Jupiter Olymp. sie wieder zu construiren gelehrt hat, vergleichen. — Im VI. Capitel geht der Verf. zu den Religions-Uebungen in der Kirche über, und zeigt, daß die Messe mit der Musik, das Klingeln, der Gebrauch des heiligen Wassers, die Processionen ja selbst die Behandlung der Heiligenbilder bald durch Bitten und Versprechungen, bald durch Drohungen, Verwünschungen und selbst Prügel oder Fußtritte, so wie vieles andere, was dabey vorfällt, sich aus dem Heidenthum herschreibe. —

Das VII. Capitel enthält einen ähnlichen ausführlichen Beweis, daß die Brüderschaft der Bettelmönche aus der der Priester der Isis und des Osiris entstanden sey, und im VIII. Capitel zeigt der Verf., daß das geistliche Drama schon im Heidenthum existirt habe und von Constantinopel nach Italien gewandert sey, oder daß es aus den in Italien selbst aufgeführten Comödien des Plautus u. a. entstanden sey, in denen auch die Götter der Griechen und Römer aufgetreten wären. Ja die ganze dramatische Natur der Römisch Catholischen Kirche ist nach Cap. IX. aus den heidnischen Zeiten zu uns übergewandert. Im X. Capitel

handelt der Verf. von den Zaubermitteln, dem Geläute kleiner und großer Glocken, dem Gebrauche des Speichels, der Zauberruthe, des geweiheten Wassers, der um den Hals gehangenen Amulete; dem Glückwunsche beym Niesen, der Bekreuzigung, dem Rutschen auf den Knien u. dgl. In allem diesen findet sich die größte Aehnlichkeit mit dem Aberglauben der alten Bewohner Italiens. — Die Bestattung der Todten hat nach dem XI. Capitel ebenfalls noch vieles Uebereinstimmende mit der bey den alten Italiänern gewöhnlichen. Die Puticulae Gruben oder Gewölbe, in welche die gemeinen Todten ohne Sarg und Bekleidung zur Verwesung hineingeworfen wurden, finden sich noch in Neapel. Die kostbaren Leichenzüge, bey denen auf Bahren der vornehmre Todte frey da liegt, sind noch gebräuchlich, und zwar fast auf eine völlig gleiche Art wie bey den Alten.

In dem XII. Capitel vom Ackerbau (On the Agriculture of Italy) Italiens sind einige Nachrichten verflochten, die obgleich interessant, doch nicht dahin gehören, z. B. von der Malaria in der Campagna di Roma und nahe den Pontinischen Sümpfen. Der Ackerbau ist und war bey Rom unbedeutend. Die Bearbeitung des Bodens geschieht mit dem alten einfachen Pfluge (buris). Merkwürdig ist vieles, was über den Wein- und Oelbau zur Erläuterung vieler Stellen der Alten beygebracht wird. Im XIII. Capitel stellt der Verf. die alten und neuen Städte, Häuser, Hausgeräthe rc. gegen einander, wobey er, außer den Stellen der Alten, vieles höchst lehrreiche aus seiner eignen Ansicht der aufgegrabenen Städte Pompeji und Herculanum mittheilt. Das XIV. Capitel handelt von der Nahrung, Kleidung und dem Putze. Das XV. Capitel von dem Charakter und der Lebensart der alten und jetzigen Einwohner Italiens. — So ist das ganze Werk voll von trefflichen Bemerkungen, und es ist zu hoffen, daß

man auf diesem Grunde das Gebäude der Römischen Antiquitäten weiter ausbauen werde.

Kr.

Cölln.

B. Bachem. Ueber das Bauerngüterwesen in den Grafschaften Mark, Recklinghausen, Dortmund und Hohen-Limburg, in dem vormaligen Stifte Essen, Herzogthume Cleve (an östlicher Rheinseite) und in den Herrschaften Broich und Wertherbruch. Von J. C. H. Rive, Kön. Pr. Appell. Ger. Rath zu Cölln. Erster Theil. Mit Anlagen I-XLVI. 1824. 520 S. in Octav. — Nach der Wiedergewinnung der eben bezeichneten Landschaften, wurde preußischer Seits eine Commission zu Düsseldorf niedergesetzt, um die Französisch-Bergische Gesetzgebung über die gutsherrlichen u. bäuerlichen Verhältnisse näher zu untersuchen, die Mängel und Härten derselben auszumitteln, und eine ergänzende und verbessernde landesväterliche Gesetzgebung vorzubereiten. Mitglied dieser Commission war auch der Vf., und so sah sich derselbe ganz eigentlich veranlaßt, über jene Verhältnisse historische und rechtliche Untersuchungen anzustellen, um aus demjenigen, was früherhin dorten galt, die Abänderungen der Bergischen Gesetzgebung aufzufassen, und zur Einführung einer zeitgemäßen Regulierung jener Verhältnisse, die geeigneten Vorschläge thun zu können. Dieser, von dem Verf. angestellten Vorarbeit haben wir das obenangeführte Werk zu verdanken, welches sich über das Bauerngüterwesen in jenen Landestheilen, bis in das kleinste Detail der einzelnen Höfe hinab verbreitet, und sowohl für die Kunde der dortigen Verhältnisse, als auch für die Wissenschaft des deutschen Rechts gleich wichtig ist. Unter den Anlagen befinden sich einige höchst merkwürdige Hofesrechte; die Urkunden gehen dagegen nicht über das 13te Jahrhundert hinaus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1825.

Nouvelle-Orleans.

Reflexions médicales sur la maladie Spasmo-lico-Lipyrienne des pays chauds, vulgairement appelée fièvre jaune. Par J. L. Chabert, Dr. en Méd. 8vo. 1821. pp. X. u. 317.

Der erste Eindruck, welchen vorliegendes Werk auf den Ref. machte, war kein ungünstiger, denn wenn derselbe auch manchen Ideen des Verf. nicht ganz beypflichten konnte, so fand er doch auch manche neue Ansichten, die von den meisten der vielen Schriftsteller über das gelbe Fieber nur wenig oder gar nicht beachtet waren, manche neue Ideen, die einleuchtend genug für den schienen, der jene Krankheit nur aus Schriften kannte. Leider aber erhielt die Autorität des Verf. einen gewaltigen Stoß, als Ref. in dem von P. F. Thomas erschienenen Werke Essai sur la fièvre jaune d'Amérique 1823. pag. 59. las:" als er (Chabert) sein Werk verfaßte, hatte er noch gar das gelbe Fieber nicht beobachtet, noch Leichenöffnungen gemacht, denn er wohnte auf dem Lande, zwanzig Meilen von Neu-Orleans entfernt, wohin das gelbe Fieber nie kam."

Und dieß ließ einer seiner Collegen in Neu-Orleans
selbst drucken, so daß über die Wahrheit seiner Be-
hauptung kein Zweifel füglich obwalten kann. Wel-
einen Credit kann man einem Schriftsteller sche-
ken, welchen Glauben den von ihm aufgestellten
Thatsachen, wenn man so gerechte Ursache hat, die
Basis derselben in Zweifel zu ziehen? Wenn
dies, wie es leider nur zu wahr seyn mag, auch
mit anderen Schriftstellern über das gelbe Fieber
der Fall ist, und sie Thatsachen mit geläufiger Fe-
der auf ihrem Studierzimmer zusammenschmieden,
dann nimmt es freylich kein Wunder, wie es über
menschliche Kräfte geht, zu einem endlichen fe-
Resultat über das Wesen jener Krankheit zu ge-
langen. In seinem Unwillen über ein so offenba-
res Falsum, würde der Ref. das erwähnte Werk in
diesen Blättern ganz mit Stillschweigen über-
gen haben, wenn eines Theils nicht die
keit von Ferne schimmerte, daß der Verf.
einst gegen seinen Collegen rechtfertigte;
Theils aber auch die Reflexions als solche, auch
Hinweisung auf Thatsachen von Interesse seyn
ten. Daß Ref. sich indessen auf letztere allein be-
schränkt, und die Thatsachen als zweifelhaft
bezweifelt auf sich beruhen läßt, wird den Lesern
ser Blätter gewiß genügen, und sie mit der
dieser Anzeige zufrieden stellen.

Das ganze Werk zerfällt in drey Theile,
lich: Text (S. 1-130) Noten (S. 131 bis 266)
Beobachtungen (S. 267 bis 306) eine Form
sehr viel Unbequemes hat, da im Texte jeden Au-
genblick auf die sehr weitschweifigen Noten und
Beobachtungen hingewiesen wird. Der erste
hat wiederum vier Abschnitte, wovon der e
Beschreibung der Symptome u. s. w. des
Fiebers, wie wir sie bey den meisten Schrift
finden, in gedrängter Kürze liefert. Der
beginnt mit den Ursachen des gelben Fiebers.

S. 17. kann es sich nie entwickeln, ohne die gleichzeitige Wirkung von Ausdünstungen von Sümpfen, und von Menschen, welche in einer Stadt, einem Lager, einem Schiffe u. s. w. zusammengedrängt sind, wo letztere fehlen, soll es, trotz aller anderen begünstigenden Umstände, sich nie verbreiten, nie sich auf dem Lande entwickeln, noch dorthin verschleppt werden können. Feuchtigkeit kann es nicht erzeugen, sie erzeugt nur Wechselfieber, Feuchtigkeit mit Hitze auch nicht, es würde sich sonst nicht auf die Städte beschränken. In dem hierauf folgenden Abschnitte sucht der Verf. die Natur der in den drey verschiedenen Perioden sich zeigenden Symptome zu erläutern. Die in den ersten hält er für krampfhafter Art, sie scheinen ihm einen allgemeinen Erethismus anzudeuten, den man unrechter Weise für etwas Entzündliches angesehen haben soll. Hierher gehören die Schmerzen im Kopfe und Magen, weil die Zunge fast immer feucht und weiß ist, der Durst fehlt, was bey Entzündung sich umgekehrt verhält, hierher das Erbrechen, die Verstopfung, die Energie der Muskelkräfte, die Harnverhaltung und die Gelbsucht. — Durch die heftigen Schmerzen wird das Système nervoso-musculaire erschöpft, und es tritt Ruhe, die zweyte Periode, ein. Sie nennt der Verf. die entzündliche (phlegmasique) weil sie mit vorherrschenden Vitalität der Schleimhäute der Verdauungswerkzeuge und ihrer Kapillar-Gefäße beginnt. Diese Periode dauert nur so lange bis das Systême nervoso-musculaire wieder Kräfte gewonnen hat, ist dies der Fall, so tritt die dritte Periode ein, welche der Verf. Spasmodico-phlegmasique nennt, und hier erst zeigen sich alle Symptome von Magenentzündung, die schnell in Brand übergeht, von welchem die Leichenöffnungen auch fast immer die Spuren zeigen. Ref. muß eingestehen, daß er den Verf. hier nicht wohl versteht. — Die im näch-

sten Abschnitte mitgetheilte Behandlungsweise beschränkt sich im ersten Stadium auf Sedativa, im zweyten auf Sedativa und Tonica, im dritten neben diesen noch äußerliche Reizmittel. Oben an steht also, wie leicht zu erwarten, das Opium, dem man im Nothfall ein Brechmittel voranschickt; es soll in vielen Fällen die Krankheit gleich unterdrücken können, daß die Aderlässen bey dieser Ansicht fast gänzlich verworfen werden, läßt sich schon zuvoraus erwarten. Neben dem innern Gebrauch des Opiums soll es auch noch äußerlich eingerieben werden; gelinde schweißtreibende und kühlende Mittel, warme Bäder und Fußbäder u. s. w. dienen als Hülfsmittel. Sobald das zweyte Stadium eintritt, verbindet man mit dem Opium die China, Valeriana, Gentiana u. dgl., auch Säuren, ... mit den Bädern fortfahren, aromatische ... Frictionen machen, Sinapismen an die ... Extremitäten legen, nie sollen drastische Ausleerungsmittel passen. Im dritten Stadium ... die nämlichen Mittel nebst Calomel und Opium.

Im dritten Abschnitte theilt der Verf. das gelbe Fieber in vier verschiedene Klassen ab. Die erste begreift die Fälle unter sich, in welchen sich die Ursache des gelben Fiebers primär auf das Nervensystem wirft, das Gehirn ergreift und einen plötzlichen Tod bewirket. Ist das Subject schwach, so stirbt es comatös, ist es kräftig, unter furiösen Delirien, oft sehr wenig Stunden nach dem Eintreten des Uebels. Die zweyte Klasse begreift die Fälle, in welchen die Ursache vorzüglich auf die Muskeln und die dem Willen unmittelbar oder mittelbar unterworfenen Organe einwirket. Ist in einem solchen Falle das Subjekt kräftig, so erfolgt der Tod ohne ein Symptom von Entzündung der inneren Schleimhäute, ohne schwarzes Erbrechen, ohne Gelbsucht, sondern als Folge einer Art Asphyxie, die durch das Hinderniß im Athemholen,

ine Wirkung des Krampfes der Brustmuskeln, ntsteht. Complicirt hiermit ist auch häufig ein Leiden der Schleimhäute des Magens und der Unterleibseingeweide. Die dritte Klasse bildem die gewöhnlichen und häufigsten Fälle von gelben Fieber; vom Gehirne aus verbreitet sich der Einfluß der Ursache auf alle dem Einflusse dieses Organes direct oder indirect unterworfene Theile, vorzüglich aber auch das Muskelgewebe des Magens, der Eingeweide und der Harnblase. Die vierte Gattung endlich zeigt sich oft periodisch, und hat manchmal, selbst ohne den Gebrauch von Arzeneyen einen glücklichen Ausgang; alle Symptome erreichen nicht die Höhe, die Remission fehlt, und die Entzündung kommt nicht zu Stande. — Schwer fällt s hier dem Ref., nicht einige Bemerkungen hinzuzufügen, das Unstatthafte in der Behauptung des Verf. zu zeigen, wie Alles bey dieser Krankheit on einem krampfhaften Zustande abhange, wie er ur im dritten Stadium eine Entzündung errege nd diese doch in der Behandlung wiederum gar icht berücksichtigt wird, sondern auch sie durch Opium nd tonische Mittel bekämpft werden soll. Nur so iel, daß auch eine spätere Erfahrung selbst in Neu-Orleans gezeigt hat, das Opium sey kein souveraines Mittel, ja fast immer schädlich; mindestens behauptet dieses Thomas in der schon erwähnten Schrift S. 60. von der 1822 herrschenden Epidemie. Auch unter den Beobachtungen findet sich ur eine, wo es angewendet würde, man kann sich so des Verdachtes nicht erwehren als sey es der Theorie vom Wesen des gelben Fiebers zu Liebe hervorgehoben. — Vierter Abschnitt. Vom Contagium. Wie fast alle seine Landsleute, so hält ich der Verf. das gelbe Fieber nicht für contagiös, doch gibt er zu, ein Schiff, welches von einem rte absegelt, wo das gelbe Fieber herrscht, könne, nn es an einen Ort komme, wo sich die nöthi-

gen Bedingungen zu seiner Entwicklung anfänden, dort die determinirende Ursache des Ausbruches desselben werden, eben so auch die mit den erzeugenden Miasmen durchzogenen Waaren. Desgleichen könne sich dies Miasma auch auf den Schiffen selbst durch begünstigende Umstände entwickeln. Die Gründe für die Nichtcontagiosität des gelben Fiebers bey dem Verf. weichen von denen seiner Vorgänger nicht ab, neue Beweisgründe findet er nicht, glaubt also auch weiter nichts davon zu erwähnen zu brauchen. Auch das was derselbe von der Topographie von Neu-Orleans sagt, glaubt er als bekannt aus frühern Werken voraussetzen zu können, und wendet sich deshalb zu den Noten, von ihnen jedoch nur die wichtigeren herausheben. — Note I. Hier werden die Gründe für die neue Benennung des gelben Fiebers des Verf. angegeben. Sie ist in der Ansicht desselben gegründet, daß alle Symptome anfänglich von einem Krampfe herrühren, zu dem sich erst später Entzündung innerer Organe gesellt, daher die Benennung lipyrienne, von Leipyria, welches schon Hippocrates und Galen zur Bezeichnung von [illegible] Entzündungen gebrauchten, mit den beschränkenden Zusätzen von "Spasmodico und des pays chauds. In der vierten Note stellt der Verf. Vergleichungen zwischen dem gelben Fieber, Wechselfiebern, dem Typhus, der febris [illegible] den Entzündungen der Leber und den sogenannten [illegible]ligten Krankheiten, der Magenentzündung und Skorbut an, die er sämmtlich, und wohl nicht mit Unrecht für wesentlich verschieden vom gelben Fieber hält; insbesonders aber beschäftigt er sich mit Widerlegung der Ansicht vom Prof. Tommasini, der bekanntlich das gelbe Fieber für eine primäre Entzündung der Leber hält, ja er gibt nicht einmal zu, daß die Krankheit, welche jener in Livorno beobachtete, das wirkliche gelbe Fieber ge[illegible]

y, ferner des Gèrardin der sie als eine Entzündung des Magens betrachtet, und endlich des Dalmas, der es in eine Reihe mit dem Skorbut bringt – In der eilften Note sagt der Verf. "vielleicht will man nicht, wie ich, Krampf als nächste Ursache der fieberhaften Reaction in der ersten Periode des gelben Fiebers ansehen. Will man aber den Zustand von allgemeinem Erethismus durchaus Entzündung nennen, so muß man mir doch zugeben, daß dieser entzündliche Zustand nicht von Ueberfluß an Stoffen (par éxcès de materiaux) herrührt, daß keine wahre Plethora existirt, sondern nur eine künstliche Erhöhung der Lebenskräfte, eine falsche Plethora, die man nicht mit Blutausleerungen, welche eine directe Schwäche erregen, bekämpfen darf, sondern durch das Opium, welches nur vorübergehend das Aufbrausen (l'effervescence) der Lebenskräfte mäßigt, die unordentlichen Bewegungen unterdrückt, und das Gleichgewicht in den Verrichtungen wieder herstellt." Und weiter: "will man das erste Stadium ein entzündliches nennen, so ist es doch nur eine falsche Entzündung. Wäre es ein reinentzündliches Uebel, so müßten auch die Zerstörungen mit dem minder oder mehr raschen Verlaufe der Krankheit gleichen Schritt halten, was aber gar nicht der Fall ist; je schneller sie verläuft, desto geringer sind sie. — In der zwölften Note werden mehrere der gegen das gelbe Fieber am meisten in Anwendung gekommenen Arzeneymittel noch näher durchgenommen, wie im Texte. Zuerst die Sudorifica, welche der Verf. verwirft, weil sie bey der verminderten Hautthätigkeit nicht so wohl auf diese, als vielmehr bey dem schon gereizten Darmkanal auf diesen wirken würden, daß übrigens diese Klasse von Arzeneymitteln ohne Ausnahme zu den reizenden gehörten, und als solche schon beym gelben Fieber nachtheilig seyen, möchte Ref. doch noch bezweifeln.

Die Mercurialia trifft der gleiche Vorwurf, daß sie Reizmittel seyen, eben so auch die purgantia, insbesondere die drastischen, sie setzen einen Zustand von Trägheit, von Reizlosigkeit im Darmkanale voraus, von dem grade das Gegentheil zugegen ist. Die Tonica können in der ersten Periode der Krankheit, die vorzugsweise robuste Subjecte ergreift, nicht nutzen, sondern nur schaden, da sie die schon erhöhte Thätigkeit nur noch vermehren, wohl aber in den späteren, in welchen die Muskelkräfte merklich geschwächt sind (?), jedoch erfordern sie auch hier noch Vorsicht. Die Brechmittel werden fast ohne Ausnahme verworfen, eben so auch im Allgemeinen die Aderlässe, aus den schon oben angegebenen Gründen. — In der vierzehnten Note erklärt sich der Verf. noch näher über den Gebrauch des Opium beym gelben Fieber. Er betrachtet seine Wirkung als eine schwächende, und wenn sie auch einmal örtlich reizend ist, so breitet sich dieses doch nicht allgemein aus, die Ruhe aber, welche Folge dieser vorübergehenden Reizung ist, theilt sich dem ganzen Nervensysteme mit. Dieser Ansicht zufolge muß ihm das Opium alle Indicationen beym g. F. erfüllen, jedoch gibt er noch folgende Cautelen dabey an: ist eine inflammatorische Diathese zugegen, die sich durch die Krankheitssymptome und den Habitus des Kranken u. s. w. zu erkennen gibt, so muß ein vorsichtiger Aderlaß vorangeschickt werden, nur selten aber ist er nothwendig; ist der Erethismus sehr heftig, so fange man nur mit kleinen Dosen an und verstärke sie allmälig; wirkt es zu betäubend, so mäßige man dieses durch Säuren; gebe es nie durch den Mund, wenn offenbar Magenentzündung vorhanden ist; ist Verstopfung zugegen, so hebe man sie durch gelinde Mittel, namentlich Oleum ricini. — In der achtzehnten Note verwirft der Verf. die Möglichkeit der Rückfälle, weil bey dem Reconvalescenten die Bedingungen zur Erzeugung des g. F. fehlen sollen.

Den Schluß des Werkes machen sechszehn Beobachtungen, von denen, wie schon bemerkt, nur eine einzige von dem Verf. selbst ist, die übrigen sind von folgenden Schriftstellern: von Dalmas, Marshall, Thomas, Gros, Dévize, Miltemberger und Dupuy. Daß sie sorgsam ausgewählt sind, um die Ansichten des Verf. zu unterstützen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, allein weil sie so sorgsam zu diesem Zwecke ausgesucht sind, beweisen sie wenig oder nichts; es gibt wohl keine Theorie über eine Krankheit, die sich nicht aus Beobachtungen, wenn wir über sie so viele, wie über das g. F., besäßen, deduciren und demonstriren ließe. H.

Göttingische
elehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.
Den 30. Julius 1825.

Leipzig und Soran.

Bey Friedrich Fleischer: Reise nach der Insel
eta im griechischen Archipelagus, im Jahre 1817.
F. W. Sieber. 2 Bände mit Kupfern
Karten. 1823 in 8.

Unter den Reisenden welche vom Anfange des
zehnten Jahrhunderts bis auf die neuern Zei-
Kreta sahen und beschrieben, galten Tourne-
t und Olivier bisher für die wichtigsten Bericht-
tatter; wo diese nicht ausreichten, nahm man
e Zuflucht zu Pococke, dem geschwätzigen Sa-
y und dem oberflächlichen Sonnini. Ja, sich-
man auch den geographischen Wust, den
rres y Ribera (in seinem wenig bekannten
domus antiquitatum Cretensium, Venetiis
5) aus ungedruckten Reisejournalen und Be-
eibungen Kretas zur Zeit des Venetianischen
itzes, mit weitschweifiger und unkritischer Fe-
zusammentrug: schwankend und mangelhaft
immer unsere Kunde dieser Insel, die aus
n dürftigen Hülfsmitteln gewonnen wurde.

Was man von Kreta bisher wußte beschränkte sich fast lediglich auf die Küstenstriche, vorzugsweise auf die nördlichen Ufer=Gegenden; einige Theile des Ida ausgenommen, war das Innere der Insel fast terra incognita. Eine neue Reise durch Kreta ist daher eine erfreuliche Erscheinung und gegenwärtiges Werk von H. S. um so mehr; da jeder sich gestehen muß, daß durch dasselbe Kreta uns in mehrfacher Hinsicht bekannter geworden. Um übrigens die Erwartungen von dieser Reise in geographischer und antiquarischer Hinsicht nicht zu hoch zu spannen, muß bemerkt werden, daß diese Gegenstände keineswegs Hauptzweck derselben waren. H. S. reisete als Botaniker und Arzt, und das Sammeln von Pflanzen und Mineralien nahm dessen vorzüglichste Bemühungen in Anspruch. Billig wird daher dies Werk aus zweyfachem Gesichtspunct gewürdigt. Wir fassen zuerst das Antiquarische und Geographische dieser Reisebeschreibung ins Auge; ein anderer Recensent wird den naturwissenschaftlichen Theil des Werkes würdigen. Der Verfasser der sich beynah ein Jahr lang (1817) in Kreta aufhielt, bereisete mehrere Theile dieser Insel, welche von frühern Reisenden entweder gar nicht besucht, oder höchst flüchtig gesehen und beschrieben waren. Die meisten Reisenden vor Hrn. Sieber verfolgten nur Eine Route, längs dem nördlichen Gestade von Kreta, machten einen Abstecher nach dem Ida, zu den Ruinen von Gortyna und Hierapytna an der Südseite der Insel; kehrten dann zu ihrem Hafen zurück, und ihr Spaziergang durch die Insel war geendigt. Anders H. S. Er schlug in den Städten Kandia, Rettimo und Kanea so zu sagen seine Standquartiere auf, und unternahm von diesen Puncten aus seine Excursionen nach den verschiedenen Theilen der Insel in mehrern Richtungen. Da Sammeln von Pflan-

zen und Mineralien des Verf. Hauptaugenmerk war, so leitete freylich dieser Zweck ihn auf seinen Kreuz- und Querzügen. Erklärlich wird es daher, wie es dem so reisenden oft unmöglich seyn mußte, bestimmte Entfernungs-Angaben zu liefern, und wie der Leser, der den Verfasser auf seinem Marsche begleitet, zuweilen seine Mühe hat, sich zu orientiren. Vorsicht ist daher einem jeden zu empfehlen, bey dem Gebrauch von H. S's Notizen vorzüglich für alte Geographie. Wir können bey dieser Anzeige den Verf. nicht überall auf seinen Wegen begleiten und heben deshalb nur das Hauptsächlichste von dem hervor, wodurch unsere Kenntniß Kretas bereichert ist. Im Allgemeinen muß bemerkt werden, daß H. S. mehr in das Innere der Insel eindrang als die frühern Reisenden; wir lernen durch seine Beschreibung die Gebirge besser kennen. Ueber ihre Höhe Ausdehnung und Verzweigung, ja selbst über das Gestein derselben erhalten wir belehrende Auskunft. Der Verf. drang bis zum äußersten Ost-Punct der Insel vor, wohin kaum der eine oder andere Reisende vor ihm seinen Fuß gesetzt hatte; er kam bis Itanos und zu den östlichsten Vorgebirgen. Th. I. p. 350. Zu wünschen wäre gewesen, H. S. hätte sich den Ruinen genähert, die er aus der Ferne sah; wahrscheinlich hatten die Kilikischen Seeräuber hier ihre Raubnester angelegt. Ziemlich umständlich ist die Beschreibung des Gebirges Dikte; die Lage der alten und wichtigen Stadt Lyktos kann jetzt mit der größten Wahrscheinlichkeit in dem fruchtbaren Gebirgsthal Lassiti mit heutigem Namen angesetzt werden. (Die Stellung auf Siebers Karte ist offenbar falsch). Schätzbarer noch sind die Nachrichten welche wir über den Ida erhalten. Die Ausdehnung und Verzweigung dieses Massen-Gebirgs ist bis in ein ziemliches Detail beschrieben. Die Höhe

der Kuppe ward von H. S. durch Barometer-Messungen gefunden, sie beträgt 1200 Toisen über der Meeresfläche, Th. I. p. 479. Lehrreich verbreitet sich der Reisende über das Gestein dieses Gebirgs. Die ursprüngliche Bestimmung der Höhlengänge in der Nähe von Gortyna, häufig das Labyrinth genannt, kann jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Weder das Labyrinth, dessen die Kretischen Mythen gedenken, dürfen wir in diesen unterirdischen Gängen aufgefunden glauben, noch alte Bergwerke, sondern einen unterirdischen Steinbruch. Auch über den westlichen Theil Kretas erhalten wir erfreuliche Aufschlüsse. H. S. durchstreifte hier die weißen Gebirge und drang bis zu den Wohnsitzen der Sphagioten, die sich als unvermischte Ueberreste der kriegerischen Kreter des Alterthums kund geben. Der höchste Punct der weißen Gebirge ist, nach Barometer-Messungen, 1184 Toisen über dem Seehorizont erhaben. Es ist jetzt verstattet, einige Puncte der Südküste des Westens von Kreta auszumitteln. Das romantische Bergthal des heutigen Hagia Rumelia muß, nach den wahrscheinlichsten geographischen Combinationen, einst die alte und in der Geschichte des Cultus wichtige Stadt Elyros gehegt haben. So erhalten wir für viele Gegenden der Insel schätzbare Beyträge zur Förderung unserer geographischen Kenntniß des alten Kreta; allein was H. S. gibt ist nur als Material zu gebrauchen, dessen man sich mit großer Vorsicht bedienen muß. Behutsamkeit ist vorzüglich da anzuwenden, wo der Verf. Resultate aus dem Alterthum zieht. Ein Reisender auf klassischem Boden kann, auch ohne Gelehrter und Philolog zu seyn, der alten Geographie schätzbare Dienste leisten, wenn er sich nur streng in dem Kreise des Beschreibers hält; wenn er stets bestimmt die Richtung seiner Reiseroute gibt, wenn er jeden

[...]Bach, jeden Hügel mit bestimmten Entfernungs-[...]ngaben bezeichnet, jedes noch so unbedeutende [D]orf in sein Tagebuch mit Namen einträgt und [ü]berall auf die Orts-Traditionen merkt, wenn er [v]orzüglich aber die Ruinen beschreibt, und keine [n]och so unwichtig scheinende alte Mauer zu er-[w]ähnen unterläßt. Ein solches Tagebuch nützt [d]em Forscher über alte Geographie bey weitem [m]ehr als die stete Berücksichtigung der alten Geo-[g]raphie bey einem Reisenden, der ohne Geograph [u]nd Philolog zu seyn, überall aus den Alten ar-[g]umentiren will. Ein solcher Reisende schadet [d]er Wahrheit meistens mehr, als er ihr nützt, [w]enn er besticht sich und andere, und erschwert so [d]as Aufkommen der richtigen Ansicht. Auch Hrn. [S]. verdenken wir es, daß er sich in manche an-[t]iquarische Untersuchungen einließ, denen er nicht [g]ewachsen war. Wir gedenken hier vor allen sei-[n]er Erörterung des Dikte nach alten Quellen. [E]ine genaue und bestimmte Beschreibung dieses [G]ibirges an Ort und Stelle ist hier alles, was [m]an von einem Reisenden, der nicht Philolog ist, [f]ordert. Ein tieferes Eingehen in die Nachrich-[t]en der griechischen und römischen Schriftsteller, [s]o wie die Beseitigung der Widersprüche dersel-[b]en, muß die Sache dessen seyn, der im Besitz [d]er gesammten Quellen hierzu sich befindet, und [d]iese zu gebrauchen versteht. Allen Respect vor [H]n. S's Autopsie! Aber wir können doch nicht [v]erhehlen, daß manche seiner aufgefundenen Städte [n]ur einem Versehen des alten Auctors, häufig [b]loß einem Schreibfehler ihre vermeintliche alte [G]ründung zu verdanken haben. So findet sich, [u]m nur einiges anzuführen, bey S. eine Stadt [A]mphapalia, aus einer Corruptel bey Strabo, [w]ofür längst Ἀμφίμαλα richtig emendirt ist. Für [E]latus bey Plinius ist nach Harduin Elatus auf-[z]unehmen. Melissa ist entstanden aus μὲν

Λίσσα bey Scylax. Doch solche und ähnliche Versehen möchten hingehen, aber unerträglich ist es, wenn H. S. mit den Kritikern in die Schranken tritt, und sich angelegen seyn läßt of-fenbare Corruptelen zu vertheidigen, wie z. B. das barbarische ἀκραμαμμωρίον in den Geopo-nic. XV, 7., wo das Sammonische Vorgebir-ge wenigstens deutlich genug durch die Corruptel her-vorleuchtet, oder wenn er für die Existenz einer alten Stadt Tripodos gegen Kritiker kämpft, aus dem Grunde, weil er durch ein kleines Städt-chen Tripodos gereiset sey. Letzteres mag seyn, da der Name, seiner Bedeutung nach, ein allge-meiner ist und öfter sich findet; allein dadurch ist das Vorhandenseyn einer alten Stadt dieses Na-mens nicht gerechtfertigt; denn die Stelle im Diodor enthält nur allein und zwar durch Ver-sehen des Auctors oder der Abschreiber diesen Na-men; dies lehrt die Kritik und H. S's ... muß sich darein ergeben. Wir würden auch die wenigen Ausstellungen nicht gemacht haben, um dem Verf. den Genuß seines in mehrfacher Hin-sicht schätzbaren Werks nicht zu verkümmern. Aber wir hielten es für unsere Pflicht künftige Reisende, die nicht mit mehr philologischer Kennt-niß klassischen Boden betreten als H. S., vor ei-nem ähnlichen Verfahren zu warnen. Unsere Kenntniß wird dadurch nicht gefördert sondern ge-fährdet. — Ueber das Klima und die Beschaf-fenheit des Bodens so wie über die Producte der Insel und den Culturzustand der Einwohner ... sich der Verfasser umständlich und belehrend ... — Allein was H. S. über Mythologie, Geschichte und Verfassung des alten Kreta beybringt, ... er füglich unterdrücken sollen. Mit myth... und historischen Sachen dieser Art konnten ... nier und Consorten zu ihrer Zeit wohl her... ten; eine Geschichte Kretas wie sie unser ...

ht, sollte man billig heut zu Tage eben so we-
nig neu gedruckt sehen, als Gedichte solcher Art wie
die aus Hrn. Siebers Feder flossen. An der dem
Werke beygegebenen Karte des alten Kreta ist wei-
ter nichts als der ganz artige Stich zu loben. Das
Blatt wimmelt von den offenbarsten Versehen.

Der naturwissenschaftliche Theil der Sieberschen Reise verdient um so viel mehr Aufmerksamkeit, als der Verf. hier in seinem eigensten Fache war. Doch ist auch hier nicht zu vergessen, daß die beschränkten Mittel, die dem Verf. zu Gebote standen, die Nothwendigkeit zahlreiche Doubletten zu sammeln, um durch deren Verkauf die Reisekosten zu decken, ihm oft nicht Zeit genug zum Beobachten mögen gelassen haben. — Die geognostischen Verhältnisse der Insel, so wie die auf ihr vorkommenden Mineralien, sind besonders vernachlässigt. Die Gebirge bestehen nach Hrn. S. sämmtlich aus Flötzkalkstein, welcher von Höhlen und Klüften mannichfaltig zerrissen ist. Beschrieben wird aber das Gestein nicht, und der darin enthaltenen Versteinerungen wird ohne alle nähere Bezeichnung nur beyläufig erwähnt. Unter ihm liegt ein Sandstein, der an der Südseite der Insel, in der Ebne von Gortyna, zu Tage kommt, und jene Steinbrüche enthält, von denen unter dem Namen des Labyrinths bereits oben geredet worden. Auch Gyps und Schwefel sollen sich hier finden (I. p. 223.), doch scheint es, als ob Hr. S. beide nicht selbst beobachtet habe. An der Nordseite, wo die Gebirge minder schroff sind, geht der Sandstein nicht zu Tage aus, sondern die Niederungen sind mit einem sehr weißen Kalkmergel bedeckt, der vielleicht früher mit Kreide verwechselt worden; wahre Kreide fehlt auf Kreta ganz. An Wasser ist die Insel arm. Die von Wäldern entblößten Gipfel der Gebirge sind meist unbewölkt, und das Schneewasser dringt durch das zerklüftete Gestein schnell in die Tiefe. Die meisten Quellen

entspringen daher erst in der Nähe der Küsten so-gar unter der Oberfläche des Meers. Wie sie sich zu den Gebirgsarten verhalten, ist nicht gesagt; doch ist bemerkenswerth, daß sie meistens gesalzen seyn sollen. Ihre Temperatur ist nicht angegeben. Die Temperatur der Luft steigt in den Niederun-gen selten über + 25° R. und fällt selten unter + 5° R. Erst in einer Höhe von 400 Toisen bleibt der Schnee den Winter über liegen, und nur in den höchsten Schluchten erhält er sich fast beständig. — Während daher die Vegetation auf den Gebirgen sehr ähnlichen Einflüssen der Jahrs-zeiten unterworfen ist als bey uns, nähert sie sich in den Niederungen in so fern der tropischen Ve-getation, als ihre Ruhezeit in die Mitte des Som-mers fällt. Man säet im Herbst, erntet im Früh-ling; nur die eigentlichen Südfrüchte reifen erst in der heißern Jahrszeit. Die Wälder sind fast ganz zerstört; nur hie und da, besonders im westlichen Theil der Insel, bestehen sie noch aus Cupressus sempervirens, im östlichen Theil aus Pinus ha-lepensis, welche Plinius mit Pinus Cedrus ver-wechselt zu haben scheint; ferner aus Acer creti-cum, Quercus Robur (?), Aegylops, Ilex, coc-cifera. Einzeln am Wasser steht Platanus orien-talis. Pinus Pinea scheint erst durch die Venetia-ner eingeführt zu seyn. Auch Arbutus Andrachne und Nerium Oleander bilden kleine Gehölze. Eine Uebersicht der kretischen Flora vermißt man um so mehr, als Botanik das Hauptaugenmerk des Verf. war. Nur gelegentlich sind einige der wich-tigern, auffallendern, oder von Hrn. S. für neu gehaltnen Pflanzen genannt, nicht beschrieben; von einigen liefert Hr. S. Abbildungen, aber fast ganz ohne Analysen. Wollte man auch die Namen derjenigen Pflanzen hinzufügen, welche Hrn. S's käufliche Sammlung kretischer Pflanzen enthält, so würde man doch kein vollständiges Verzeichniß der von Hrn. S. auf Kreta beobachteten Pflanzen

erhalten, da sich nicht denken läßt, derselbe habe von jeder Art so viel Exemplare als Käufer seiner Sammlung gefunden. Für kritische Botanik und Pflanzengeographie findet man daher in diesem Werke viel weniger Materialien dargelegt, als Hr. S. nothwendig muß gesammelt haben. Nimmt man indessen die einzelnen Züge zusammen, so erkennt man leicht in den vorherrschenden Pflanzenformen die so sehr ausgezeichnete flora mediterranea wieder, obgleich Hr. S. selbst gegen diese Aehnlichkeit protestirt: niedrige, gedrängte, strauchartige Gewächse, oft mit starkem wolligen Ueberzuge, die Zweige häufig in Dornen ausgehend, Blüthen und Blätter wohlriechend, und selbst das Holz so mit ätherischem Oel durchzogen, daß der Qualm der Städte, wo es gebrannt wird, lieblich duftet; bey den Bäumen schon vorherrschend immergrüne Blätter; die Gräser meist einjährig, und daher keinen Rasen bildend; so scheint diese merkwürdige Flora sich über alle Inseln und Küsten des Mittelmeers zu verbreiten. Als cultivirte Gewächse nennt Hr. S. besonders folgende: vor allen den Oelbaum, den Hauptquell des Reichthums der Insel, indem für Oel jährlich etwa zwey Millionen Piaster einkommen; ferner den Wein und den Feigenbaum, welche alle drey — "in den Schluchten der hohen Berge mitten in Felsklüften ursprünglich wild, nicht aber verwildert" — vorkommen sollen. Getreide, Baumwolle, Lein und Taback gerathen, der schlechten Agricultur zum Trotz, sehr gut, werden aber kaum in hinreichender Menge für den eignen Bedarf gezogen. Den ärmern Bewohnern liefert, besonders bey Mißwachs, der Johannisbrodbaum das vornehmste Nahrungsmittel. Die Dattel kommt auf Kreta noch nicht zur Reife. Süßholzwurzel verbreitet sich oft als unvertilgbares Unkraut über die Felder, dient aber dann zu einem Handelsartikel nach Aegypten. Einen gleichfalls bedeutenden Handelsartikel macht

das Gummi Ladanum, dessen Gewinnungsart aus Cistus creticus ausführlich beschrieben wird. Grundlos ist aber nach Hrn. S., daß aus dem häufig auf Kreta wildwachsenden Astragalus creticus Tragantbgummi gewonnen, nicht minder daß Arum Colocasia auf der Insel gebaut werde. Was Tournefort, wahrscheinlich durch den Namen verführt, für letztres genommen, scheint Helianthus tuberosus zu seyn, welcher bey den Griechen Kulkas heißt. Dagegen scheint Hr. S. zu irren, wenn er behauptet Origanum Maru wachse nicht auf Kreta; denn sein angeblich neues Origanum microphyllum unterscheidet sich von jener gemeinen Gartenpflanze nicht anders, wie überhaupt wilde von cultivirten Pflanzen sich zu unterscheiden pflegen. — Am oberflächlichsten ist unstreitig die Fauna der Insel behandelt; die Viehzucht soll bedeutend seyn. — Um so interessanter ist der Abschnitt über die wichtigsten auf Kreta herrschenden Krankheiten. Zuerst über die Pest. Sie brach zu Kanea aus, während Hr. S. sich noch daselbst befand; er eilte sogleich in die Gebirge, und hat daher diese Krankheit nicht selbst beobachtet, doch schätzenswerthe Nachrichten darüber gesammelt, aus denen wir einiges ausheben. Zweymal machte er selbst die Erfahrung, daß Maulthiere, um mit den Kretensern zu reden, die Pest wittern, und zwar in großer Entfernung von verpesteten Orten, oder auch bey so geringer Mittheilung des Contagiums an die Kleider des Reuters, daß ein Regenguß hinreichte, dasselbe zu zerstören. Menschen, welche die Krankheit überstanden, sollen sogar eine nach Jahren herannahende neue Pestepidemie aus neuen Schmerzen in den geheilten Beulen richtig voraussagen. Die eigentlichen Prodrome so wie den ganzen Verlauf der Krankheit beschreibt Hr. S. als höchst unregelmäßig, so daß fast jedes krankhafte Symptom, von welcher Art es immer sey, jedes vermehrte Leiden eines von andern Krankheiten schon früher

griffenen Organs, zur Pestzeit den Verdacht der Ansteckung erregen müsse. Besonders aufmerksam macht er aber auf ein dem Ausbruche der Pestbeulen freylich nicht immer deutlich vorausgehendes Stadium nervosum, oder wie es hier heißt narcoticum, worin wenigstens Ref. eine große Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Exanthemen zu erkennen glaubt, obgleich Hr. S. sich ausdrücklich dagegen erklärt, die Pest zu den Exanthemen zu rechnen. Auch soll die Pest ausbleiben in solchen Jahren, in denen leichtere Exantheme, ja auch nur Viehseuchen herrschen. Oft stirbt der Kranke schon in jenem Stadium plötzlich, oder es zeigen sich Bubonen, und damit Hoffnung zur Genesung, wenn sie nicht zurücktreten oder die Eiterung den Kranken erschöpft. Noch ausführlicher handelt Hr. S. vom Aussatz, und verspricht sogar eine Monographie dieser Krankheit. Nicht leicht dürfte ein Arzt Gelegenheit gehabt haben, sie häufiger zu beobachten als Hr. S. Auf Kreta ist sie besonders zu Hause. Auf 250,000 Menschen, welche Kreta bewohnen, soll man ohne Uebertreibung 1000 Aussätzige rechnen können. Mehr als 600 will Hr. S. selbst theils hier, theils in Aegypten, Palästina und auf Cypern gesehen haben. Nach ihm soll der Aussatz folgende Gebilde des Körpers nach einander in ziemlich regelmäßigen Stadien ergreifen. Zuerst die Kopfknochen (facies leprosa, leprosis), dann das ganze Knochensystem (lepromorphe), im dritten Stadium die Knorpel (chondrocrasis), im vierten alle ab- und aussondernden Organe, besonders die Synovialkapseln, daher das Abfallen der Gelenke (aphalangiasis), zuletzt die Haut (lepronthis). Demnach wäre die Analogie mit der Rachitis, die Hr. S. besonders heraushebt, wohl nicht zu leugnen, wenn gleich die Lepra erst in den Jahren der Mannbarkeit sich zu entwickeln pflegt. Die schwarze krimmsche Krankheit, die Radesyge, die Marschkrankheit, die Krankheit von Barbados und

Surinam, so wie den Weichselzopf, erklärt Hr. S. gradezu für bloße im Klima begründete Abweichungen von der echten Lepra; die Elephantiasis will er gar nicht unterschieden wissen. Die übrigen Krankheiten der Kreter sind fast nur dem Namen nach angegeben. Auch Angina membranacea wird erwähnt, soll mit Blatternepidemien abwechseln, und sogar öfter kommen und mehr Kinder hinwegraffen als diese; im Jahre 181[illegible] soll sie auf allen Inseln des Archipelagus geherrscht haben. Hygrophobie soll auf Kreta gar nicht vorkommen. Es ist bekannt, daß Hr. S. ein Arcanum gegen diese Krankheit mitgebracht haben will, und gegen hohen Preis vergeblich zu Kauf angeboten hat. Der Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung spricht sich in sehr vielen Stellen des Buchs nur zu deutlich aus, unter andern (S. 314 und 319.) bey einer Gelegenheit, wo man es am wenigsten erwarten sollte, indem er einen gewissen Georgi bitter tadelt, daß er, um des [illegible]lichen Lohns gewiß zu seyn, auch nur einen Moment zögern konnte, einem Kranken beyzu[illegible]. Hr. S. ist indessen, mit seinem Arcanum, von dessen Unfehlbarkeit er doch überzeugt seyn will, nach Neuholland gereist, weil man ihm nicht genug Geldes dafür angeboten. Es würde sich [illegible] ziemen, dergleichen Flecken eines in vieler Hinsicht verdienstlichen Werks hier zu rügen, wenn Hr. S. einen großen Theil desselben seiner eigenen Charakteristik gewidmet, und jede Gelegenheit ergriffen hätte, die Leser von seinem reinen Eifer für die Wissenschaft, seiner großen Uneigennützigkeit, den mannigfaltigen Opfern, die er gebracht, u. s. w. zu unterhalten.

Züllichau und Freystadt.

Bey Darnmann: Neues Archiv für die Pa[illegible] Wissenschaft theoretischen und practischen In[illegible] Herausgegeben von den Consistorialräthen C[illegible] Friedr. Brescius und D. Phil. Lu[illegible]

kuzel und dem Professor und Superintendenten
D. Christ. Wilh. Spieker. 1. Thl. 1822.
06 S. gr. 8.

Dieß ist zugleich eine Fortsetzung des von dem
erstorbenen Bail angefangenen und bis zum drit-
n Theile fortgesetzten Archivs für dieselbige Wis-
nschaft; um dieß anzuzeigen, ist auch noch ein be-
nderes Titelblatt beygegeben, wo dieser Theil der
ierte heißt. Die Zwecke sind gleichfalls dieselbigen,
ber die Fortsetzung ist noch reichhaltiger und den
eitbedürfnissen angemessener. Die Herausgeber,
elche bis jetzt zugleich die fleißigsten und fast ein-
igen Mitarbeiter sind, bekennen sich zu dem Grund-
tze der freyesten Forschung, nehmen übrigens aus-
rücklich, zwischen den servilen und liberalen Ultras
er heutigen Theologie, eine Stelle unter den Mo-
raten in Anspruch. — In der ersten Abtheilung
ieses Bands finden sich Abhandlungen. Die erste
etrifft "die Vernachlässigung des theologisch-dog-
atischen Studiums unter den evangelischen Pre-
igern in jetziger Zeit", und ist von Muzel. Die
Dogmatik soll nach S. 17. eine systematische Zusam-
nenstellung der Religionslehren einer gewissen Kir-
henparten mit besonderer Berücksichtigung dessen
eyn, was darin theoretischen Inhalts ist. Schon
Bretschneider hat die Dogmatik bloß auf die kirch-
iche Theologie beschränkt und Schleiermacher auf
ie öffentliche, zu einer bestimmten Zeit in irgend
iner Kirche geltende Lehre. Wir haben schon
ehr als einmal in diesen Blättern erinnert, daß
ir diesem Begriffe nicht bestimmen können. Es
ibt zwar auch eine kirchliche Dogmatik, aber wenn
on der Bestimmung des Begriffs der Dogmatik
berhaupt die Rede ist, so ist gar nicht einzusehen,
arum das Kirchliche und nicht das Christliche dar-
n seyn sollte. Weder die Ableitung des Worts,
och die Absicht derjenigen, welche es zuerst erfun-
en, noch der bisherige Sprachgebrauch leiten da-
in. Unter den Dogmen verstanden diejenigen,

welche den Ausdruck: Dogmatische Theologie oder Dogmatik erfunden haben, nicht bloß Meinungen und Lehrsätze der Kirchen, welche sehr von einander abweichen, sondern Lehrsätze, welche aus dem Grunde entschieden und gewiß sind, weil Gott sie geoffenbart hat. Der zusammenhängende Inbegriff dieser christlichen Glaubenslehren war ihnen Dogmatik. Sie dachten also dabey an die reine, ursprüngliche christliche Theologie, nicht bloß an die kirchliche, welche zwar mit jener übereinstimmen, aber doch auch von ihr abweichen kann. Versteht man unter ihr bloß die kirchliche Theologie und unterscheidet sie von der christlichen, so kommt es heraus, daß in jener nie etwas von dieser enthalten gewesen sey. Und doch ist in allen, von den verschiedenen Kirchen angenommenen Lehrbegriffen immer viel wahres, reines Christenthum gewesen, in keinem hat es ganz gefehlt und es liegt nicht der geringste Widerspruch darin, daß etwas zugleich kirchlich und echt christlich sey. Nimmt man den angeführten Begriff an, so gibt es eben so viele Dogmatiken, als verschiedene Kirchen und Zeitalter derselben, so gibt es keine allgemeine Dogmatik, die nur von Christus selbst und nicht von irgend einer Kirche ausgeht, so ist diese ein Unding. Denkt man bey der Dogmatik überhaupt nur an ein Aggregat von abweichenden und widersprechenden Lehrbegriffen, so ist hier nichts Stehendes, Festes, Gleichförmiges zu erreichen, so ist alles beschränkt, zufällig, schwankend. Man merke wohl, daß diejenige, welche diesen Begriff aufstellen, nicht an das Reich Gottes denken, dessen Idee in jeder Dogmatik wesentlich ist, sondern an die Lehre irgend einer sichtbaren Kirche. Christus selbst hat zwar in so fern keine Dogmatik gelehrt, als er seine Glaubenslehre nicht systematisch und gelehrt vortrug, aber es liegen doch in seinen Vorträgen, in den Reden und Briefen seiner Apostel alle mögliche Keime und Materialien zu einem Systeme seiner Glaubens-

lehre. Bringt man seine und der Apostel Lehre in Zusammenhang und stattet sie mit der dazu erforderlichen Philosophie und Gelehrsamkeit aus, so erhält man eine christliche Dogmatik, in welcher man dann auch die verschiedenen kirchlichen Lehrbegriffe darzustellen und zu prüfen hat. Die echte Dogmatik muß dahin arbeiten, einen christlichen Lehrbegriff aufzustellen, welcher vollkommen sey, alle christliche Kirchen einigen und in allen geltend werden könne. Diejenige, welche der Meinung sind, daß die Dogmatik immer nur einen bestimmten kirchlichen Lehrbegriff vortragen müsse, behaupten, ja doch und zeigen es mit ihrem eigenen Beyspiele, daß dieser Lehrbegriff in derselben auch beurtheilt werden müsse und nach welchem Maasstabe können sie dieß thun, als nach der ursprünglichen christlichen Glaubenslehre? Man kann die Dogmatik ohne Rücksicht auf eine bestimmte Kirche und ihre Lehren abhandeln, gewöhnlich aber geschieht es mit dieser Rücksicht und da muß allerdings der eingeführte Lehrbegriff genau dargestellt, unparteyisch gewürdiget, aber dabey immer der Blick auf das ursprüngliche Christenthum geworfen werden. Es ist hier der Ort nicht, diese Materie noch weiter auszuführen. Wir stimmen darin dem Verfasser bey, daß das Studium der Dogmatik höchst interessant und wichtig für den christlichen Religionslehrer sey, daß die Vernachlässigung desselben ihm und der Kirche den größten Schaden bringe, daß das alte evangelische Kirchensystem von den Lehrern dieser Kirche oft gar nicht recht gekannt und geschätzt werde, daß es weit mehr für sich habe, als sie wissen. Wir erkennen auch seine Gründe an. Nur hätten wir seinem Vortrage mehr Klarheit, Ordnung und Bestimmtheit gewünscht. Die zweyte Abhandlung ist von Brescius: Ueber das Wesen der Idee und des Begriffs zur Orientirung über die Streitfragen in der heutigen Theologie. Begriff ist hier jede zur Verständigung über Gegenstände der Erfahrung dienende, durch Merkmale bestimmte Vorstellung, Idee aber keine, auf bloße Receptivität sich gründende Vorstellung, sondern, subjectiv genommen, das allerdings

geheimnißvolle, aber unableugbare, activ-passive, geistige Gefühl oder Bewußtseyn des übersinnlichen Grundes unsers eigenen Sinns und Wirkens, so wie auch alles Daseyns außer uns, objectiv dagegen dieser übersinnliche Grund alles Seyns und Daseyns selbst. Diese Abhandlung ist sehr tief und unparteyisch, sie ist auch in einem klaren und schönen Stile. Sie kann aber hier um so weniger ausgezogen und beurtheilt werden, da sie noch nicht vollendet und noch nicht einmal zu den Streitfragen in der heutigen Theologie vorgerückt ist. Eine dritte geht über das Eine, das in unsern Schulen Noth thut und ist von Spieker. Dieß Eine besteht darin, daß unsere Schulen wieder christlich werden, daß aller Bildung Anfang und Ende, Mittel und Zweck das Christenthum sey, und zwar das wahre und positive. Dieß wird hier mit viel Kenntniß der Sache, mit Umsicht, mit Beziehung auf die in unsern Zeiten mit den Schulen vorgenommenen Veränderungen und ihre Folgen, und mit Beredsamkeit gezeigt. Noch findet sich eine Abhandlung von Muzel über das Bemühen rührend zu predigen. Es werden zweckmäßige Regeln darüber gegeben, ob und wie weit der Prediger den Zweck der Rührung absichtlich verfolgen und welcher Mittel er sich dabey bedienen dürfe. Die zweyte Abtheilung enthält homiletische Arbeiten und zwar zuerst Proben aus den Sammlungen der ältesten christlichen Homilien, nämlich des Asterius Homilie über Matth. 19, 3. ob es dem Manne erlaubt sey, sich aus jeder Ursache von seinem Weibe zu scheiden und eine Homilie des Chrysostomus vom Kirchenbanne, beide mit Einleitungen, alsdann ausführliche neue Predigten, zuletzt Vorschläge zu neuen Perikopen und dann Gedanken über die stehenden. — Die dritte Abtheilung ist Biographieen würdiger Geistlichen gewidmet und zwar dießmal der des verstorbenen Probsts Hanstein von Spieker. — In der vierten Abtheilung finden sich Amtserfahrungen von Joh. Dav. Tschirner, Pfarrer zu Saaba in Schlesien.

Unter dem Titel: Miscellen kommen vor Joh. Spörlins Einführung als Prediger an der Stephanskirche zu Mühlhausen im Elsas, des Predigers Merkel zu Flöha Wirksamkeit in seiner Gemeine in den Kriegsjahren 1806-1813. Die freye evangelische Kirche in Westphalen, die moderne Idee des Schönen im Christenthum. Beyträge zur Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit, kirchliche Nachrichten. Proben der neuesten Polemik gegen die Protestanten. — Die sechste Abtheilung enthält Recensionen katholischer Schriften, die siebente Auszüge aus gedruckten Predigten und die achte den Nekrolog der im J. 1821 verstorbenen deutschen Theologen und Geistlichen.

Göttingische
elehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 1. August 1825.

Leipzig.

Bey Reimer: Frid. Aug. Guil. Spohn de ingua et Literis veterum Aegyptiorum cum ermultis tabulis lithographicis Literas Aegyp- orum tum vulgari tum sacerdotali ratione riptas explicantibus atque interpretationem osettanae aliarumque inscriptionum et aliquot luminum papyraceorum in sepulcris reper- rum exhibentibus, accedunt Grammatica at- e Glossarium Aegyptiacum, edidit et absol- t Gustavus Seyffarth in Acad. Lips. Prof. Pars prima cum imagine vitaque Spohnii. 4.

Obgleich dieser erste Theil es noch keineswegs cht macht, die Entzifferungsmethode und die Er- bnisse kennen zu lernen, welche der verewigte ohn bey seinen mühsamen Forschungen im Be- ch der Aegyptischen Litteratur beobachtet und unden: wollen wir doch die Anzeige des Werks ht gern verzögern, damit es nicht etwa gar aus- e, als vergäßen wir über der Würdigung der stungen des Auslands die Verdienste unsers treff- hen Landsmanns um diesen täglich an Wichtig-

keit wachsenden Theil der Alterthumskunde. Spohn hatte im Jahre 1819 sich mit der Inschrift von Rosette zu beschäftigen angefangen und zwar zunächst mit dem hieroglyphischen Text. Da er aber bey diesem nicht über einige Vermuthungen hinauskam und fast die Arbeit schon aufgeben wollte, zeigte ihm ein Zufall einen Weg zur Entzifferung der demotischen (oder wie sie im Griechischen Text, mit einem allgemeinern Ausdrucke, benannt wird, enchorischen) Inschrift des Steins. Er kam bald, nach seiner Aussage, mit der Lesung dieser Inschrift zu Stande, aber wurde durch eine langwierige Krankheit im Fortgange der Arbeit sehr aufgehalten. Hernach wandte er sich zu der Schrift der Mumienrollen, unter denen ihm zuerst nur hieratisch beschriebene unter die Hände kamen, zu deren Verständniß er von Neuem den Schlüssel suchen mußte. Er fand, nach seiner Ueberzeugung, auch diesen, und las nun hieratische und demotische Schrift mit ziemlicher Leichtigkeit. Im Jahre 1822 wurde die Minutolische Sammlung von Papyrusrollen zu Berlin aufgestellt, Spohn, nach Berlin eingeladen, nahm sie in Augenschein, und erhielt die Erlaubniß, davon herauszugeben, was er brauchen könnte. Diese Rollen und einige andre Stücke, von denen Sp. genaue Copien erhalten hatte, sollten das Hauptmaterial eines großen Werks über die Litteratur der Aegypter bilden, welches er von nun an vorbereitete, und wozu er schon die Rosetta-Inschrift nebst andern hatte lithographiren lassen, als ihn im Anfange des J. 1824 der Tod überraschte, und der Wissenschaft einen um so schwerer zu verschmerzenden Verlust zufügte, da Spohn bis jetzt nur wenig auf eine auch für Andre verständliche Weise aufgezeichnet hatte. Herr Prof. Seyffarth, ein Schüler des Verstorbenen, in dessen Hände die Papiere nunmehr kamen, fand nur die Rosetta-Inschrift und eine Anzahl Papyrusrollen und

kleinere Stücke in lateinische Schrift, die den Laut der Aegyptischen Worte ausdrücken soll, umgeschrieben, dazu eine mehr oder minder vollständige — oft sehr fragmentarische — lateinische Uebersetzung. Zu einem Commentar dieser Inschriften, einer Grammatik, einem Lexicon fand er dagegen, wie er in der Vorrede erzählt, nur einzelne Bemerkungen u. Winke, die oft nur dem verständlich seyn konnten, der sie sich aufgezeichnet hatte. Mit der Herausgabe dieses Nachlasses beauftragt, hat er sich daher vorgenommen, nicht bloß als Herausgeber, sondern auch als Fortsetzer und Vollender der Arbeit aufzutreten, und theilt darnach das ganze Werk, dessen vollständigen Titel wir abgeschrieben, in drey Theile. Zuerst kommen die von Spohn gelesenen hieratischen und demotischen Texte mit seiner Uebersetzung; diese bilden die pars prima, die allein ganz Spohn angehört. Ein zweyter Theil soll die, von Hn. Seyffart ausgearbeitete, vollständige Erklärung der Inschriften mit Einleitungen dazu und den lithographirten Tafeln enthalten (und da werden wir eigentlich auch erst von der befolgten Entzifferungsmethode, der Schriftart u. s. w. Nachrichten bekommen). Drittens soll die Grammatik und das Glossar folgen, welche aus diesen Urkunden gewonnen werden können. Hier liefern wir indeß ein Verzeichniß der bedeutendern Stücke, welche der erste uns vorliegende Theil enthält. 1. Die Inschrift von Rosette, mit einer lateinischen Uebersetzung, die aber mehr einzelne Wörter, als zusammenhängende Worte gibt, so daß man oft wirklich den Sinn völlig vermißt; von dem Griechischen Texte des Rosette-Steins weicht sie wesentlich und bedeutend ab; Ref. ist sehr begierig die Grundsätze zu erfahren, nach denen sie gefertigt ist. Dann folgen Nr. 2 u. 3. zwey Urkunden der Minutolischen Sammlung, welche außen die Inschrift Ὡρος Ὡρου, inwendig aber bloß Aegyptischen Text ha-

ben. Sie gehören, wie wir jetzt wohl mit Sicher-
heit annehmen können, zu den Akten der Cholchy-
ten (s. diese Anzeigen St. 110), und enthalten
wahrscheinlich Contracte. Spohn hat nur di
weitläuftige Ausführung des Datums, welche be
beiden dieselbe ist, in einigem Zusammenhang
übersetzen können; beide Rollen sind nach sein
Uebersetzung aus der Regierung Ptolemäos Eue
getes II., (denn Philometors Erwähnung in der Ue
berschrift der zweyten ist ein Irrthum); von dem
Uebrigen hat er so gut wie nichts herausbringen
können; er glaubte, das es Todtenrituale seyen.
Uebrigens sind die Namen der Könige, wie in den
phonetischen Hieroglyphen nach Champollion, ge-
schrieben, Ptolemäos Ptlomies, Kleopatra Klop...
Nr. 4. ist ein Pariser Manuscript aus der ...
schen Sammlung, dieselbe Inschrift, die auch in ...
lin ägyptisch, und bey Fr. Grey in England ...
chisch existirt (s. Youngs Account p. 55. ... An-
zeigen St. 110. S. 1095): ein Umstand, von ...
der Spohn noch nichts wissen konnte, der ...
Arbeiten bedeutend gefördert und auch ...
richtigere Wege geführt haben würde. ...
zu belegen, wählt Ref. nicht die Einleitung ...
mit der des Rosetta-Steins viel Gemeinsames ...
und daher, wie nun das Griechische ἀντίγρα...
beweist, von Spohn richtig verstanden worden ist,
dagegen mit dem Schlusse derselben auch die Ue-
bersetzung fast ganz aufhört, und auch keine ...
von dem Sinn und Zusammenhang ausdrückt, son-
dern ein leicht übersehbares Stück am Ende des
Ganzen. Auf dem Rücken der Rolle steht, nach
Spohns Entzifferung, in 15 schmalen Linien fol-
gende Schrift. 1. npere nhmthrue uee (...
testes). 2. ner oeôin neô enerneô. 3. ne...
. . . . . 4. nearnschneoe hne. 5. te . . . . 6.
ten . . . neneo neoschno (templi). 7. dee... 8.
nschô m e t p l o n i e s e m e. 9. . . . ...

nehoöehnô. 10. ischre pepo (Apidis) eepô nenee. 11. hô nneô mntemo. 12. beusjhoesjme. 13. ... nchschischô. 14. eumolme nnelleme. 15. anetimaôesme mantikeneesme (Antimachus Antigenes). Diesen funfzehn Linien entsprechen nun offenbar folgende funfzehn Sätze des Griechischen ἀντιγραφον: 1. Μάρτυρες. 2. ... Φανρέους. 3. Πετεάρτρης Πατευτή... 4. Πετεαρποχράτης Ὥρου. 5. Σναχομνεὺς Πετεύριος. 5. Σναχόμης Ψενχών... 7. Τοτόης Φίβιος. 8. Πόρτις Ἀπολλωνίδου. 9. Ζμῖνις Πετεμέστουτος. 10. Πε... Ἀρσιήσιος. 11. Ἀμονορυτιος Παχν... 12. Ὧρος Χιμνάραυτος. 13. Ἀσμηνις Ζθε...τιος. 14. Μάησις Μίρσιος, 15. Ἀντίμαχος Ἀντιγένους, worauf noch die dort fehlenden Namen 16. Πετόφωις Φίβιος. 17. Πάνας Πετεύριος folgen. Daß sich die Stücke wirklich genau entsprechen, erhellt daraus, daß die Griechischen Namen des ἀντίγραφον bey Spohn genau an derselben Stelle ziemlich richtig gelesen vorkommen, ... metplonieseme, entsprechend dem Ἀπολλωνίδου, und Anetimaôesme mantikeneesme, gegenüber den Namen Ἀντίμαχος Ἀντιγένους. ... sonderbar aber, daß Spohn hier richtig gelesen und dagegen von den andern echt ägyptischen Namen keinen einzigen getroffen. Zwar erkennt man auch hier das Entsprechen und findet ... ähnliche Laute, wie die Sylben Πετεαρ — 3 u. 4. mit nearn zusammenkommen, Σνα — 5 u. 6. te- gegenüber hat, aber man kann doch nicht sagen, daß ein Name einigermaaßen richtig gelesen sey; was um so mehr auffällt, da im Anfange der Ausdruck Zeugen entziffert und aus dem koptischen ΜΕΘΡΕ befriedigend erklärt ist. Ref. kann sich diese Erscheinung nicht ohne einen Grundirrthum in Spohns Verfahrungsweise erklären; wahrscheinlich liegt die Ursache darin, daß Spohn

keine Sinnzeichen in der demotischen Schrift anerkannte, sondern darin nur, wie wir auch durch Herrn Seyffarth in der Vita erfahren, ein Alphabeth von 800 (sage achthundert) Zeichen fand. Alles dies aber sagt Ref. nicht um die Verdienste Spohns im geringsten herabzusetzen, dessen Talent, Gelehrsamkeit, Tüchtigkeit er, wie irgend einer, hochschätzt; schon das ist dankenswerth, daß er die Griechischen Namen so richtig las, und wie viel mehr würde er gethan haben, wenn er, wie Young, das Greysche ἀντίγραφον in Händen gehabt hätte: nur so viel soll diese Zusammenstellung zeigen, daß von eigentlichem Lesen der demotischen Schrift unter uns noch nicht die Rede seyn könne, und wenn Spohns Nachfolger, der schon an eine Bibliotheca Aegyptiaca denkt, auf diesem Grunde fortbauen wollte, der Einsturz des ganzen Gebäudes [illegible] zu befürchten stehe. — Die übrigen kurzen [illegible] cimina ägyptischer Schriftdenkmäler sind ohne Anzeige, woher sie genommen, und können [illegible] nicht einzeln aufgezählt werden; die [illegible] welche mit epnsjen, hinauf, schließt, mö[illegible] lich recht übertragen seyn. — Wir haben [illegible] über dem wichtigern zweyten Theile dieses [illegible] ersten, die Vita Spohnii, zu erwähnen [illegible] für deren Abfassung wir dem Verf. danken [illegible] wir auch, aus Freundschaft und Achtung [illegible] Hingegangenen, manches übergangen oder [illegible] abgefaßt wünschten. Leider ist sie voll un[illegible] störender Druckfehler.

K. O. M.

Genua.

Bey Ponthenier: Codice diplomatico [illegible]bo-Americano ossia Raccolta di docum[illegible] ginali e inediti, spettanti a Cristoph[illegible]

lombo, alla scoperta ed al governo dell' America pubblicato per ordine degl' Illmi Decurione della Città di Ginova. 1823. 4. LXXX 348 Seiten.

Das Werk von Las Casas (Stück 206 unserer Blätter vom Jahre 1823) gibt mehr Auskunft über das anfängliche Regierungswesen der Spanier in Amerika als die vorliegende Schrift, eine Urkundensammlung, welche Colombo über sein erbliches Amt als Großadmiral in Indien für seine Familie gemacht, und in die Verwahrung seines Landsmanns des Genuesers Nicolo Oderigo gebracht hatte. Lorenzo Oderigo gab sie an das Staatsarchiv. Der letzte Krieg gab und nahm sie den Franzosen, und der König von Sardinien sandte sie nach Genua zurück, wo Colombo, nach der Einleitung, 1446 oder 1447 geboren ist. Der Verf. der Einleitung, Gio. Batista Spotorno, macht diesen Geburtsort wenigstens sehr wahrscheinlich, und erzählt, Colombo's Erziehung war, wie man sich bey dem Sohne eines armen Wollwebers denken kann; er lernte kaum etwas lesen, schreiben und rechnen, und kratzte Wolle bis er als vierzehnjähriger Bursche zu Schiffe ging. Er war wohlgebaut und ziemlich groß, das Haar röthlich, aber schon im dreyßigsten völlig gegreiset, das Auge feurig. Auf dem beygefügten Kupferstich verrathen die starken Erhebungen der Stirn, die Kraftzüge um die Adlernase, den aufgeworfenen Mund, die eingefallenen Wangen, was in ihm war. Seine Leidenschaftlichkeit flammte zum Jähzorn auf, wenn er beleidigt ward; er hielt streng auf Recht, vertraute Gott nach alttestamentlichen Vorstellungen, wie seine Briefe bezeugen, von denen einige, auch ein fac simile, abgedruckt sind.

Unter den Urkunden ist auch die Bulle des Papstes Alexander VI. enthalten, welche als Schen=

kungsbrief über die neue Welt in böserem Rufe ist, als sie wohl verdient. Es wird darin angeführt, daß die Spanier dort eine Feste angelegt, und die Unterwerfung der Länder sich vorgenommen haben, und es wird ihnen dort über alles das vollkommenste Hoheitsrecht verliehen; aber es wird nie gesagt und gebilligt, daß sie Gewalt brauchen sollen, sondern es wird immer auf und für das Christenthum hingewiesen, und ausdrücklich bestimmt, "daß, wie versprochen, und auch ohne Zweifel bey der Gottesfurcht und dem königlichen Sinn der Spanischen Beherrscher geschehen werde, nach der neuen Welt rechtschaffene, gottesfürchtige Leute gesandt werden sollen, welche Kenntnisse, Geschick und Fertigkeit haben, um die dortigen Einwohner im Christenthum zu unterrichten, und zu guten Sitten anzuleiten." Die Bulle ist schon mit der römischen diplomatischen Kunst verfaßt, und wenn der Spanische Hof darin das ausgedehnteste Eroberungsrecht für sich fand, so konnte sie Las Casas nur von einer Mahnung und Verpflichtung zur friedlichen Bekehrung verstehen. Diese Kunst und Doppelsinnigkeit ist allerdings eine schlechte Entschuldigung für sie, aber ihr Sinn war doch wohl, die Kriegsraserey der Europäer unter einander von der neuen Welt und von der Zerstörung des Koloniewesens abzuhalten, und das war gewiß ein guter Sinn. Die damalige päpstliche Diplomatik hat fast einige Aehnlichkeit mit der jetzigen Englischen, die der kriegerischen Einmischung irgend einer Europäischen Macht in die Spanische Sache mit Amerika zuwider ist, und was damals dunkel vorschwebte, klar sieht und ausspricht, daß die Waffen nur schützen, die Friedenskünste und der Handel aber die Eroberungen machen müssen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 4. August 1826.

Hannover.

Auf Kosten des Verfassers zum Besten der Ueberschwemmten: Beschreibung der Sturmfluthen an den Ufern der Nordsee und der sich darin ergießenden Flüsse am 3ten und 4ten Februar 1825, von W. Müller, Königl. Hannovr. Ingenieur-Major. Mit Karten und Plänen. 404 Seiten in 8.

Die Veranlassung zu diesem interessanten Werke war die Bemerkung des Verf., daß bey den früher Statt gefundenen Deichbrüchen und Ueberschwemmungen zwar die Größe der Schäden, aber nicht die Art, wie die Deiche wiederhergestellt und die Nothleidenden unterstützt worden, zur Kenntniß der Nachwelt gebracht worden sey. Man findet hier also außer der Geschichtserzählung der Unglücksfälle nach Ordnung der hannoverschen und angrenzenden Marschprovinzen, die bey den Wiederherstellungsarbeiten gemachten Erfahrungen und ein Verzeichniß der Beyträge, die zur Abhelfung des Schadens von allen Seiten eingegangen sind. Den Anfang macht eine Erklärung der beym Deichbau vorkommenden technischen Ausdrücke, wobey

das Wort Mayfeld (Oberfläche des Landes, auf welchem die Deiche angelegt sind), welches [illegible] Verf. oft gebraucht, wohl für manchen [illegible] ter unverständlich geblieben ist. Darg bedeutet unreifen Torf. Dann folgt eine kurze [illegible] schreibung der Deichbrüche, wobey [illegible] da merkwürdige Rettungsfälle, und Nichtachtung der eignen Lebensgefahr, um andere zu retten, angeführt sind, indem zuerst das hannoversche [illegible] biet, dann das Großherzogthum Oldenburg, [illegible] zuletzt das Hamburgische Gebiet, nach der [illegible] der verschiedenen Landschaften folgen. [illegible] Verf. von den Niederlanden und von Holstein [illegible] zuverlässige Nachrichten erhalten konnte, [illegible] einem Nachtrage sagt, so hat er diese gän[illegible] gangen. An der Jahde hat man bemerkt, [illegible] letzte Fluth 2 bis 3 Fuß höher gewesen [illegible] die Weihnachtsfluth von 1717. Die [illegible] Bemerkung, daß die diesjährige Fluth [illegible] nicht so vielen Schaden angerichtet [illegible] von 1717 und überhaupt die früheren, [illegible] ders viel weniger Menschen dabey [illegible] sind, zeigt deutlich, wie der Verf. [illegible] großen Nutzen der Verbesserung der [illegible] schaft; und obgleich es unmöglich ist, zu bestimmen, ob nicht künftig noch höhere Fluthen eintreten werden, als die Statt gehabten, so ist es doch unbestreitbar, daß ein Deich, welcher über seiner ganzen Ausdehnung dieselbe Höhe, etwas höher als die bisher bekannten Fluthen, hat, und der beständig überall in schaufreyem Stande gehalten wird, selbst im Fall eines Ueberlaufs das Land besser schützen wird, als ein anderer, wenn er auch höher wäre, und einige niedrige schmale Stellen hätte. Denn an den niedrigen Stellen concentrirt sich der Strom, und der Deichbruch erfolgt leichter, als wenn überall dieselben Umstände Statt finden, und kein Grund vorhanden ist, wo[illegible]

alb der Deich an einer Stelle eher brechen sollte, ls an einer andern. Es läßt sich also wohl mit Grund behaupten, daß nur dann, wenn die Deichordnungen überall aufrecht erhalten würden, welches zwar mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, nd ohne ernstes Eingreifen der höheren Behörden nmöglich ist, die Ueberschwemmungen verhindert, der doch deren Folgen unschädlich gemacht werden önnen. Es liegt aber leider in der Natur der Menschen, so bald die Gefahr vorüber ist, die Vorichtsmaaßregeln gegen künftige ähnliche zu versäunen. Der Verf. hat bey verschiedenen Deichbrüchen die Erfahrung gemacht, das an den Stellen, wo Bäume auf dem Deiche standen, der Deich weiger gelitten hatte, als wo keine waren, und glaubt araus die Folgerung ziehen zu können, daß Bäune, besonders auf der Aussenseite des Deiches nützich wären. Allein eben so gewiß, als es ist, daß ie Bäume auf dem Kamm, und in der Nähe des Deichs denselben gegen Beschädigungen durch Eis nd Wellenschlag schützen, so gewiß ist es auch, daß wenn ein solcher Baum vom Winde umgerissen der vom Wellenschlage losgerissen wird, im Deiche in Loch entsteht, desto größer, je mehr der Baum nfänglich geschützt hat, d. i. je ausgebreiteter seine weige und Wurzeln waren, und daß in einer guen Deichordnung sowohl Bäume als Häuser auf en Deichen verboten sind, da der Deich vielmehr ine gleichförmige ununterbrochene Linie bilden muß. uch würde an Seedeichen, wo keine Bäume fortommen, dieses Schutzmittel gar nicht anwendbar eyn. Sehr bemerkenswerth ist es auch noch, wie er Verf. erwähnt, daß die diesjährigen Deichbrüche rößtentheils gerade an denselben Stellen Statt geunden haben, wo schon früher dies Unglück geschehen war, welches die Lehre gibt, daß man bey Wiederherstellung der Deichbrüche doppelte Vorsicht anwenden müsse. Die Ursache dieser Erfahrung ließe

sich wohl auffinden, doch ist hier nicht der Ort zu solchen Untersuchungen. S. 287. Z. 2. muß statt 21' 10'' stehen 20, 4'' und S. 289. Z. 2. st. 100 F. l. und 50 F. t., 80 Fuß lang und 15 Fuß unter dem Mayfelde tief. Nach dieser Geschichts-zählung folgt im ersten Anhange die sehr interessante Beschreibung der Reise S. K. H. des Herzogs von Cambridge, um die im Hannoverschen Gebiete entstandenen Deichbrüche, und das [illegible] der Einwohner selbst in Augenschein zu [illegible]. Der Verf. befand sich im Gefolge S. K. [illegible] hatte so die beste Gelegenheit, sich von der [illegible]keit der mitgetheilten Nachrichten zu über[illegible]. In der dritten Meile des alten Landes [illegible] zweckmäßige Einrichtung beabsichtigt, [illegible] nendeichs befindliche Graben zugeworfen [illegible] Raum zur Verstärkung des Deiches zu [illegible] dagegen soll hinter den Häusern an der [illegible] ein schiffbarer Canal angelegt werden, [illegible] doppelte Vortheil erreicht wird, daß [illegible] zu passirenden Wege vermieden werden, [illegible] Einwohner bey seinem Hause einen Kahn [illegible] welchem er bey Ueberschwemmungen sich, [illegible] gen und sein Vieh leicht wird retten [illegible] dieser Reise machte der Verf. auch noch [illegible] kung in der Gegend von Emden, daß [illegible] schwemmt gewesene Rappsaatfelder keinen [illegible] Halm hervorbrachten, dagegen die dicht [illegible] genden in vollem Flore waren. S. 296 be[illegible] Verf. mit Recht die allgemeine Anwend[illegible] in der "Lebensbeschreibung des ehrenwerth[illegible] Sannin von Reinke, Hamburg 182[illegible] stellte Theorie, daß es zweckmäßiger sey, [illegible] anstatt die jetzigen hohen Deiche vor [illegible] gen Lande mit großen Kosten zu unterhal[illegible] selben in niedrigere Sommerdeiche zu ver[illegible] damit das Wasser durch den mit sich [illegible] Schlick bey höheren Fluthen das Land [illegible]

auch hierüber das 47. Stück dieser Anzeigen von 1825. Sonnin ist nämlich der Meinung, daß durch die Deiche und die dadurch verursachte Beengung der Ströme die Strombetten fortwährend erhöht würden, also auch die Fluthen verhältnißmäßig immer höher stiegen, so daß die Deiche mit der Zeit immer mehr erhöht werden müßten, um gegen die Fluthen zu schützen. Da nun dies zur Folge haben würde, daß die Deiche nach Verlauf von einer gewissen Zeit so hoch und stark wären, daß die Unterhaltungskosten die Einkünfte des Landes überstiegen, so würden die Einwohner der Marschländer über kurz oder lang davon laufen müssen. Um dies Unglück zu verhindern, glaubt Hr. Sonnin, daß kein anderes Mittel seyn werde, als wie er es nennt, die einfacheren, unglänzenden, sicheren Producte der guten Natur wieder zu umarmen, und so bald, wie möglich die Deiche zu erniedrigen, wodurch zugleich das Land durch Aufschlickung erhöhet und die Fluthen, weil sie sich mehr verbreiten könnten, erniedriget würden. Es wird indessen einem jeden sogleich einleuchten, daß dieses Verfahren zwar bey einer eingedeichten Insel, auf welcher entweder gar keine, oder auch erhöhete, auf sogenannten Worthen stehende Häuser vorhanden sind, aber keineswegs bey ausgedehnten Marschprovinzen anwendbar sey. In letzteren stehen nämlich fast alle Häuser mit dem Mayfelde gleich, würden also bey jeder Ueberschwemmung, die bey den niedrigen Deichen sich oft ereignen würden, bis ans Dach im Wasser zu stehen kommen, und die Unglücksscenen des letzten Winters sich sehr oft wiederholen, gerade so, wie es vor einigen Jahrhunderten bey den unvollkommnen Deichen war. Für die Marschländer bleibt also, wie schon erwähnt, kein anderes Mittel, als gut unterhaltene Deiche von gehöriger Höhe und Stärke. Daß bis jetzt wenigstens noch überall der Ertrag der eingedeich-

ten Ländereyen den Unterhaltungskosten der Deiche nicht nur gleich kommt, sondern noch einen Gewinn bringt, folgt schon daraus, daß diese Ländereyen mehr gesucht und bewohnt sind, als die höher belegenen Geestländer, da im entgegengesetzten Falle sich ohne Zweifel kein Liebhaber dazu mehr finden würde. Was nun aber die Meinung des Hrn. Sonnin betrifft, daß wenn in dem jetzigen Verfahren der Deichwirthschaft fortgefahren werde, allen bedeichten Ländern ein gänzlicher Ruin, durch die Erhöhung von Flußbetten bevorstehe, so ist hiebey zu erinnern, daß 1. diese Erhöhung, worüber man so manche Klagen hört, noch keinesweges erwiesen ist, sondern ein jeder Fluß verändert sein Bette beständig, macht an einer Stelle Tiefen, an einer andern Untiefen, so daß eine allgemeine Erhöhung desselben sehr schwer zu bemerken und noch schwerer zu beweisen ist. 2. Diese präsumtive Erhöhung wird der Beengung der Ufer durch die Deiche zugeschrieben, da es doch bekannt ist, daß durch Beengung eines Flusses der Strom verstärkt und also sein Bett vertieft wird. 3. In der Nähe der Mündung eines Flusses in die See sind gerade die Beengungen des Wassers durch die Deiche Ursache, daß die Fluthen der See, (welche in den Marschländern weit öfter Ueberschwemmungen hervorbringen, als die Anschwellung durch Oberwasser) nicht so hoch kommen, als geschehen wäre, wenn das Seewasser überall frey hereinströmen könnte. 4. Nur dann kann durch die Beengung eine Versandung hervorgebracht werden, wenn der Fluß sich in zwey oder mehrere Arme theilt, und der Strom, weil er den einen Arm zu sehr beengt findet, größtentheils den andern verfolgt. Da aber in diesem Falle der andere Arm tiefer wird, so ist eine solche Versandung nur partiell. Nach allem diesen wird hoffentlich niemand auf den Gedanken kommen, den Plan des Hn. Sonnin bey den Marsch-

provinzen allgemein in Ausführung bringen zu wollen, durch welchen für dieselben, um einem eingebildeten Uebel zu entgehen, ein wirkliches herbeygeführt werden würde. Der zweyte Anhang enthält die bey den Deichbrüchen und deren Wiederherstellung gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen; nämlich zuerst die Höhe der Fluth und die Höhe der Wellen an verschiedenen Orten, vom 4. Februar; z. B. bey Norderney und Baltrum war die Höhe der Wellen 8 bis 15 Fuß. Hierauf folgen die außerordentlichen Erscheinungen der Fluth und Ebbe und der Witterung an dem mehrerwähnten Tage, das schnelle Wachsen des Wassers in einem Augenblicke 9 bis 15 Zoll, ferner das plötzliche Austrocknen mehrerer Brunnen auf der Geest, und ähnliche Erscheinungen, die auf ungewöhnliche Naturbegebenheiten deuten. S. 356 bemerkt der Verf. sehr richtig, daß zu wünschen wäre, wie es auch nach S. 298 im neuen Lande geschieht, wenn die im Lande stehenden Häuser höher geschroben, oder wenigstens die neu erbaueten gleich auf Worthen gesetzt würden. Dies würde bey Ueberschwemmungen, die nun einmal kein Menschenwerk vollkommen verhindern kann, von außerordentlichem Nutzen seyn, so daß die Unbequemlichkeit, mit Wagen und Pferden immer bergauf und ab fahren zu müssen, dagegen nicht in Anschlag kommen dürfte. Unter den Ursachen der Deichbrüche verdient der Umstand betrachtet zu werden, daß an sehr vielen Stellen die sogenannten Deichlücken, oder Durchfahrten durch den Deich zur leichteren Communication des Binnenlandes mit dem Außenlande, die Veranlassung zu Deichbrüchen gewesen sind. Dergleichen Lücken sollten billig in den Deichen nicht geduldet werden, besonders deswegen, weil es ganz allein von der Wachsamkeit der nächsten Anwohner abhängt, ob sie gut verschlossen werden, oder nicht, zumal da sie fast überall durch sogenannte Mensen oder Auf-

fahrten ersetzt werden können, wie es auch in Ostfriesland und von jetzt an im Oldenburgischen nach der Bemerkung des Verf. anbefohlen ist. Sehr lehrreich sind die bey den Deichbrüchen und deren Wiederherstellung gemachten Erfahrungen und die daraus hergeleiteten Regeln bey ähnlichen Vorfällen. Der Verf. sagt unter andern S. 362: "Kein Pfahl und keine dem Verwittern oder Verfaulen ausgesetzte Sache oder Masse darf in einem Deiche bleiben, welchen man für immer fest und stark zu erbauen beabsichtiget." Eine Regel, gegen welche oft sehr gefehlt wird, indem man an manchen Orten viele hölzerne Vorsetzen an manchen Deichen findet, die durch hölzerne Anker in dem Deiche gehalten werden, wobey es sich leicht ereignen kann, daß sie gerade dann, wenn hohe Fluthen eintreten, reparirt werden müssen, da wie die Erfahrung lehrt, solche Reparaturen gewöhnlich bis auf die letzte Zeit verschoben werden, und bey der Deichschau unmöglich jede Vorsetze untersucht werden kann. Im dritten Anhange werden die Unterstützungen aufgezählt, welche die unglücklichen Bewohner der überschwemmten Länder erhalten haben, indem sich sogleich fast überall Vereine bildeten, um Beyträge für dieselben zu sammeln, die auch reichlich eingesandt wurden. In Hannover hat besonders Sr. K. H. der Herzog von Cambridge zu diesem Zwecke kräftig mitgewirkt, und selbst mit einem sehr ansehnlichen Beytrage eine Subscription eröffnet. Der vierte und letzte Anhang enthält eine Angabe der Größe und Länge der Deichbrüche in Ostfriesland. Das ganze Werk ist in einem sehr zweckmäßigen und gedrängten Style abgefaßt, und verschiedene Puncte durch zwey zwar mittelmäßig gezeichnete, aber doch deutliche Pläne und eine Charte erläutert. Von den beiden Plänen stellt der eine den Larrelter Deichbruch bey Emden vor, der zweyte verschiedene andere Deichbrüche und die Charte eine Uebersicht der ganzen überschwemmten Gegend.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.
Den 6. August 1825.

Paris und Lyon.

Histoire médicale générale et particulier des maladies épidémiques contagieuses et épizootiques, qui ont regné depuis les temps les plus reculés et notamment depuis le XIVe siècle jusqu'à nos jours, par J. A. F. Ozanam, Dr. en Med. etc. Tome troisième. 1823. 370 Seiten in Octav.

Der erste und zweyte 1817 und 1818 erschienene Band dieses Werkes ist 1821 im 153. Stück angezeigt worden. Dieser dritte Band beginnt mit der Fièvre lente nerveuse. Die älteste Beobachtung desselben scheint dem Verf. die Schelhammersche vom Jahr 1697. Morgagni gedenkt derselben in seinem classischen Werke de sedibus et causis morborum. 1711, Le Pecq de la Cloture 1765, Gesner 1771, Stoll 1777. Die Phänomenologie dieses Fiebers scheine im Nervensysteme zu liegen, dessen tiefere Kenntniß dem Menschen nicht verliehen sey. Encéphalite ou Fièvre cérébrale. Beobachtet 1503, 10 und 17, 53, 57 und 59, von Rhumel 1545 von Sauvages, und Ingrassias 1588 von F. Plater, 1616 von Pasquier, 1661 von Willis, dann nach einem Jahrhundert 1757 von Marteau, 1788 von Saalmann, 1805

von Vieussens und Matthey. Die Ursache schiene in einer besonderen Constitution der Luft, nicht in einem ansteckenden Princip gelegen zu haben, fünf Fälle werden einzeln erzählt. 1806 beschrieb es T. Boyle u. 1809 Jouilleton. Miliaire. Unter Mehreren wird wie billig, Allioni's Schilderung gerühmt. Suette de Picardie, febris sudatoria, sey von dem sudor Anglicus zu unterscheiden, und schon den Alten bekannt gewesen, ward 1733 von Boyer, 1751 von Tessier, 1773 und 1791 von Poissonnier, Aubry und Jeanroi beobachtet. War nicht ansteckend, und schien auf die Picardie und deren Nachbarschaft beschränkt. Glossite. Ist selten, und von Reil zu Halle und von Raggi beobachtet. Cardite. 1746 von Trecourt epidemisch zu Rocroy unter der Garnison beobachtet. Der Verf. scheint unsern Kreysig nicht zu kennen, auch nicht zu wissen, daß Heimweh eine Ursache desselben abgibt. Der berühmte Mirabeau sey an einer Entzündung des Herzens gestorben. Cholera. Der Verf. hält die Unterscheidung dieser Krankheit in dem Dictionnaire des sciences médicales für unnütz, begreift auch nicht darunter die Coliken, welche eine Cholera simuliren. 1600 beschrieb sie Zacutus Lusitanus, 1669-72 Sydenham, 1696 Franck zu Ulm, 1696 Schwaller zu Basel, 1717 Fischer in Niedersachsen, 1747 Augustini zu Venedig, 1750 Malouin zu Paris, 176[illegible] Lentin zu Lüneburg (hier Dunebourg), 1766 [illegible] zu London, 1779-80 Baulevrier zu Bretagne. Die in Ostindien einheimische Krankheit zeige sich [illegible] Europa bloß in mittäglichen Gegenden, und sey [illegible] Darmkanal-Entzündung gastro entérite, wie auch die Leichenöffnungen beweisen. Goutte arthritique. Der Verf. sey weit entfernt gewesen zu glauben, daß die Gicht diese verderbliche Eigenschaft haben könnte, wenn es nicht schon Athenäus, dann Langius, Demertens, Zulati und Chamseru bezeugten. Apoplexie et Lethargie nach Baglivi, Lancisi und Bartholin. Der Verf. führt einige von ihm selbst wahrgenommene plötzlich tödliche Fälle an. Secon-

lasse. Maladies epidémico-contagieuses ou infectieuses. Oreillons (Parotis) nach Gaspari, Tarioni, Tozetti, Laghi, Hamilton, Cavallini, Le Pecq, Langor, Protolongo, Beretta, Groffier und des Vf. gener Beobachtung. Ophthalmie. Außer einigen enig bedeutenden ältern Aerzten, wird die in neuern eiten bemerkte epidemische Augenentzündung nach werine, Vasani Omodei und Verneur beschrieben, r Verf. zweifelt nicht, daß sie in einem gewissen rade ansteckend sey, wie vorzüglich Mongiardini id Penada bemerkt hätten. Angine gangreneuse. ichat und Broussais hätten über diesen Punct der edicin mehr zur Gewißheit gebracht als Boerhaa s und Sauvages's sehr gelehrte Dissertationen. iese Bräune sey durchaus vom Scharlachfieber verieden. Die Bräune im Scharlachfieber sey nur dasselbe begleitendes Symptom, so wie die Augentzündung in den Rötheln. Es schilderten sie 57 Forestus, 1567 Sauvages, Wier, Sennert, ußner, im 17. Jahrhundert Zacutus, Severin, tesius, Panuroli und Tournefort. Im 18ten rham, Dubourg, Astruc, Zaff, Planque, Malouin, hergill, Chomel, Raulin, Garnier, Storr, Qua Langhans, Richter, Marteau, Bergius, Bisset, puy, Beraillon, Le Pecq, Robard, Regnault, Me Barbosa, Ramsey, Denman und Ramel. Im n Jahrhundert Penada, diese neun und dreyßig demieen der brandigen Bräune beweisen die gro Verschiedenheit und Anomalien ihrer Symptome erschiedenen Zeiten, und daß die entzündliche une sich von der brandigen nur durch den Grad Heftigkeit unterscheide. Ueber die Ursache, Na und den Verlauf der Bräune fände man die ten Begriffe im Hippokrates und noch vorzügim Aretäus. Scarlatine. Nach Rosenstein, n, de Haën, Navier, Stoerck, Zulati, Planchon, ring, Le Pecq, Zimmermann ein Russischer Arzt, rring, Covercelli, de Meza, Kostum, Taranget, rt, Binus, Torrencé, Fauchier; der Verf. fand ndern, die am Scharlachfieber starben, nach vor-

sichtig aufgehobener Oberhaut das engförmige Mal-
pighische Gewebe mit kleinen aus den Enden de[r]
venosen Haargefäße kommenden oberflächigen Bl[ut-]
ergießungen bedeckt. Péripneumonie maligne. [Ü-]
ber diese Krankheit fände man wenig genaues b[ei]
den Neuern. Weit entfernt es, mit Pinel a[ls]
eine Complication mit einem wesentlichen Fieber [zu]
betrachten, hält es der Verf. mit Stoll für eine a[uf]
den höchsten Grad der Intensität gestiegene Per[i-]
pneumonie. Der Schwäche-Zustand sey eine secun[-]
däre Wirkung, auch könne man es als ein Axiom
aufstellen, daß die brandige Ausartung dieser Krank-
heit einen contagiösen Charakter gebe, welchen sie in
ihrem einfachen Zustande nicht habe. Die von Thu-
cydides beschriebene Pest zu Athen, und die von [?]
Gallus, Fracastor, Boccace, Guy de Chauliac u. [?]
beschriebene Epidemie des Jahres 1348 sey dies[e]
Peripneumonie gewesen. Dieselbe beschrieben 155[?]
Dodonäus, 1564 Wier und Sennert, 1602-4 J.
Colle, 1633 Baronio, 1688 Vorster, 1708 Lancisi
und Gagliardi, 1709 Deidier, 1745-51 Sauvages
1748 Bouillet, 1751 Raulin, 1756 Barthès nach
dem großen Erdbeben des vorhergehenden Jahres zu
Lissabon, 1757 Sauvages, 1761 Galetti, 1762 Hal-
ler, 1767 Menuret, 1773 Le Pecq, 1774 Dupak,
1775 Marzi, 1776 Planchon, 1779-80 Deshout,
1780-84 Caille, Manetti und Hallé, 1809 Ryssen,
die Ursache dieser Krankheit läge noch im Dunkeln.

Tome quatrième. 1823. 420 Seiten.
Fièvre bilieuse ou gastrique. Die erste erträg-
liche Schilderung desselben im siebenzehnten Jahr-
hundert sey von de Heer 1629, dann von [?]
vaticus 1648, Borelli 1661. Im achtzehnten Jahr-
hundert von Baglivi, Bianchi, Fischer, Kocker, Au-
stini, Tissot, Ludwig, Ortica, La Berthonie, H[?]
Planchon, Nerucci, Canuti, Lindt, de Mertens,
Zimmermann, der es Windfieber maladie im[a-]
ginaire nannte, Rivière, van Eslacker, Fin[ke,]
Schäffer, Schröder, Careno, Laison, Olmi, [?]
Matussière, Perusel, Grateloup, Macé, B[?]

Matthey. Der Verf. öffnete zwey und vierzig an dieser Krankheit Gestorbene, und fand in den Häuten des Darmkanales, wenn er sie mit einem guten Vergrößerungsglase betrachtete, die unzähligen Mündungen der Saugadern in einem Zustande von Kräuselung (crispation) oder heftiger Irritation, die Haargefäße der Därme waren so angefüllt, daß dem bloßen Auge ihre Mündungen oder Sphincteren blutigen Puncten glichen. Auch will er die membrana arachnoidea cerebri lebhaft entzündet gefunden haben. Fièvre vermineuse, nach Livinus, Forestus, Velsch, Bonnet, Hahn, Geoffroy, Howard, Darluc, Kenze, Le Pecq, Joyeuse, van den Bosch und De Villaine, der Verf. beobachtete selbst ein anfänglich verkanntes epidemisches Wurmfieber. Dyssenterie. Von den Beschreibungen der Ruhr wird die erste vom J. 334 durch Gregoire de Tours angeführt, dann die von Fernelius, Camerarius, Zacutus, Lamonnier, Sennert, Hoffmann, Diemerbroeck, Bartholin, Morton, Wedel, Sydenham, Brandt, Muralt, Loescher, Marggaff, Walther, Marquet, Degner, Huxham, Gruber, Grainger, Lindt, Marteau, Navier, Ritter, Lentin, Strack, Bennecker, Röderer und Wagler, Grimm, Leclerc, Baker, Mertens, Le Pecq, Zimmermann, Cheyssiol, Picqué de Lourd, Maret, Durand, Birnstiel, Capovilla, Delacroix, Chamseru, Desgenettes, Tonnelier, Caron und Pisani. Nach dem Verf. fände man, daß die Aerzte in wenig Krankheiten die Behandlung so übereinstimmend als in der Ruhr einrichteten. Typhus vom Hippokrates an bis auf Frari im Jahr 1818, aus fast zweyhundert genannten Schriftsteller ausgezogen dargestellt. Der Typhus sey nicht wie man doch so dreist behauptet habe, eine Darmentzündung (gastro-entérite), sondern die Scene beginne im Gehirne, von wo aus sie sich über das Lungen- und Verdauungssystem verbreite. Der Typhus sey nicht in der ersten und zweyten sondern erst in der dritten Perio-

be auffallend. Scorbute. Die erste Nachricht vom Scharbock fände man 1002 in der Geschichte der Expedition Thorsteins nach Grönland u. s. f. Der Vf. hält den Skorbut für ansteckend und erblich, und lobt Keraudren's Schilderung desselben, scheint aber doch nicht das beste Mittel dagegen, den Citronensaft, durch welchen man ihn aus der Brittischen Marine vollkommen verbannte, zu kennen.

Troisième Classe. Maladies infectio-contagieuses et contagieuses. Fièvre jaune. Nach Moreau de Jonnes hier eingerückten Tabelle zeigte sich das gelbe Fieber im Jahr 1803 sogar zu Kamschatka in Sibirien. Frankreich sey bis jetzt nie dieser Plage unterworfen gewesen, welches man den guten Maasregeln, an den Küsten und in den Seehäfen zu danken habe. Der Verf. gibt ferner Auszüge aus Cervi vom Jahre 1730. F. Roxano und F. Barea von 1741, aus Hallé von 1800. Arejula 1800 bis 1804. Desgleichen aus Gonnel, Palloni und seiner eigenen Abhandlung, von 1804 ferner noch von Bally, François Pariset und Audouard von 1821 und zur Vergleichung des Amerikanischen G. F. mit dem Europäischen aus Rush und Carey Schilderungen von 1793. Richtig bemerkt der Verf., daß Marcus zu Bamberg nie den Thucydides gelesen haben müsse, weil er die Pest zu Athen für das gelbe Fieber der Antillen halte.

Tome cinquième. 1823. 423 Seiten. Pest. Da die Geschichte aller Pesten ein zu weitläufiges Werk werden müßte; so beschränkt sich der Verf. auf die vorzüglichsten in Europa erschienenen. Er beginnt mit der von Thucydides 429 Jahr vor Ch. Geb. beschriebenen Pest zu Athen. Dann folgt die von Lucian vom Jahre 166 beschriebene, ferner die von Zonaras und Cypriam im Jahr 252, von Procopius Evagoras und Nicephorus 542. Hierauf folgen gleich die von Fernelius und Quercetanus im Jahr 1450, Falloppia und Machiavel 1525, Plater 1539, Rubys 1564, Palmarius 1568, Bettera 1577, Zacutus 1600 bis 1638, Tadino 1629, Righio und Ranchin 1630, Diemerbroeck 1636, Bartholin 1654, Colantoni 1656, Petrus a Castro 1656, Gieseler 1657, Scheffer 1670, Sydenham 1683, Sthaar, Helwich und Grassi 1707,

Bertraud, Peysonnel, Perrin u. Croizet, 1720, Schreiber 1738, Turiano 1743, Chenot 1755, Mertens 1770, Minderer 1770, Bojamonti 1782-84, Brooke-Faulkner 1812, Sementini 1815, Valli und Mackenzie 1815. L'élément pestilentiel contagieux se détruit promptement par l'immersion dans l'eau courante, dans un mélange d'eau et de vinaigre, par l'exposition à l'air libre et froid, et par les fumigations gazeuses. Quatrième Classe. Epidémies particulières, éphémères, névroses, cachexies, exanthémes et maladies anomales. Ref. führt der Kürze halber nur die Haupt-Ueberschriften der Artikel an. Suette Angloise, Ergot. (Kriebelkrankheit) Feu sacré auch Feu St. Antoine, Mal des ardens, Feu Persique. Unter dieser Benennung scheinen mehrere Krankheiten z. B. die Kriebelkrankheit, oder ein brandiges Erysipelas verwechselt worden zu seyn Colique spasmodique (Bleykolik), nicht bloß von Bley, sondern auch von schlechtem neuen Weine. Délire, Danse de St. Guy, Démonomanie, Convulsions par fanatisme religieux. Epilepsie. Der Verfasser fand doch nur zwey Nachrichten von epidemisch geschienenen Epilepsien. Tétanos. Auch so selten epidemisch, daß er nur drey Beyspiele davon anzuführen weiß. Endurcissement du tissu cellulaire ou Oedématie concréte. Schwerlich epidemisch. Pemphigus. Erysipèle. Sehr selten epidemisch. Gale. Anasarque. Der Verf. konnte doch nur ein einzig Beyspiel von dieser Krankheit als epidemisch auffinden. Leucorrhée. Drey angeblich epidemische. Die Fälle von epidemischer Gonorrhée, Ménorrhagie, Fureur utérine, Avortémens et superfétations scheinen doch dem Verf. selbst verdächtig. Héméralopie. Der Verf. kennt nur zwey Epidemieen derselben, von denen er selbst Zeuge war. Boulimie, Ptyalisme, Pédionolgie (Schmerz der Fußsohlen). Incube, Hoquet, Aliénation mentale, Anémie ou Maladie des mineurs (Eine Art Bleichsucht), Tabes ou Phthisie, Mentagra ou Lychaena. Eine Art stinkender Flechte am Kinne, die man nur einmal in Rom unter dem Kaiser Claudius epidemisch bemerkte. Charbon malin. Epidémie entomique ou causée par des insectes. Impetigo de nature inconnue. Herpes syphillitique. Maladie de Brunn. Eine Art Krätze. Epidémie de Scherlievo venerischen Uebeln gleichend, so auch La Falcadina, Pian de Nerac und Pustules ou Vessies épidémiques. Tremblement épidémique de Tubingen, dem der einzige Beschreiber desselben Camerarius

keine Stelle in der Nosographie anzuweisen wußte. Ulcères malins. Cinquième Classe, Maladies pandemiques propres a certains Pays, nämlich La Fégra ou Fégarite d'Espagne. Eine Art brandiger Aphten im Munde. La Rosa des Asturies. La Pellagre de Lombardie. La Puce de Bourgogne eine Art Anthrax. Les convulsions du pays d'Auge. Le Pemphigus gangreneux d'Irlande. La Cheilolace ou Labri-sulcium d'Irlande. Le Sibbens d'Ecosse. Le Gingklose d'Islande. Le Waren de Westphalie. Le Nôme de Suède. Le Raddesyge de Suède. Le Tara de Sibérie. Le Ring-Worm de Londres. Sixième Classe. Epizooties. Tabellarische Darstellung der hitzigen Krankheiten der Thiere. Vorzügliche Krankheiten des Rindviehs, der Pferde, der Schaafe, Schweine, Hunde, Katzen, Ziegen, Hüner, Enten und Gänse, Seidenwürmer und Bienen. Geschichte der vorzüglichsten Viehseuchen, nach Art wie die vorhergehenden Krankheitsseuchen der Menschen abgehandelt. Epidémiologie générale: ou Tableau des épidémies qui ont régné dans les différentes parties de l'Europe. Nämlich: seit dem 14ten Jahrhundert herrschten in Schweden 6 Catarrhalische Epidemieen, 1 tödlich Fieber, 2 brandige Peripneumonien, 4 Typhus, 6 Ruhr, 3 brandige Bräunen, [illegible] 1 Pest, 4 spasmodische Colik — in allen: [illegible] Hauptepidemieen. — So in Dänemark, Rußland [illegible] Considérations générales sur la mortalité [illegible] par les maladies épidémiques en Europe. [illegible] d'oeil général sur les phénomènes patholo[illegible] observés dans les principales maladies épidé[illegible] décrites dans cette histoire, et sur les corollaires que la doctrine physiologique peut en tirer. Von den sieben Corollarien zeichnen wir nur N. 1. aus. Il ne peut exister aucune affection morbifique dans le corps humain, sans qu'un ou plusieurs des organes qui le composent ne soient irrités ou enflammés à un degré plus ou moins élevé; ce qui constitue la sub-irritation, l'irritation et la sur-irritation, ou bien la sub-inflammation, l'inflammation et l'hyper-inflammation. Es ist zu bedauren, daß in diesem voluminösen Werke, an welchem zehn Jahre lang gearbeitet zu haben, wir gern dem Verf. glauben, nicht mehr Sorgfalt auf die Rechtschreibung der Namen der Autoren und Angabe der Titel ihrer vom Verf. excerpirten Bücher gewendet worden, wie wir schon vor Jahren bey der Anzeige der zwey ersten Bände bemerkten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.
Den 6. August 1826.

Jena.

Bey Frommann: Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter, besonders über die Verfassung von Freyburg im Breisgau verglichen mit der Verfassung von Cöln. Von Ernst Theodor Gaupp, Dr. und außerordentlichem Professor der Rechte zu Breslau. 1824. XXII und 404 Seiten in Octav.

Eigentlich zwey Abhandlungen. Die erste (bis S. 152.), bestreitet daß der Anfang der Verfassung, welche das Mittelalter das Weichbildrecht nannte, in der Exemtion der bischöflichen Städte von der Gauverbindung zu suchen sey, und jener Ausdruck eine Beziehung auf diesen Ursprung habe. Weichbild und Stadtrecht sey vielmehr wörtlich dasselbe; denn es komme von wic, das einen befestigten Ort bedeute, und bild sey so viel als Recht (S. 98-). Nach dem Verf. wurde im Fränkischen Reich von jeher über jede Stadt und deren Gebiet ein Graf gesetzt; daher kommen in den ältesten Rechtsquellen comites civitatum und pagorum vor (S. Befestigte Orte von größerem Umfang (nicht

bloße Burgen), waren schon im 9ten Jahrhundert nichts Seltenes; Karl der Große baute dergleichen, Heinrichs I. urbes sind Städte, überhaupt müssen unter civitates und urbes immer Städte verstanden werden, weder ein Sprachgebrauch des 10ten noch der folgenden Jahrhunderte, nach welchem urbs eine Burg bezeichnet, ist erweislich. (Wie der Verf. wohl Vet, auct. de benefic. Cap. 3. de urbano beneficio übersetzen mag? Nicht mit den deutschen Rechtsbüchern: von Burglehen? Spittlers Abhandlung über diesen Gegenstand scheint er nicht zu kennen). Auch in Deutschland wurden über solche Orte Burggrafen bestellt, welche "in ihrer ältesten Bedeutung durchaus nur gewöhnliche Gaugrafen waren, mit der rein factischen Eigenthümlichkeit, daß ihr Gau entweder einzig oder doch hauptsächlich in einer Stadt bestand" (S. 55). Im 10ten und 11ten Jahrhundert weiß man wenig von der städtischen Verfassung; man erfährt wohl (S. 71), daß viele Städte von der judiciaria potestas befreyt wurden, aber dieses Schicksal traf sie nicht allein, sondern war das gemeine Loos des Landes, daher kann jene Befreyung nicht der Anfang der städtischen Verfassung seyn. Seit dem Anfang des 12ten Jahrhunderts findet man indessen die Städte "schon als ziemlich abgesonderte Gemeinden, die in Verfassung und Verwaltung gewisse eigenthümliche Rechte genießen und in der That schon den Namen kleiner Staaten im Staate verdienen." Dieß gründet sich auf eine zweyte Exemtion derselben aus der Landesverfassung (S. XII.) die offenbar erst seit dem 10ten Jahrhundert bewerkstelligt worden ist. Auf Nachweisung urkundlicher Zeugnisse über die Entstehung jener Eigenthümlichkeiten, besonders dieser zweyten Exemtion läßt sich aber der Verf. nicht ein, sondern erklärt, daß die Frage wie sie entstanden, nach seinem Plane in dieser Abhandlung nicht genügend beant-

wortet werden könne und solle (S. 74). Seine Meinung aber geht dahin, daß sich in den Städten ein eigenthümliches Leben entwickelt und dadurch ihre Verfassung von selbst gebildet habe, die Städte aber die Gelegenheit wahrgenommen hätten, sich darüber Privilegien von ihren Herrschaften zu verschaffen. — Von Thatsachen hat der Verf. nichts beygebracht als Bekanntes; die Beweise aber, die er für sein System aus jenen ableitet, beruhen auf einem bloßen Spiel mit Worten. Daß der eigenthümliche Character der städtischen Verfassung, der die Städte von anderen Orten unterscheidet, im Mittelalter in dem Daseyn eines besonderen Stadtgerichts lag, vor welchem die Bürger allein Recht zu nehmen brauchten und vor kein anderes Gericht gezogen werden konnten, ist aus allen Stadtprivilegien ohne Ausnahme bekannt; jenes wird im Kaiserrecht sogar ausdrücklich angegeben. Wenn Herr Prof. G. S. 16. zweifelt, ob dieß eben so ausdrücklich auch schon in dem Strasburger Stadtrecht stehe, so hat er es sich sehr leicht gemacht, einen unkundigen Leser vielleicht ebenfalls auf einen Augenblick zweifelhaft zu machen, indem er nur eine einzelne dahin gehörige Stelle hat abdrucken lassen, die übrigen aber welche damit verbunden werden müssen (s. Zeitschr. für gesch. Rechtsw. I. S. 225), weggelassen hat; Rec. zweifelt aber seiner Seits, wie er glaubt mit mehrerem Grunde, sowohl daran, ob kundige Leser diese Art zu argumentiren für einen Beweis von kritischem Scharfsinn, als daran ob sie die so häufig wiederkehrenden Versicherungen, daß etwas "durchaus" oder "offenbar" oder "ganz einfach" so sey, wie es sich der Verf. vorstellt, für historische Beweise halten werden. Möchte aber auch das Strasburger Stadtrecht nichts weiter sagen, als was alle übrige Stadtprivilegien enthalten, daß die Bürger von allen auswärtigen Gerichten eximirt seyn sollen, so weiß

jeder Geschichtskundige, daß außer den Städten kein anderer einzelner Ort diese Verfassung hatte, und daß schon aus diesem Grunde jenes Recht den ursprünglichen Charakter des Stadtrechts ausmachen muß, da es sich so gestaltet bereits in einer Zeit findet, wo die übrigen Einrichtungen, die man in späterer Zeit als Bestandtheile desselben ansah, noch eine sehr verschiedenartige Beschaffenheit hatten. Die Frage: wann hat man angefangen Stadtrecht zu verleihen, ist mithin ... mit der: aus welcher Zeit sind die ältesten ...tionsprivilegien jener Art. Statt diesen ...risch begründeten Begriff von Stadt und ...recht zum Grunde zu legen, hat sich der Ve... nen Begriff gebildet, der allein in seiner ... sie begründet ist und mit der ursprünglichen ...deutung des Worts im Widerspruch steht. ... S. 21 u. f. soll man eine dreyfache Bedeutung dem Worte Stadt verknüpfen können: 1. ... äußerlich isolirter, d. h. befestigter Ort"; ... "zugleich auch innerlich isolirter, ... rer Verfassung versehener"; 3. ein blo... isolirter, d. h. ohne Befestigung aber mit ... rer Verfassung." Nach glaubwürdigen ...ten soll aber vielmehr Stadt ursprünglich ... als Stätte geheißen und jeden Ort bezeich... ben, in so fern also freylich, als ein solcher ... ihn von dem unendlichen Raume zu unter... in gewisse Gränzen eingeschlossen wenigstens ... wird, etwas äußerlich isolirtes. Einen befe... Ort nannte man eine Burg, daher auch b... sis freylich von Einwohnern eines mit St... privilegirten Orts gebraucht wurde, wenn dieser befestigt war, aber auch eben so gut von der Besatzung eines festen Ortes ohne solches Recht, wornach es nicht unwahrscheinlich ist, daß unser "Bürger" erst dann gleichbedeutend mit "Mitglied einer privilegirten Gemeinde" geworden ist, als alle Orte

welche diese Gerechtigkeit hatten, immer auch befestigt waren. Stadtrecht hingegen heißt nach Rec. so viel als Ortsrecht, und bezeichnet, daß ein Ort von der allgemeinen Landesverfassung eximirt und dessen Einwohner nicht unter dem Landrecht, sondern wenigstens zunächst unter diesem besonderen Ortsrecht standen. Man möchte es indessen dem Verf. gern gönnen, seinen Begriff von Stadt zum Grunde zu legen, nachdem er diese besondere Art sich auszudrücken erklärt hat, wenn er den Beweis geführt hätte, daß ursprünglich alle befestigte Orte unter einer Ortsobrigkeit mit Gaugrafengewalt gestanden hätten (nur würde Rec. dafür halten, daß unter dieser Voraussetzung diese Orte gleich von Anfang "innerlich isolirt" gewesen wären, nicht aber, nach des Verf. Behauptung, anfangs keine eigenthümliche Verfassung gehabt hätten, indem jene eine Erklärung ungleichartiger Verhältnisse für gleich enthält, die nur bey einem Aufschwung über die gemeinen Grenzen der Logik verständlich wird, in welchem nicht jeder dem Verf. folgen kann), und daß bey der Befreyung der bischöflichen Städte von der judiciaria potestas diese Gewalt aufgehoben worden, nachher aber eine zweyte Exemtion von der Landesverfassung erfolgt sey, die ihnen nun den Charakter besonderer Staaten im Staat gegeben habe. Jener Beweis besteht aber bloß darin, daß der Verf. seinen Lesern zumuthet zu glauben, weil ein Stadtgebiet, welches man in neueren Zeiten die Dauphinée genannt hat, schon zu Burgundischer und Fränkischer Zeit einen Gaugrafen gehabt habe, so könne es nicht fehlen, daß Karl der Große und vielleicht schon frühere Fränkische Könige, unzweifelhaft aber dessen Nachfolger über jeden befestigten Ort und dessen Feldmark einen besonderen Grafen gesetzt hätten, den man einen Burggrafen geheißen habe, der aber ein ganz gewöhnlicher Gaugraf mit der rein factischen

Eigenthümlichkeit gewesen sey, daß sein Gau entweder einzig oder doch hauptsächlich in einer Stadt bestanden habe. Rec. würde vorgezogen haben dieß so auszudrücken, der Burggraf sey eine städtische Obrigkeit mit Gaugrafengewalt gewesen, da man unter einem Gau eben einen Sprengel versteht, der nicht bloß oder hauptsächlich in einer Stadt besteht, und ein gewöhnlicher Graugraf, nur ohne Gau, eine contradictio in adjecto ist. Aber gerade in diesem Ausdruck zeigt sich der Scharfsinn des Verf. Denn ohne das mystische Dunkel, in welches dadurch diese Gaugrafen, die es jedoch factisch nicht sind, gehüllt sind, würde Jedermann gleich eingesehen haben, daß sie von den alten Comites civitatum die z. B. in der Lex Burgundionum vorkommen, unmöglich abstammen können, und eine Anomalie der Carolingischen Verfassung seyn würden, die keine städtische Obrigkeiten mit Gaugrafengewalt kennt; gerade darauf aber, daß die Bestellung wahrer Gaugrafen freylich von jeher allgemein gewesen ist, stützt sich die Behauptung, daß die Deutschen Burggrafen auch allgemein gewesen, welches auf bloß städtische Obrigkeiten bezogen, gegen die urkundliche Geschichte der meisten Städte ist. Durch diese Verwechslung der Begriffe allein, hat es sich ferner der Verf. möglich gemacht, einen Schriftsteller als Autorität für sich anzuführen, der die Meinung desselben vielmehr für irrig erklärt, indem er behauptet, daß die comites civitatum keine städtische Obrigkeit, sondern wahre Gaugrafen gewesen seyen (v. Savigny Gesch. des R. R. im Mittelalter I. S. 241. 242.). Eben diese Verwechslung der Begriffe macht es ihm möglich die Städte von der judiciaria potestas im 10ten Jahrhundert eximiren zu lassen, und ihnen doch schon vorher Burggrafen zu geben, ungeachtet jener Ausdruck immer den wahren Gaugrafen und keine städtische Obrigkeit bezeichnet, in

keinem Exemtionsprivilegium auch nur eine entfernte Andeutung vorkommt, daß jener Ausdruck auf eine Localobrigkeit gehe, und es doch wohl wahrscheinlicher wäre, daß man, wenn die Städte besondere Burggrafen gehabt hätten, in jenen ganz einfach (wie sich der Verf. so gern ausdrückt) dem comes civitatis die Ausübung seiner Gerichtbarkeit untersagt haben würde, als jedem dux, comes oder deren Unterbeamten, wie es in allen diesen Privilegien lautet. Endlich kann nun auch der Verf., wenn ein Burggraf in späteren Zeiten mit dem bischöflichen Vogt, oder allein die Gerichtbarkeit in einer Stadt ausübt, dieß als einen Beweis für sein System gebrauchen, weil dieß nun der uralte comes civitatis ist, den der Bischof zu seinem Beamten ernannt hat; doch hat der Verf. nach seinem Geständniß (S. 55.) in dem Strasburger Burggrafen einen Beamten gefunden der diesen edlen Ursprung verläugnet, welches aber hier aus eigenthümlichen Verhältnissen erklärt wird, die jedoch seltsamer Weise gerade in den meisten ursprünglich römischen Städten Deutschlands, also gerade da, wo die ältesten Burggrafen des Verf. anzunehmen wären, vorgekommen seyn müßten. Bey der Nichtigkeit aller Beweise des Verf. ist es denn freylich sehr begreiflich, daß er selbst darauf Verzicht geleistet hat, sein System auch nur bey einer einzigen Stadt wirklich durch historische Zeugnisse darthun zu können. Denn dazu hätte nothwendig gehört, das er irgendwo die zweyte Exemtion, welche den bischöflichen Städten erst die Stadtgerechtigkeit verschafft haben soll, urkundlich nachgewiesen hätte; diesen Beweis hat er sich jedoch dadurch erspart, daß er ihn nicht in seinen Plan aufgenommen hat, welches auch wieder seinem historischen Sinn sehr zur Ehre gereicht, indem jener unmöglich ist. Denn laut des Inhalts der Immunitätsprivilegien, durch welche die bi-

schöflichen Städte von der judiciaria potestas befreyt wurden, hatten jene die factische Eigenthümlichkeit, diese Orte nicht mit den übrigen Besitzungen der Bischöfe zu verbinden, sondern dem Bischof weiter nichts einzuräumen, als für diese Stadt allein einen Beamten zu bestellen, der an die Stelle der judiciaria potestas treten und seinen Bann unmittelbar vom Kaiser, oder von dem bischöflichen Vogt, erhalten sollte, der ihn dann seinerseits bekanntlich vom Kaiser empfing. Sonach hatten also die Städte durch jene Immunitätsprivilegien alles was sie nach dem Verf. erst durch eine zweyte Exemtion erlangen sollten, und da sie nach sicheren historischen Nachrichten insgesammt Reichsstädte geblieben sind, so fern nicht durch ziemlich späte Ereignisse, von welchen sich ebenfalls Kunde erhalten hat, die Bischöfe sie ihrer Territorialgewalt zu unterwerfen vermocht haben, so muß die zweyte von den Bischöfen selbst als Territorialherren ihnen ertheilte Exemtion in eben jenes historische Gebiet verwiesen werden, aus welchem die Gaugrafen ohne Gau stammen. In die Thatsachen selbst im Einzelnen weiter einzugehen, bey welchen der Verfasser sein System nachweisen will, würde die Gränzen einer Anzeige überschreiten; nur einen Beleg will Rec. ausheben, wie sorgfältig jene benutzt sind. Auch in den Capitularien kommen nach S. 260. Gaugrafen einer Stadt vor; der praefectus urbis in der Add. III. Cap. 84. "muß offenbar für die nehmliche Obrigkeit gehalten werden." Die Stelle ist aus der Novella 77. und unmittelbar wohl aus Julian aufgenommen, was dem kritischen Auge des Verf. wahrscheinlich entgangen ist, weil diese Stelle in dem Quellenverzeichniß bey Savigny nicht unter den entlehnten Stellen des römischen Rechts steht. — Die zweyte Abhandlung S. 153-387. vergleicht die auf dem Titel angegebenen Stadtverfassungen, indem

zuerst der Inhalt des bekannten Freyburger Privilegiums von 1120 (das S. 388 u. f. aus Schöpflin abgedruckt ist), commentirt, und dann die Bedeutung der einzelnen in Cöln vorkommenden obrigkeitlichen Behörden, theils aus dem System der ersten Abhandlung, theils aus den ursprünglich römischen Einrichtungen der Stadt erklärt wird. Einen Auszug leidet die Abhandlung nicht wohl; Rec. begnügt sich auch hier nur ein Beyspiel der Interpretationsmethode des Verf. auszuheben. Das Witzichgeding (S. 272 u. f.), welches in Cöln vorkommt, und von dem Burggrafen ohne Zuziehung des bischöflichen Voigts gehalten wird, ist nicht wie Hamm und Rec. (weil die Schöffen zuweilen die Wissenden oder Witzigsten genannt werden) geglaubt haben, ein Schöffengericht; denn jedes Gericht ist ja ein solches; sondern ein Strafgericht. Witzigen heißt weise, klug machen, und da das Bestrafen "zunächst den Zweck hat, weise, klug zu machen, heißt witzigen beides zugleich und Witzichgedinge ist also ganz einfach erklärt, das Gericht welches witziget oder straft (S. 274)." Rec. obwohl er dafür hält, ein Gericht in welchem niemand weiter zu erscheinen brauchte als die Schöffen, mit anderen Worten ein Schöffengericht, sey von dem ungebotenen Gericht, in welchem jeder Gerichtseinsasse erscheinen mußte, verschieden gewesen, und sogar nicht durch eine bloß factische Eigenthümlichkeit, muß doch bekennen, daß er durch die Einfachheit jener Erklärung sich betroffen gefühlt hat. Freylich bleibt dabey die Schwierigkeit, daß in dem älteren deutschen Recht das Princip der Strafen nicht sowohl das des Klüger machens als des Vergeltens gewesen zu seyn scheint, aus welchem man auch erklärt hat, daß Wette und Strafe einerley sey; Rec. sieht aber wohl, daß er mit dieser Bemerkung dem Verf. selbst beystimmt, nur aus etwas andern Gründen, indem was er

selbst erst jetzt entdeckt, das Witziggeding ein Wettgericht gewesen seyn könnte; dagegen aber spricht auch wieder, daß nach dem Deutschen Proceß alle Gerichte den Parteyen gelegentlich Weisheit für ihr Geld verkauften, indem diese beträchtliche Bußen bezahlen mußten, wenn sie den Proceß verloren, und also eigentlich alle die Eigenschaft hatten zu witzigen. Daher dürfte vielleicht die Meinung am meisten für sich haben, welche dem Rec. ein gelehrter Freund mitgetheilt hat, daß Witziggeding ein Gericht gewesen sey, das an bestimmten Tagen gehalten wurde, die jedem bekannt (wissend) waren, welche durch den Ausdruck "wissenhafte Ding vulgariter dictum (Guenther Cod. Rheno-Mosell. II. p. 480) unterstützt wird. Rec. bescheidet sich indessen gern, daß ihm hinreichende Sprachkunde abgehe, um beurtheilen zu können, auf welche Weise dieses Gericht wissend oder witzig gewesen.

Karl Friedrich Eichhorn.

Berlin.

Glaubens-Bekenntniß der Mennoniten und Nachricht von ihren Colonien nebst Lebensbeschreibung von Menno Simonis. Zusammengetragen von dem Freyherrn von Reiswitz und von Friedrich Wadzeck. Mit einem Kupfer und einer Charte. 1824. S. 399 in 8.

Der Ausdruck des Zusammentragens, womit die Herausgeber dieses Buchs ihren Antheil an jener Entstehung bezeichnen, mag ihnen wohl zunächst von ihrer Bescheidenheit eingegeben worden seyn; aber er kann und darf auch ganz wörtlich genommen werden. Sehr vieles darin ist bloß dadurch zusammengekommen, weil es im eigentlichsten Sinne zusammen getragen wurde: auch scheinen sie gar

nicht daran gedacht zu haben, daß noch etwas weiter von ihnen erwartet werden könnte, denn es kam ihnen nicht in den Sinn, daß auch nur das Ordnen des zusammengetragenen Stoffes zu ihrem Geschäft gehören möchte, und noch weniger bekümmerten sie sich darum, ob er auch vollständig zusammen gebracht sey. Zum Beweise davon darf nur eine kurze Anzeige von dem Inhalt des Buches gegeben werden. I. Einleitung. S. 1-17. Man möchte hier einen kurzen Abriß der Geschichte der Mennoniten erwarten; aber man wird nur gewarnt, sie nicht mit den schwärmerischen Wiedertäufern des sechszehnten Jahrhunderts oder mit den Rotten der Münzerischen und Münsterischen Fanatiker zu verwechseln, und von ihrer besondern Geschichte erfährt man vorläufig weiter nichts, als daß sie doch auch vielfach verfolgt worden seyen, und sich selbst wieder in mehrere Sekten und Parteyen gespalten hätten. II. Ueber die Mennoniten-Gemeinden in Ost- und Westpreußen. S. 18-33. Einige Notizen über ihre Ansetzung in Preußen aus Hartknoch, und aus ihrer späteren Geschichte, aber weder geordnet noch vollständig. III. Privilegia, Rescripte und Declarationen die Mennoniten betreffend. S. 33-48. Es ist dabey erinnert, daß sie hier nur vorläufig zur summarischen und schnelleren Uebersicht zusammengestellt seyen, aber dieß ist auch auf sechs Seiten abgethan, denn in diesem Abschnitt und unter dieser Rubrik werden noch die Sitten und der Charakter der Mennoniten, ihre verschiedene Hauptparteyen, ihre Kirchensysteme, ihre Armenanstalten und ihre Gemeindepolizey S. 39-48. beschrieben. IV. Leben Menno Simons. S. 48-67. Nicht die Lebens-Geschichte Mennos, sondern nur die kurze Nachricht, die man unter dem Titel: "wahrhafte Erzählung des Ausgangs aus dem Pabstthum des Menno Simonis"

von ihm selbst hat. Dabey ist weiter nichts bemerkt, als daß sie sich in einem seltenen Tractätlein ohne Jahrzahl finde, jedoch unverkennbare Spuren von Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit in sich trage; aus der sonstigen Geschichte des Mennos ist aber rein nichts angebracht, als daß er im J. 1661 zwischen Lübeck und Hamburg bey einem Städtchen genannt Oldesloe gestorben sey. V. Das Glaubens-Bekenntniß der Mennoniten mit einem einleitenden Vermerk. S. 67-130. Aus dem Vermerk erfährt man, daß das Glaubens-Bekenntniß aus einem Werke des Herrn Cornelis Rib, Lehrers der Mennoniten in Hoorn genommen ist, das im J. 1776 zu Hamburg aus dem Holländischen in das Deutsche übersetzt unter dem Titel herauskam: die Glaubenslehren der Mennoniten, oder Taufgesinnten aus deren öffentlichen Bekenntnissen zusammengezogen in 4. Dieses aus 30 Artikeln bestehende Bekenntniß verdiente wirklich wegen der ganz besondern Sorgfalt, womit es vom J. 1748 ausgearbeitet, und mehrmahls geprüft und revidirt wurde, als Hauptquelle benutzt zu werden; aber nur einige jener Artikel, in denen die Uebereinstimmung der Mennoniten mit, und ihre Abweichung von dem Glauben anderer christlichen Parteyen am merklichsten auffällt, sind hier wörtlich daraus gegeben. VI. Beytrag zu der älteren Geschichte der Mennoniten. S. 130-136. Ein Stück aus der Vorrede, welche Johann Dekatel, Lehrer der Mennoniten zu Amsterdam, seinem "Auszuge der merkwürdigsten Abhandlungen aus den Werken Menno Simonis, voransetzte, der zu Königsberg im J. 1765 in das Deutsche übertragen, herauskam. VII. Leben, Schicksale und Ende des Thomas Münzer und seiner Anhänger S. 136-155. Abgedruckt aus dem zweyten Bande des, wie es hier heißt, trefflichen Werkes: der Biograph. Halle

1803 VIII. Ueber die Mennoniten in den Preussischen Staaten. S. 155-165. Abgedruckt aus dem St. 30. und 31. der Preußischen Staats-Zeitung vom J. 1819 um — sagen die Herausgeber — den Raum für wichtigere Gegenstände zu schonen. IX. Beweis, daß die Mennoniten mit Thomas Münzer und seinen Anhängern keine Gemeinschaft gehabt haben. S. 166-189. Der Angabe nach von einem achtbaren Mitgliede der Gemeinde verfaßt, und durch Auszüge aus Mennos Schriften geführt. X. Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche die Mennoniten betreffen. S. 189-217. Die Sammlung besteht aber aus — dem Königl. Preußischen Patent vom 22. Februar 1732, wodurch allen Mennoniten die Räumung des Königreichs befohlen wurde — aus der Vorstellung, welche die Kriegs- und Domänen-Kammer zu Königsberg dagegen einschickte — aus der dadurch ausgewirkten Declaration des ersten Patents, vom 14. August 1740 — aus dem Edikt, die künftige Einrichtung des Mennoniten-Wesens in sämmtlichen Preußischen Provinzen betreffend, vom 30. Julius 1784, — aus einer Declaration dieses Edicts vom 17. December 1801 — aus dem Gnaden-Privilegium für die Mennoniten-Gemeinde vom 29. März 1780 und aus dem Formular eines Mennonisten-Bürger-Briefs, das die Königsbergische Kriegs- und Domainen-Kammer den 30. October 1744 an das Königl. General-Directorium zur Genehmigung einschickte, die auch darauf ertheilt wurde. XI. Die Wiedertäufer in Münster — aber wieder mit einem Vorbemerk, worin dem Leser gesagt wird. "Um zunächst eine durch die Censur entstandene bedeutende Lücke von 17 Seiten auf eine würdige Art zu füllen, gebe hier diese Uebersicht einer höchst verwerflichen Rotte Meuterer und Bösewichter, mit denen die

stillen und frommen Mennoniten, selbst von Gelehrten mit und ohne bösen Willen häufig verwechselt werden." Was dieß für Gelehrte seyn mögen? — S. 217 = 224. XII. Urtheile über die Mennoniten in Frankreich. S. 225 = 228. Ein Urtheil aus der Chronique religieuse, und eine Notiz aus der topographisch = statistischen Beschreibung von Frankreich — das eine und die andere aus der Preußischen Staatszeitung genommen. XIII. Die Sauds in Ostindien. S. 228 = 230. Wegen ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit den Quäkern und Mennoniten in Europa hier aufgeführt. XIV. Allgemeine Bemerkungen über die Mennoniten, aus den Papieren dreyer Sachkundigen genommen. S. 231. 232. Man findet hier aber nichts als die Titel von 16 zu der Geschichte der Mennoniten gehörigen Schriften, von denen zwey, nämlich die Schriften von Cornel v. Hyzen und von Hermann Schye von den ungenannten Sachkundigen sehr gelobt seyn sollen, und die allgemeine Bemerkung, daß in der Kirchengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts, in Hartknochs Preußischen Kirchenhistorie und auch in dem historischen Dictionaire von Bayle manches von den Mennoniten erwähnt sey. XV. Rechtsstreit und Entscheidung über die Frage: Ob ein aus der Mennoniten-Gemeinde wegen geleisteter Kriegsdienste ausgeschlossenes Mitglied durch richterliche Gewalt in seine Rechte wieder eingesetzt werden könnte. S. 233 = 315. Der interessanteste Artikel im ganzen Buch. XVI. Volkszahl der Mennonitischen Gemeinde in Preußen — aus Registraturen aber mehrfach unvollständig und mit mancherley Lücken gezogen. S. 316 = 335. Im J. 1789 lebten in 267 Ortschaften 12214 Mennoniten, und zwar 6229 männlichen und 5925 weiblichen Geschlechts. Im Jahre 1800 zählte man der Mennonisten = Familien in

Westpreußen und Danzig 3183 aber im J. 1809 war die Anzahl auf 2408 herabgesunken, weil in dem J. 1803 nicht weniger als 342 und in dem Jahre 1808 noch 99 Familien nach Rußland ausgewandert waren. XVII. Ueber die Mennonitischen Colonieen in Süd-Rußland. Einzelne Nachrichten aus Journalen, dem Morgenblatt, dem Freymüthigen, dem Magazin der neuesten Reisebeschreibungen, und mitunter auch aus mündlichen Erzählungen von Ausgewanderten genommen. S. 336-399. Nach dieser Inhaltsanzeige wird gewiß unsere Angabe von der Entstehungsart des Buchs keine weitere Rechtfertigung bedürfen, doch würde sich Rec. um dieser Rechtfertigung willen der Anzeige nicht unterzogen haben, wenn er es nicht für möglich gehalten hätte, daß doch hier und da einem Historiker mit einer einzelnen Notiz, die er hier finden mag, gedient seyn könnte.

London.

Bey Phillipps: Chronicles of Eri; being the history of the Gaal Sciot Iber: or the irish people; translated from the original manuscripts in the phoenician dialect of the scythian language. By O'Connor. II Vols. CCCLXII u. 509 S. 8.

Der Verf. gehört zu einer alten Irländischen Familie und scheint seinen Stammbaum bis auf die Zeiten von Moses hinaufführen zu wollen, oder thut es gerade vielmehr geradezu, denn er sagt S. VI. Nun erlauben sie mir, sie mit einem andern Manne der alten Tage bekannt zu machen, welcher etwa 50 Jahr später als Moses lebte, und die Sagen seiner Nation von den ersten Anfängen der Zeitrechnung sammelte, dessen Schrift, Weggefährte mit dem Gebeinstaube des erlauchten vor Zeiten

Verstorbenen aus dem Grabe erweckt ist von mir seinem Sohne. Dieser Mann war Eolus, Haupt von dem Gaal von Sciot von Iber in Gaelag zwischen 1368 und 1335 vor Christus. Er ist der Verfasser der Chroniken dieses Stammes der Scythischen Rasse von seiner Entstehung und während 168 seit ihrem Aufenthalt in Gaelag." Dibdin und andere Bibliographen mögen nach der Beschreibung der Handschrift fragen, unsern Lesern wird genügen, daß der Verfasser auf jeden Zweifel und Verdacht genügende Antwort geben will, und daß er jetzt das Englische Volk auf gleiche Weise in Zweifelsucht, wie in Unwissenheit über die alte und neue Geschichte von Irland verfallen findet. Eolus fängt so an. O Weisheit, du Kunst, welche allen Dingen vorgezogen werden muß, Weisheit mitzutheilen ist die Pflicht jedes Menschen. Wer Weisheit besitzt, und vernachlässigt andere zu unterrichten, verschließt, was vertheilt werden soll, es ist ein Schatz, der verschwenderisch gespendet werden mag, ohne Schaden des Gebers, ja der Geber bereichert sich selbst durch die Spende. O'connor sagt, daß es eine wörtliche Uebersetzung aus dem phönizischen Dialekt der Scythischen Sprache sey; und es wird wohl sein Werk während der langjährigen Gefangenschaft seyn, worin er 1798 wegen seines Antheils an den Irländischen Unruhen gerieth; und selbst um es durchzulesen, muß man gefangen und ohne andere Bücher seyn. Es ist ein zu gedankenloser Wust von Dingen, wie vom Sturmwinde zusammengeweht, und es kann ihm unmöglich gehen, wie einigen Schriften von Klopstock und Johannes Müller, die fast von Niemanden durchgelesen, aber von Jedermann gelobt werden.

Göttingische gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.
Den 8. August 1825.

Braunschweig.

Bey L. Lucius: De metris carminum arabi-
…orum libri duo cum appendice emendationum
…n varios poetas. Auctore Geo. Henr. Aug.
…wald, Phil. Dr. e collegio repet. facult.
…heol. in acad. Georg. Aug. MDCCCXXV. VIII
…nd 147 S. in Octav.

Nie werden die Erzeugnisse der Dichtkunst rich-
…ig geschätzt oder ganz empfunden, wenn nicht zu-
…leich die Versmaaße berücksichtigt werden. Denn
…ilt es irgendwo als Regel, daß dem schönen Ge-
…anken erst die passende Gestalt, worin er sich be-
…egt, die höchste Vollkommenheit leiht, so ist es
…y der Poesie und Metrik, die bey einem Volke,
…s sich selbstständig in der Dichtkunst zu einer ge-
…ssen Höhe schwingt, immer auf gleicher Stuffe
… Vollkommenheit stehen. Den Geist der arabi-
…en Poesie haben schon frühere Gelehrte, beson-
…s der unsterbliche Jones, durch nähere Kenntniß
…gefaßt und ihren Zeitgenossen beschrieben: die
…ntniß der Form der Gedichte oder der mit dem
…ste der Poesie eng verbundenen Metra blieb

aber hinter jener weit zurück; ja es hat lange ge-
schienen, als ob entweder gar kein Metrum
doch nur ein ungebildetes und der Beachtung nicht
diges in den arabischen Gedichten herrsche.
Schuld davon trug vorzüglich die pedantische
allen Sinn für Schönes erstickende Methode, in
man nach dem Vorgange der arabischen Gram-
tiker die Metra lehrte und beurtheilte. Zwar
ben die arabischen Grammatiker schon ein ge-
Studium den Metris gewidmet; ihren Bem-
gen verdanken wir die Aufbewahrung der m
faltigsten Verse: aber ihr Unterricht geht
auf die Form; den innern Zusammenhang,
Grund aller Metra in den Gesetzen des
mus, ein oberstes Gesetz, von dem alle Ers
gen sich leicht erklären und auch die bey dem
Anblick unermeßlich scheinenden Abweichun
Licht erhalten — alles dieses sucht man
vergeblich. Dazu haben sie eine Wissen
wie die Metra ursprünglich bey ihren
dern und Bildnern aus dem Gefühl des
Rythmus flossen, auch nur aus dem äst
Standpuncte aufgefaßt werden muß, dur
lich erfundene und unmäßig vermehrte
technici so verwirrt und uns Europäern
gänglich gemacht, daß die meisten schon du
Aeußere der Lehre abgeschreckt wurden, und
die den dornenvollen Weg der arabischen
logie zu verfolgen Muth hatten, entweder
die Metra kennen lernten, oder, wenn sie
sich willig durchzuarbeiten Geduld hatten,
kalte Regeln und harte Gedächtnißsache fan
die ästhetischen Regeln des Rythmus herrsc
ten. Und welchen Geschmack könnte ein
scher Leser bey Worten und Regeln haben
prima Darba est Kasrata, secunda
tertia Batrata u. s. w.? sind sie in der
wie sie Sam. Clericus in seinem sonst sehr

ausgearbeiteten Buche und seine Nachfolger aus dem Munde der arabischen Grammatiker wiederhohlen, einem europäischen Ohre und Sinne mehr als todter Schall und abschreckende Willkühr? Und was zwingt uns, die Methode der arabischen Grammatiker beyzubehalten? Das Ansehen ihrer Urheber? Ihr Ansehen gelte so fern sie bloß die Form einzeln beschreiben; Gründe und Zusammenhang geben sie nicht; und wie die griechischen Grammatiker nur das Aeußere der Metra beschrieben, bis Hermann die Metrik als Wissenschaft begründete, so haben die arabischen Grammatiker bey dem Lehren der Sprache eben so die bloße Form zu lehren sich begnügt. Oder räth uns das Alter der Methode ab sie zu verlassen? Keinesweges! Längst waren die arabischen Metra vor Muhammed erfunden und ausgebildet; an Schulregeln über die Metra dachte man erst in der späten Zeit, da die arabische Poesie nichts Neues mehr zu schaffen im Stande war, sondern sich im Nachahmen und Wiederholen gefiel und allmählich von ihrer Höhe herabsank. Wenn Elchalil zu Harun's Zeit, der Vater der Metriker, es für genug hielt, die vorhandenen Metra bloß nach der Form aufzustellen, was zwingt, dabey stehen zu bleiben? Nie konnte das Studium der arabischen Grammatik gedeihen, bis die Methode nach europäischer Art geändert ward: so verhält es sich auch mit der Metrik.

Solche Gedanken leiteten den Verf. bey seiner Arbeit. Die Gesetze des Rythmus ebnen den rauhen Pfad; es zeigt sich nicht nur, daß die arabischen Metra festen Gesetzen folgen, höchst mannichfach und schön sind, und mit den griechischen Rythmen wetteifern, sondern es werden auch alle die Abweichungen, die nach Clericus ohne Zahl und willkührlich scheinen, durch wenige allgemeine Regeln, aus den Gesetzen des Rythmus von selbst fließen, deutlich und zusammenhängend. Es fügt sich

alles nach Gesetzen, so daß nun die Kenntniß der arabischen Metra nicht Gedächtnißsache, sondern Sache des Urtheils und ästhetischen Gefühls ist. Selbst allgemeineres Interesse scheint die Untersuchung dieser Metra zu haben. Nur die arabischen Metra kommen den griechischen nahe, wie die höchst reiche und bewegliche Sprache der Araber die Cultur ihrer Metra beförderte; kein anderes Volk Europa's oder Vorderasiens kann sich rühmen, selbständig sich Metra geschaffen oder zu der Höhe und Vollendung der griechischen und arabischen geführt zu haben. Wie sich aber zwey Sprachen wechselseitig aufklären, so können auch die obersten Gesetze des Rythmus, die sich bey Griechen und Arabern unabhängig, doch aus demselben Gefühle bildeten, sich gegenseitig erläutern, und manches, welches in der griechischen Metrik weniger deutlich hervortritt und daher bestritten und bezweifelt wird, hat in der verwandten arabischen das hellste Licht.

Nach den Prolegomenis S. 3-18, die sich mit den Vorkenntnissen der Metrik, der Prosodie beschäftigen, folgt in dem ersten Buche, welches die Metra nach den Gesetzen des Rythmus erklärt, zuerst die allgemeine Idee des Rythmus und seine Anwendung auf die arabischen Metra S. 20-28. Dann folgen die einzelnen 16 Metra S. 29-97. nach ihrer stuffenweisen Vollendung. Wenige Worte über den Reim S. 98-113. beschließen das erste Buch. Das zweyte S. 114-136. stellt die Lehre der arabischen Metriker auf und zeigt ihren relativen Werth. Zuletzt sind noch S. 137-147. in einem Anhange Versuche gemacht, nach dem festen Gesetze der Metra Fehler zu heben, die in Reiske's Tarafah, Schultens Exc. Ham. und monum. ant. hist. Ar., in Abulfeda's Annalen und andern Gedichten sich finden, um an einigen Beyspielen zu zeigen, wie höchst wichtig, ja unentbehrlich die Kenntniß der Metra für Kritik und Erklärung

der Gedichte ist, wollte man sie nicht schon ihrer innern Vorzüge wegen hochachten.

Ewald.

Leyden.

Apud H. W. Hatzenberg jun.: Dissertatio medica inauguralis, de Nisu formativo, ejusdem erroribus; quam publico ac solenni examini submittit Gerardus Conr. Bernh. Suringar, Lingensis. ad diem II. Junii MDCCCXXIV. 230 Seiten in 8.

Pars I. De Nisus formativi indole. Während beide die Evolutionstheorie zu widerlegen sich bestrebten, habe Wolf mehr die Wirkungsweise der von ihm angenommenen, dem Bildungstrieb ähnlichen, vis essentialis zu untersuchen, Blumenbach aber mehr die Aeußerungen desselben darzuthun sich bemüht; der letztern Darstellung des Bildungstriebs folgt nun auch der Verf. Doch werden von ihm noch einige weitere Gründe gegen die Evolutionstheorie, besonders so fern sich letztere auf die Continuität der Gefäße des Fötus mit denen der Umhüllung beruft, vorgebracht, und gewiß richtig bemerkt, daß die Vertheidiger der Epigenese eine sehr mangelhafte Vorstellung haben, wenn sie annehmen wollten, daß die elterlichen Zeugungsflüssigkeiten sich zuerst mechanisch-chemisch im Uterus vermischen, nach einiger Zeit erst ein Bildungstrieb zu dieser Mischung hinzutrete und dieselbe forme. Darauf ist der Vf. bemüht, die organischen Urformen anzugeben, ohne daß er jedoch im weiteren Verlauf seiner Untersuchung dieselben zu erwähnen brauchte, da er weder die Substanz, welche sich ausbildet, noch die ihr wesentliche unläugbar polarisch wirkenden Elementarkräfte seinem Plan gemäß weiter berührt, sondern nur die abnormen Bildungen selbst aufführt und unter bestimmte Classen bringt.

Pars II. De N. f. erroribus. Die Abirrungen des B. T. theilt der Verf. ganz nach Meckel in die der Form und die der Textur und Mischung der Organe ein. Von beiden Hauptclassen trennt er jene wieder in angebohrne d. i. die vor der Geburt, und in solche, die im Verlauf des weiteren Lebens entstehen. Und jede dieser Unterabtheilungen hat wieder ihre weitern Fächer, je nachdem die Bildungsfehler in einem zu viel oder zu wenig, in einer abnormen Lage oder der Unkenntlichkeit der Organe, besonders der Geschlechtsorgane bestehen. Wenn bey der Frage nach den Ursachen der Monstrositäten, die selteneren Fälle abgerechnet, die mehr mechanische Erklärung des Zusammenwachsens oder der Resorbtion so wenig genügend sich ergibt, so erscheint auch in dieser Hinsicht der Glaube an die Wirkungen der Einbildungskraft der Mutter gestattet, und der Verf. hätte diese um so eher in bestimmten Ausdrücken als solche aufführen sollen, als er selbst im weiteren Verlauf einen einzelnen Fall damit erklärt. Statt der Einwirkung der Gestirne möchte Rec. eher behaupten, daß bey jeder bedeutenden Catastrophe im physischen Leben des Menschen-Geschlechts, besonders unmittelbar vor oder nach weit verbreiteten Seuchen, Monstrositäten auch häufiger seyn mögen, nur Schade, daß von den Ansichten und Erfahrungen der frühesten Zeiten, denen gewiß auch etwas wahres zum Grunde lag, so wenig auf uns gelangt ist! Endlich möchte Rec. auch kurz noch darauf hindeuten, daß nach unläugbaren Erfahrungen, wie sie Pallas angibt und er selbst auch einen Fall anführen könnte, zuweilen ein Blitzstrahl, Fall und ähnliche äußere Zufälle die Mutter unverletzt, dagegen bey den bald darauf gebohrnen Kindern deutliche Spuren einer Verletzung erkennen lassen. De Nisu formativo in forma corporis concilianda deficiente. Die Monstrositäten, welche mehr in einem Mangel bestehen, lassen sich deßwegen schon durch einen erlittenen Druck und da-

durch veranlaßte Resorbtion erklären, weil meistens auch zugleich andere Organe, auf welche ein solcher Druck nicht wirken konnte, mißbildet erscheinen, deshalb müsse man an eine mehr dynamische Ursache denken. Meist seyen es wahre Hemmungsbildungen, wobey der Verf. wieder Meckel folgt, und häufig dadurch entstanden, daß die beiden Hälften, welche im Anfange loser zusammenhängen, sich nicht wirklich geschlossen haben. Doch wird der so merkwürdigen und verhältnißmäßig nicht seltenen Umstülpung der Harnblase nicht erwähnt. De N. F., excessu. Ein über die Zeit rasches Wachsthum des Körpers komme vorzüglich beym männlichen Geschlecht vor, bis jetzt verhalten sich die bekannten Fälle an Knaben und Mädchen nicht ganz wie 2 : 1. Warum bey der Deutung des im Foetus eingeschlossenen zweyten Foetus der Verf. die Ansicht von Osann, daß von Zwillingen einer der in seinem Wachsthum etwas zurückblieb in die außer dem Unterleib gelagerten Gedärme des Andern gerathen und mit diesen nach und nach in den Unterleib des andern gelangt sey, nicht gelten lassen will, und eine Superfötation mit einer im Uebrigen gleichen Erklärung vorzieht, kann Rec. nicht recht begreifen. De N. F. in figura et situ partium erroribus. Hierunter behandelt der Vf. vorzüglich die Abnormität in Vertheilung der Blutgefäße, ihr Verwachsen und besonders den regelwidrigen Bau des Herzens, durch welche der kleine und große Kreislauf abgeändert werden, wobey er sich wieder an Meckel hält, ferner die veränderte Insertion des Gallengangs, die ungewöhnliche Form der Milz, des Pancreas und der Urinwerkzeuge, die Bauchschwangerschaft und die Verschiebung der Organe von einer Seite zur andern, von oben nach unten und von vorn nach hinten. Alle Hermaphrodit-Bildungen sind Monstrositäten aus mangelhafter Entwicklung, nur in ganz seltenen Fällen kann man die den Ovarien oder Testikeln vergleich-

bare Organe statt zwey vier Ausführungsgänge entsenden. De N. F. in forma erroribus adventitiis. Hier ist es sehr schwer, Abweichung des Bildungstriebs von andern pathologischen Form-Veränderungen zu unterscheiden. So werden hier die Aneurismen und Blutaderkröpfe in extenso abgehandelt, ferner Knochendegenerationen und das in manchen Gegenden Hollands so häufig vorkommende monstrose Auswachsen der Zunge, über welches Uebel neuerlichst auch eine Dissertation von Doeveren zu Leyden erschien, ebenso die Degeneration der Milz. Weniger konnte der Verf., der Natur der Sache nach, von den Mißbildungen der Mischung und Farbe nach sagen. Als solche werden vorzüglich aufgeführt, die Modificationen der Farbe. Brugmann habe dadurch, daß er die Leiche eines Kindes mit ganz weißer Haut abwechselnd an der Luft der Fäulniß aussetzte und darauf in Weingeist legte, die Farbe ins Dunkelschwarze verwandelt, indem die durch die Fäulniß entwickelte Kohlenstoff haltende Luft an dem Alcohol, der schnell die Fäulniß sistirte, immer wieder zurückgehalten sey. Indem der Verf. bis ans Ende ganz der Eintheilung Meckels folgt, so führt er unter den Aeußerungen eines krankhaften Bildungstriebs die Erzeugung des Eiters, des Fetts, der Balggeschwulste, die er gewiß richtig an die Hydatiden und Sackwassersucht anreiht, auf, und endigt mit den Concrementen und Eingeweidewürmern, oder wohl richtiger den Parasiten, wozu denn auch die ihrer Entstehungsweise nach noch so wenig genau untersuchte Vena medinensis eine Erwähnung verdient hätte. Bey dem Ueberblick dieser stattlichen Dissertation, in welcher das über den Gegenstand Bekannte mit Fleiß und Einsicht zusammengetragen ist, muß sich der teutsche Gelehrte freuen, zu sehen, wie dem zwischen England, Frankreich und Deutschland gestellten Verf. unser Sömmering, Treviranus, Meckel und Blumenbach so vieles mehr bot- ten, als die Litteratur beider andern Länder.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. 129. Stück.

Den 11. August 1825.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wis-
schaften am 16ten Julius d. J. hat deren Mit-
ied Sartorius eine Abhandlung vorge-
en, welcher er einige andere folgen zu lassen
absichtigt, in denen er Verschiedenes, was sich
f den Handel der norddeutschen oder hansischen
ädte mit Rußland, während des dreyzehnten
d der drey folgenden Jahrhunderte bezieht, einer
en Prüfung zu unterwerfen gedenkt. Die er-
an jenem Tage mitgetheilte Vorlesung hatte
ende Frage zum Gegenstande: In wie fern
rgenländische, asiatische Güter wäh-
d dieser Zeit von den Norddeutschen
r Rußland bezogen und weiter west-
verführt worden seyen, und in wie
n der Bezug und Verkauf dieser Gü-
auf diesem Wege damahls ihrem,
ihnen so sehr geschätzten Handel
Rußland einen besondern Werth
Bedeutung gegeben habe.

In der Geschichte des norddeutschen Städtebundes, oder der Hanse hatte sich ihr Verfasser entschieden dagegen erklärt, theils weil man in Deutschland, und im westlichen und südlichen Europa nähere und minder kostbare Wege damahls bereits längst kannte, um zu diesen Gütern zu gelangen, theils weil in den ihm damahls zugänglichen, ungedruckten, geschichtlichen Quellen nicht die mindeste Spur eines solchen Waarenzugs, aus dem Morgenlande sich vorfand; Alles aber, was dagegen behauptet worden war, auf der irrigen Erklärung einiger niederländischen Urkunden durch einen neuern und oberflächlichen Schriftsteller beruhte. Auch schienen Andere dieser Ansicht beyzutreten und diesem fortdauernden Zuge morgenländischer Waaren in dieser Zeit über Rußland durch die Deutschen entsagt zu haben, wiewohl immer, vollends in den letzten Jahren, einige Stimmen sich erhoben, um die entgegengesetzte Meinung zu behaupten.

So scheint auch Karamsin in seiner Geschichte Rußlands (Th. 5. der deutsch. u. französ. Uebersetzung) in der Uebersicht des Russischen Handels, während der Mongolischen Herrschaft bis auf Iwan III. (J. 1426), dieser Ansicht ergeben und anzunehmen, daß die Russen den Mongolen die Tücher der Deutschen zugeführt und an die Deutschen die asiatischen Güter abgesetzt hätten. Andere, nahmentlich ein deutscher früher schon in diesen Blättern erwähnter Schriftsteller (J. 1823. St. 37.) behauptet, es sey unbegreiflich, warum so viele, kleine, deutsche Städte einen so lebhaften Theil an dem Verkehr mit Rußland genommen hätten, wenn nicht die asiatischen Güter auf diesem Wege zu erhalten gewesen wären. Diese letztere Behauptung fordert jedoch keine nähere Erwägung, da sie auf keinem haltbaren Grunde beruht; denn, wenn die Deutschen hier sehr von ihnen geschätzte Waaren, wie Pelz- und Lederwerk u. s. besser und zu

geringern Preisen als an andern Orten erhalten konnten, wenn sie in Rußland für ihre deutschen und westlich in Europa erworbenen Güter, einen stets bereiten großen Markt fanden; so fällt eine solche, durch Nichts unterstützte Behauptung von selbst. Gewiß legen die Britten und andere Europäer dem Verkehr mit Rußland einen sehr bedeutenden Werth in unsern Tagen bey, ohne daß sie sogenannt orientalische Güter überall, oder in einem bedeutenden Maße von da bezögen.

Die Aeußerung Karamsins, dem russische Quellen zu Gebote standen, verdient mehr Beachtung; jedoch ist zu bemerken, daß ihr keine Belege zur Unterstützung beygefügt worden sind, daß, nach der deutschen Uebersetzung, er diesen Handelszweig nur für wahrscheinlich hält, während nach der französischen bestimmter die Meinung ausgesprochen wird; wahrscheinlich meint er jedoch die Norddeutschen, von welchen allein hier die Rede ist. Die Gründe, welche der Verf. der Geschichte des norddeutschen Städtebundes aufgestellt hatte, stehen nicht nur gleich unerschüttert vor wie nach, sondern sie sind noch bedeutend dadurch verstärkt worden, daß deren Verfasser seit Erscheinung jenes Buchs, durch den ihm verstatteten Zutritt zu den Archiven der vorzüglichsten norddeutschen Städte in den Besitz einer großen Zahl von Urkunden und Schriften aus jener Zeit gekommen ist, die sich auf diesen Handel beziehen, und die ihm wie Andern früher unbekannt waren; in diesen aber ist nicht die leiseste Spur eines Beziehens solcher Güter auf diesem Wege zu finden.

Hiermit soll indeß gar nicht bezweifelt werden, daß in den ältesten Zeiten, nicht nur Handelsverbindungen, sondern auch andere und noch viel höhere und bedeutendere zwischen den nördlichen Völkern, den Scandinaven, Deutschen, und Slaven mit Asien bestanden haben. Wenn der Ursprung

dieser Völker in Asien zu suchen ist, wenn ihre Sprachen und besonders deren Bau, wenn ihre äl- testen Götterlehren darauf hinweisen, die Ge- und der Inhalt der ältesten Grabhügel dar zu uns spricht, so wird man diese Verbind nicht in Zweifel ziehen wollen. Eben so wen es die Absicht, die Meinung zu bekämpfen, während der ersten Hälfte des Mittelalters ein solcher Waaren, theils von Constantinopel aus l des Dnepers nach der Ostsee, theils von a Theilen Asiens durch Rußland nach Scandinavi standen habe. Rasmussen und Frähn haben nigstens die Bekanntschaft mit dem Nord Arabischen und Persischen Schriftstellern nach sen, der Erstere hat auch, nebst Andern, das handenseyn orientalischer Güter im scandina Norden in diesen Zeiten dargethan, und die Zahl griechischer und arabischer Münzen, we den Küstenländern der Ostsee gefunden wo und noch fortwährend gefunden werden, die Sache außer Zweifel zu setzen. Es viel weniger die Absicht seyn, den unun nen fortdauernden Verkehr der Russen mit chenland oder mit den ihnen benachbarten Asiens früher und später bezweiflen zu woll

Eben dieses scheint aber die Ursache daß Viele immer die Fortdauer eines solchen renzugs, auch in der spätern Zeit, von hier die Rede ist, behaupten, es ist dieß fehlerhafter Schluß. Wer auch nur mit irg nem Theile der Geschichte des Handels beka kann es unmöglich übersehen, wie oft und wie alte Handelswege nach Entdeckung kürzerer, gesicherter Bahnen aufgegeben werden; alle der Geschichte, auch die neuere und neueste voll davon.

Ueberall aber, wenn man während des Mittelalters vor dem zwölften und drey

Jahrhunderte einen solchen orientalischen Waarenzug von Constantinopel aus längs des Dnepers nach der Ostsee und von den Grenzen Asiens aus durch Rußland nach Scandinavien zugibt; so bleibt es doch sehr unwahrscheinlich, daß die slavischen und scandinavischen Völker auf diesem Wege das mittlere, südliche und westliche Europa mit diesen Gütern besonders versorgt haben sollten, da diesen Theilen andere und nähere Wege, um dazu zu gelangen, schon damahls offen standen; selbst die südlichen Deutschen haben früh und spät Verbindungen mit Ungarn, Kiew und mittelbarer Weise mit Constantinopel gehabt.

Was nun aber vollends die vier Jahrhunderte, vom dreyzehnten an zu rechnen, betrifft, in welchen die deutschen Städte der Ostsee ihre engere Verbindung unter einander und mit ihren westlich belegenen Schwesterstädten bildeten und behaupteten; so sind die freyen Städte Italiens bereits damahls schon so thätig in ihrem Verkehr mit der Levante, und so emsig bemüht die daselbst erworbenen Güter nach dem Westen, in das Innere von Europa und nach dem Norden zu verbreiten, daß, in so fern ein solcher morgenländischer Waarenzug auch früher bestanden hatte, er doch nun aufhören mußte und höchstens nur für den tiefsten Norden sich etwa erhalten mochte.

Daß schon in den ältesten Zeiten die Römer über Syrien und Aegypten die orientalischen Güter bezogen, daß seit dem Emporkommen von Byzanz hier, auf denselben und andern Wegen, ein wahrer Stapel für diese Waaren sich bildete, daß die Eroberung Italiens und Africas unter Justinian, der länger behauptete, wenn auch allmählich mehr und mehr beschränkte Besitz der Griechen auf der Halbinsel und weiter westlich an den Küsten des Meers, daß ferner die Thätigkeit der Araber auf dem Mittelmeere den Vertrieb dieser Güter begün-

sigten, ist bekannt und bedarf kaum einer Erwähnung. Es ist nicht minder gewiß, daß näher der Zeit, von welcher hier die Rede ist, die italiänischen Städte schon im neunten Jahrhunderte Handelsverträge mit den griechischen Kaisern abschlossen, daß sie von den Kreuzfahrern in Aegypten und Asien begünstigt wurden, daß die Venetianer Constantinopel eroberten, nach ihrer Verbreitung von da aber in dem Besitze mehrerer Theile des griechischen Reichs blieben, daß ihrer und ihrer Nebenbuhler, der Genuesen, Ansiedelungen an dem schwarzen, asowschen und caspischen Meere, so wie der Venetianer Begünstigungen durch die Mameluken in Aegypten, kürzere Wege dem mittlern, südlichen und westlichen Europa darboten, um zu den Gütern des Morgenlandes zu gelangen.

Diese Italiäner oder Lombarden besuchten schon längst vor dem dreyzehnten Jahrhunderte mit ihren eigenen und den morgenländischen Gütern die europäischen Märkte, obwohl wir nur erst aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts urkundliche Nachrichten über ihre festen Handelsniederlagen in den Niederlanden und England haben, wie wohl die Sache selbst schon früher wahrscheinlich bestanden hat, wie denn gemeinhin schriftlich später bestätigt wurde, was sich bereits längst im Stillen gebildet hatte. Ohnehin besuchten sie ohne solcher Niederlagen sich zu erfreuen schon mehrere Jahrhunderte zuvor die Märkte der Europäischen Länder. Wir sehen sie seit der Bildung des norddeutschen Städtebundes bemüht, ihren Markt nach dem Norden mehr auszudehnen, woselbst sie sich jedoch durch die Eifersucht der norddeutschen und hansischen Städte sofort beschränkt sahen, welche den Zwischenhandel zwischen den Italiänern mit dem Norden in ihrer Hand behalten wollten, und die von ihnen eingetauschten italiänischen und morgenländischen Güter von Brügge oder Flandern aus

als dem Hauptplatze des südlichen und nördlichen Verkehrs der Zeit, nun nach den nordischen Reichen führten.

Wenn dieß Alles aus bekannten Nachrichten sich ergab, und den fortdauernden Waarenzug aus Asien über Rußland vermittelst der norddeutschen Städte sehr unwahrscheinlich machte; so waren doch der Urkunden und Schrifften wenige vorhanden, welche sich auf den Verkehr der norddeutschen Städte mit Rußland bezogen, aus welchen mit völliger Gewißheit die Sache entschieden werden konnte. In den Archiven dieser deutschen Städte, besonders zu Lübeck, ist aber nun eine bedeutende Zahl derselben aufgefunden worden, und in allen kommt keine Spur des Beziehens der Güter des Morgenlandes über Rußland vor.

Zollrollen sind zwar nicht aufgefunden worden, weil sie überall in der Weise, wie sie jetzt vorhanden sind, damahls nicht in dem tiefern Norden vorhanden waren, nur in den Niederlanden findet man dergleichen, obwohl auch ihre Einrichtung Manches zu wünschen übrig läßt: allein es fehlt nicht an andern Urkunden, die sich auf den Verkehr der Norddeutschen mit Rußland in dieser Zeit beziehen.

Allein weder in den handschriftlichen Recessen und Protocollen der Städtetage, noch in dem Briefwechsel der Städte unter einander, besonders der östlich belegenen mit den Livländischen, noch in den Verträgen mit den russischen Fürsten oder den nowgorodschen Obrigkeiten, noch in den Verzeichnissen der genommenen, verunglückten, geraubten Güter, noch in den Ordnungen für den deutschen Hof zu Nowgorod, werden dergleichen Waaren erwähnt, die von den Deutschen in Rußland eingekauft und ausgeführt worden wären. Die Hofordnungen sind aber von einem um so größeren Gewicht, weil in ihnen unter Anderm vorgeschrieben wird,

wie man beym Einkaufe der russischen Güter zu benehmen habe, um gegen Betrug und [illegible]schung sich zu schützen, nahmentlich beym Ein[illegible] der Häute, der Pelzwerke, des Wachses und derer russischen Güter; nie aber werden bey [illegible] Gelegenheit Güter Asiens erwähnt, wiewohl [illegible] unbezweifelt, beym Einkauf morgenländischer [illegible]fe, Gewürze und Perlen u. a. eben so wohl Betrug statt finden konnte, als bey den ein[illegible] russischen Waaren.

Nach diesem Allen scheint man wohl den [illegible] einem solchen fortdauernden morgenländischen [illegible] renzug über Rußland in dieser Zeit durch [illegible] mittelung der Norddeutschen zu verwerfen, [illegible] anders nicht neue und unverwerfliche Beweis[illegible] Urkunden beygebracht werden; das Nach[illegible] unbegründeter Angaben ist aber so wenig [illegible] als der Schluß aus einer frühern auf eine [illegible] Zeit. Es ist zugleich sehr unwahrscheinlich, [illegible] den Archiven fremder Reiche Schriften [illegible] ben, die das Gegentheil bewiesen, sollte[illegible] den werden, da man über diesen durch [illegible] betriebenen Verkehr, die befriedigendsten [illegible] ten aus den Archiven der deutschen Städte [illegible] warten haben wird. Sollten sich aber [illegible] oder in diesen bisher unbekannte oder [illegible] Nachrichten die Glauben verdienen, finden, [illegible] etwa der Ankauf oder der Eintausch einer oder der andern morgenländischen Waare in dieser Zeit durch die Norddeutschen vorkäme; so ist doch aus der großen Menge der bereits entdeckten, hierauf sich beziehenden Urkunden, die derselben nie gedenken, mit Gewißheit abzunehmen, daß darin der Werth und die Bedeutung dieses Verkehrs der Norddeutschen mit Rußland nicht bestanden habe; Dieß aber ist es eigentlich was von Neuem durch diese Abhandlung behauptet werden sollte, denn daß eine oder die andere Waare der Art aus Asien

auf diesem Wege damahls, wie noch jetzt, zuweilen verführt worden sey, will man nicht abstreiten, wiewohl in den bisher aufgefundenen und so zahlreichen Schriften und Urkunden dergleichen nie erwähnt werden.

Es ist die Absicht in der Fortsetzung dieser Abhandlung die in jenen Urkunden erwähnten und von den Norddeutschen aus Rußland ausgeführten Waaren anzuführen. Nicht nur wird dadurch diese Behauptung bestätigt werden, sondern deren Erwähnung und die hinzugefügten Bemerkungen werden auch zur Förderung der Waarenkunde jener Zeit und zur Förderung der Sprachkenntniß führen. Dieß Unternehmen ist jedoch schwierig, da dieselbe Sache nicht nur zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Nahmen bezeichnet worden ist, sondern da die von den Deutschen gebrauchten Bezeichnungen von andern Völkern, besonders von den Russen, entlehnt und durch sie oft seltsam verunstaltet worden sind. Wo die eigenen Kenntnisse abgehen, mögen andere mehr in den alten nordischen Sprachen Rußlands, Finlands, Litthauens u. s. Bewanderte die Dunkelheiten aufhellen; allein auch bey den unverständlichsten Worten, läßt sich doch aus andern Gründen immer angeben, zu welcher Gattung die Sache gehöre, und es läßt sich zuverlässig behaupten, daß unter dem dunkeln Worte keine morgenländische Waare begriffen sey.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Der Electromagnetismus, eine historisch-kritische Darstellung der bisherigen Entdeckungen auf dem Gebiete desselben, nebst eigenthümlichen Versuchen von Dr. C. H. Pfaff, Prof. d. Medic. u. Chemie an der Universität zu Kiel, Ritter v. Danebrog ꝛc. 288 Octavseiten 8 Kupfert. 1824.

wie man beym Einkaufe der russischen Güter [illegible]
zu beobachten habe, und gegen Betrug und [illegible]
schung sich zu schützen, nahmentlich beym [illegible]
der Häute, der Pelzwerke, des Wachses und
derer russischen Güter; nie aber werden bey [illegible]
Gelegenheit Güter Asiens erwähnt, wiewohl [illegible]
unbezweifelt, beym Einkauf morgenländischer [illegible]
se, Gewürze und Perlen u. a. eben so wohl [illegible]
Betrug statt finden konnte, als bey den [illegible]
russischen Waaren.

Nach diesem Allen scheint man wohl den [illegible]
einen solchen fortdauernden morgenländischen [illegible]
zug über Rußland in dieser Zeit durch [illegible]
mittelung der Norddeutschen zu verwerfen [illegible]
anders nicht neue und unverwerfliche [illegible]
Urkunden beygebracht werden; das [illegible]
unbegründeter Angaben ist aber so wenig [illegible]
als der Schluß aus einer frühern auf eine [illegible]
Zeit. Es ist zugleich sehr unwahrscheinlich [illegible]
den Archiven fremder Reiche Schriften [illegible]
ben, die das Gegentheil bewiesen, sollten [illegible]
den werden, da man über diesen durch [illegible]
betriebenen Verkehr, die befriedigendsten [illegible]
ten aus den Archiven der deutschen [illegible]
warten haben wird. Sollten sich aber [illegible]
oder in diesen bisher unbekannte oder [illegible]
Nachrichten die Glauben verdienen, finden, worin
etwa der Ankauf oder der Eintausch einer oder der
andern morgenländischen Waare in dieser Zeit
durch die Norddeutschen vorkäme; so ist doch aus
der großen Menge der bereits entdeckten, hierauf
sich beziehenden Urkunden, die derselben nie gedenken,
mit Gewißheit abzunehmen, daß darin der
Werth und die Bedeutung dieses Verkehrs der
Norddeutschen mit Rußland nicht bestanden habe;
Dieß aber ist es eigentlich was von Neuem durch
diese Abhandlung behauptet werden sollte, denn
daß eine oder die andere Waare der Art aus Asien

auf diesem Wege damahls, wie noch jetzt, zuweilen verführt worden sey, will man nicht abstreiten, wiewohl in den bisher aufgefundenen und so zahlreichen Schriften und Urkunden dergleichen nie erwähnt werden.

Es ist die Absicht in der Fortsetzung dieser Abhandlung die in jenen Urkunden erwähnten und von den Norddeutschen aus Rußland ausgeführten Waaren anzuführen. Nicht nur wird dadurch diese Behauptung bestätigt werden, sondern deren Erwähnung und die hinzugefügten Bemerkungen werden auch zur Förderung der Waarenkunde jener Zeit und zur Förderung der Sprachkenntniß führen. Dieß Unternehmen ist jedoch schwierig, da dieselbe Sache nicht nur zu verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Nahmen bezeichnet worden ist, sondern da die von den Deutschen gebrauchten Bezeichnungen von andern Völkern, besonders von den Russen, entlehnt und durch sie oft seltsam, verunstaltet worden sind. Wo die eigenen Kenntnisse abgehen, mögen andere mehr in den alten nordischen Sprachen Rußlands, Finlands, Litthauens u. s. Bewanderte die Dunkelheiten aufhellen; allein auch bey den unverständlichsten Worten, läßt sich doch aus andern Gründen immer angeben, zu welcher Gattung die Sache gehöre, und es läßt sich zuverlässig behaupten, daß unter dem dunkeln Worte keine morgenländische Waare begriffen sey.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Der Electromagnetismus, eine historisch-kritische Darstellung der bisherigen Entdeckungen auf dem Gebiete desselben, nebst eigenthümlichen Versuchen von Dr. C. H. Pfaff, Prof. d. Medic. u. Chemie an der Universität zu Kiel, Ritter v. Danebrog ꝛc. 288 Octavseiten 8 Kupfert. 1824.

Zuerst in dieser lehrreichen Schrift eine kurz
storische Darstellung der früheren Ansichten
Erfahrungen über das Verhältniß der Elec
zum Magnetismus, insbesondere in Beziehung
die Zurückführung derselben auf ein gemein
liches Princip. Man kennt schon die ältern
Mühungen Aepins u. a. ein solches Princip
zustellen, und nach demselben die analogen E
nungen der Electricität und des Magnetismu
einer mathematischen Construction zu unter
aber auf der andern Seite auch wieder die
de, nach denen v. Swinden, vor der
ckung des Galvanismus, sich einer solchen
tät beider Kräfte entgegenstellte, und welche
Franklin seinen Beyfall ertheilte, so da
die Autorität dieser beiden Physiker die Sa
lange Zeit entschieden zu seyn schien. Nach
vani's und Volta's wichtigen Entde
glaubten zwar mehrere Physiker neue A
zwischen der Electricität und dem Magneti
auch der Wirkungsform beider Kräfte, a
zu haben, aber in der Hauptsache war a
diese nicht viel gewonnen, bis durch Oe
glücklichen Fund, wie der Verf. sich ausdrückt, erst
neues Licht über den gegenseitigen Einfluß beider
Kräfte sich zu verbreiten anfing. Seit dieser Ent-
deckung, auf welche Hr. Oerstedt schon durch
frühere in seiner Schrift "Ansicht der chemi-
schen Naturgesetze (Berlin 1812)" aufgestellte
Ideen geleitet worden zu seyn behauptet, und wor-
über der Verf. einige Bemerkungen, so wie auch
über die Priorität, welche man in Rücksicht der
Thatsache selbst einem Hrn. Mojon und Ro-
manesi hat zueignen wollen, hinzufügt, haben
sich nun noch so viel neue Erscheinungen, Thatsa-
chen und Apparate, so wohl zur bequemsten Dar-
stellung dieser Erscheinungen, als auch zur Erläu-
terung der darüber aufgestellten theoretischen An-

sichten, hinzugestellt, daß eine Uebersicht dessen, was bis jetzt in dieser wichtigen Lehre vom Electro-Magnetismus geleistet worden war, und in vielen Journalen und kleinern Schriften nachgelesen werden mußte, allerdings sehr wünschenswerth war. Diesem Bedürfniß hat nun der Verf. durch eine allgemein faßliche und zweckmäßige Darstellung der bis zum Erscheinen dieser Schrift bekannt gewordenen Thatsachen und Ansichten (mit Weglassung der tiefer gehenden mathematischen Erörterungen, so fern sie auch in dieser Lehre bereits versucht worden, aber öfters auf selbst noch nicht hinlänglich ausgemachten Principien beruhen) auf eine mit Dank und Beyfall zu erkennende Art abgeholfen, indem er durch jenen populären Vortrag nicht allein der so großen Menge von Liebhabern der Naturwissenschaft, und andern, denen solche Kenntnisse sonst zu ihren Studien unentbehrlich sind, eine nützliche und interessante Lectüre verschafft, sondern auch durch die überall eingestreuten eigenen Bemerkungen und kritische Beurtheilungen dieser oder jener Ansichten, dem Physiker selbst einen Weg zu einer weitern Reihe von Versuchen eröffnet, wenn auch diese nur den Zweck erreichen sollten, einige zu voreilige Behauptungen gewisser Physiker in ihre gehörige Schranken zurückzuführen. Was nun das Historische der in dieser neuen Lehre bekannt gewordenen Thatsachen anbelangt, so wird man in S. 1-182. nichts Wichtiges vermissen, was durch die Hrn. Oerstedt, Gilbert, Ampère, Schweigger, Poggendorf, Seebek, Pohl, Davy, Raschig, Arrago, Erman, De la Rive, Faraday, v. Yelin, Pfaff, Schmidt u. m. a. in dieser Partie geleistet worden ist. Von S. 199 bis zu Ende dieser Schrift, Theorien des Electromagnetismus. Zuerst allgemeine Bemerkungen über die nöthige Erforderniß solcher Theorien selbst. Sey von einer mathemati-

schen Theorie die Rede, so verlange man vo nicht mehr, als daß sie die Erscheinungen des tromagnetismus zunächst nur als mannich Modificationen von Bewegungen auffasse. ge es ihr eine Fundamentalgleichung aufzu in welche alle Umstände, welche auf die Bew ihre Art und Größe, Einfluß haben, als mente eingehen, deren jedesmaliger Wert der Formel selbst genau bestimmbar, die Be selbst genau angebe, so habe sie unstreitig sprüchen Genüge geleistet, welche man an genannte mathematische Physik mache. eine solche mathematische Erklärung, die Formel für die Größenbestimmung der gen darstelle, bringe die physicalische. die Erscheinungen in ihrem großen und nen Zusammenhange mit dem ganzen darzustellen, und das Datum von welche thematische Construction ausgeht, selbst noch höher an dies Wesen der Naturkräfte anzuknüpfen, und so über das Qualitative in den Erscheinungen, Rechenschaft zu geben. (Unsere Meinung ist, daß wenn der Mathematiker nicht selbst schon von gewissen qualitativen Principien ausgeht, ihm auch die nöthigen Data fehlen, um die quantitativen Verhältnisse in den Erscheinungen zu entwickeln. Das Qualitative kann freylich nur eine Hypothese seyn, wie z. B. die Annahme einer magnetischen Circularpolarität um den Verbindungsdrath der Voltaischen Säule, oder auch die Annahme irgend eines Wirbels um jenen Drath u. dgl. Die darnach construirte mathematische Formel kann allen quantitativen Verhältnissen und beobachteten Bewegungen ein Gnüge leisten, und manche Physiker stehen dann in der Meinung, man habe das Wahre in der Sache gefunden, sind dann auch wohl geneigt, jene Hypothese selbst für Wahrheit zu halten. Aber man kann immer fragen, ist eine

solche Hypothese auch immer die einfachste die man bey dem Calcul zum Grunde gelegt hat? Ist sie vielleicht nicht noch geheimnißvoller löst, als die Phänomene, die man daraus abzu-leiten und zu construiren versucht? Wir möchten dieß z. B. von jener Circularpolarität, oder auch von jenen Wirbeln wohl behaupten. Wir haben uns durch vielfältiges Nachdenken davon überzeugt, daß durch einen oder vielleicht auch zwey einander entgegengesetzte Wirbel um jenen Verbindungs-drath die Phänomene des Electromagnetismus so gut construirt werden können, als durch jene Circularpolarität. Aber die Frage ist, welches sind die Kräfte oder Mechanismen (man denke nur an die Eulerische Theorie des Magnets) wodurch ein feines Fluidum einen solchen Wirbel beschreiben kann, wozu, wie zu jeder krummlinigten Bewegung, doch wenigstens zwey Kräfte erforderlich sind, und dann, warum geht ein solcher Wirbel immer nur in einerley Sinne um den Verbindungsdrath, wie bey jener Circularpolarität, warum wirkt auch diese nur immer nach einerley Richtung, warum zeigen die Pole der um den Drath angenommenen Elementar-Magnetismen nicht einmahl in der umgekehrten Ordnung u. dgl.? So lange diese Fragen nicht beantwortet, oder auf einfachere bereits bekannte Naturkräfte zurückgeführt sind, kann man eigentlich nicht sagen, das Geheimniß der electromagnetischen Erscheinungen aufgehüllet zu haben, worauf auch der Verf. in seinen mitgetheilten Bemerkungen selbst hinzudeuten scheint). Die verschiedenen bisher über den Electromagnetismus aufgestellten Theorien lassen sich nach dem Verf. auf folgende zurückführen. I. Electricität und Magnetismus sind ihrem Wesen nach identische Kräfte oder Thätigkeiten, oder in so fern man diese Thätigkeiten besondern Flüssigkeiten zuschreibt, electrisches

und magnetisches Fluidum sind ein ley, und zwar entweder ihrem Wesen und i Form nach ganz übereinstimmend, in dem S ßungsdrathe wie in dem gewöhnlichen Mag so daß in der Wechselwirkung solcher electri Ströme, die längs des Drathes sich bewegen, ähnlichen Strömen, welche einen Magnet sen auf dessen Axe umkreisen, die electromagneti Erscheinungen bedingt werden (Ampère's The rie), oder die Electricität hat eine eigene Bewegung in den Schließungs-Dräthen, den von denjenigen in den gewöhnlichen ten; in beyden seyen aber alle Wirkungen die gleichartigen anziehenden und ab Kräfte der entgegengesetzten Electricitäten (Oerstedts Theorie) oder die Electricit in dem Schließungsdrathe die magneti kungsform an; diese trete in demselben als versalmagnetismus hervor, sich dadurch von dem gewöhnlichen Ma der Magnetstäbe und Magnetnadeln, gen magnete sind (Prechtl's Theorie man's etwas modificirte eines diagonal netismus des Schließungs-Drathes. tricität und Magnetismus sin identische Kräfte, sondern die Au der entgegengesetzten electrischen Kräfte ßungsdrathe errege blos den Ma mus und entbinde ihn gleichsam, in Folge einer Veränderung des innern Zustandes der Körper, wo denn entweder in jedem Puncte des Umkreises des Leitungsdrathes beide Magnetismen zugleich, aber nach entgegengesetzten Seiten wirksam seyen, oder der Schließungsdrath sey von einer magnetischen Atmosphäre in zwey entgegengesetzten Richtungen umflossen und habe keine getrennten magnetischen Axen (Seebek, Raschig, Pohl), oder er sey auch mit vier magnetischen

[illegible], die unter vier bestimmten und von der [illegible]richtung des electrischen Stromes abhängigen Winkeln von einander abstehen (Quadripolarer Transversalmagnetismus) begabt. (Berzelius, [illegible]thaus, Munke), oder der Schließungsdrath [illegible] auch nur einen bipolaren Transversalmagnetismus. (Schmidt in Gießen.) [illegible] dieser allgemeinen Darstellung geht nun der [illegible] bey jeder Theorie in das Einzelne, erklärt [illegible] jede Annehmbares mit sich führt, aber auch [illegible] welchen Schwürigkeiten sie noch verknüpft ist, [illegible] äußert zuletzt, daß unter allen Theorien die [illegible]pèrische ihm noch am meisten gnüge, wiewohl [illegible] u. s. f. auch noch Schwürigkeiten in ihr zurückbleiben (denen wir, wenn es hier der Raum [illegible]stattete, auch noch mehrere hinzufügen könn[illegible]), so daß wir wenigstens Hrn. Amperes Theo[illegible] den Vorzug nicht ertheilen möchten. Da sie [illegible]nicht von Wirbeln frey ist, so gilt von ihr [illegible] was wir theils oben schon bemerkt haben, theils wird die Construction der Erscheinungen nach ihr um nichts einfacher, als nach andern Wirbeltheorien. Sollen einmahl solche Wirbel zu Hülfe ge[illegible]fen werden, so construiren sich nach unsern Unter[illegible]chungen die Erscheinungen am einfachsten, wenn man um den Verbindungsdrath zwey magnetische Wirbel (wenn man will zugleich mit einer progressiven Bewegung von einem Pol der Säule zum andern fortgehend, also spiralförmige Wirbel) sich gedenkt, einen + M wirbel und einen — M wirbel, beide nach entgegengesetzten Richtungen sowohl longitudinal (in Beziehung auf beide Pole) als auch transversal um den Drath sich bewegend. Um den Magnet braucht kein Wirbel angenommen zu werden, sondern bloß ein + M an dem einen Pole und ein — M um den andern, wie gewöhnlich. Aber wie gesagt, die Kräfte nachzuweisen, wodurch solche Wirbel entstehen, das bleibt immer

das Schwierige bey der Sache. Wir möchten immer Pohls Circularpolarität noch einen Vorzug vor der Amperischen Theorie ertheilen). Vor allem erhellet, wie auch der Verf. S. 284 bemerkt, daß wir trotz aller bisherigen Bemühungen noch weit von dem Ziele entfernt sind, uns einer möglichst einfachen Theorie der electromagnetischen Erscheinungen erfreuen zu können, und der Verf. fügt sehr richtig hinzu, daß uns die Natur der Electricität und insbesondere das wahre Verhältniß des + und − E selbst noch sehr im Dunkeln liegt.

Sulzbach.

Bey Seidel: Philipp Adam Ulrichs Lebensgeschichte beschrieben von Dr. Franz Oberthür. Zweyte, vermehrte und verbesserte Aufl. 1824. 584 S. in 8.

Schon vor 42 Jahren hat ein bereits zu den Unsterblichen übergegangener Mitarbeiter dieser gelehrten Anzeigen diese durch Inhalt und Darstellung ausgezeichnete Lebensbeschreibung eines edeln und um sein Vaterland hochverdienten Mannes nach Verdienst gewürdigt (Jahrg. 1783 S. 1949); und wir freuen uns dieser neuen Auflage, nicht bloß ihres lehrreichen Inhalts wegen, sondern auch als Gelegenheit, die Ungerechtigkeit, welche ehedem ihr Wesen mit dieser Anzeige getrieben hat, zurückzuweisen. Der damalige Recensent hatte den Helden des Verfassers nicht als Lobredner nach seinen ehrwürdigen Seiten allein dargestellt, sondern auch die Schattenseiten desselben aufgedeckt, besonders seinen nicht genug aufgeklärten Religionseifer, woraus seine häufigen öffentlichen Andachtsübungen, die vielen Missionen, zu welchen er den größten Theil seines Vermögens anwendete, die harten Büßungen, die er sich auflegte und die Verhöhnungen, die er sich selbst zuzog, geflossen sind. Wer also Lob und Tadel verbindet, verdient der nicht das Lob eines gerechten Beurtheilers? Wir kündigen daher ohne Bedenken die zweyte verbesserte Auflage dieses Buchs mit denselben Anerkennungen an, und wünschen den warmen Empfehlungen des Biographen, mit welchen er die patriotischen Tugenden des längst Verstorbenen begleitet, fruchtbare Eindrücke.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

130. Stück.
Den 15. August 1825.

London.

Bey W. Bulmer and comp.; Plants of the Coast of Coromandel, selected from drawings and descriptions presented to the hon. Court of Directors of the East India Campany by W. Roxburgh. Published by their order under the direction of the right hon. Sir J. Banks. Vol. III. 1819. — 98 gespaltene Columnen Text und Tafel 201 = 300. in Landkartenformat.

Gleich den früheren Bänden ist auch dieser in vier Heften zu 25 Tafeln erschienen, und nur auf das erste, höchstens die beiden ersten, scheint sich die angegebene Jahrszahl zu beziehen, da die letztren noch nicht einmal in Decandolle's Prodromus (von 1824.) benutzt sind. Das Aeußere ist wie in den früheren Bänden, d. h. Papier und Druck trefflich, die Zeichnung sehr mittelmäßig, um so schöner das Colorit. Auch die Behandlung ist in den beiden ersten Heften noch ganz die alte. Später scheint sich der Verf. einigermaßen mit dem natürlichen Systeme bekannt gemacht zu haben; und ist er bey diesem Studium auch nicht über Jussieu's Gene-

ra plantarum hinausgegangen, so hat doch besonders der karpologische Theil seiner Beschreibungen schon dadurch merklich gewonnen. — Wir wollen nun den Inhalt näher bezeichnen, und sollte unsre Anzeige das in diesen Blättern gewöhnliche Maaß etwas überschreiten, so möge der außerordentliche Reichthum neuer Formen und die Seltenheit des Werkes worin sie beschrieben sind, uns entschuldigen.

Tafel 201. Curcuma Cerumbet Roxb. Hiervon die Zedoaria longa, aber nicht auch die rotunda unsrer Officinen. — T. 2. Gratiola lucida. — T. 3. Gr. parviflora Roxb. — T. 4. Gr. rotundifolia. Das von Willdenow zu dieser Art gezogne Synonym von Rheede verweist der Verf. zu seiner Gr. integrifolia. — T. 7. Hippocratea arborea Roxb. In der Beschreibung werden die Antheren vierlappig genannt, in der Abbildung doch nur zweylappig dargestellt. — T. 6. Panicum squarrosum. — T. 7. Boswellia glabra Roxb. Gattungscharacter: Calyx five-toothed, inferior. Corol five-petalled. Nectary: a crenulate staminiferous cup, round the lower part of the germ. Capsule three-sided, three-celled, three-valved. Seed solitary, with a membranaceous wing. — T. 7. 8. Garuga pinnata Roxb. Diese Gattung unterscheidet sich von der vorigen, mit der sie sehr nahe verwandt ist, nur durch die im Pistill herrschende Fünfzahl (die aber in der Frucht zuweilen bis auf zwey reducirt erscheint) und die fleischige Frucht. Beide sind Bäume mit äußerst harzreicher Rinde, welche ohne Zweifel zur Familie der Amyrideen gehören, und, wenn man nicht diese ganze Familie als Gattung betrachten will, weder unter sich noch mit Schinus verbunden werden können. — T. 9. Hardwickia binata Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Cäsalpinieen. Die Blattform ganz wie bey

Hymenaea, der Blumenbau ähnlich wie bey Ceratonia; denn auch hier fehlt die Corolle (sicher nicht der Kelch, wie der Verf. will). — T. 10. Hopea odorata Roxb. Neue Gattung, welche mit Shorea, Dipterocarpus, Dryobalanops und Vateria eine neue sehr ausgezeichnete Familie bildet. Da Decandolle diese Familie noch nicht behandelt hat, da auf T. 12. auch eine Shorea (robusta Gaertn.) auf T. 13. auch eine Dipterocarpus (turbinatus Gaertn.) auf T. 88. auch eine Vateria vorkommen, und da Roth neuerlich über den Bau der Gattung Shorea Zweifel erregt hat: so erlaubt sich Ref. über den Character dieser Familie so weit er aus Roxburg's Abbildungen und Beschreibungen erhellt, hier einiges beyzubringen. Der Kelch scheint bald ein- bald fünfblättrig zu seyn, ja bey Shorea erscheint er sogar den Abbildungen gemäß in der Blume einblättrig, in der Frucht fünfblättrig mit übergreifenden Rändern. Vermuthlich ist er daher, wie bey vielen Pflanzen aus der großen Klasse der Malvaceen (wozu auch diese Familie gehören dürfte) in der That vielblättrig mit mehr oder minder verwachsenen Blättchen. Mit der Frucht pflegen diese Blättchen alle oder zum Theil fortzuwachsen und mehr als zwanzig Mal sich zu vergrößern. Während dieses Vorganges scheinen sie wenigstens bey Shorea sich bis auf die Basis zu trennen, so daß hier ein scheinbarer Calyx monophyllus in einen Calyx polyphyllus übergeht. Die Corolle ist gleichfalls fünfblättrig, und vermuthlich aestivatione contorta. Bey Hopea nennt Roxburgh sie fünftheilig; vermuthlich sind hier die Blättchen vermittelst der Staubfädenmembran zusammengeheftet. Bey Shorea Dipterocarpus und Vateria stehen gegen 30 Staubfäden und mehr frey auf dem Fruchtboden, bey Hopea aber nur 15, von denen fünf freye mit 10 paarweise zusammen verwachsenen so

abwechseln, daß die einzelnen vor den Petalen, die gepaarten zwischen denselben stehen. Die Antheren öffnen sich an der Spitze oder sind wenigstens geschnäbelt. Den Bau der Frucht und des Embryo hat Gärtner sehr vollständig dargestellt. Beym Keimen durchbricht das kurze Würzelchen der Shorea die Fruchthülle und wird auf den langen Stielen der Kotyledonen emporgehoben, während letztre noch in der Fruchthülle verborgen liegen, so daß man in diesem Zustande das Würzelchen selbst gar leicht für gespalten ansehen könnte. Bedenken wir nun, daß Roth (nov. gen. et spec. p. 221.) seiner Shorea robusta eine einblättrige Corolle und nur 14 Staubfäden zuschreibt, so ergibt sich, daß sie weit näher mit Hopea als mit Shorea verwandt sey, obgleich die herzförmige Gestalt der Petalen eine neue Art vermuthen läßt. — T. 11. Carallia lucida Roxb. Neue Gattung, welche R. Brown bekanntlich zu den Rhizophoreen rechnet. — T. 14. Bignonia suberosa Roxb. ist Millingtonia hortensis Linn. fil., welche sich zwar nicht durch die Frucht, auch nicht wie Brown will durch eine regelmäßige Corolle, aber immer noch bestimmt genug durch die lange, schmale Blumenröhre und besonders durch die gespornten Antheren von Bignonia unterscheidet. T. 15. Kydia calycina Roxb. und T. 16. K. fraterna Roxb. Neue Gattung, doch schon in Decandolles neuestem Werke. — T. 17. Careya herbacea Roxb. und T. 18. C. arborea Roxb. Neue Gattung zur ersten Ordnung der Polyandrie. Der Character ist: Calyx simple, fourtoothed, superior. Petals four. Berry with many seeds, scattered through its pulp. Unter den jetzt bestehenden Familien ist sie den Myrthaceen am nächsten verwandt, doch keine wahre Myrthacee. Auch lassen sich beide hier aufgestellte Arten kaum unter eine Gattung begreifen. Bey der ersten sind die äußern, bey der letzten die

innern Staubfäden der Antheren beraubt, erstre hat eine vierfächrige, letztre eine einfächrige Beere. — T. 19. Erythrina arborescens Roxb. und T. 20. E. resupinata R. — T. 21. Cylista tomentosa Roxb. — T. 22. Flacourtia inermis Roxb. — T. 23. Musa superba Roxb. Die Frucht ungenießbar. — T. 24. Terminalia procera Roxb. — T. 25. Mimosa Sundra Roxb. Von Acacia Chundra Roxb. bey Willdenow (spec. plant. IV. pag. 1078.) fast nur durch den Mangel der Glandeln zwischen den obern Fiederpaaren verschieden, also vermuthlich nur Varietät. — T. 226. Alpinia Cardomomum Roxb. Durch einen Druckfehler ist die Pflanze im Text Amomum Cardomomum genannt. Hiervon das Cardomomum minus der Londner Pharmacopöe. Hier, wie bey andern cultivirten Gewächsen, ist ein weitläuftiger Bericht über die Art der Cultur hinzugefügt, aber auch in desselben Verfassers flora indica wörtlich abgedruckt. — T. 27. Amomum Cardomomum. Wird von den Malayen statt der ächten Malabarischen Cardomomen benutzt. — T. 28. Globba pendula Roxb. — T. 29. Gl. orixensis Roxb. — T. 30. Gl. radicalis. Roxb. — T. 31. Scirpus tuberosus Roxb. Ist der Analyse nach eine Elaeocharis; aus Schina, und auch von Grosier unter dem Namen Pi - tsi erwähnt. Die Knollen dienen zur Nahrung und Arzney, sollen sogar bey Kindern, welche Geld verschluckten, das Metall im Magen auflösen. Dies nennt Hr. Dunkan in einem Schreiben an den Verf.: one of the most plausible virtues ascribed to the Pitsi. Doch, wer kennt nicht die Wunder der chinesischen Materia medica? — T. 32. Sacharum sinense Roxb. Soll in Schina die gewöhnlich cultivirte Art seyn; und man erwartet große Vortheile von ihrer Einführung.

da der härtere Stengel den Angriffen der Termiten und des Schakals weniger ausgesetzt ist. Der Verf. unterscheidet diese Art von seinem Saccharum officinarum durch rami paniculae verticillati und corolla trivalvis. Letztre Art soll ramos paniculae alternos und corollam univalvem haben. Auch erwähnt der Verf. nur bey erstrer Art der squamae hypogynae, doch ohne hierauf Werth zu legen. Ausdrücklich nennt er dagegen den Habitus beider Arten sehr verschieden. Vergleicht man hiermit die Beschreibungen des Sacch. officinarum von R. Brown, Kunth und G. F. W. Meyer, so liegt am Tage, daß das Sacch. sinense Roxb. nichts anders sey als das S. officinarum auctor., das S. officinarum Roxb. aber (welches in der flora indica genauer beschrieben ist) eine neue Art wenn nicht gar eine neue Gattung sey. — T. 33. Hydrophylax maritima. — T. 34. Trapa bispinosa Roxb. unterscheidet sich von Tr. bicornis mehr als von Tr. natans. — T. 35. *Porana paniculata* Roxb. — T. 36. Spermadictyon suaveolens Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Rubiaceen: Capsule inferior, one-celled, five-valved. Seeds five, lattice-arilled. Corol funnel-shaped. Stigma five-cleft. Aus der Beschreibung fügen wir noch hinzu: Frutex fragrans, foliis oppositis stipulatis. Capsula apice dehiscens. — T. 37. Morinda angustifolia Roxb. — T. 38. Cedrela Toona Roxb. — T. 39. Asclepias tingens Roxb. — T. 40. Asclepias tenacissima Roxb. Unsers Wissens die einzige Pflanze dieser Familie, aus deren Rindenfasern Seile verfertigt werden, und zwar, nach des Verf. Versuchen, die haltbarsten, die man kennt, da sie beynahe doppelt so viel tragen als Hanfseile. — T. 41. Stapelia umbellata Roxb. — T. 42. Burmannia disticha. — T. 43. Bam-

busa baccifera Roxb. Die Frucht im Durchmesser gegen drey Zoll breit und fast noch einmal so lang; die Analyse derselben leider höchst mangelhaft. — T. 44. Euryale ferox. — T. 45. Colebrookia ternifolia Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Labiaten; was wohl niemand aus dem ihr gegebenen Character vermuthen sollte: Aggregate: Common perianth imbricated. Proper beneath, fine-cleft. Corollets one-petalled, irregular. Germs four. Seeds from one to four. Receptacle naked. — T. 46. Gmelina arborea Roxb. — T. 47. Bombax heptaphyllum Roxb. — T. 48. Flemmingia stricta Roxb. — T. 49. Fl. semialata Roxb. — T. 50. Artocarpus integrifolia. — T. 251. Hedychium angustifolium Roxb. — T. 52. H. gracile Roxb. — T. 53. Alpinia costata Roxb. Hiervon leitet der Verf. das Cardamomum medium der Officinen ab, und in seiner flora indica nennt er die Pflanze sogar Alpinia Cardamomum medium, ohne des eignen Synonyms zu gedenken. — T. 54. Zingiber ligulatum Roxb. — T. 55. Millingtonia simplicifolia Roxb. So nennt der Verf. doch wohl zu voreilig eine neue Gattung, nachdem er, wie wir gesehen haben, die gleichnamige Gattung vom jüngern Linne zu Bignonia gezogen. Der Character ist: Calyx 3-leaved (and calycled). Corol 3-petalled, a nectarial scale on the inside of each. Germ. superior, 2-celled, cells 2-seeded. Drupe with one- or two-celled, two-valved nut. Seed solitary. Embryo curved and folded, with little or no perisperm, and curved inferior radicle. Die Gattung gehört zur ersten Ordnung der Diandrie, und nach des Verf. bestimmten Angabe zur Familie der Sapindeen. Doch deutet die Stellung der Nectarschuppen vor

den Petalen, die Ausbildung des discus hypo-
nus und die Gestalt des Embryo allerdings
eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Fam.
besonders mit der Gruppe der Dodonäaceen.
dessen scheint die Abweichung im Habitus und
den Zahlverhältnissen der Blumentheile doch
groß um die Verbindung zuzulassen. — T.
und 56. Corypha Taliera Roxb. — T.
57. Tacca integrifolia. — T. 58. Amoo-
ra cucullata Roxb. Neue Gattung aus
Familie der Meliaceen, zunächst verwandt mit
Guarea, aber verschieden durch fol. impari-
nata, durch das Vorherrschen der Dreyzahl in
Blüthe und Frucht (auch stigma trilobum),
durch die Gestalt des Nectariums, welches
kugelförmig. — T. 59. Podalyria bra-
ta Roxb. — T. 60. Heynea trijuga Roxb.
Gleichfalls neue, der vorigen sehr nahe
te Gattung, doch schon bekannt durch
Blätter und Stiele dieser Pflanzen
indischer Meliaceen haben einen eigent-
tern Geschmack, und schon ein geringer
schwefelsaurem Eisen zur kalten Infusion
Tinte. — T. 61. Sandoricum indic-
T. 62. Buchanania angustifolia Roxb.
Calyx 5-toothed. Petals 5. Nectary double:
the exterior a crenulate cup between the fi-
laments and germ; the inner 4 subulate bo-
dies on one side within the former. Germ
superior, one-celled, one-seeded; attachment
from the bottom of the cell to the apex of the
ovule. Drupe with a one-celled nut. Em-
bryo transverse, no albumen. Bekanntlich
Brown diese Gattung zu den Cassuvieen gezogen
und betrachtet das sogenannte innere Nectarium
als Rudimente mehrerer Fruchtknoten. — T.
Inocarpus edulis. — T. 64. Berria Am-
movilla Roxb. schon von Decandolle

[illegible]men. — T. 65. Brownlowia elata Roxb. Neue Gattung, nach dem Verf. aus der Familie der Malvaceen; Ref. hält sie für eine Tiliacee. Character: Calyx simple, 5-parted. Corol. 5-petalled. Nectary 5-leaved, between the numerous stamina and germ. Style and stigma simple. Capsules (from one to five) one-celled, 2-valved. Seeds one or two. Embryo erect, without albumen. — T. 66. Magnolia pterocarpa Roxb. — T. 67. Lepidagathis cristata. — T. 68. Pistia stratiotes. — T. 69. Gossypium herbaceum, worunter drey Hauptvarietäten in Rücksicht auf Form und Nutzbarkeit unterschieden werden. — T. 70. Xantochymus dulcis Roxb. Beide Arten dieser Gattung, so wie drey Arten der verwandten Gattung Garcinia, welche der Verf. keimen ließ, ist derselbe geneigt für monocotyledonisch zu halten. Und in der That hat die Keimung dieser Pflanze wie sie hier, und der Garcinia, wie sie weiter unten dargestellt ist, sehr viel ungewöhnliches. Der ganze Embryo besteht aus einem ovalen soliden Körper, von einem Gefäßbündel durchzogen, welches sich am spitzeren Ende des Embryo in das Würzelchen verlängert. Am entgegengesetzten Ende erscheint das Federchen, mit dichtanliegenden, alternirenden Schuppen bedeckt, obgleich die Blätter sich gegenüber stehen. An der Basis dieses Federchens erscheint aber noch ein zweytes Würzelchen, nach dessen Ausbildung jenes erstere absterben soll. Leider hat der Verf. die Keimung nicht bis zur Erscheinung des ersten wahren Blattpaares verfolgt. Sey aber der Embryo auch wirklich monocotyledonisch, gewiß ist er nach dieser Darstellung nicht endorrhizisch sondern exorrhizisch. — T. 71. Aërides multiflorum Roxb. — T. 72. Arum campanulatum Roxb. Gehört zu den häufig als

Nahrungsmittel gebaueten und geschätzten Pflanzen. — T. 73. Phoenix acaulis Roxb. — T. 74. Myristica aromatica, nach Exemplaren von den Banda-Inseln. Gedeiht vortrefflich in Bengalen, wo sie 1798 eingeführt ward. Im botanischen Garten zu Calcutta trugen einige Stämme dieser sonst diöcischen Pflanzen in ihrem achten Jahre männliche, in den folgenden Jahren weibliche Blumen. — T. 75. Musa sapientum. Abbildung und Beschreibung einer in der Provinz Chittalong angeblich wild wachsenden Pflanze, welche der Verf. für die Stammart aller in Ostindien cultivirten Bananen und Plantanen hält. — T. 276. Alpinia linguiformis Roxb. — T. 77. Amomum subulatum Roxb. — T. 78. Kaempferia ovalifolia Roxb. — T. 78. Dalrympelea pomifera Roxb. wozu der Verf. selbst Turpinia Venten. citirt. Nach dem Verf. zu den Rhamneen, aber eigentlich zu den Celastrinen gehörig. — T. 80. Willughbeia edulis Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Apocyneen. Character: Calyx 5-toothed. Corol hypocrateriform. Stigma capitate. Germ one-celled: ovules many, attached to two opposite parietal receptacles. Berry one-celled. Seeds few, nidulent. Embryo withont albumen. — T. 81. Echites grandiflora Roxb. — T. 82. Holigarna longifolia Buchanan. Neue, mit Magnifera nahe verwandte Gattung, obgleich die Frucht unter dem Kelche steht. Sie ist polygamisch, hat drey Griffel: an den kurzen Stielen der Blätter, welche denen der Mangifera indica übrigens ganz ähnlich sind, stehen zu beiden Seiten zwey pfriemenförmige, weiche Stacheln, welche den Uebergang zu den gefiederten Blättern der Summacharten zu bilden scheinen. — T. 83. Mallea begonifolia Roxb. Character dieser

neuen Gattung ist: Calyx 6- 8- toothed. Petals 6 - 8. (Filaments 8, inserted within the petals on a glandular hemispherical body, which crowns the germ.) Germ inferior, 2-celled. Cells oneseeded, attachment superior. Drupe with 2-celled nut. Embryo inverse, furnished with albumen. Soll sich nach einer Bemerkung des Verf. von Alangium nur durch die Zahl der Staubfäden und den innern Bau der Frucht unterscheiden; dürfte aber wohl eben so wenig zu den Myrthaceen wie zu den Onagrarien zu rechnen seyn. — T. 84. Xanthophyllum virens Roxb. und X. flavescens Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Capparideen. Calyx 5-leaved. Corol 5-petalled, sub-papilionaceous. Germ superior, pedicelled, one-celled. Ovula a few, on two opposite parietal receptacles. Berry one-seeded. Embryo transverse without albumen. — T. 85. Bauhinia Anguina Roxb. Nur an jungen Trieben ist die Blattform die gewöhnliche dieser Gattung, an ältern Zweigen ungefähr wie die Blattform bey Cercis siliquastrum. Der Embryo ist ziemlich stark gekrümmt. Daß aber dem Samen Albumen zugeschrieben wird, ist wohl ein kleines Versehen. — T. 86. Cynometra polyandra Roxb. Verdiente wohl eine eigne Gattung zu bilden, da sie durch flores polyandros, antheras integras und folia trijuga vom Character und Habitus der Gattung Cynometra abweicht. — T. 87. Sterculia alata Roxb. — T. 88. Vateria indica Roxb. — T. 89. Roydsia suaveolens Roxb. Neue Gattung: Calyx inferior, parted. Corol none. Stamina on a columnar receptacle. Germ pedicelled (above the insertion of the filaments) 3-celled, many-seeded. Stigma 3-cleft. Drupe one-seeded. Embryo erect, without albumen. Eine entschiedene Ver-

wandtschaft hat Ref. nicht auffinden können. Die Blätter stehend abwechselnd, sind völlig ganz und haben keine Afterblättchen. Die Eyer sind im innern Winkeln des Fruchtknotens befestigt und aufsteigend. — T. 90. Unona longiflora Roxb. — T. 91. Incarvillea parasitica Roxb. — T. 92. Orobanche acaulis Roxb. Ist doch wohl eigne Gattung mit prachtvoll gefärbter Korolle, und Glandeln unter den beiden innern Antheren. — T. 93. Congea tomentosa Roxb. Neue Gattung aus der Familie der Verbenaceen. Involucre few-flowered. Calyx tubular. Corol irregular. Stamina very long and distinct. Germ 4-celled, cells one-seeded, insertion superior. Berry one-seeded. Embryo erect, without albumen. — T. 94. Ambrosinia ciliata Roxb. — T. 95. Wallichia caryotoides Roxb. Eine Palma acaulis. Character: Spathe many-leaved. Spadix ramous. Male. Perianth proper oneleaved, entire. Corol 3-petalled. Female. Calyx double: exterior two-leaved; interior 3-parted. Corol 3-petalled. Berry 2-seeded. Embryo in the back of the seed. — T. 96. Quercus armata Roxb. und Q. castanicarpa Roxb. — T. 97. Modecca trilobata Roxb. Neue Gattung. Sie ist monöcisch, und die Frucht öffnet sich in drey Klappen; im Uebrigen ganz der Bau und Habitus von Passiflora. — T. 98. Garcinia Cambogia. Die Keimung ganz so dargestellt wie oben bey Xantochymus. — T. 99. Gynocardia odorata Roxb. Character: Male. Calyx 4-5-lobed. Petals 5, a nectarial scale over the base of each. Female. Calyx and Corol as in the male. Germ superior, one-celled: ovules numerous, on five parietal receptacles. Styles 5. Berry dry, one-celled, many-seeded. Embryo furnished with albumen: direction of the radicle various.

ne Zweifel zur Familie der Cappárideen gehö-
n, denen aber das hier vorhandene Zahlenverhält-
ß ganz fremd ist. Nähere Verwandtschaft glaubt
ef. mit den Bixineen zu finden. — T. 100.
usa glauca Roxb. Hat gleich der M. su-
rba keine eßbare Frucht. E. M.

Leipzig.

Bey Sühring: Vaticana iuris Romani frag-
enta, Romae nuper ab Angelo Maio detecta
edita, typis mandaverunt Ephemeridum quae
hemidis nomine publicantur editores. Editio
stigatior. 1825. XI und 80 S. in groß Octav.

Wer in diesem Buche eine von den Herausge-
m der Themis von Neuem besorgte verbesserte
usgabe der Vaticanischen Fragmente zu finden
aubt, wird sich eben so getäuscht finden, als
ecensent es war, da er diese auf dem Titel als
ne verbesserte Ausgabe angezeigte Schrift mit der
823 in Paris erschienenen G. A. 1824. St. 16.
wähnten Ausgabe dieser Fragmente verglich. Er
at dieß, weil er sehr begreiflicher Weise außer
n schon durch die Themis bekannt gemachten
erbesserungen von Keller, wenn gleich nicht von
utschen Rechtsgelehrten, so doch von französischen,
gänzungen und Berichtigungen des Textes dar-
zu finden erwartete. Allein schon die Vorrede,
lche die in der Pariser Ausgabe enthaltene von
ai unverändert wiedergibt, außer daß sie durch
uckfehler verunstaltet ist, und in der ersten Zeile
t der gallici typi "nostri" typi liest, stimm-
Recensenten zu der Ueberzeugung, daß der Buch-
dler das im Ausland erschienene Buch sich zu-
gnet habe, ohne die Ansprüche zu beachten, die
n ein deutscher daran hatte. (G. A. 1824. St.
). Und diese Ueberzeugung wurde durch das
de der Vorrede bestätigt, wo sich die spätern nach
Druck der ersten Ausgabe erschienenen Zusätze
Verbesserungen vorfinden, ohne in den Text

und in die Noten gerückt zu seyn. Rec. w sich daher schon begnügen unter der editio castigatior, einen nur von Druckfehlern gerei Abdruck der Pariser Ausgabe zu verstehn, w nicht der grobe, aber unbegreiflicher Weise in Pariser und Berliner Ausgabe p. 11. l. 6. aufgenommene Schreibfehler Mai's usufructo auch ihm wieder unangenehm sich gezeigt hätte. castigatior editio schien ein solcher Abdruck du nicht heißen zu können, und so mit ganz unbedigter Erwartung wünschte Rec. wenigstens den derungen, die man an einen getreuen Abdru machen berechtigt ist, Genüge geleistet zu s Jedoch auch diesem bescheidnen Wunsche mu entsagen, indem er einen Nachdruck fand, der ßer den schon in der Pariser Ausgabe sich häufig darbietenden handgreiflichen Fehlern noch eine bedeutende Menge ärgerer neu hinzugetretener zählt. Aus seiner Sammlung von mehr denn *Funfzig* oft lächerlichen Fehlern wählt Rec. nur *folgende* aus, indem er schon durch diesen Beytrag Jeden vor dem Ankauf eines so schlechten Nachdrucks hinlänglich gewarnt zu haben glaubt. efferat st. offerat in der Berliner Ausgabe p. 1. l. 12; nisi st. vini B. A. p. 4. l. 14; num st. eum B. A. p. 35. l. 26. si st. id B. A. p. 55. l. 13; auctorum st. actorum B. A. p. 70. l. 10. nobis st. vobis B. A. p. 80. l. 24.

Frankfurt a. M.

Bey J. D. Sauerländer: Moseh, wie er sich selbst zeichnet in seinen fünf Büchern Geschichte. Von Wilh. Friedr. Hufnagel. 1822. 45 Seiten gr. 8.

Man würde sich irren, wenn man aus dem Titel dieses Buchs schließen wollte, daß der Verfasser desselben die durchgängige Echtheit und Glaubwürdigkeit des Pentateuchus annehme und unter dieser Voraussetzung das Leben, den Geist und Cha-

ter Moses darstelle und erläutere. Er hat sich vielmehr durch ein psychologisches und kritisches Studium jenes Werks ein Bild von Moses gemacht und bestimmt daraus, was er habe schreiben, thun oder nicht thun können, wirklich geschrieben und gethan habe oder nicht. Er beruft sich aber auf andere Gründe, um die Ursprünglichkeit und Glaubwürdigkeit gewisser Stellen und Abschnitte oder das Gegentheil darzuthun. Er behauptet daß die Grundlage des Werks zwar von Moses sey, daß aber Vieles von andern Händen hinzugesetzt, weggelassen, versetzt, in Unordnung gebracht sey, und daß manche Stellen einander widersprechen. Das Alles leistet er nicht in einer besonderen Abhandlung und Untersuchung, sondern er webt es an den gehörigen Orten in die Geschichte und Darstellung selbst ein. Er schenkt uns ein großes erhabenes Bild von seinem Helden, er rettet ihn glücklich von manchen Vorwürfen, er stellt ihn in seinem und seiner Zeiten Geist und Umgebungen dar, aber er wascht ihn nicht von allen Flecken rein. Er erklärt, wie er sich entwickelte und bildete, löst manche Räthsel in seiner Geschichte auf, aber das Unbestimmbare will er nicht bestimmen und läßt Manches in seinem Dunkel stehen. Das Buch ist geistreich, lebendig, mit großer Originalität des Stils, die nur zuweilen das Verstehen erschwert, und enthält viel Neues und Eigenthümliches. Durch überraschende Combinationen und Vergleichungen der Denkarten und Sitten verschiedener alter und neuer Völker wird Manches erläutert. Die Etymologieen und die Zusammenstellungen ähnlicher oder gleicher Wörter in mehreren verschiedenen, alten und neuen, Sprachen sind nicht selten zu weit hergeholt. Was vom Geiste des mosaischen Gesetzes und von der Beschneidung vorkommt, verdient vorzügliche Aufmerksamkeit.

Philadelphia.

Bey H. C. Carey und J. Lea: Elements of

Therapeutics and Materia medica. To whi[illegible] are prefixed two Discourses on the history [illegible] improvement of the Materia medica, origin[illegible]ly delivered as introductory Lectures. By [illegible] Chapmann, M. D. Professor etc. Third [illegible]tion, enlarged and revised. Vol. I. XVIII [illegible] 492 S. Vol. II. VII u. 548 S. 8.

Nicht die eigentliche allgemeine Therapie, [illegible] der Titel zugleich erwarten läßt, sondern nur [illegible] sogenannte practische Arzneymittellehre enthält [illegible] Werk. In dieser Arzneymittellehre aber sind [illegible] Mittel nach den Wirkungen eingetheilt, und es wer[illegible]den nach vorausgeschickter Abhandlung über die [illegible]schichte und die weitere Ausbildung der Materia [illegible]dica, so wie über die Wirkung der Arzneymittel [illegible] die in der Arzneymittellehre zu befolgende Classifi[illegible]tion im ersten Theile die Brechmittel, Purgi[illegible] Klystiere, die harntreibenden, lithontriptischen, [illegible]phoretischen und die Menstruation beförder[illegible]tel, im zweyten die auswurfbefördernden, [illegible]benden und Zugmittel, die excitirenden, narcotischen, krampfstillenden, tonischen und adstringirenden Mittel abgehandelt. Ueber diese bekannte Eintheilung möchte es überflüssig seyn, hier sich weiter auszulassen. Auch kann es bey einem Werke der Art der Plan unserer Anzeigen nicht erlauben, das was gegen die Stellung einzelner Mittel und des Verf. Ansicht von ihrer Wirkung und Anwendung zu erinnern ist, näher anzugeben. Doch gestehen wir dem Verf. gern zu, daß er, obgleich ihm die Kenntniß mancher literarischen Hülfsmittel abging, und er selbst, als er zu seiner Arbeit schritt, noch nicht einmal Murray's Apparatus medicaminum zu Gesicht bekommen hatte, doch viel Gutes über einzelne Mittel gesagt, [illegible] manche neue Ansichten und Entdeckungen über [illegible] Wirkung der Mittel mit Discretion aufgenommen, und auch, wo ihm eigne Erfahrung fehlte, offen und bescheiden seine Zweifel geäußert hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.
Den 15. August 1825.

Leipzig.

Bey Gerh. Fleischer: Handbuch des Königl. chsischen Lehnrechts von D. C. S. Zachariä. eyte vermehrte Ausgabe, herausgegeben von D. F. Weiße und F. A. v. Langenn. 1823. XII 416 Seiten in Octav.

Der veränderte Wirkungskreis des ursprünglichen fassers, Herrn Geh. Hofr. Zachariä in Heidel-, veranlaßte, daß nach dessen Wunsch die neue gabe eines Buchs, welches auch außerhalb Sach- mit Recht allgemein geschätzt wird, Hrn. Ober- richtsrath Weiße übertragen wurde; diesen un- tzte bey seinem Unternehmen ein damaliger ge im Oberhofgericht, Herr von Langenn, wel- seitdem in das Oberappellationsgericht versetzt e. Die Einrichtung des Buchs im Ganzen, on den jetzigen Herausgebern nicht verändert, einzelne Abschnitte aber sind theilweise um- eitet und besonders durch viele Zusätze berei- worden, die das Ganze ungefähr um 100 Sei- vermehren. Die erste Ausgabe zeichnete sich nderen Bearbeitungen des deutschen particu-



lären Lehnrechts, durch die Vollständigkeit eben so sehr als durch die wissenschaftliche und zugleich [illegible] tische Behandlung des Stoffs aus, und war [illegible] eines der ersten Bücher über einzelne Landes[illegible] in welchem historische Hülfsmittel für Wissenschaft und Praxis gehörig berücksichtigt wurden; die [illegible] lichen Vorzüge gelten im vollesten Maaße auch von dem was jetzt hinzugekommen ist. Die Nachrichten von dem neuesten sächsischen Lehenrecht, die man hier findet, bewähren auch für unsere Tage, was man schon seit dem 16ten Jahrhundert in der sächsischen Gesetzgebung über das Lehenwesen wahrnimmt, daß sie das Institut fortwährend dem Zeitbedürfniß gemäß fortzubilden, und die Praxis in diesem Sinn zu fixiren verstanden hat. Das Sächsische Lehenrecht, ohnehin so wichtig für alle deutschen Lehnsinstitute, verdient auch von dieser Seite betrachtet, außerhalb Sachsen genauer ge[illegible] zu werden, als es der Fall zu seyn scheint, [illegible] von denen, welche einen Einfluß auf die [illegible]gebung haben. So haben, um nur eines der wichti[illegible] geren hieher gehörigen Verhältnisse zu berühren die Grundsätze welche man über die Verpflichtun[illegible] der Descendenten durch die Handlungen ihrer V[illegible] ter, über die Wirkungen der Mitbelehnschaft un[illegible] über die Reversalen angenommen hat, welche d[illegible] Mitbelehnten bey ihrer Aufnahme in jene aus[illegible] stellen pflegen, die nachtheiligen Wirkungen gr[illegible] tentheils beseitigt, welche man in der neueren [illegible] als Gründe angegeben hat, weshalb das Lehnsin[illegible] tut überhaupt völlig verwerflich sey, während m[illegible] anderwärts einer neuen und völlig unhalt[illegible] Theorie von der Natur der Lehenssuccession [illegible] gend, alle Lehen den Fideicommissen gleichzu[illegible] gesucht hat, wozu sie, nach der gewöhnlichen [illegible] schaffenheit der verliehenen Gegenstände, im A[illegible] meinen gewiß nicht geeignet sind, und wieder i[illegible] dern Ländern durch das Schwanken zwischen [illegible]

Theorie und dem alten echten Lehenrecht, ein Zu-
tand völliger Unsicherheit der wichtigsten Rechts-
erhältnisse eingetreten ist. — Zu den Abschnitten
welche durch die Bemühungen der jetzigen Heraus-
eber an Reichhaltigkeit vorzüglich gewonnen ha-
en, gehören die Lehren: von der Lehnsfähigkeit
es Bürgerstandes S. 72, von der Successionsfä-
igkeit der Mantelkinder S. 101, der Entstehung
er gesammten Hand S. 111, der Anwendung be-
onderer Successionsordnungen S. 150, der Lehen-
erichtbarkeit S. 177 und 308, den Ritterpferds-
eldern S. 186, der Veräußerung des Lehens S.
16, dem Lehensquantum S. 233, den Lehensschul-
en S. 252 und der Vererbung des Lehens S. 303.

K. F. E.

Altona.

In der Expedition des Mercurs: Ueber die Ent-
ehung, den Fortgang und die gegenwärtige Ein-
ichtung der in den nördlichen Provinzen des Kö-
igreichs der Niederlande errichteten Armen-Colo-
en. S. 88. 1825 in Octav.

Diese uns zugekommene Schrift verdient der
ußlichsten Beachtung empfohlen zu werden. Schon
nge ist es auf verschiedene Weise versucht worden,
n durch ihre eigene Schuld oder auch ganz un-
rschuldet Verarmten nicht nur eine Unterstützung
reichen, sondern auch, in so fern es möglich
ar, durch Belebung ihrer Thätigkeit, deren Be-
hnung, durch angewöhnte Ordnung die Versun-
nen zu einem besseren Wandel zu führen, ihnen
d ihren Kindern besonders eine angemessenere
ichtung zu geben. Die allgemeinen und örtlichen
menpflegen haben vermittelst der Werk-, Arbeits-
d Waisenhäuser, vermittelst der Zwangsarbeits-
stalten für unverbesserliche Bettler und Läuflin-
u. s. Manches versucht, welches theilweise auch

gelungen ist: den verdienten Vorstehern dieser Anstalten zu nahe zu treten, wird nicht beabsichtigt; allein es wird im vorliegenden Büchlein zufolge der ins Einzelne gehenden Berichte und Rechnungen überzeugend dargethan, daß in diesen neuen Armen-Colonien, nicht in engen und dumpfen Räumen, sondern durch den Anbau wüster Landstrecken, die Gewöhnung zu Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Sitte dieser gesunkenen und verwahrlosten Menschen, unter der Aufsicht und Leitung würdiger, dem Geschäfte sich hingebender Mitbürger, schnellere Fortschritte zum Ziel gemacht worden sind, die zugleich mit geringerem Aufwande für die Folge verbunden seyn werden, als die früher gewählten Mittel.

Seit dem J. 1818 hat eine Gesellschaft in dem nördlichen Theile des Königreichs, durch frommen Sinn vereinigt, sich zu solchem Zwecke zusammengethan; das Unternehmen gedeiht nun schon in das siebente Jahr, und es hat solches Vertrauen gewonnen, daß mehrere Vorsteher von Gemeinden und bisherigen Verpflegungs-Anstalten der Armen es gerathen gefunden haben, Verträge mit der Gesellschaft abzuschließen, da sie, bey demselben Aufwande, in den Colonien Mehrere zu versorgen und dieselben Zwecke besser zu erreichen vermochten, als auf die bisherige Weise.

Die Vorbereitung der wüsten Strecken zum Ackerbaue geschah vornehmlich durch Kalk und Mergel, dann durch zweckmäßige Anwendung der Arbeit der Anbauer; acht solcher Colonien sind im Gange, zwey andere noch in der Anlage, sie sind zusammenhängend angelegt, unweit der kleinen Stadt Steenwyck, wo die Grenzen der Provinz Drenthe mit denen von Over-Yssel und Gröningen zusammenstoßen; die Zahl der Haushaltungen in den verschiedenen Colonien ist verschieden, je zwölf bilden aber stets eine Section, die ihren Vorsteher hat. [illegible]

Director sämmtlicher Colonien war in den ersten Jahren der um das Ganze hochverdiente General van der Bosch, jetzt ist es Herr Visser. Schon werden 12000 Aeltere und Jüngere hier nicht nur versorgt, sondern auch aus der Verwilderung zu einer geordneten und sich belohnenden Thätigkeit geführt und an ein besseres gesitteteres Leben gewöhnt, den Kindern wird der Unterricht in den Schulen ertheilt, fromme Prediger sorgen bey Allen die christliche Lehre unter ihnen zu befestigen. Dieß aber geschah zu einer Zeit, wo die Sache, bey den äusserst niedrigen Preisen der gewonnenen Stoffe, mit unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Alles, was bisher in ähnlicher Beziehung an andern Orten geleistet worden ist, scheint, was sowohl den Umfang, als die Einrichtung des Zwecks betrifft, mit dem hier Geleisteten nicht füglich verglichen werden zu können. Wir fordern unsere Leser auf, der kleinen Schrift alle Aufmerksamkeit zu schenken, da es dem Zweck dieser Blätter nicht angemessen ist, der Neigung zu folgen und einen vollständigen befriedigenden Auszug davon zu geben; auch bezweifeln wir nicht, daß das Ganze fortwährend gedeihen werde, so lange der Geist sich erhält, der ihm das Leben gegeben hat. Allerdings ist die Verwaltung sehr verwickelt, viele Ober- und Unteraufseher, viele Vorschüsse, Ausgaben, verschiedene Rechnungsführungen sind erforderlich; nur solche Vorsteher mit solchen Eigenschaften begabt, können für die Dauer des Ganzen bürgen. Auch ahme man nicht blindlings nach, das Vortreffliche ist eben, daß die Anstalt ganz dem Eigenthümlichen des Landes angemessen ward; jedes Land kann nur auf seine besondere Weise diesem Muster nachstreben. Aller Orten gibt es zwar wüste Strecken, aber nicht aller Orten wird dieser fromme Sinn, verbunden mit so viel Verstand, Aufopferung und Beharrlichkeit gefunden

werden. Dem Einwand einer bald zu besorgenden Uebervölkerung im Innern dieser neuen Anlagen ist dadurch begegnet, daß keine Heirath in denselben gestattet wird, bevor nicht ein Haushalt eingegangen ist.

Die freywilligen Beyträge der Glieder der Gesellschaft haben in der letzten Zeit sich in Etwas vermindert; große Auslagen waren indeß zu Anfang zu machen, die freylich in der Folge beym Gedeihen des Ganzen gedeckt wurden, oder gedeckt werden. Aber welches Land wird sofort, wie es hier der Fall war, bereit seyn, einer ähnlichen Anstalt so viel Zutrauen zu schenken, daß Anleihen, zum Belaufe von drittehalb Millionen Gulden, sogleich zu erhalten stehen? Tadel und Bedenklichkeiten hat das Unternehmen auch im Lande veranlaßt; die Gesellschaft hat bisher durch die Erweiterung und das zunehmende Gedeihen dieser Anlagen allein geantwortet. Verschwindet der Geist, der das Ganze belebt, so wird auch diese Anstalt untergehen; was dauert ewig unter den Menschen? Die noch so klüglich ausgesonnene Form, kann den fehlenden Geist nicht ersetzen. Freuen wir uns des jetzigen guten Gedeihens, mögen die Nachkommen das Ihrige thun. — Dem ungenannten Verfasser wird jeder Wohlwollende für die bewiesene Sorgfalt in der Mittheilung den Dank nicht verweigern.

G. S—s.

Königsberg.

Gedruckt bey Hartung: Dissertationis de magistratibus ordinis Teutonici in Borussia, Pars prior, quam scripsit Frid. Guil. Schubert etc. die der Verf. pro venia legendi den 28. Junius 1820 zu Königsberg vertheidigte, und auch mit dem Titel versehen ist: Diss. hist. chronologica de gubernatoribus Borussiae seculo decimo tertio. Lipsiae, 1820. 8. litteris Staritzii.

Wie Vieles hier zu berichtigen war, geht

aus dieser kleinen 64 Seiten starken Schrift hervor, welche die Früchte der angestrengtesten Nachforschungen dem Leser vorlegt. Während dieser frühern Zeit, auf welche sich der Verfasser hier beschränkt, waren die Untersuchungen besonders schwierig, und die Irrthümer, in welche die Vorgänger verfallen waren, nur zu häufig. Der Verf. hat mit Recht, wenn die Sache durch unbezweifelt echte gedruckte oder ungedruckte Urkunden zu entscheiden war, diesen stets den Vorzug gegeben; fehlten diese, so sind die Aussagen der Schriftsteller verglichen, geprüft und danach die Entscheidung gegeben worden. Wie Vieles hier ungewiß war, werden die Freunde solcher Untersuchungen beym Lesen dieser Schrift leicht abnehmen, auch hat der Verf. längst schon die Belohnung gefunden, welche eine solche Schrift, die erste, so viel wir wissen, mit der er auftrat, zu fordern schien. Der Leichtsinn, mit welchem nahmentlich Kotzebue zu Werk gegangen war, erhellet leider nur zu sehr aus dieser, wie aus der früher angezeigten Schrift, der Chronik Lindenblatts. Niemand hat aber auch wohl bisher die ungedruckten Schätze, die sich auf diese Geschichte beziehen, in solchem Umfange besessen und sie mit so viel Einsicht und Kenntniß benutzt, als der Verf. und dessen Amtsgenosse Joh. Voigt. Die Folge der Beamten ist diese, außer den Hochmeistern der Zeit, werden die Landmeister in Preußen, die Stellvertreter Jener in Preußen und Livland, die Stellvertreter des Landmeisters in Preußen, die Comthure der verschiedenen Provinzen dieses Landes und dessen Bischöfe aufgeführt. Vier merkwürdige lateinische Urkunden von den J. 1261, 1296, 1360 u. 1300 sind angehängt; die ersten drey sind von dem Bischof oder der Kirche in Samland, die letzte aber von dem Landmeister in Preußen ausgestellt, alle sehr wichtig wegen des Verhältnisses der einheimischen Grundbesitzer zu den Eroberern, wegen des Lehn- und Erbrechts im Lande.

G. S—s.

London.

Bey Longmann: The annual biography and obituary, for the year 1817. Vol. I. 1817. 8. XIII. 606. Bd. II. v. 1818. V. 464. B. III. v. 1819. V. 512. B. IV. v. 1820. VIII. 468. B. V. XII. 464. B. VIII. V. 473 Seiten. u. s. w.

Es ist diese Schrift in England, was die Zeitgenossen in Deutschland sind, aber sie gibt zugleich jedes Jahr eine biographische Todtenliste von dem Vorjahre. Doch, was uns selten begegnet, die deutsche Schrift ist besser und ohne Vergleich besser als die Englische. Man mag blättern, wo man will, man findet nur Zerrbilder. Es bedurfte z. B. bloß die Zeitungen abzuschreiben, um von dem Leben und von dem Tode der Prinzessin Charlotte mit der Liebe u. mit dem Schmerz zu schreiben, wovon ganz England für die junge seelenvolle Fürstin durchdrungen war. Aber hier sind alle die bekannten Züge von ihrer Herzensgüte, u. ihrem Haß gegen Schmeicheleyen, von ihrer Häuslichkeit und ihrem Zartgefühl verwischt, und von ihrer Vermählung bis zu ihrer Niederkunft gähnen bloß die Worte den Leser an: "In einer ehelichen Verbindung wie diese, wo zwey Herzen in Einigkeit zusammenschlagen (beat together) und keiner schlechten und schmutzigen Berechnung erlaubt ist, dazwischen zu kommen, gingen die Stunden eilig und fröhlich weg. — Die Lebensbeschreibung Englischer Staatsmänner ist dadurch sehr schwer, weil man dort mit den werdenden Staatssachen desto geheimnißvoller ist, je offenkundiger man mit den gewordenen seyn muß, wogegen die Franzosen in der Revolutionszeit und in ihrer gegenseitigen Erbitterung alles ausgeschwatzt haben, was sie von einander und von ihren Staatssachen wußten. So ist es auch mit Dumouriez namentlich gegangen; aber hier soll er an dem Ausbruche des Krieges nicht Schuld seyn, und der König Ludwig XVI. ihn gewollt haben. Mit gelehrten Sachen geht es eben so: von Ricardo's staatswirthschaftlichem Werk wird gesagt, daß es tief gedacht und meisterhaft verfaßt sey, die Gedankenfolge gehe von wenigen lichtvollen Grundsätzen aus, wovon der eine so folgerecht, wie der andere sey. Und weiter nichts, kein Wort von dem was Ricardo will, worin er neu, oder eigenthümlich ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. 133. Stück.
Den 18. August 1825.

Paris.

Bey Didot: Recherches sur plusieurs points de l'Astronomie égyptienne, appliquées aux monumens astronomiques trouvées en Egypte: par J. B. Biot, Membre de l'Académie des Sciences, Astronome adjoint au Bureau des Longitudes etc. 1823. XL u. 313 S. Octav. Mit zwey Kupfertafeln.

Gegenwärtige Recherches enthalten eigentlich zunächst ein Mémoire für die Pariser Academie der Wissenschaften, über den kreisförmigen Thierkreis zu Denderah, und erschienen fast zu gleicher Zeit mit Halma's Schrift, die indessen hier noch nicht benutzt zu seyn scheint. Hr. Biot betrachtet die Thierkreise wieder aus einem andern Standpuncte, und sucht mit vielem Scharfsinne und Gewandtheit durch mathematische Combinationen Aufschlüsse zu erhalten. In dem Avant-propos klagt er sich über Widersprüche, welche er über seine Ansicht erfahren habe. Diese können indessen doch nur die Hypothese selbst, nicht seine Arbeit getroffen haben. Ref. schätzt Hrn. B's Einsicht,

muß aber doch, ohne als Gegner des Verfassers auftreten zu wollen, ebenfalls seine Ueberzeugung aussprechen, daß nur der dem Resultate beystimmen wird, welcher die Prämissen anerkennt. Wäre bloß von einer mathematischen Deduction die Rede; so wäre kein Widerspruch möglich. Da aber die ganze Untersuchung von Auslegung der Hieroglyphen ausgeht, welche nach dem Geständnisse der Alten selbst, eine vielfache Deutung erlauben; so wird auch der wohlwollendste nur wahrscheinliche Aufschlüsse erwarten. Dem Plane der Anzeigen gemäß führt Ref. nur Einiges an, um unsern Lesern die Idee und den Gang des Verfassers deutlich zu machen. Nach Hrn. Biot liegen bey dem kreisförmigen Thierkreise genaue mathematische Abmessungen zum Grunde, welche aber nur durch die Hieroglyphen so verstellt dargestellt sind, daß man sie nicht so leicht auffinden kann. Die ganze Arbeit ist nach dieser Voraussetzung eine Projection um den Nordpol des Aequators, in welcher die Sterne durch ein Alignement aufgetragen sind. Da man bey zwey gegebenen Sternen, Länge, Breite und ihre Entfernungen vom Widderpuncte weiß, so läßt sich durch diese Elemente und die an dem Monumente selbst gemessenen Abweichungen dieser Sterne, die Lage des Pols, die nicht ausgedrückt ist, an dem Thierkreise vermittelst zweyer Dreyecke bestimmen. Hr. B. wählt dazu die Sterne Arcturus, Antares, Fomalhaut und Scheat. Aber wie finden sich diese an dem Denkmale, da man bekanntlich wohl Sterngruppen theilweise auf demselben bemerkt, nirgends aber Spuren von den Gestalten, wie man sie an dem Himmel zu sehen gewohnt ist? Hr. B. antwortet: zwischen den Figuren der Jungfrau und der Wage findet man eine Menschengestalt mit einem Stierkopfe, und obgleich dieselbe mehrmal vorkömmt, so kann sie doch hier ihrer Lage und Gestalt nach wahrscheinlich nur de

Bootes, oder vorzugsweise Arcturus bedeuten. Eine andre Menschen- oder eigentlicher Satyrgestalt unter der Wage in einiger Entfernung vor dem Scorpion hält in der einen Hand einen kleinen Stern, welcher auf dem Monumente selbst die Gestalt eines Herzens haben soll, obgleich andre in demselben eine Schale haben erkennen wollen. Auf alle Fälle sey es eine bedeutende Figur, weil offenbar die Wage deshalb von ihrer Stelle mehr nach dem Mittelpunct, (dem Pol zu) gerückt worden sey. Der Scorpion selbst stehe aber auf dem Monumente zu weit entfernt von der Jungfrau, also Antares zu weit von der Spica. Wenn man aber die Figur betrachte, welche die Sterne des Scorpions am Himmel machen, so bemerke man dabey eine auffallende Aehnlichkeit mit der neben dem Scorpion stehenden Satyrfigur auf dem Monumente. Dieselbe finde sich auch überdieß auf dem viereckigen Thierkreise. Wenn also Antares (das Herz des Scorpions) auf dem Monumente vorkommen soll; so müsse es dieses kleine Sternchen in Herzgestalt seyn. Auf ähnliche Weise wird der Ort von Fomalhaut aufgesucht. Der Wassermann mit dem südlichen Fische, (der aber mehr die Gestalt, nicht die wirkliche Lage und Größe, wie in unsern Charten, ausdrückt) ist deutlich. Unter und neben demselben, aber auf der andern Seite finden sich, wie an mehreren Orten, 12 regelmäßig in drey Reihen geordnete Sterne, welche nach Hrn. B. nicht ohne Bedeutung seyn können. Noch mehr aber, der einzelne entfernter stehende neben einer Hieroglyphe, welcher sich an der Stelle finde, wo nach astronomischen Gründen Fomalhaut stehen müsse. Deswegen nimmt ihn Hr. B. dafür an. Eben so wird auch die Stelle von Scheat bestimmt, nämlich durch die Figur eines Rechtecks mit drey wellenförmigen Linien, welches das Rechteck des Pegasus ausdrücken soll, und eine darnebenstehende

Menschengestalt mit einem Sterne am Haupte, welcher ebenfalls auf den Ort treffe, wo Sch… auf den Sterncharten stehen müsse. So sucht nun Hr. B. durch diese Elemente und durch Auflösung der genannten Dreyecke, daß durch diese 4 Sterne die Länge des Weltpols im Mittel für 1750 angenommen werden müsse 124°, 57′, 25″, und die Breite 64°, 29′, 52″. Für diese finden sich aber keine bedeutende Sterne in der Nähe, β. Urs. min. ist um 6°, κ Dracon. um 5° auf der entgegengesetzten Seite davon entfernt. Nähme man nun in der Breitenbestimmung des Pols einen möglichen Fehler von 2° an, so könnte man nach Hrn. B. das Mittel dieser beiden Sterne, oder ungefähr 66°, 28′, 38″ für die Breite des Weltpols die Länge wie oben im Jahr 716 vor unserer Zeitrechnung annehmen, wofür er später 700 setzt. Mit einer ähnlichen Projection nach demselben Maßstabe auf durchsichtiges Papier, auf welche Länge und Breite aufgetragen werden müßten, findet Hr. B. noch Bestimmungen der übrigen Symbole des Thierkreises; wovon Ref. nur noch einiges ausheben will. In zweyen von den nicht ungewöhnlichen Sternanhäufungen, welche er selbst verworren nennt, glaubt er auch die Pleiaden und Hyaden zu entdecken. Die letzten auch besonders deswegen, weil unter diesen Sterngruppen auf dem Monumente aber in dem Alignement der Hyaden die Figur eines Schweins vorkomme, was nach St. Martin eine Anspielung auf den Namen ὑάδες seyn könne. Diesen letzten Grund hätte Ref. nicht erwartet, theils weil die sonderbare Erklärung durch die Unkunde der Römer entstanden ist und Hr. B. Cicero's Tadel seiner Nation kennt, theils, wenn sie auch zulässig wäre, nur griechische Ideen, aber keine ägyptische zum Grunde liegen könnten. Daß der Krebs nicht an seiner Stelle, sondern über dem Löwen gesetzt sey, scheint nach Hrn. B. geschehen

zu seyn, pour signaler quelque circonstance importante. welches vielleicht selbst durch die emblematische Figur angedeutet werde, in der Ordnung der Zeichen an der Stelle des Krebses, wovon Hr. Letronne eine befriedigende Erklärung gibt, die wir schon früher angeführt haben. Eben so findet er Sirius angedeutet durch einen Lotusstengel mit einem Sperber auf dessen Spitze, (den Herr Halma für einen Scepter und die ganze Figur für ein Sinnbild der Sonne nimmt) und die daneben liegende Stierfigur mit einem Sterne zwischen den Hörnern. Weil ferner unter dem Löwen südwärts eine ansehnliche Gruppe von Sternen mit emblematischen Figuren und Hieroglyphen verbunden steht, in der nördlichen Hemisphäre aber kein Bild vorkömmt, welches einer solchen Auszeichnung werth ... so glaubt er darin das Kreuz am südlichen Himmel ausgedrückt zu sehen, dessen Sterne nach der Rechnung an diese Stelle im Jahr 700 vor unsrer Zeitrechnung treffen, ob dasselbe gleich zuerst von den Portugiesen aufgefunden worden wäre. Der Verf. glaubt um so mehr zu dieser Vermuthung berechtigt zu seyn, da es Delambre auch in Hipparchs Verzeichniß finde. Eben so soll die kleine zusammengezogene Schlange unter der nämlichen Figur, welche für den Orion angenommen wird, den Eridanus bedeuten, so wie am nördlichen Himmel der kleine Bär durch die Figur eines Schackals dargestellt sey. Das letzte Beyspiel der Sternbilder, deren Daseyn auf dem Monumente durch Combinationen aus den Emblemen geschlossen werden müßte, sey der große Bär. Ungefähr in der Gegend desselben findet sich eine Thiergestalt über welche Herr Halma sich im ersten Bande (Seite 103) so ausdrückt: Qu'est ce que signifie ce cochon encapuchonné, débout sur ses jambes de derrière, et tenant à l'une de ses pattes de devant un coutelas la pointe en bas? Dieser

Gestalt gibt nun Hr. B. hier den Namen eines Hippopotamus, und schließt so. Die Figur soll ihrer Größe nach einen wichtigen Gegenstand bedeuten, folglich das Emblem eines nicht weit abstehenden Sternbildes seyn, mit Wahrscheinlichkeit also des großen Bärs, obgleich die Projection nicht auf die Sterne desselben führt. Dahin scheint schon die Waffe desselben zu deuten, deren Spitze auf die letzten Sterne des Gestirns hinzeigt. Nach Plutarch ist aber der große Bär das Gestirn des Typhon, welcher durch einen Hippopotamus vorgestellt wird, und dem außerdem das Eisen geweiht ist. Daher wahrscheinlich hier die Waffe. Aus Mangel an Raum übergeht Ref. das übrige, und verweist die Liebhaber solcher Untersuchungen auf die Schrift selbst. Das Resultat ist: Der Thierkreis so wie das Monument überhaupt, sey nach geometrischen Regeln aufgeführt, in der Absicht de designer spécialement certains phénomènes remarquables de l'année solaire et de la révolution diurne du ciel, tels qu'ils s'operaient environ 700 ans avant l'ère chretienne dans le lieu où ce monument était placé. Aber, setzt er hinzu: Mais quel était son but, und glaubt seine Ansicht mit andern dadurch zu vereinigen, daß der Tempel zwar später errichtet seyn könnte, obgleich zum Andenken einer wichtigen Begebenheit der früheren Zeit, vielleicht der Gründung Rom's oder der Nabonassarschen Aere. Mit dieser Untersuchung ist noch eine Discussion des Zodiaques rectangulaires trouvès à Denderah et à Latopolis, avec des recherches sur l'antiquité du cycle caniculaire verbunden, worin gezeigt werden soll, qu'ils représentent la même époque celeste, ou du moins des époques peu éloignées les uns des autres, welche aber Ref. übergeht, um noch Hrn. B's Ansicht über die Canicular-Periode dem Publicum mittheilen zu können. Hi

—nn Hr. B. sicher auf allgemeinere Zustimmung —echnen. Seine Untersuchung nimmt ganz den —Weg, welchen die Geschichte vorzeichnet. Ohne Hy—pothese stellt er die einzelnen Nachrichten zusam—men, vergleicht dieselben und zieht die Folgerun—gen daraus, welche die Worte des Schriftstellers —m darbieten. Er tadelt Freret mit Recht, daß — den Unterschied nicht bemerkt habe, zwischen dem einfachen Gebrauch des wandelbaren Jahres bey den Aegyptiern, und der Kenntniß der Periode, nach welcher der Anfang desselben wie—der auf den Punct des Sonnenjahrs zurückkehre, von dem es ausgegangen sey. Der Gebrauch —ordre bloß eine bestimmte willkührliche Art zu zäh—len, ohne alle Wissenschaft. Die Periode von 1461 Jahren aber drücke ein numerisches Verhält—niß aus zwischen diesen Jahren und 365¼ Tagen, —etze also voraus, und beweise die Kenntniß des Sonnenjahrs, welches selbst ein Resultat der Astro—nomie sey. Die Dauer einer solchen Periode kön—ne durch Rechnung im Voraus angegeben werden, —elbst durch eine unrichtige Bestimmung des Son—nenjahrs. Es folge daraus durchaus nicht, daß —ie Völker, bey welchen eine solche Periode vor—komme, eine oder mehrere solcher Revolutionen —wirklich beobachtet haben müßten. Herodot kenne —loß ein Jahr von 365 Tagen bey den Aegyptern, —icht aber die Periode, die eine Folge davon sey. —Geminus führe diesen Cyclus von 1460 Jahren —war an, aber nur, als Resultat der Theorie, als —n Product von viermal 365¼ Tagen, doch ohne —weiter auf den heliatischen Aufgang des Sirius —Rücksicht zu nehmen. Er gebe nicht einmal an, zu —welcher Zeit die Aegypter diese Periode hätten ken—nen können, oder ob sie ihnen in der ältesten Zeit —berhaupt bekannt gewesen sey. Das allmählige —ortrücken der Feste durch alle Jahreszeiten konnte —nen ohne Theorie bekannt seyn. Dieses Resultat

wird nun weiter mit Syncellus Nachricht zusam-
mengestellt, daß Ptolemäus Philadelphus 10 My-
riaden Volumina zusammengebracht habe, von
griechischen, chaldäischen, ägyptischen und römischen
Schriften in griechischer Uebersetzung. Nach diesen
wären die astronomischen Kenntnisse der Aegypter
damals kein Geheimniß mehr gewesen. Dieses be-
zeuge auch Strabo (lib. XVII u. XI.), aus dessen
Aeußerungen man überhaupt schließen müsse, daß
die Griechen das tropische Jahr von 36
gen durch die Aegypter kennen gelernt hätten,
che dieselben selbst durch Hermes erhalten
wollten (also wohl durch denselben Hermes,
cher nach dem Rabbinen Hazan die Oscillat
Nachtgleichen 2000 Jahre vor Ptolemäus
haben soll). Hr. B. folgert daraus, daß die
ster ihn hätten täuschen wollen, oder daß sie
keine gründliche Kenntnisse gehabt hätten.
dieses der Fall gewesen, so würden sie ihr
züge vor andern Völkern nicht verschwiegen
Statt dessen hätten sie sich aber bloß auf die
gefähre Angabe der Jahresbestimmung bes
die sich auf mehr als einem Wege finden
Diesen Mangel an gründlicher Kenntniß
Strabo selbst durch die Erzählung von dem
Aelius Gallus selbst zu August's Zeit bey
Volke fand. Ganz außer allen Zweifel wir
die gänzliche Unkunde der Aegypter durch die
richtige Bemerkung Biots, (die aber nur den
sern des Ptolemäus am anschaulichsten wir
setzt, daß Ptolemäus, selbst ein Aegypter,
sehr an allen Beobachtungen gelegen seyn
der die unvollkommenen Chaldäischen nicht
tete, der die Bibliothek zu Alexandrien
tzen konnte, von seinen Landsleuten nicht
einzige anführt. Er treibe die Gewissenhaft
(fidélité) so weit, daß er die Beobachtungen
wörtlich wiederhole, und z. B. die griechischen

obachtungen in Aegypten in der Form des wandelbaren Jahres, in welcher dieselben gemacht wurden, zwar angebe, nie aber eine Periode erwähne, wo diese Jahresform an das tropische Jahr, oder an den heliakischen Aufgang des Sirius geknüpft sey, aber gleich den Aufgang desselben und anderer Sterne nach den verschiedenen Climaten anführe. (Diese Aeußerung Biots (S. 161 sq.) enthält zugleich eine gegründete Rechtfertigung von Ptolemäus gegen die Beschuldigung neuerer Astronomen bis auf Delambre, welche ihn der Unredlichkeit gegen andere, besonders gegen Hipparch, beschuldigten). Noch auffallender sind aber die Aussagen der Priester von Theben bey Diodor (lib. I.), 1. daß sie schon in den ältesten Zeiten, das tropische Jahr von 365¼ Tage gekannt, und die Finsternisse stets beobachtet und vorher verkündigt hatten, 2. daß in den früheren Jahrhunderten unter der Regierung des Osiris (also nach Hrn. Halma's chronologischer Tabelle 1900 vor Chr. G.) um den heliakischen Aufgang des Sirius eine vorzüglich starke Nilüberschwemmung gewesen sey. Auf die erste antwortet Hr. B. um die Größe des tropischen Jahrs zu kennen, wären Beobachtungen von wenigen Jahren und ohne große Genauigkeit am Gnomon zur Zeit des Solstitiums oder an den Pyramiden beym Auf- und Untergang der Sonne, so wie zu Verkündigung der Finsternisse eine Lunisolar-Periode hinreichend gewesen. Von den vielen angeblichen Beobachtungen sey aber keine auf die Nachwelt gekommen. Auf die zweyte Aussage erwiedert er, zu Diodor's Zeit habe sich der Frühaufgang des Sirius ungefähr 20 Tage nach dem Solstitium ereignet. Die Nilüberschwemmung fange aber mit der Sonnenwende an, und erreiche ihre größte Höhe nach 100 Tagen, also nicht nach 0 Tagen, wie Diodor hinzusetzt. Da aber ferner 800 Jahre vor Chr. Geb. der ortus heliacus mit

dem Solstitium zusammenfalle, und vor dieser Zeit vor demselben sogar vorausgehe; so könne das Zusammentreffen dieses Aufgangs mit der größten Höhe der Ueberschwemmung in dieser fernen Zeit nicht Statt gefunden haben. (Diese ganze Erzählung der Priester scheint also ebenfalls auf Unkunde der Präcession zu beruhen). Auch aus der bekannten Nachricht bey Censorinus über die Periode von 1461 folgert Hr. B. nichts weiter, als einen Versuch das tropische Jahr von $365\frac{1}{4}$ Tagen mit dem wandelbaren zu vereinigen, indem selbst die wahre Größe des Sonnenjahrs einen andern Werth für die Periode hätte geben müssen. Er bemerkt, daß Censorinus nur von dem Theil der Periode spreche, wo der erste Thoth mit dem Aufgange des Sirius zusammentreffe aber nirgends behaupte, daß diese Bestimmung aus einer Beobachtung hervorgehe, oder daß die Periode selbst entweder überhaupt als Canicularperiode schon in den ältesten Zeiten bekannt gewesen, noch daß die Erneuerung derselben beobachtet worden sey u. s. w. Hr. B. schließt mit der ganz richtigen Bemerkung: Dans une question pareille, les opinions ne valent que par les autorités historiques qu'elles représentent. Nur in zwey späteren Schriftstellern werde die Hundsstern-Periode angeführt, als ein besonderer Cyklus. Nämlich in dem Fragmente des Manetho, das durch Julius Africanus und Syncellus auf uns gekommen sey, und bey Clemens von Alexandrien, wo derselbe das Geburtsjahr Moses angibt, als das 345ste vor der ersten Erneuerung der Sothischen Periode vor Chr. Geburt, woraus Bainbridge, Petau und Freret die (nicht nothwendige) Folgerung ziehen, daß sie schon früher existirt haben müsse. Von Manetho urtheilt Hr. B., daß er selbst aus einer Chronik, deren Werth ungewiß sey, geschöpft habe, daß seine Aussagen über die Regierungen der Götter und Halbgötter, wo er die

Hundsstern-Periode anführt, sehr räthselhaft ausgedrückt wären, daß wir sie aber nur aus Auszügen des Julius Africanus und zwar wieder nur bey Syncellus kennen, wo vieles, von den ohnehin fabelhaften Erzählungen entstellt seyn könne. Außerdem fügt er ein bisher noch ungedrucktes Fragment des jüngeren Theo hinzu, in welchem derselbe eine Vorschrift gibt, die Jahre Diocletians auf die Hundssternperiode zu bringen. Alle diese Untersuchungen führen nun auf dasselbe Resultat zurück, daß die Schriftsteller nach Chr. Geburt nicht als gültige Zeugen auftreten können, daß die Aussagen derselben zum Theil eine andre Auslegung gestatten, daß die älteren Schriftsteller, so wie Astronomen, Geographen, Chronologen ganz davon schweigen, daß die genaue Beobachtung des heliatischen Aufgangs überhaupt zu vielen Schwierigkeiten unterworfen sey, von zu vielen Voraussetzungen abhänge, als daß sich genaue Schlüsse darauf gründen lassen, daß endlich, nach den Versicherungen der französischen Gelehrten selbst, besonders des Astronomen Nouet der ägyptische Himmel Beobachtungen nichts weniger, als günstig sey. Ref. übergeht deswegen auch, was noch gegen die Autorität des Scholiasten Arats, von Porphyrius und Vettius Valens, Horapollo und gegen Hrn. Fournier beygebracht wird, gegen dessen Beobachtungen eigentlich die ganze Abhandlung gerichtet ist. Die Aussage der Priester gegen Herodot über den widernatürlichen Aufgang der Sonne, welchen sie in der frühesten Zeit beobachtet haben wollten, nennt Hr. B. une de ces forfanteries dont les mêmes prêtres se montraient si prodigues envers lui et les autres voyageurs.

Edinburg.

Published by H. S. Baynes 1824: The ... and Diary of Lieut. Col. J. Blackader, of ... Cameronian Regiment, and Deputy Gove... of Stirling Castle; who served with distingu... ed honour in the wars under King Willi... and the Duke of Marlborough, and afterw... in the rebellion of 1715 in Scotland. By A... drew Crichton, author of the memo... of the Rev. John Blackader. 578 S. in 8.

Der sehr ausführliche Titel prangt mit einer ... he von militärischen Ereignissen, worüber, ... solche gleich oft beschrieben sind, doch weitere ... klärungen aus den Handschriften einzelner Au... zeugen und Theilnehmer, als willkommen ... hen werden müssen. Der Verf. ermangelt in ... Vorrede nicht, dies von ihm herausgegebene ... buch des Col. Blackader himmelhoch zu ... und die wunderbare Art, wie es wieder, ... es bereits getrennt war, zusammen gefunden ... gibt ihm vollends einen Geruch von Heiligkeit. ... Blackader hinterließ sein Tagebuch und ... von vielen seiner Briefe und verschiedene Brie... er erhalten hatte, seiner Wittwe, nach deren ... diese Schriften, als Maculatur an einen ... krämer verkauft wurden. Ein Theil dieser ... gelangte zufällig im J. 1799 in die Hände des ... John Newton; dieser, ihre Wichtigkeit einsehend, ... gab sie an Mr. John Campbell, bekannt durch ... Missionary Travels in South-America, der ... che in Ordnung brachte. Aus Mangel an Zeit ... geb er sie dem Dr. Charles Stuart, der, so we... solche besaß, den Abdruck besorgte. Allein dies... Stuart herausgegebene Werk enthielt nur die ... ersten Jahre des Blackaderschen Tagebuchs; die ... auf folgenden zwölf Jahre desselben, nämlich ... Jahre 1701 bis 1725, wurden erst später, nach ...

mühsamen Nachsuchungen wieder aufgefunden. Mr. Andrew Crichton gibt in dem angezeigten Werk das ganze Tagebuch und zugleich das Leben des Col. Blackader nach den handschriftlichen und andern Nachrichten, die ihm die Familie desselben mitgetheilt hat. Auffallend wird es dem Leser seyn, daß dies so werthgeachtete Tagebuch aus der Feder eines Officiers, geschrieben während sehr blutiger Feldzüge, nicht militärischen, sondern religiösen Inhalts ist. Sein Vater war Prediger in einem Dorfe in Schottland, und gehörte zu den Presbyteries, die sich der von Carl II. bey seiner Wiedereinsetzung eingeführten Episcopacy widersetzten. Abgesetzt von seiner Stelle trieb sich sein Vater lange Zeit in den süd- und westlichen Bergdistricten von Schottland herum, hielt heimlich geistliche Conventicles und theilte das Abendmahl aus. Die Episcopacy als neue herrschende Religion verfolgte ihn überall. Ein großer Preis ward auf seinen Kopf gesetzt, er ward ergriffen, und starb im Gefängniß. Col. Blackaders erste Erziehung war ganz das Werk seines Vaters, den er bey seinen nächtlichen Predigten im offenen Felde und den geheimen Conventicles begleitete; in dieser Schule erhielt sein Geist eine melancholisch-religiöse Stimmung, und seine Sprache nahm jene mystischen Wendungen und Ausdrücke an, die bey unsern Herrnhutern und Mährischen Brüdern charakteristisch sind. Beide blieben ihm eigenthümlich bis ins Grab. Wie ein solcher religiöser Enthusiast bewogen werden konnte das Soldaten-Handwerk zu ergreifen, erregt Befremden. Das Interessanteste in dem ganzen Buche ist uns gewesen, zu sehen, wie das wilde Soldatenleben mit einem solchen Character zu vereinbaren stehe.

Blackader ließ sich in das Cameronian Regiment, das jetzige 26ste Linien-Regiment, das seinen ersten Namen noch gegenwärtig beybehalten hat, als Cadet anwerben. Die Cameronians auch United Socie-

ties, oder Hill-men von ihren besondern Plätzen der Gottesverehrung genannt, waren eine besondere Secte, die sich im J. 1680 von den Presbyterianern getrennt hatten, und der Lehre ihres Stifters Richard Cameron, folgte. Diese Secte erlitt eine große Verfolgung, aber weder Geld, noch körperliche noch Todesstrafen vermochten ihren Eifer, oder ihre Zahl zu vermindern; sie vermehrten sich im Gegentheil. Die Vertreibung des Königs Jacob's war das Ende ihrer erlittenen Verfolgung. Der Earl of Angus errichtete aus den jungen Leuten dieser Secte das Cameronian-Regiment, wozu sich diese freywillig anboten, des neuen Königs Wilhelms Sache, die sie als die ihrige ansahen, gegen den vertriebenen König Jacob zu vertheidigen. Dies Regiment zeichnete sich durch sein gottesfürchtiges und ruhiges Betragen aus; von dem Gebrauche, auf Märschen und bey andern Gelegenheiten geistliche Lieder zu singen, hatte es lange Zeit in der Armee den Spott-Namen: the Psalm singing Regiment. Aber es war auch tapfer. Vorzüglich zeichnete es sich in den Schlachten von Dunkeld, gegen die Jakobiten, wo 800 Mann dieses Regiments, 5000 derselben schlugen, und in den von Steinkirchen, Blenheim und Ramillies aus. — In diesem Regimente diente Blackader gleich von dem Anfange der Errichtung desselben an, und ward wenige Monate nach seinem Eintritte zum Lieutenant ernannt. Er diente in der Schlacht von Dunkeld und nachher in den Feldzügen König Wilhelms in Flandern. Ueber diese findet sich nichts von ihm aufgezeichnet, der Herausgeber hat aber eine Uebersicht derselben geliefert, so wie er auch die militärischen und politischen Lücken in dem Tagebuche, das Blackader im J. 1700 anfing, ergänzt, und nun eine aneinanderhängende Geschichte des Successionskrieges liefert. Denn Blackader's Ansicht war nicht die Geschichte der Ereignisse, oder seiner eigenen Thaten, sondern die seines inneren christlichen Menschen, seine Fortschritte im Guten und Rückfälle zum Bösen zu

eschreiben. Der religiöse Schwärmer hatte in der Mit-
e der Ausschweifungen aller Art, die das Leben der Krie-
er begleiten, nur zu viele Gelegenheiten, sich und seine
Gefährten durch Vermahnungen vor Lastern zu bewahren,
n Glauben und in der Tugend zu stärken, über das, was
äglich unter seinen Augen vorging, zu klagen, und zu
weinen, oft auch mit geistlichem Stolze dagegen zu ei-
ern. In seinem Innern geht ein beständiger Kampf zwi-
chen dem, was die Religion gebeut, und seinem blutigen
Handwerk vor. Aber er hält den Krieg gegen Ludwig XIV.
ür eine heilige Sache, und wenn er dessenunerachtet nicht
mmer glücklich ausfällt, so sind es die Sünden der Officie-
e und Soldaten, die diese Strafe verdienen. Höchst
trafbar hält er es, wenn die Sonntage mit militärischen
Uebungen ausgefüllt werden; dem Herzoge von Marl-
borough verzeiht er es nicht, daß er an einem solchen
Tage die Armee habe ausrücken lassen, um vor einem frem-
den Fürsten zu paradiren. Einigemal an einem Sonntage
n der Nothwendigkeit gewesen zu seyn, eine Einladung
um Mittagessen annehmen zu müssen, ist ein Verbrechen,
as er nicht genugsam genug büßen zu können glaubt. So
oft seine Dienstgeschäfte es ihm verstatten, begibt er sich an
ntlegene und einsame Oerter zum Gebet. Diese Ge-
bete vermischt mit religiösen Betrachtungen füllen bey-
nahe alle Seiten seines Tagebuchs, und sogar seine Briefe
ind größtentheils dieses Inhalts. So bildet dieses Ta-
ebuch ein würdiges Seitenstück zu den bekannten An-
achten des Grafen von Zinzendorf auf alle Tage und könn-
e gar wohl dessen Stelle vertreten, wenn nur nicht gar
u viele Lücken wären. Nur ein einziges Mal erlaubt er
ich militärische Bemerkungen, und zwar von tadelnder
Art, nämlich über den unthätigen Feldzug von 1705.
Wenn Eugen und Boufflers sich gegenseitig große Com-
plimente nach Einnahme der Citadelle von Lille, der er-
e über die geführte Vertheidigung und der zweyte über
en Angriff machen, so ärgert diese Höflichkeitsbezeu-
ung von zwey großen Männern unsern Schwärmer;
r sieht nur Falschheit. Wenn die Officiere seines Regi-
ents, dem Herzog von Marlborough bey Gelegenheit
iner ihm wiederfahrnen Auszeichnung ihren Glückwunsch
ezeigen, so weiß Blackader daß sie es doch nicht so mei-
en, sondern sich, wenn er den Rücken gewandt hat, über
hn aufhalten. Er hatte in seinem ersten Feldzuge das
Unglück, einen Officier, der ihn im Zustande der Betrun-
enheit mit bloßem Degen angriff, durch Nothwehr ge-
wungen, zu erstechen. Dieser Vorfall war die Quelle
ines tiefen Kummers, der ihn nie wieder verließ. Zwölf

Jahre später erhielt er abermals eine Herausforderung, die er, als gegen die christliche Religion zu seyn, anzunehmen verweigerte. Seinen Muth aber zu zeigen, stellte er sich, als wenige Tage darauf Freywillige zum Sturm aufgefordert wurden, an die Spitze der Stürmenden. Weit entfernt, daß seine religiöse Schwärmerey auf seine Tapferkeit nachtheilig gewirkt hätte, war er vielmehr in der ganzen Armee als einer der tapfersten Officiere bekannt; daher ward er auch von Marlborough zum commandirenden Officier des Psalm singing Regiment befördert. Blackader verkaufte seine Stelle als Oberst-Lieutenant im J. 1711, und nahm seinen Aufenthalt zu Sterling. Als aber im J. 1716 die Jacobiten in Schottland landeten, nahm er das ihm angetragene Commando des Glasgow Regiments an, u. ward zum Deputy Governor von Sterling castle ernannt. Ein Gedicht von ihm: Vision of the last Judgment, das ganz den Geist seines Tagebuchs athmet, ist dem Werke angehängt. Die politischen und militärischen Bemerkungen des Herausgebers enthalten nichts, was nicht schon längst bekannt war.

Dieß Werk würde in Deutschland keine Aufmerksamkeit verdienen, wenn wir nicht in unsern Tagen sähen, daß eine Secte, die mit der, zu welcher Backader gehörte, große Aehnlichkeit hat, in vielen deutschen Staaten, und auch unter den Officieren einiger Armeen, große Fortschritte macht. Blackader war tapfer, ertrug alle Beschwerlichkeiten des militärischen Lebens mit großer Geduld und Festigkeit; hielt seine Untergebenen in strenger Disciplin, und sein Regiment zeichnete sich durch Haltung und Fertigkeit in den Waffen aus. Aber ein Gundsatz geht aus allen seinen Aeußerungen hervor, der mit dem Geiste, der in stehenden Armeen herrschen muß, im Widerspruche steht, nämlich dieser: der Christ darf nur dann die Waffen führen, wenn er die vollkommene innere Ueberzeugung hat, daß die Sache, für die er ficht, die gerechte ist. Zu bestimmen, in wie fern ein Krieg, nicht durch Ehrgeiz, Eroberungssucht und politische Fehler, sondern nur aus Nothwendigkeit, sich selbst vertheidigen zu müssen, veranlaßt ward, ist, für den Soldaten, eben so schwer, als delicat. Gefährlich möchte es aber für den Staat seyn, den Ansichten der Individuen, die seine bewaffnete Macht bilden, die Entscheidung zu überlassen. Unserer Ansicht nach sollten Soldaten mit Blackaders Grundsatze nicht im stehenden Heere dienen, und nur dann zu den Waffen greifen, wenn sie den Krieg für gerecht halten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.
Den 20. August 1825.

Paris.

Voyage dans la république de Colombia, en 1823 par G. Molien. Ouvrage accompagné de Carte de Colombia et orné de vues et de divers costumes. Chez Arthus Bertrand, libraire, Rue Hautefeuille Nr. 23. I. Band, IV und ... Seiten. II. Band 316 Seiten in Octav.

Dieser unermüdliche Wanderer, der schon im Jahr ...8 das Innere von Africa durchreisete und beschrieb, und welcher auch einen Theil von Asien ... Rußland durchwandert zu haben oder wenigstens doch genau zu kennen scheint, rüstete sich schon ... drey Jahren zu einer neuen Reise, nach Südamerica, welches ihn der neu emporgekommenen Staaten wegen ganz besonders anzog, und so findet er also wohl wenige seines Gleichen, die in so kurzer Zeit so verschiedene und gefahrvolle Welttheile mit so wenig Mißgeschick und mit so vielen gesammelten Erfahrungen durchwanderten. Diesem Umstand verdankt die litterärische Welt auch zugleich den Vortheil, daß der Verf. unmittelbare Vergleichungen zwischen Südamerika und Afrika

anstellen konnte, die fast auf jeder Seite des Werks vorkommen und oft überraschende Ergeb liefern. Der Verf. berührt zwar auf seiner Re nur einen kleinen Theil von Columbia, näml bloß das westliche Ende desselben, indem er in Car thagena landet, von da aus den Magdalenenstrom hinaufschifft, die Hauptstadt Santa=Fe de Bogot besucht, nach Besichtigung ihrer Umgegend sich über die Cordilleras nach der Küste des stillen Ocean wendet, dann wieder nördlich nach der großen Stad Panama schifft und von da über Jamaika und Lon don nach Paris zurückkehrt; also die wichtigen Ge genden von Caraccas, Venezuela und dem Orinok nicht kennen lernte. Indeß sah er doch den wich tigsten Theil von Columbia, und wenn er auch nich alles mit eigenen Augen gesehen, so hat er sich doch so viele genaue Nachrichten vom ganzen Staat zu verschaffen gewußt und sie mit so vieler Unpartey lichkeit dargelegt, auch selbst überall so scharf beob achtet, daß wir nicht zweifeln können, durch ihn ein richtiges Bild von diesem Lande erhalten zu haben Dies fällt aber eben nicht sehr günstig aus, un die Vorstellung des überverfeinerten Europäers da von diesem jungen Staat ja nicht zu hoch gespann seyn. Die Begeisterung und Bewunderung, we che der heldenmüthige Befreyungskampf dieser neu Republik leicht bey uns entzünden könnte, darf u nicht verführen, nun auch sogleich lauter Herrli keiten in diesem aufblühenden Lande zu erblic Im Gegentheil Alles ist dort erst im Werden, A les noch sehr roh, und Weniges, sehr Weniges europäischer Cultur gleichzustellen. — Der V unterbricht mit gutem Vorbedacht jeden Band ner Reisebeschreibung durch eine Episode, offe um den Leser nicht durch eine bloße Reise zu müden: der erste Band wird nämlich durch e historischen Abschnitt unterbrochen, worin er e kurze Geschichte von Columbien gibt, die von 18

bis 1823 geht, welchem ein politischer Abschnitt beygefügt ist, der die jetzige Verfassung schildert. ...en 2ten Band unterbricht er, nach unserm Ge- ...ühl, ganz passend, durch eine statistische und eth- ...nographische Episode, wenn wir so sagen dürfen. Hier beginnt er, wie Hippokrates, vom Klima, Wasser- und Ortsbeschaffenheiten zu reden. Der Europäer wird nur an wenigen Stellen das Kli- ...ma zuträglich finden, und es ist nach der Höhe des Bodens so sehr abwechselnd, daß man auf einer Tagereise am Morgen frische Wiesen, Mittags Eis- ...felder, und am Abend glühend heiße Zucker- und Kaffeepflanzungen antrifft, oder mit andern Wor- ...ten, man kann hier an Einem Tage Afrika und Lappland sehen. So wie man bey uns in die Bä- ...der reiset, so pflegen die Columbier daher manchmal in ein andres Clima zu reisen. Die Hitze der Tro- ...penländer wird durch kalte Gebirgshöhen überhaupt gemildert, und wir finden daher viele hohe Berge unter dem Aequator, ja es ist, als ob die Natur, ...weise als liebevoll, dies absichtlich gethan hätte, und daß aus diesem Grunde also vielleicht die Ab- ...plattung der Erdkugel an den Polen oder vielmehr die Erhöhung eines breiten Bandes an dem gan- ...zen Umkreis des Aequators statt gefunden; eben so ...hat die Natur die meisten mehligten d. h. gesunderen ...Früchte den heißen Ländern des Aequators ange- ...wiesen, um den krankhaften Wirkungen der Hitze ...entgegenzuwirken. Auch Columbia hat den Vor- ...theil der Gebirgshöhen, es besitzt im Südwestende den Chimborasso mit den nördlich von ihm aus- ...laufenden Andes oder Cordilleren. Aber zu den ...Landplagen gehören die Kröpfe, die man hier fast überall antrifft, sogar bey Fremden auch bey Thie- ...ren und wovon die Ursache wie die Heilung gleich unbekannt ist; ferner das Erdbeben, z. B. das be- ...kannte schreckliche im J. 1812 am 26. März in Ca- ...racas; die zahllosen Schwärme stechender Insek-

ten, Ungeziefer, giftige Schlangen, Kaimans oder Alligatoren, Moskito's u. dgl. Von den zehn ägyptischen Landplagen sind allein am Magdalenfluß fünfe, derselbe, welcher zur Hauptstadt Bogota in der Provinz Cundinamarca führt. Der Nationalhaß zwischen den sanften eingebornen Indianern und den gottlosen Negern, welche letztere den Verfasser wissentlich in Lebensgefahr brachten, ist ebenfalls verderblich. Dabey trifft man noch große Armuth und viele Bettler an, auch in der Regel sehr wenig Gastfreundschaft, da die Einwohner durch häufige Plünderungen von Seiten spanischer Soldaten zu sehr eingeschüchtert worden sind, wodurch zugleich ein tiefer Haß gegen die Fremden erzeugt ist, fast eben so wie die Xenelasie oder der Fremdenhaß bey den geplünderten und daher wieder plündernden Griechen in Morea, mit deren ähnlicher Lage sich viele Vergleichungen von selbst darbieten. Die Eingeborenen sind meist apathisch und indolent, der Reisende hat daher gewöhnlich mit großen Leiden zu kämpfen und die Hoffnungen der nach Columbia Auswandernden werden meistens getäuscht! Sechs Monate lang Regen im Jahr, und in der Hauptstadt sogar neun Monate lang, verbunden mit östlichen Orkanen, und selbst außerdem fast immer wolkigt bezogener Himmel, daher viel Rheumatismus und Zahnweh — alles das ist wenig anziehend für uns Europäer. Glasfenster kommen jetzt erst auf, obgleich doch die Baukunst von allen Künsten dort am weitesten gediehen; Malerey und Musik sind noch ganz in der rohesten Kindheit, Geschmack fehlt gänzlich. Reinlichkeit in den Häusern beginnt jetzt erst, die meisten sind schmutzig und finster. In der Hauptstadt sind schlechte Straßenlaternen, viele Krüppel und Bettler und gegen den vielen Unrath sind vier gute Polizeydiener da, nämlich: Geier, Esel, Regen und Schweine, welche die Gassen rein halten, wie ein witziger General sich ausdrückte. Erst jetzt

daselbst der erste Gasthof angelegt worden. Diese Hauptstadt, Bogota, die einen Maaßstab für das übrige Land abgeben kann, ist kaum so groß wie Bremen, da sie nur 30,000 Einwohner hat; der Regierungspallast ist an Einer Stelle beynahe so schlecht wie eine Scheure, aber doch zierlich ausgeschmückt, der Huissier der beiden Kammern der Volksrepräsentanten ist zugleich Theaterdirector; in der Kammer der Abgeordneten zankt man sich oft dermaßen, daß ein edles Mitglied bisweilen vor Wuth an zu weinen fängt; auch ist nicht einmal ein Vorzimmer und auch kein Platz für alle die Regenschirme da, obgleich doch die Regenjahrszeit so lange dauert. Es ist indeß bekannt, wie bunt es auch oft in der französischen Deputirtenkammer hergeht, wo man oft sein eigenes Wort nicht hören kann und ein wahrer Tumult herrscht. Der Mittagstisch ist schlecht, die Kost schmal, aber das Brot gut; täglich wird fünfmal gegessen. Die Lebensmittel sind nicht sehr theuer; Wein ist sehr selten. In der Nähe sind Sümpfe und daher die Luft stellenweis ungesund. — In der Hauptstadt sind 27 reiche Kirchen und viele Klöster, aber nur drey gelehrte Schulen; von höheren Bildungsanstalten, Universitäten, Academien, Seminarien ist gar nicht die Rede. Der Verf. berührt aber die wissenschaftliche Bildung auch gar zu wenig, vielleicht weil sie nicht da ist, eigentlich aber wohl, weil er nicht genug genaue Erkundigungen hierüber einzog. Studien, Druckerpressen, Litteratur, gelehrte Gesellschaften, werden kaum erwähnt, obwohl der Verf. doch drey bis vier einheimische Gelehrte im Fach der Naturgeschichte rc. namhaft zu machen weiß, und eine Bibliothek von 6000 Bänden. Bogota hat drey Druckereyen aber wöchentlich nur zwey Zeitungen, d. h. wohl so viel als: Eine Zeitung die wöchentlich zweymal erscheint. Andere Zeitschriften begannen bis jetzt noch nicht herausgegeben zu werden, als etwa das Semanario del neuvo Reyno.

Der beste Dichter in der ganzen Republik ist ein spanischer Priester. Um Volkslieder hat sich der Verf. nicht bekümmert, um Volkssitten u. dgl. auch nur wenig. Sein Hauptaugenmerk ist Handel und Statistik, weil Columbia bis jetzt fast noch bloß Handelsland ist, und zwar das Land des Goldes und der Perlen, denn die Natur hat viel für dieses Land gethan; aber die Menschen sind noch nicht so weit, wie die Natur, und können es natürlich noch nicht seyn, weil sie kaum erst aus dem Joch hervorgingen. Die Platina- und Goldminen liegen am Fuß der Gebirge, höher hinauf die übrigen Metalle; die Bearbeitung der Gruben ist aber schlecht, da es an guten Werkzeugen fehlt und die goldverachtenden Einwohner schon weiter streben und jetzt auf Diamantengruben sinnen, wiewohl man nur Smaragden gefunden. Aus Panama werden nicht alle Jahre für 40,000 Piaster Perlen ausgeführt, weniger noch aus Rio Hacha; die Vorstellungen der Europäer sind also auch davon sehr übertrieben. Die Engländer werden bald die Perlenfischerey ganz in ihren Händen haben und sind überhaupt die am meisten begünstigte Nation. Sie legen jetzt auch mehrere Dampfschiffe in Columbien an. Kakao und Bananen wachsen in Ueberfluß und sind das Manna dieses Landes. Die übrigen reichlichen Landesproducte werden durch Humboldts Reise schon bekannt genug seyn, ein Werk, das der Verf. zwar kennt und achtet, das er aber nicht genug zur Hand gehabt zu haben scheint, denn er hätte billig noch häufiger den Unterschied des damaligen und des jetzigen Zustandes schärfer bezeichnen sollen, eine Arbeit, die jetzt der Leser selbst anstellen muß. Vieles hat sich seit 1792 bis 1802, wo Humboldt dort reisete, verändert.

Der Ackerbau ist zwar nicht ganz ohne Thätigkeit, liegt aber doch darnieder und ist durch den Mangel an Absatzwegen so entmuthigt, daß der gr

e Theil der Ländereyen noch nicht urbar gemacht ist. Die jetzige Regierung von Columbien fühlte das Bedürfniß, den Ackerbau möglichst zu begünstigen, und setzte durch eine Verordnung von 1821 den Verkauf der nicht urbaren Aecker zu dem sehr mäßigen Preise von zwey Piastern die Fanegue an der Küste, und zu einem Piaster im Innern, fest. Eine Fanegue ist sowohl ein Kubikmaaß, als ein Längenmaaß; letzteres enthält hundert Quadrat-Vares (ein Vare ungefähr = 1½ französ. Elle); etwa so, wie wir sagen: ein Scheffel Einsaat. Diese Freygebigkeit der jetzigen liberalen columbischen Regierung ist seitdem noch gestiegen: der letzte Congreß hat zur Verfügung der Regierung zwey Millionen Faneguen Land gestellt, um sie fremden Familien unentgeltlich auszutheilen, die willens seyn möchten, sich dort niederzulassen, doch unter der Bedingung, sie noch in demselben Jahr urbar zu machen, in welchem man die Erlaubniß dazu erhält. Ehemals verkaufte man ein groß Stück Land für einen völlig gesattelten und gezäumten Maulesel, ein für diese Gebirgsländer aber auch höchst wichtiges Thier, das für die Fortschaffung der Waaren unentbehrlich ist, zumal bey den durchgehends schlechten Wegen, die aber doch von Straßenräubern ziemlich rein sind, was man nach so vielen Bürgerkriegen kaum erwarten sollte. Bey Bogota hat man erst angefangen, eine Kunststraße nach europäischer Art anzulegen. Diebstahl ist überhaupt sehr selten, obwohl doch die Thüren weder Schlösser noch Riegel haben.

Das Resultat englischer Untersuchungen über die Möglichkeit einer Durchgrabung der Landenge von Panama, zur Erleichterung des Handels, soll noch unbekannt seyn. Ein ungenannter Engländer schlägt dazu die Stelle bey den zwey Flüssen Atrato und San Juan vor. Doch meint man, England widersetze sich aus Eigennutz, weil seinen ostindischen Besitzungen dadurch Schaden erwachsen könnte. Die

Eingebornen halten dort einen Kanal für große Seeschiffe nicht für möglich, wohl aber für kleine Piroguen oder Monoxylen (Schiffe aus Einem Stück Holz ausgehöhlt). Auch meint der Verf., die fremden Seeschiffe würden sich schwerlich zu einem so hohen Zoll verstehen, als nöthig seyn würde, um die großen Kanalbaukosten wieder aufzubringen. Noch erst kürzlich war in den Zeitungen zwar die Rede davon, aber doch noch als von einem bloßen Project, der Regierung, die zu einem so kostspieligen Unternehmen nicht reich genug ist, wie der Verf. meint. Gleichwohl hat die Regierung mehrere Gesetze zur Begünstigung des Gewerbfleißes und zur Erleichterung des Handels erlassen. Viele Abgaben sind bedeutend herabgesetzt, zumal für Fremde, um diese ins Land zu ziehen, deren Hände man sehr bedarf, da die Eingebornen bey dem besten Willen und manchen guten Anlagen doch zu langsam und träge sind, woran nicht die Hitze des Klima's Schuld ist. Zur Erleichterung des Kriegführens sind Waffen und Kriegsvorräthe bey der Einfuhr ganz zollfrey; desgl. Bücher, Druckerpressen und alle möglichen, in Wissenschaft und Kunst einschlagende Sachen — ein Beweis, wie aufgeklärt und edel die Regierung denkt, worin sie auch ferner zu beharren nicht aufhören wird, wie leicht zu erwarten ist. Ueber die mit Wachsamkeit und Sorgfalt vorgeschriebenen Ein- und Ausfuhrzölle gibt der Verf. genaue, rubricirte Listen, worüber er Betrachtungen anstellt und am Schluß noch erklärende Anmerkungen hinzufügt, ohne darin allzu weitläuftig zu werden. Hier sammelt er Vieles aus spanischen und columbischen Druck- und Handschriften, um so schätzbarer, da so viele amtliche Denkschriften im Kriege geraubt und verbrannt sind, woher denn aber auch eine große Unsicherheit in den Angaben. Große Widersprüche entstehen auch durch die Leidenschaft der Parteyen, welche die Hülfsquellen der jetzigen Regierung bald übertreiben, bald

vermindern. Der Verf. schätzt die jährlichen Einkünfte der columbischen Regierung auf fünf bis sechs Millionen Piaster. Die jährlichen Staatsausgaben betragen aber ungefähr 409,836 Piaster mehr als die Einkünfte; der Piaster gilt dort nur fünf Franken. In diesen öffentlichen Ausgaben sind jedoch die zu entrichtenden Zinsen für die 40 Millionen Piaster der englischen Anleihe noch nicht mit einbegriffen. Humboldts Berechnung der jährlichen Ein- und Ausfuhren von Neugranada und Caraccas zeigt sich, verglichen mit neueren Berechnungen von Pombo und Jove, viel zu hoch und noch überdies haben sie in den letzten Jahren, begreiflicher Weise wegen des Krieges, bedeutend abgenommen. Die Bilanz des Handels und Ackerbaus ist darnach um eine Million mehr zu Gunsten des Ackerbaus. Eine Vergleichung der Einkünfte von Mexiko und Columbia fällt zu Gunsten des ersteren Staats aus, obgleich beide von fast gleichem Flächeninhalt und die Bevölkerung nur um die Hälfte verschieden ist; die Ursache ist, bey übrigens gleichen Erzeugnissen des Bodens, die große Vernachlässigung des Acker- und Minenbaus in Columbia. Die Einfuhren der Engländer in ganz Amerika belaufen sich jährlich auf zehn Millionen und 476,791 Pfund Sterling. Die große Armuth der columbischen Bauern will der Verf. einem zu großen Ueberfluß und Reichthum des so höchst ergiebigen Bodens zuschreiben, dessen Ertrag sie nicht alle absetzen können, wobey aber die unverhältnißmäßigen Steuern fortdauern. Dies scheint im Widerspruch mit seiner Behauptung zu stehen, daß der Ackerbau noch so sehr darnieder liege, und daß es an guten brauchbaren Ackergeräthschaften gänzlich fehle. Im Grunde aber meint er wohl, daß für den Absatz des Getreides noch nicht die rechten Wege ausgefunden sind und daß für die Fortschaffung desselben ins Ausland es noch zu sehr an guten Landstraßen fehlt, deren Anlegung aber durch das bald

bergige, bald morastige, bald felsige Erdreich sehr erschwert ist. Man müßte überall Bergstraßen, gleichsam wie über den Simplon und Bernhardsberg, anlegen, die aber viel kosten würden. An manchen sumpfigen Stellen muß man sich sogar von Menschen auf ihrem Rücken hindurchtragen lassen, Saumthiere und Ochsen können auch hier selbst nicht einmal mehr durchkommen.

Die Bevölkerung Columbiens ist nach Verhältniß des Flächenraumes sehr gering; man sieht oft weite Ebenen ohne Menschen und Dörfer, wo eine wahre Todtenstille herrscht. Die sich rasch vermehrenden indianischen Mestizen brauchen nur noch ein halbes Jahrhundert, um zu den Weissen zu gehören, deren Vortheil es ist, wenn ihre Klasse zahlreicher wird. Die neue Regierung hat sich den europäischen Grundsätzen gemäß, den Negersclaven sehr günstig bewiesen, und zufolge eines von ihr erlassenen Gesetzes wird man nach vierzig Jahren keinen Sclaven mehr in dieser Republik sehen. Fast überall findet man häuslichen Frieden, und Achtung gegen den Familienvater. Auch die Ehrerbietung gegen die Religion ist allgemein und tief gewurzelt; sie predigt allenthalben die Eintracht, alles unterwirft sich ihr. Den Geistlichen wird nichts an ihren Einkünften geschmälert, die Revolution war zum Theil ihr Werk; aber jetzt sind sie der Regierung nicht gefährlich. Man findet unter ihnen die aufgeklärtesten Personen von Columbien. In den Kirchen herrscht viel Anstand und sie sind sehr fleißig besucht. Man kann sich nicht verheirathen, ohne zuvor den Eid abgelegt zu haben, daß man nicht Freymaurer sey, und ohne eine mehr oder weniger lange Bußezeit und Einsamkeit bestanden zu haben. Den römischen Stuhl möchte man wegen der weiten Entfernung gern los seyn, und lieber einen eigenen geistlichen Gerichtshof haben, doch fürchtet man Neuerungen und die Priester möchten nicht gern der weltlichen Macht den theokrati-

schen Scepter Heinrichs VIII. in die Hände geben.
Der Nationalcharakter besteht in einem dünkelhaften Stolz; hinter anscheinend kaltblütiger Gleichgültigkeit versteckt sich wohlberechnetes Interesse, kleinlicher Geiz, Eifersucht und Neid gegen die erfolgreiche Thätigkeit des Europäers. Ausgeliehenes Geld bekommt man nicht leicht wieder; der Columbianer verspricht goldene Berge, aber er hält sein Versprechen sehr selten. Er hat keine Kenntnisse, Talente und ist doch von sich eingenommen, daß ein Fremder nur so wenig als irgend möglich seine eigenen Talente darf hervorblicken lassen. Spielsucht, Undank, Empfindlichkeit, Mangel an Würde, unkeusche Redensarten rc. sind auch häufige Fehler. Die Regierung ist nicht kräftig genug, um die asiatische Weichlichkeit der Unterthanen in Bewegung zu setzen; es fehlt ihr die Energie der russischen oder nordamerikanischen Regierung. Alle diese Fehler sind aber sehr verschieden nach den Provinzen: der Bewohner der Ebenen, welche Caraccas repräsentiren kann, ist anders als der der Gebirge, wofür die Hauptstadt Bogota als Repräsentant gelten kann. In den letzteren herrscht mehr Gutherzigkeit und Verstand. Bey den Gebildeten ist die Art sich zu kleiden, eben so wie in Frankreich; von der Tracht der Spanier hat man bloß den spanischen Mantel beybehalten. In den heißen Provinzen (terras calientes) liegen die Männer meistens in Hängematten und rauchen; die gebildetsten und vornehmsten Frauenzimmer rauchen Cigarren, während sie auf dem Bett liegen und tragen junge Schweineferkel als Schoßhündchen!! Die feine Charakterzeichnung der Columbier ist dem Verf. besonders gut gelungen.
Die herrschende Sprache ist natürlich noch die spanische; Einige verstehen auch wohl das Französische. In der Sprache der Eingebornen findet man die Vocale i und a am häufigsten, z. B. in den Namen der Städte Mariquita, Guatavita,

Pachebita, Moniquira, Chiquinquira, Zipaquira (letztere mit den berühmten Salinen), Tiribi, Tiribita ꝛc. Doch kommt das o auch oft vor, z. B. die Städte Somondocon, Socorro, Monpox, Sogamoso; 3 bis 4 verschiedene Vocale sind enthalten in: Tibasosa, Elisano, Simatoca; in dem Namen der Stadt Barquisimeto sind alle 5 Vocale enthalten, wodurch die Sprache sehr wohlklingend werden muß. Der Verf. theilt nur aus Einem indianischen Sprachstamm etwa 15 Wörter mit, die fast alle den Diphthong ou enthalten (II, 300.). Weiter verbreitet er sich nicht darüber. — Columbia besteht aus den beiden ehemaligen spanischen Provinzen, dem Vicekönigreich Neugranada (Gebirgsland mit der Hauptstadt Bogota) und der Generalkapitänerie Caraccas (Flächenland mit der Hauptstadt gleichen Namens nebst Guiana). Ein Theil des oberen Amazonenflusses macht die Südgrenze von Columbia aus, der stille Ocean die Westgrenze, die Landenge Panama bis zur Bay von Chiriqui gehört noch mit zu Columbien. Da, wo der Verf. die Verfassung darstellt, bemerkt er, daß die jetzige Regierungsform Columbiens der Verfassung der nordamerikan. Vereinigten Staaten schlecht nachgebildet sey, aber doch die Grundzüge derselben enthalte; überhaupt gibt er Nordamerika, worin er nur bis zur Stadt Washington auf dieser Reise vordrang, den Vorzug vor Südamerika. Die Stärke der See- und Landmacht von Columbien finden wir genau angegeben, sie wird Thl. I, 12 Kap. ausführlich erwähnt. Die Marine zählt nur 19 Kriegsschiffe, worunter keine Linienschiffe und Fregatten; nicht hinreichend, um 1000 franz. Meilen Küstenland zu schützen. Sie steht unter dem geschickten und tapfern Oberadmiral Padilla, einem Mulatten aus Carthagena. Seit 1821 hat sich die Landmacht von 22,000 Mann bis auf 32,466 Mann vermehrt, worunter 2,520 M. Artillerie und 4,296 M. Kavallerie, nach europäischer Art eingeübt, uniformirt und

bgetheilt. Die Republik besitzt 50,000 Gewehre, ie aber, so wie die ganze Artillerie, im allerschlechesten Zustande sind.

Unter den columbischen Staatsmännern finden ich doch einige treffliche Redner und gute Köpfe, die der verstorbene Minister Zea und General Boliar; letztrer ist mager, klein, schwarzhaarig und bis etzt noch nicht verwundet, was ihm in den Augen es abergläubischen Volks eine Art von wunderbarem Heiligenschein geben muß. Die vorzüglichsten Mäner und die eigentlich gebildeten Klassen findet man nur in den vier größten Städten: Bogota, Quito, Caraccas und Guayaquil; letztere wünschte eine Art von freyer Hansestadt zu werden, sie hat wenigstens en größten Reichthum. In den meisten vormals panischen Colonien ist, mit Ausnahme der Haupt- und Seestädte, die Aufklärung in Hinsicht des Gewerbfleißes und der Künste nicht größer als in Europa zur Zeit Ferdinands des Kathol.; das 15te Jahrhundert findet man noch überall wieder. So ergeben ich dort denn also freylich viele Contraste, der Verf. betheuert indeß seine strenge Wahrheitsliebe auf das ündigste (II. 282). — Hiermit haben wir dem Werk das Mark ausgesogen und es dem Leser vorgelegt, so daß er nun prüfen kann, ob er Lust hat, nach Columbien auszuwandern. Die acht Kupfer u dieser bereits sehr schnell von Hrn. Schöll verdeutschten Reise sind in geätzter Manier gut gearbeitet und stellen theils Gegenden, theils Costüme aus Columbien vor. Der Abdruck der auf Stein gedruckten Karte ist nicht wohl gelungen. Schade, daß zur Erleichterung des Nachschlagens ein Personen- und Sachregister fehlt. Gewiß wird dieses Werk von der ranzösischen Kaufmannschaft begierig aufgenommen eyn, um den Versuch zu machen, den französischen Handel nach Columbien mehr auszubreiten, worin ie Franzosen es aber nie den ihnen zuvorgekommenen Engländern gleich thun werden!

Dr. Carl Iken.

Berlin.

Bey G. Reimer: Abhandlungen aus dem Gebiete der Anatomie, Physiologie und Pathologie von D. Friedr. Rosenthal. 1824. VIII und 163 S. (mit 9 Steintafeln) gr. 8.

Unter diesem Titel theilt der durch seine werthvolle Arbeiten für vergleichende Anatomie rühmlichst bekannte Hr. Verf. die Früchte seiner Zergliederungen und Forschungen mit. Als Probe mit welchem Erfolg ein denkender vergleichender Anatom über die dunkelsten Theile der Zoonomie, wie dieß die große Frage über das Wechselverhältniß des Empfindungs- und Begehrungs-Vermögens gewiß ist, Andeutungen zu geben vermag, erscheint gleich der erste Aufsatz, in welchem der Verf. nachweiset, daß außer dem eigenen Nerven und seinem entsprechenden Sinnorgan, wodurch die bestimmten Sensationen des Sehens, Hörens u. s. w. vermittelt werden, es noch des Zutritts eines weitern Nerven bedürfe, um jedes Sinnorgan seines selbstständigen Lebens unerachtet, noch mit dem übrigen Organismus in Verbindung zu setzen, wodurch dann erst die so eigenthümlichen Einflüsse mancher Sinnes-Wahrnehmungen auf das Gemeingefühl erklärbar werden. Besonders sind die Nerven des fünften Paars, so fern sie in jedem Sinn in den Leitungs-Apparat sich verbreiten, theils als Hülfsnerven zur Hervorbringung der eigenthümlichen Sinnes-Empfindung, theils wegen ihrer übrigen Anastomosen besonders mit dem Gangliensystem dafür anzusehen, daß sie die Sinneseindrücke mit den Empfindungen des übrigen Körpers vermitteln. Obgleich diese Ansicht nicht ganz neu ist, so ist dieß doch die Art, wie der Verf. dieselbe durch die Thierreihe durchführt, und zeigt, daß so wie die durch ungestörte Sinneswahrnehmungen mit bedingte Reflexion ab-, und das Instinctartige in der Thierreihe zunimmt, dieser Apparat an Umfang und weiterer Verbindung mit den Sinnnerven immer mehr

wächst, manchmal, wie z. B. bey dem fast fehlenden Gesichtssinn des Maulwurfs den eigentlichen Sinnnerven sogar ersetze, ja wie im Anhang nach einer spätern Wahrnehmung am Gehirn der Fische gezeigt wird, jener Apparat der Hülfsnerven bey noch vorhandenem Gehirn sich bereits zu einem Hülfsgehirn gebildet zeigt, welches Hülfsgehirn denn bey den wirbellosen Thieren die Stelle des nun ganz verschwindenden eigentlichen Gehirns vollends einnimmt. Durch dieses allmählig stärker werdende Eingreifen des Hülfsapparates werden nach der Ansicht des Vf. statt deutlicher Sinneseindrücke, welche diese Thiere in ihrem beschränkten Kreise weniger bedürfen, eher leitende Gefühle, wie sie für die bestimmte Gattung gerade passen, hervorgebracht, und die Biene lebt am Ende nur noch für die Nectarien der Blume, so daß die Kunsttriebe statt als Resultate einer Verstandesthätigkeit nur als consensuelle Aeußerungen auf Sinneseindrücke anzusehen sind. Ebenso hätte der Verf. diese Ansicht vielleicht auch für den thierischen Magnetismus benutzen können, mehr noch hätte aber Rec. gewünscht, daß der Hr. Verf. bey seiner genauen Bekanntschaft mit der vergleichenden Anatomie die von Bell und Shaw in neuerer Zeit aufgestellte Bedeutung des fünften Nervenpaars eben nach den Veränderungen, welche es in der Thierreihe zeigt, gewürdigt hätte. — Auch in der 9ten Abhandlung aus dem Gebiete der Zoonomie, über die Abhängigkeit der Zeugungsfähigkeit der Thiere von der Organisation ihres Nervensystems auf der Stufenreihe der Thiere nachgewiesen, ist gewiß die Idee sehr fruchtbar, daß das Nervensystem nicht bloß Empfindungsorgan, sondern vorzüglich auch Bildungsorgan sey, und in der Thierreihe, mit dem Erscheinen des Kopfganglion neben einem knotigen Strang auch Geschlechtsverschiedenheit sich einstelle, die Geschlechtsorgane demnach die vermittelnden Glieder der von einem höhern Systeme ausgehenden thierischen Zeugung seyen, und das durch den Zeugungsact gebildete neue Product eben so sehr von der Lebensstufe des höhern Systems, als von der Function dieser Organe abhänge. Nicht minder für die Zootomie sowohl, als auch für die Physiologie wichtig sind die sieben übrigen Abhandlungen, über die äußern Bedeckungen des Auges in der Thierreihe, die caruncula lacrymalis möchte Rec. wegen der sie nach innen begränzenden Hautfalte doch eher für ein Rudiment

der Membrana nictitans als für bloßes Analogon der glandula Harderi halten; überhaupt ist wohl bey den Sinnorganen, nahmentlich dem Auge, die Ansicht einer durch die Thierreihe fortgehenden bloßen Vereinfachung kaum zuzugeben; da z. B. der Vogel, welcher aus unermeßlichen Höhen den kleinsten Gegenstand auf der Erde bemerkt, gewiß ein ausgebildeteres Auge haben muß, als selbst der Bewohner der Steppen, dessen im Verhältniß zu den übrigen Menschen immer noch Erstaunen erregende Sehkraft sich doch mit der eines Condor nicht vergleichen läßt. Ferner über den Bau der äußern Häute des Vogelauges. Ueber das Tastorgan der Fische, welches der Verf. in dem Bartfaden nachweiset. Zergliederung einiger Wasservögel, ferner des Xyphias gladius und der Chimaera arctica. Bey allen zum Theil seltenen Thieren doch meist nur der Organ der Ernährung. Ueber das Rückengefäß der Insecten, dessen Einmündung in der Speisenröhre der Verf. entdeckte, und das er deshalb bey diesen den Fischen sonst so ähnlichen Thieren doch etwas zu gewagt für ein Analogon der Schwimmblase erklärt. — Die Miscellen aus der pathologischen Anatomie beginnen mit einer sehr gehaltvollen Abhandlung über abnorme Gehirnbildung, welche oft in den Leichen solcher Individuen gefunden wird, die nie Spuren von gestörter Geistesthätigkeit erkennen ließen, und umgekehrt über den Befund der Untersuchung des Gehirns bey Solchen, die in ihren Leben geisteskrank waren, wo dasselbe so oft von scheinbar ganz normaler Beschaffenheit angetroffen wird; doch scheint der Verf. die neuen Untersuchungen französischer Aerzte, welche bey einer krankhaften Erhöhung des Geschlechtstriebs eine Vereiterung in dem kleinen Gehirn fanden, unbeachtet gelassen zu haben. Ueber Fettbildung. In einem Knoten verschlungene Eingeweide, sehr merkwürdig. Minder selten dagegen ist die Beobachtung einer durch innere Bedingungen entstandener Verrenkung des zweyten Halswirbels, da ähnliche Fälle auch Schallgruber (Aufsätze und Beobachtungen Grätz 1816) erzählt, denen Rec. auch einen aus seiner Praxis beyfügen könnte. Angebohrner Nabelbruch. — Das kurz Angegebene genüge den Werth dieser Mittheilungen zu würdigen. Gewiß wird sich jeder Freund der vergleichenden Anatomie freuen, daß auf einem für dieses Studium so günstigen Puncte, — der Hr. Vf. ist Prof. der Anatomie und Physiologie zu Greifswalde, — ein so gelehrter und genauer Beobachter sich befindet, und gewiß mit dem Rec. wünschen, daß es demselben gefallen möchte, von Zeit zu Zeit die Früchte seiner Zergliederungen und Forschungen, besonders aber seine ausführliche Abhandlung über den innern Bau der Phoken-Arten bald dem Publicum mittheilen möchte.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
r Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.
Den 22. August 1825.

Göttingen.

n dem Hrn. Doctor Söltl aus München, der u der Fortsetzung seiner historischen Studien Geheiß der K. Bayerschen Regierung seit fast i Jahre unter uns aufhält, ist der K. Socieer Wissenschaften durch den Herrn Hofrath ren ein Aufsatz überreicht worden: Ueber Quellen der Biographien Suetons, critischer Versuch. Ein großer Theil un-Geschichte der Cäsare bis auf Domitian hängt der Glaubwürdigkeit Suetons ab; über die tigkeit der bisher noch ununtersuchten Frage also kein Zweifel seyn. Ihre Beantwortung t aber von der Untersuchung der Quellen des iftstellers ab. Der Hr. Dr. geht von einer leichung Plutarchs und Suetons aus, um die chiedenheit ihrer Zwecke bey ihren Biographien igen. Plutarch führt uns durch das ganze r seiner Helden; Sueton dagegen stellt uns lne Züge aus dem Leben der Kaiser, ihr Beten und Handeln in jedem einzelnen Falle dar, sich streng an die Zeitordnung zu binden. Man

könnte seine Biographieen Erinnerungen oder Denk-
bilder nennen. Er lebte lange am Hofe Hadrians,
und hatte hier Gelegenheit genug, die geheimen
und öffentlichen Nachrichten über die Kaiser zu er-
fahren. Als er sich nachmals vom Hofe entfernte,
lebte er bloß den Wissenschaften, und schrieb meh-
rere Werke. In seinen Leben der zwölf ersten
Kaiser legt er uns seine Ansichten und Sammlun-
gen über das Leben derselben vor; und aus Allem
erhellt, daß er die Quellen sorgsam benutzt habe.
Hierauf geht der Verf. ins Einzelne. 1. Julius
Cäsar. Er erwähnt selber den Tanusius Gemi-
nus in seiner Geschichte; den Bibulus in seinen
Edicten, den C. Curio, den Vater, in seinen Re-
den. Hauptquellen indeß waren ihm die Briefe
des Cicero; außerdem Cäsars Schriften und Briefe
an den Senat, die noch vorhanden waren. Viel
hat er auch aus Vellejus Paterculus genommen.
2. Octavianus Augustus. Hauptquelle war
auch hier Vellejus Paterculus; wenn er auch zu-
weilen ihm widerspricht. Ferner die eignen Com-
mentarien des Augustus; so wie er auch seine Briefe
benutzte. Cornelius Nepos wird nur einmal er-
wähnt. Wichtiger scheint die Schrift des Freyge-
lassenen, Julius Marathus gewesen zu seyn. Noch
werden als Quellen genannt Valerius Messala,
und der für seine Wahrheitsliebe hart gestrafte
Cordus Cremutius. 3. Tiberius Nero. Hier
werden die Quellen dunkel. In den ersten acht-
zehn Capiteln ward indeß Vellejus Paterculus be-
nutzt. Hauptquellen waren die Briefe des Augu-
stus, und des Tiberius selbst; so wie dessen, wie-
gleich nur kurze, Commentarien. Auch Seneca
genannt; und gewiß las Sueton auch die verlo
Bücher des Plinius über die Germanischen Kr
4. Caligula. Auch hier scheint Plinius be
zu seyn. Außerdem aber schöpfte Sueton auch a
öffentlichen Denkmälern und Actenstücken. Se

ist bey der Angabe des Geburtsortes des Cali-
- beweiset seine fast ängstliche Genauigkeit in
üchung und Anerkennung geschichtlicher That-
n. 5. Claudius. Die eignen Schriften des
idius bilden die Hauptquellen; auch öffentliche
kmähler. Zu Anfange werden auch noch Briefe
Augustus benutzt. Gewiß schöpfte er auch hier
er aus Plinius. Manches erfuhr er hier auch
durch Erzählungen älterer Männer seiner Zeit
er selbst sagt. 6. Nero. Hier wird mündli-
Mittheilung schon die Hauptsache. Nur ein-
spricht er von den Denkbüchern des Nero selbst,
:r durchlas. — Bey den nachfolgenden Kai-
werden gar keine schriftliche Quellen mehr er-
it. Die Biographieen werden kürzer; er hat
nöthig das darzustellen, was noch in frischem
:nken war. Mündliche Ueberlieferungen und
tliche Denkmähler vertreten hier die schriftlichen
llen. So sind wir also auf Suetons Zeugniß
hier beschränkt. Wer aber bey seinen frühe-
Darstellungen mit solcher Sorgfalt prüfte, hat
gewiß auch da gethan, wo er als Zeitgenosse
it, und Tausende ihn der Lüge überführen
en.

lach allem diesen glaubt der Verf. mit Recht
ßen zu können: Sueton gehört in Rücksicht sei-
Wahrheitsliebe und der Treue seiner Angaben
n ersten Geschichtschreibern. Mangelt ihm auch
Kunst der Darstellung, so gibt seine einfache
Schilderung den besten Spiegel des Zeital-
Noch mehr aber wird sein Werk dadurch er-
daß er mit Tacitus fast in Allem überein-
it; wovon die genauere Prüfung und Verglei-
der Verf. sich noch vorbehält. Gewiß ver-
:n sich die Freunde der critischen Geschichte mit
zu dem Wunsche, daß dieß Versprechen nicht
üllt bleiben möge.

Heidelberg.

Bey K. Groos: Die Hebräische Sprache für den Anfang auf Schulen und Akademien. Zunächst zum Gebrauch in seinen Vorlesungen von Raphael Hanno, der Philosophie Doctor und außerordentlichem Professor an der Universität zu Heidelberg. In zwey Abtheilungen. 1825. XII und 153 Seiten in Octav.

Keine der gewöhnlichen Grammatiken, die nur die übergroße Anzahl der bisher geschriebenen vermehrt. Der Verf. hat nicht bloß compilirt, sondern selbstständig geforscht und auf den vorliegenden 10 Bogen wohl mehr Neues gesagt, sey es wahr oder verdiene es noch genauere Untersuchung, als andere Grammatiker, die dicke Lehrbücher aus den bekannten besten Quellen zusammensetzen. Besonders weist der Verf. zahlreiche Fehler in den Lehrbüchern des Hrn. Prof. Gesenius nach, und vorurtheilsfreye Leser müssen gestehen, daß dieses nicht selten mit Glück geschehen ist, weil der Verf. sich von etwas mehr Sprachphilosophie in seinen Untersuchungen leiten läßt. Die Grammatik im Ganzen zerfällt in zwey Theile, den theoretischen und practischen. In dem ersten, den Ref. allein vor Augen hat, schlägt der Verf. einen neuen Weg ein, um, wie es scheint, das Studium der hebräischen Sprache zu erleichtern. Indem er von dem spätern Alter der Punctation ausgeht, glaubt er durch Auslassung der Vocale und Puncte das Ohr an ein leichteres Behalten des Schalles, das Auge an die schönere Ansicht einer nicht unter der Last von Vocalen und Accenten erdrückten Schrift, den Erklärer endlich an die mögliche Auffassung des Sinnes aus den bloßen Consonanten zu gewöhnen. Doch verachtet er nicht ganz die Punctation; seine Methode soll nur die Sprache als Muttersprache, oder wie sie war, geben; der Leser soll eben so das Hebräi-

sche ohne alle Puncte nach dem bloßen Wörterbuch und nach dem gesunden Sinne und Zusammenhang lesen und verstehen lernen, als sich noch jetzt jeder gewöhnen kann andere orientalische Schriftarten ohne Vocale zu lesen. Möge nun die Zukunft die Anwendbarkeit dieser Methode zeigen! In dem spätern Syrischen und Arabischen hat sich die Aussprache durch regelmäßigere Schreibart der langen Vocale schon gleichmäßiger in der Schrift ausgedrückt, und das Lesen ohne Vocale wird dadurch sicherer und leichter. Warum sollte man nicht im Hebräischen die Punctation als die traditionelle Aussprache beybehalten, daß sie dem Anfänger erst eine Stütze sey, bis der Geübtere allmählich von selbst ihrer Vormundschaft entwächst? Nur einiges Einzelne möge noch angedeutet werden, um die freyen Ansichten des Vfs zu zeigen. So will er die Diphthongenlehre, welche die Punctation nicht anerkennt, wieder in der längst erstorbenen Sprache aufleben lassen, und es folgen daher S. 28 ꝛc. eine Menge complicirter Regeln über die Aussprache der Buchstaben אויהע. Gewiß sey בֶן und בֵין von den alten Hebräern verschieden ausgesprochen; jenes müsse man ben, dieses bain lesen; auch die Aussprache des ו sey verschieden gewesen, theils u theils au wie יוֹם jaum u. s. w. Die Punctation הִוא im Pentateuch sey ihrem Werthe nach alt, indem man huwa und hiwa gesprochen und so das fem. unterschieden habe; vielleicht hätten die alten Hebräer in der ersten Person des Plural כוכו für כוכר gesprochen, wenn die Zahl deutlich angegeben werden sollte. Im Verbo nimmt der Verf., als hätten die Hebräer schon die vollkommene Ausbildung des Arabischen gekannt, 7 Formen an, die den 7 ersten arabischen entsprechen sollen. Bisweilen versucht er auch durch neue Etymologien unsre bisherige Sprachkenntniß zu erwei-

tern, z. B. daß אֶתְמוֹל von مسا abgeleitet eigentlich wie مرة einmal bedeute (S. 143); daß יִשְׁמָעֵאל seinen Namen in den arabischen أشعل "landstreichen" habe S. 48 u. s. w. Nun kann zwar Ref. nicht alle hier aufgezeichneten und andre dem Verf. eigenen Meinungen billigen; mancher möchte zweifeln, ob die Diphthongenlehre mit Glück oder mit vielem Gewinn dem Hebräischen vindicirt sey; ob aus dem Plural יָמִים folge, daß der Hebräer יוֹם jaum aussprach; ob das Hebräische überhaupt wie die Dialecte Diphthongen haben müsse; man könnte Bedenken tragen, die verdorbene Aussprache der ersten Person Plur. נִכְּרוּ, die sich erst durch ein Mißverständniß des Arabischen bey den Mauren findet, auf die Hebräer überzutragen, und an die verschiedene Aussprache huwa und hiwa zu glauben, da es ja viel natürlicher ist, dieses Pronomen in dem ältern Pentateuch für ein commune zu halten, etwa so wie sich das seltenere Pronomen זוּ auch in der spätern Sprache als Commune erhalten hat. — Doch kann ein selbstständiger Forscher, gerade weil er neue Bahnen sucht, nicht auf allgemeine Zustimmung rechnen: belebt nur das Ganze ein freyer Untersuchungsgang und ist die trübe und finstere Lehrmethode der gewöhnlichen Grammatik durch einen angenehmen und leicht deutlichen Vortrag vermieden, wie beides in dieser Grammatik sich zeigt, so ist die Wissenschaft schon gefördert.

Berlin.

Bey G. Reimer: Naturwissenschaftliche Abhandlungen aus Dorpat. Erster Band. Mit einer schwarzen und illuminirten Kupfertafel, einer Gebirgs-

arte und einigen Bergprofilen. 1823. 357 Seiten
n Octav.

Die erste Abhandlung: Ueber die Aberration
er Magnetnadel auf Schiffen zerfällt in zwey Thei-
e, in die Abhandlung des Commodore und Rit-
ers von Krusenstern, welche historisch die Beob-
chtungen Mehrerer über diesen Gegenstand ent-
ält, und zunächst für die russische Admiralität be-
immt war, und die Bemerkungen Parrots über
iese Materie und die vorstehende Abhandlung.
Krusenstern hält mit Capitän Flinders, der zu-
erst 1814 in seiner Reisebeschreibung auf diese Er-
cheinung aufmerksam machte, die Einwirkung der
isenmassen auf dem Schiff auf die Magnetnadel
ir die Haupturſache derselben, wobey jedoch die
erschiedene Richtung des Schiffes, die Polhöhe,
nter welcher die Beobachtungen angestellt würden,
nd die Nähe eines eisenhaltigen Festlandes von
ntschiedenem Einflusse wären. — Parrot sucht zu
weisen, daß nicht die Einwirkung des Eisens auf
m Schiff, sondern das bewegliche an dem nau-
chen Compaß angebrachte Compensationsgewicht,
s träge Masse betrachtet, die generelle Ursache
). In dem Anhange macht er auf seine schon
ı Jahre 1815 in seinem Grundrisse der Physik
r Erde und Geologie aufgestellte Idee wieder
fmerksam: "daß die Ursache des Magnetismus
einem oder mehren innerhalb der Erde Statt
benden chemischen Processen bestehe, welcher die
nponderabilien entwickelt, die der Erde und un-
n Magneten die Polarität ertheilen; daß dieser
mische Proceß fortwährend daure und nach Maaß-
be der vorhandenen Materialien sich hierhin und
rthin ausdehne, wodurch die Anomalien in der
ntensität der magnetischen Kraft, so auch die Ir-
gularität in der Declination der Magnetnadel
verschiedenen Orten und in verschiedenen Zei-
ı entstehen, die also sich keinem mathematischen

Gesetze unterwerfen lassen." Es ist nicht zu leugnen, daß diese Hypothese durch die neuesten Oerstedtschen Entdeckungen und so manche bey vulkanischen Ausbrüchen und Bewegungen gemachten Beobachtungen viel Wahrscheinlichkeit erhält.

Die zweyte Abhandlung führt den Titel: Entomographien von J. Friedrich Eschscholz, Dr. der Medicin ꝛc. und enthält die Beschreibungen der neuen Insecten, welche derselbe während der Erdumseglung des Schiffes Rurick, unter Führung des Capitän Otto von Kotzebue, zu sammeln Gelegenheit hatte. Der Verf. beschreibt 85 Arten aus 40 Gattungen, von denen mehre ganz neu sind.

Die dritte Abhandlung enthält: Die Reise in den Pyrenäen von Friedrich Parrot, Dr. d. Med. und Chir. — Der Verfasser bereiste die Pyrenäen im Jahre 1817 von Westen nach Osten, hauptsächlich zu dem Zweck Höhenmessungen vorzunehmen, von denen denn auch nicht weniger, als 205 aufgezählt werden. Er bestieg den Maladetta, welchen er 3309,65 Meter hoch fand, und machte bey dieser Gelegenheit wiederholt die höchst interessante Bemerkung, daß sein Puls, so wie der seiner Begleiter, des sechzigjährigen Barreau und des fünf und zwanzigjährigen Rondo, in den verschiedenen Höhen sich beschleunigten, ohne daß die Zunahme der Geschwindigkeit der Anstrengung im Steigen zugeschrieben werden konnte. Sein Puls, welcher in der Höhe der Meeresfläche im Durchschnitt 70 angibt, zeigte bey 1000 Meter Erhebung 75, bey 1500 Meter 82, bey 2000 Meter 90, bey 2500 Meter 95, bey 3000 Meter 100, bey 3500 Meter 105; bey 4000 Meter, 110 Schläge in jeder Minute. Den Mont Perdu fand der Verf. 3346,3 Meter hoch, oder 10301 Pariser Fuß. — Dies möge hinreichen, um den interessanten Inhalt der vorliegenden Abhandlungen anzudeuten.

Göttingische
[G]elehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
[d]er Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.
Den 25. August 1825.

Paris.

[B]ey Firmin Didot, Treuttel und Würtz: Hi[stoir]e littéraire de la France. Ouvrage com[men]cé par des religieux Bénédictins de la Con[grégat]ion de Saint-Maur et continué par des [mem]bres de l'Institut (Académie des Inscrip[tions] et Belles-Lettres). Tome XVI, treizième [siècl]e. 1824. XLVI und 616 S. in 4.

[Di]ese für die Geschichte der Litteratur so wichti[ge M]aterialiensammlung tritt mit dem 16ten Ban[de in] das 13te Jahrhundert ein, und wird dasselbe [in] derselben Manier bearbeitet, welche die Benedic[tiner b]ey den frühern Jahrhunderten beliebt hatten, nur [etwas] abgekürzter, durch eine geringere Ausführlich[keit be]y unbedeutenden Gelehrten und Schriftstellern. [Sie h]offen die Verfasser das 13te Jahrhundert in [...] Bänden zu beendigen, da sie das 12te sieben [Bände] gekostet hat. Der größere Theil des 16ten [Band]es nimmt die allgemeine Schilderung des Gan[ges d]en Studien, Wissenschaften und schöne Kün[ste im] 13ten Jahrhundert genommen haben, ein, [und f]aßt darneben die Nachrichten von dem Leben

und den Schriften einzelner Gelehrten bis zum Jahr 1210 in sich. Der 17te Band wird diese Nachrichten bis zum Jahr 1226, der 18te bis 1270, der 19te bis zum 15ten Regierungs-Jahr Philipp's des Schönen fortsetzen. Lauter merkwürdige Perioden, in denen die allgemeine Geschichte der Gelehrsamkeit und Kunst viel neues Licht aus der französischen Specialgeschichte sich versprechen darf.

Von diesem ersten Bande, der dieses Jahrhundert betrifft, läßt sich nicht ganz auf die Reichhaltigkeit der folgenden schließen. Ein großer Theil desselben mußte, wenn nicht der bisher befolgte Plan des Werks ganz verlassen werden sollte, das allgemeine Gemählde der Litteratur im 13ten Jahrhundert einnehmen, auf das noch nicht die speciellen Forschungen Einfluß haben konnten, die über einzelne Gelehrte und Künstler angestellt werden sollen, da diese nach dem befolgten Plane noch rückständig sind. Es würde allerdings reicher an neuen Resultaten ausgefallen seyn, wenn es erst hinter jenen speciellen Untersuchungen hätte abgefaßt werden können, wo das Zusammentreffen vieler kleinen Bemerkungen ein historisches Mosaik würde gegeben haben, das uns gegenwärtig über diesen Zeitraum noch abgeht. Es würden dann mehrere demselben eigenthümliche Erscheinungen in größerer Bestimmtheit hervorgetreten seyn, als gegenwärtig der Fall ist. Wir wollen nur an die wichtigen Veränderungen erinnern, die das in diesem Jahrhundert entstandene Universitätswesen mit seinem Gildenzwang in die Studien gebracht hat, wodurch in den Unterricht eine völlig andere Methode gekommen ist, und die Geister auf geraume Zeit gebunden worden sind; so wie auch an den erweiterten Stand der Freyen, welche die Zahl derer, die sich Wissenschaften und Künsten widmeten, so außerordentlich vermehrt, und so viele fromme Stiftungen zur Erleichterung ihres Zudringens zu den Sch

plätzen gelehrter und artistischer Kenntnisse ver-
ißt hat u. s. w. Das allgemeine Gemählde von
Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der
nzosen in diesem Jahrhundert, welches an das
e verspart ist, wird einst in dem Einfluß, den
uf ihre geistige Bildung gehabt haben, gewiß
n, wie vortheilhaft es für diesen allgemeinen
il gewesen seyn würde, wenn er gleichfalls hin-
dem speciellen erst hätte ausgearbeitet werden
en. Doch ist es den Verfassern nicht zu ver-
en, daß sie ihn dem einmahl von den Bene-
nern beliebten Plan gemäß, vor dem speciellen
usgestellt haben. Er hat in diesem gelehrten
Bändereichen Werke immer die meisten Leser
zogen, und ist auch wirklich die trefflichste Vor-
tung auf das Einzelne. Es würde aber die
etzung des Werks auf mehrere Jahre hinaus
gert haben, wenn er erst am Schluß der spe-
n Forschungen hätte ausgearbeitet werden sol-
Und wie viele Ursachen lassen sich denken,
e Gelehrte, die im Auftrag des Staats eine
rte Arbeit zu besorgen haben, veranlassen kön-
die Vollziehung ihres Geschäftes zu beschleuni-
und vielem wird sich auch am Schlusse des
hunderts noch nachhelfen lassen.

s ließe sich vieles aus diesem so gründlich be-
i historischen Werke für diese Blätter auszeich-
In einem Jahrhundert, wo der Gebrauch der
igsten Erfindungen, wie des Schießpulvers,
Compasses, convexer Gläser u. s. w. anfängt,
wieder Fürstenrechte mit Nachdruck gegen die
ationen des allgemeinen Christenvaters ver-
gt werden, wo neben den Narren- und Esels-
auch Feyerlichkeiten statt hatten, die dem Ver-
große Ehre machen, wo man mit Eifer auf
gewonnenen Gut früherer Jahrhunderte fort-
und ihm seinen National-Character anprägt,
viel Merkwürdiges in Künsten und Wissen-

schaften geleistet werden. Aber wo sollten wir Raum für diese Reichthümer finden? Wir wollen uns, um nicht ohne Proben zu bleiben, bloß auf einiges Wenige in der National-Litteratur der Franzosen einschränken. Prosa und Poesie in der Landessprache ward schon im 12ten Jahrhundert versucht; im 13ten erhielten sie ihren National-Character. Der Verfasser des allgemeinen Theils (Herr Daunou) ist weit entfernt, in das Lob der Poesien der Troubadours und Trouvères (die er mit Recht genau unterschieden wissen will) einzustimmen, welche ihre Bewunderer ihnen beygelegt haben. Er erkennt die Mattigkeit in den Reimen der Troubadours, die schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts alles erschöpft hatten, was sie auszudenken wußten; nach den Quellen aber, die ihm zu Gebote stehen, können wir hoffen, in den nächsten Bänden ihre verwirrte Geschichte entwirrt zu sehen. In der Menge der nordfranzösischen Trouvères, in der das 13te Jahrhundert das 12te weit hinter sich zurückgelassen hat, erkennt er bloß als rühmlich an die große Uebung der Geistesfähigkeiten der Nordfranzosen, ihr Bestreben die Sprache der Empfindungen zu treffen, ihre große Thätigkeit zur Stiftung einer innigern Verbindung der gebildeten Classe mit der ungebildeten. Schon im 13ten Jahrhundert zeigte sich der eigenthümliche Character der französischen Sprache, der ihr bis auf unsre Zeiten geblieben ist, daß sie mehr zum prosaischen als zum poetischen Vortrag geschickt war. Poesie war ihre Sache nicht: welch ein Unterschied ist zwischen der divina Comedia und dem Roman von der Rose, die fast zu gleicher Zeit entstanden sind! Ein ähnlicher ist auch zwischen den Nordfranzosen und den Anglo-Normannen. Die meisten Poesien der letztern haben einen festen Styl, mehr Präcision der Ideen, mehr Kunst der Composition, eine bessere Vertheilung des Stoffes, mehr Einheit in der Ausführung. Ein Unterschied möchte auch noch zwischen der Sprache der

Armoriker (Bretons) und der Nordfranzosen seyn; nur ist zu bedauern, daß davon kein Original-Ueberbleibsel vorhanden ist, und wir sie bloß aus den Uebersetzungen der Anglo-Normannen kennen. Prosa war im 13ten Jahrhundert eine Hauptbeschäftigung der Nordfranzosen. Sie übten sich in prosaischen Uebersetzungen und freyen Ausarbeitungen, historischen, theologischen, juristischen und romantischen Inhalts. Die versificirten Romane des 12ten Jahrhunderts arbeiteten sie im 13ten prosaisch um. Nur selten sind ihre versificirten Romane von einigem Werth. Der Ausbund derselben ist die Geschichte Aucassin's und der Nicolette, ein Roman in Prosa und Versen von einem unbekannten Verfasser, der sich durch Erfindung auszeichnet, wie man schon durch Chenier wußte. Ihm zur Seite verdient Parthenopex de Blois (S. 233) zu stehen, ein Feen-Roman eines Ungenannten, die Liebe eines Sterblichen und der ätherischen Mé-or, den Grand d'Aussi in das 12te, Roque-ort aber in das 13te Jahrhuntert setzt. Poeti-hes Verdienst haben auch noch die contes und fa-liaux der Nordfranzosen, bald devoten, bald fri-olen Inhalts: die ersten werden aus lateinischen egenden, die andern aus asiatischen Originalen ogeleitet, so daß nicht die Erfindung, sondern nur e zeitgemäße Umarbeitung den Trouvères ange-orte. Selbst Boccacio und La Fontaine sollen cht aus den Trouvères, sondern unmittelbar aus n zu ihrer Zeit vorhandenen Uebersetzungen der iatischen Quellen geschöpft haben, was wir abe: och nicht für erwiesen halten. Scenische Vorstel-ngen begünstigten schon in diesem Jahrhundert e Verbindung von Musik und Gesang, und di: erbindung der ménétiers und jongleurs, die we-gstens zuweilen statt hatte, wenn gleich vor dem ahr 1300 weder in Italien noch in Frankreich an n eigentliches Theater zu denken ist. In den östern und Mönchsschulen gab man (wie

bis auf die neuesten Zeiten) gereimte lateinische Farcen; in der Vulgarsprache devote Stücke (miracles) und Scenen aus dem gemeinen Leben, (Jeux genannt).

Das 13te Jahrhundert werden wir den vereinten Bemühungen der Herren Brial, Marquis de Pastoret, Daunou, Amaury Duval, und Petit Radel, denen seine Bearbeitung von der Académie des Inscriptions übertragen worden, zu verdanken haben.

Hannover.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Ueber das Alter der Menschenpocken und anderer exanthematischer Krankheiten, historisch-kritische Untersuchung von Carl Friedr. Theod. Krause, M. D. 1825. 188 S. in 8.

Ref. hat diese Schrift mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und den Verf. gerne in seinen Untersuchungen begleitet; aber von der Wahrheit der aufgestellten Hauptsätze: daß das pustulöse Exanthem (die Variola und Vaccine) zur Tilgung der Pockenkrankheit nicht wesentlich nothwendig sey, daß sie durch generatio originaria entstehen könne, daß der ignis sacer der Alten für die Pockenkrankheit und die Thucydideische Pest für eine Pockenseuche zu halten seyen, kann er sich nicht überzeugen. Für jene practischen Aussprüche fehlen durchaus überzeugende Thatsachen, und für diese historischen Behauptungen sind außer den von Andern bereits vorgebrachten Beweisstellen keine neuen überführenden mitgetheilt worden. In den Volkskrankheiten des Hippokrates glaubte man öfters Pocken und Masern finden zu müssen. Scuderi hält die Erysipelata des Hippokrates für Pockenepidemie; Bateman findet Pocken in der Phlyzakia. Hahn erklärt die Anthrakes dafür. Nach Schnurrer haben sich im 6ten Jahrhundert aus Anthraxkrankheit und ignis sacer die Pocken herausgebildet

Die Athenienſiſche Peſt beſtand nach Scuderi aus Pocken und Maſern, nach Schnurrer war es ein epidemiſcher ignis sacer. Hiermit faſt ganz über- einſtimmend hält unſer Verf. die epidemiſche An- thraxkrankheit und ignis sacer für ausgebildete Menſchenblattern, und er glaubt bewieſen zu haben, daß die unverkennbarſten Spuren der Pocken- und Maſernkrankheit vom Anfange der Geſchichte an bis zum 12ten Jahrhundert ſich verfolgen laſſen. So annehmbar dieſe Anſicht vorgetragen iſt, ſo kann ſich Ref. zu ihr dennoch nicht bekennen. Da er keine Beſchreibung des Pockenausſchlags und des Verlaufs dieſer Krankheit bey den Alten kennt, ſo wagt er es auch nicht die Bekanntſchaft damit ih- nen zuzuſchreiben. Die Athenienſiſche Peſt ſcheint ihm eher typhus contagiosus oder Petechialfieber geweſen zu ſeyn; da dafür ſowohl die meiſten Symp- tome ſehr gut paſſen, als auch die urſprünglichen Momente ſo, wie ſie Thucydides angibt, viel näher liegen, als die Einführung eines Pockencontagiums, von welchem ſonſt keine beſtimmte Nachweiſung zu geben iſt. Ref. konnte in den Angaben der römi- ſchen Aerzte vom ignis sacer durchaus keine Hin- weiſung auf Pocken entdecken. Celſus, der dieſen Ausſchlag und ſeine Behandlung beſchreibt, nennt keine Zeichen, woraus man auf Pocken ſchließen könnte; auch Plinius verſteht darunter nur ver- ſchiedene Arten von Roſe.

Ungeachtet dieſer hier nur kurz motivirten Nicht- übereinſtimmung mit dem Verf. verkennt Ref. deſ- ſen Verdienſt, den Streitpunct lichtvoll vorgetragen und zum Theil erörtert zu haben, keineswegs. Der Entwicklungsgang iſt gut gewählt. Der Leſer wird von der Sache ſo unterrichtet, daß er ſelbſt urtheilen kann. Das früher Geleiſtete iſt treulich aufgeführt und die Stellen ſind im Zuſammenhange benutzt. Durchgehends ruhige Forſchung und gelehrte Nachweiſung. Die eingeſtreuten geſchichtlichen Bemerkungen über Schar- lach und Maſern ſind intereſſant. Die Sprache iſt der

Sache angemessen und klar. Einigemal schien uns der Ausdruck hart. Aetius wird ein unverschämter Compilator genannt; dem Scuderi wird ein Mangel an Aufrichtigkeit vorgeworfen.

Mit der vorliegenden Untersuchung scheint dem Ref. die von der wahren Bedeutung der scabies der Alten in einer nahen Beziehung zu stehen, und es wäre zu wünschen, daß es dem Verf. gefallen möge, eine ähnliche Abhandlung darüber der gelehrten Welt mitzutheilen. M . . r.

Berlin.

Die Religion nach ihren Quellen, ihren Gestalten und ihren Entwickelungen. Von Benjamin Constant. Mit Vorwissen des Verf. aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen deutsch herausgegeben von Dr. Philipp Aug. Petri, Prediger zu Lüethorst im Königreich Hannover. B. I. 1824. S. 412. in 8.

Wir haben dem Originale dieser Schrift vor kurzer Zeit (G. Anz. v. d. J. St. 119.) die ganze Aufmerksamkeit gewidmet, welche ihr Inhalt und ihr Verf. mit Recht fordern kann; eben dieser glauben wir es aber auch schuldig zu seyn, die Erscheinung dieser deutschen Uebersetzung davon wenigstens mit zwey Worten anzuzeigen. Sie ist, da sich der Uebersetzer, einer unserer auch wissenschaftlich-thätigen Land-Prediger, mit dem Verf. selbst in Verbindung setzte, fast zu eben der Zeit erschienen, da das Original in Paris ausgegeben wurde; und schon daraus könnte man schließen, daß es nicht bloße Fabrikarbeit seyn mag, wenn auch nicht ihre Treue von dem Verf. selbst beglaubigt worden wäre. Was die von dem Uebersetzer hinzugefügten Anmerkungen betrifft, so würde sich dieser, wie er in der Vorrede S. X. angibt, vorzüglich verpflichtet gefühlt haben, "bey der so reichlich angeführten Litteratur die dem Deutschen unerläßliche gelehrte Genauigkeit dadurch herzustellen", weil ihm aber in seiner Lage alle erforderliche Hülfsmittel dazu fehlten, so beschränkte er sich auf wenige Noten, in welchen hin und wieder, wie S. 55. und S. 177. eine litterarische Notiz supplirt, oder eine historische Anspielung wie S. 82. verständlicher gemacht, oder ein Ausdruck des Verf. gegen ein mögliches Mißverständniß, wie S. 135. 136. verwahrt ist. Für die ersten und letzten wird ihm auch der Verf. danken, aber einige der zweyten Art, wie die erläuternde Note über die Dragonaden S. 92. und eine frühere S. 81. dürfte er wohl für überflüssig halten, denn gewiß hat er auf keinen Leser gerechnet, der eine erläuternde Erklärung darüber bedürfen möchte.

Göttingische
lehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
er Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.
Den 27. August 1825.

London.

rinted for Baldwin, Cradock and Soy 1824: moir of the life and character of the Right n. Edmund Burke, with specimens of his :try and letters, and an estimate of his ge- s and talents, compared with those of his :at contemporaries. By James Prior. Esq. 4 Seiten in 8.

Unter den großen Männern, die England in un- n Tagen hervorgebracht hat, glänzt Burke als hriftsteller und Staatsmann, und doch hat er in iem Lande, das an Biographen reich ist, noch inen seiner würdig seyenden Biographen gefun- n. Zwar sind zwey sogenannte Lebensgeschichten n Burke erschienen, die eine ein Pamphlet, das ir sein Andenken zu beschimpfen bezweckt; die idere eine dürftige Darstellung seiner Thätigkeit 1 öffentlichen Leben, größtentheils aus den Zei- ingen entlehnt. Auch das angezeigte Werk von rior ist keine vollständige Biographie und macht ur auf den bescheidenen Namen eines Memoir nspruch. Burke selbst hat über sein Leben nichts

Schriftliches hinterlassen, und seine Parliaments-Reden sind nur in den Zeitungen aufbewahrt. Er erhielt einige Notizen und Nachrichten von Burke's Freunden, so wie mehrere von letzterm noch nicht im Druck erschienene Briefe, worunter einer, über Heinrich IV. König von Frankreich, Aufmerksamkeit verdient; größtentheils war er aber bey seiner Arbeit auf das Studium der Werke desselben beschränkt, die freylich nicht allemahl richtige Ansichten geben, indem ein Schriftsteller sich immer bemühet, den Augen der Welt sich so vortheilhaft, als nur immer möglich, darzustellen. Allein ein anderer Umstand steht einem Biographen Burke's nicht wenig im Wege: nämlich die wenige Geneigtheit der Engländer, seinen Verdiensten völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Daß die Meinungen über die Verdienste eines Staatsmanns in England, während seines Lebens immer getheilt seyn müssen, liegt in der Verfassung dieses Landes; wenn ihn aber erst das Grab bedeckt, so schweigt gemeiniglich der Geist oder Widerwille, den der Parteygeist erzeugte. Alle Engländer vereinigen sich Pitt und Fox unter ihre großen Männer zu rechnen. Unter den Gegenständen, bey welchen Burke im Parliamente als Führer sich aufwarf, sind mehrere, worüber die öffentliche Meinung noch etwa so getheilt ist, als sie es zu seiner Zeit war, und in seiner politischen Laufbahn liegt ein Etwas, das die Volksmeinung, wenn auch nicht gerades Weges verdammt, doch nicht durchaus billigt. Burke war gegen die Revolutionen in Amerika und Frankreich; er war der Advocat der Dissenters und Katholiken; beides hätte er seyn mögen, ohne sein Andenken nach seinem Tode angegriffen den wäre: aber man beschuldigt ihn der Unbe digkeit in seinen Grundsätzen; desgleichen, die in nem Innern herrschenden liberalen Ideen einer ei nützigen Politik aufgeopfert zu haben: daher nennt

gewisse Parten nach öffentlich: a diserter from cause of parliamentary reform, a sinecure eman, an enmey to liberty. Diejenigen, welman mit dem allgemeinen Namen: Indian Inst bezeichnet, legen ihm bey seiner Anklage des lings eigennützige Bewegungsgründe zur Last. Critik hat ihn auch als Schriftsteller und Rednicht verschont; indem man ihm den Beynaa philosophical politician gab, glaubte man deuten, daß seine Politik mehr speculativer als tischer Natur gewesen sey; Genie, glänzende Einungskraft, auch angenehm unterhaltende Täte, gesteht man ihm zu, aber nicht jene gründe, nicht bloß überredende, sondern überzeugende redsamkeit, die soliden Werth der Rede oder rift gibt. Gegen diesen noch immer nicht abaufenen Strom von Vorurtheilen und Ankla, tritt nun der Verf. kühn in die Schranken.

Burke, gleich von seiner ersten Jugend an, zur chtsgelehrsamkeit bestimmt, genoß einer sehr wisschaftlichen Erziehung, der er schon frühzeitig re machte. Mit gelehrten Kenntnissen ausgerü, trat er in London, nach zurückgelegten Stun auf, und bald befand er sich in den Zirkel jenigen eingeführt, die in dieser Hauptstadt auf itz und Talente Anspruch machten. Garrick, der oft zur Tafel zog, machte ihn zuerst auf Ausdung seiner Sprache und Gesticulation aufmerkn; viel verdankte er der debating society, an en Spitze Macklin stand, von welcher er Mited ward. Größeren Einfluß auf ihn hätte seine erbindung mit der berühmten Schauspielerin, Mrs. offington, in deren Hause sich alle schönen Geic Londons versammelten und die alle Vollkomnheiten einer schönen und geistreichen Frau, Eine ausgenommen, die Tugend, — besaß. er ward er mit vielen vornehmen Englänn, und sogar mit dem damaligen Minister

dem Duke of Newcastle genau bekannt, gegen den er sich jedoch in der Folge als heftiger Widersacher erklärte. Die ersten litterarischen Arbeiten Burkes scheinen vorzüglich sich mit der Dichtkunst und dem Theater beschäftigt zu haben, wenige sind von diesen aufbewahrt, und diese sind nicht sehr ausgezeichnet. Wahrscheinlich ist eins seiner ersten Werke, eine Vertheidigung der Rechte der Catholiken in Irland. Dasjenige aber, wozu er sich später bekannte, war: Vindication of natural society, gedruckt im J. 1756. Der Styl des Lord Bolingbroke ward in dieser Zeit nicht nur bewundert, sondern für unerreichbar gehalten. Burke in der Absicht ihn zu widerlegen, faßte den Entschluß, nicht nur seinen Styl, sondern auch seine Grundsätze nachzuahmen, und zwar letztere um den Beweis zu führen, daß dasjenige, was Bolingbroke gegen die christliche Religion behauptet habe, auf gleiche Art auf jede Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft angewandt werden könne. Es gelang ihm vollkommen. Sogar Lord Chesterfield und Bischof Warburton glaubten, diese Schrift sey aus Bolingbrokes Feder. Und als endlich der Schleyer gehoben wurde, ward allgemeiner Beyfall dem jugendlichen Verf. gezollt, der bey seinem gleich darauf herausgegebenen Werke: A Philosophical Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful, noch erhöht ward. Burke verheirathete sich im 27sten Jahre, er wählte sich eine gute und liebenswürdige Gefährtin; bey Mangel an hinlänglichem Vermögen, — sein damals noch lebender Vater konnte ihm jährlich nur 200 Pfund Sterl. geben, — mußte er die Schriftstellerey als ein Erwerbsmittel betrachten. Das Werk: an account of the European settlements in America das der mit Frankreich über die Amerikanischen Colonien ausgebrochene Krieg veranlaßte, ist ohne Zweifel, wenigstens zum größten Theile von ihm,

verfaßt. Vermuthlich lieferte Burke in dieser Zeit viele Beyträge zu Journalen. Oft ward ihm vorgeworfen: er schreibe für Geld. Der Verf. citirt für Burkes Rechtfertigung, was einst der berühmte Dr. Johnson sagte: derjenige Schriftsteller, der sich seine Arbeit nicht bezahlen läßt, ist ein Thor. Wir sehen in unsern Tagen, daß dieser Grundsatz unter den Englischen Schriftstellern, zum Aerger der Buchhändler, tiefe Wurzeln geschlagen hat. Nach dem Zeugniß seiner ihn überlebenden Frau, erhielt Burke nur ein geringfügiges Honorar, z. B. für the annual Register nur 50 Pf. St. — Die Geschichte zog nun seine Aufmerksamkeit auf sich; im J. 1757 erschien: Essay towards an abridgment of English History. Dies Werk vollendete er nicht, weil er erfuhr, daß Hume sich mit dem nämlichen Gegenstand beschäftigte. Er gab dagegen im J. 1758, in Verbindung mit Dodsley das annual Register heraus, eine Unternehmung die ihn veranlaßte, sich auf die Politik des Tages, mehr als auf eigentliche Wissenschaften zu legen. In dieser Periode hatte er genauen Umgang mit Dr. Johnson, Barry Home, von dem er aber zu sehr in Grundsätzen verschieden war, um ihn lieben zu können, Goldsmith, mit dem er mehr sympathisirte, Lord Charlemont, Gerrard Hamilton und andern ausgezeichneten Männern. Mit Gerrard Hamilton ging er als Privat-Secretär nach Ireland, als dieser dort die Anstellung als Chief Secretary erhielt. Für die große Anstrengung, deren sich Burke in diesem Verhältnisse unterziehen mußte, verschaffte ihm Hamilton eine Pension von jährlich 300 Pf. St., der Burke jedoch, nachdem er sie 18 Monate gezogen hatte, freywillig entsagte, als Hamilton von ihm eine gänzliche Hingebung in seine Politik und für seinen persönlichen Vortheil verlangte, denen sich Burke um so weniger unterziehen wollte, als er sich dadurch den Weg zu weite-

rem Fortkommen versperrt haben würde. Nachdem Burke nun durch diesen Streit mit Hamilton für sein und seiner Familie Unterhalt, auf seine eigenen Mittel beschränkt war, und abermals in seinen schriftstellerischen Arbeiten eine Nahrungsquelle suchen mußte, eröffnete sich ihm unerwartet eine viel glänzendere Aussicht, als ihm die aufgegebene gewährt hatte; der Marquis of Rookingham, first Lord of the treasury, ernannte ihn zu seinem Privat-Secretär. Und bald nachher sehen wir ihn einen Sitz in dem Hause nehmen, wo er in kurzer Zeit, als ein Gestirn erster Größe scheinen sollte.

Die Angelegenheiten der Nordamerikanischen Colonien beschäftigten damals die öffentliche Aufmerksamkeit und setzten das Ministerium in große Verlegenheiten. Die berüchtigte Stamp-Act des George Grenville, hatte die Amerikaner im höchsten Grade erbittert. Da tritt Burke am 14. Januar 1766 zum erstenmal als Redner im Parliamente auf; er sprach für die Aufhebung der Stamp-Act mit einer Beredsamkeit, die Jedermann in Erstaunen setzte, und ihm die größten Lobeserhebungen von Pitt (dem Vater) zuzog. Von nun an trat er fast in jeder Sitzung als Redner auf, und schon zählte man ihn zu den ersten des damaligen Parliaments. Bald nach Schließung der Sitzung ward das Ministerium verändert, und Pitt, zum Lord Chatham ernannt, an die Spitze des neuen gestellt. Burke, der nun wieder ohne Anstellung war, schrieb in dieser Zeit mehrere Pamphlets, als z. B.: a short account of a late short Administration; auch kamen einige satirische Aufsätze gegen Lord Chatham in seinem Annual Register für 1766 zum Vorschein. Die Rolle die er in den nachfolgenden Sitzungen bis 1768, da das Parliament aufgelöst wurde, spielte, war so glänzend als der Anfang. Alle Parteyen bewunderten, aber fürchteten zu gl-

cher Zeit seine großen Rednertalente. Man gab ihm den Beynahmen, impudent fellow, weil er ohne Vermögen und Connectionen zu besitzen, ohne daß sein Name anders als Schriftsteller bekannt war, kaum in das Parliament gekommen, sich gleich auf eine so hohe Stufe des Ruhms und der Bedeutung hinaufgeschwungen hatte, die andere große Redner erst nach vielen parliamentarischen Feldzügen zu ersteigen pflegen. Sein Ruf war so groß, daß die Stadt Wendover ihn für das neue Parliament, ohne daß er sich darum beworben hatte, erwählte. In dieser Zeit kaufte er für 20,000 Pf. St. ein Landgut, genannt Gregories in Buckinghamshire. Einen Theil dieser Summe hatte er von dem Marquis von Buckingham erhalten. Er hatte ihm und seiner Partey große Dienste geleistet. Seine Freunde haben ihm große Vorwürfe gemacht, diese Summe angenommen zu haben, obwohl in England nichts Ungewöhnliches. Mr. Fox erhielt im J. 1794 ein dreymal so starkes Jahrgeld von der Whig-party als die Summe betrug, die der Marquis ihm zum Ankaufe seines Gutes gab. Der Verf. macht hier einige Bemerkungen, die, obgleich aus der Natur entlehnt, doch mit den herrschenden Meinungen im Widerspruche stehen. Es ist nämlich die Rede davon, daß Burke für Private Patronage, die Public Patronage aufgab: "Private Patronage will do often more for its object than the noisy and fleeting approbation of the multitude. The patronage of the public is a high-sounding word, which in truth means nothing. In Bezug auf den Vorwurf: Burke habe der Politik zu gefallen seiner litterarischen Unabhängigkeit und seinem litterarischen Ruhm, entsagt, äußert er sich nicht weniger aufrichtig: "As to literary independence spoken of, it is more difficult to be defined, except it be the liberty

to labour much and to enjoy little, to be talked of but not rewarded, to glare in the world by the brilliancy of your writings and to die possibly in personal obscurity and poverty. As to honours awarded to eminent authorship, such a thing, though common in every other country of Europe, was never heard of in England." — Wir sehen hier den Lobredner Burkes die Vortheile, welche Beredsamkeit im Parliamente, und die Schriftstellerey zu gewähren vermag, im kaufmännischen Geiste nur von Seiten der pecuniären Einnahme würdigen. Seine Betrachtungen gleichen so ziemlich dem berühmten Selbstgespräche Hamlet's über die Ehre; doch glauben wir es sey ihm Ernst damit. — Die Angelegenheiten Amerika's wurden nun immer verwickelter. Burke redete im Parliamente mit Wärme für die Colonien, um Lord Chathams Administration zu untergraben; auch der Sache der Corsicaner nahm er sich aus gleichen Gründen an. Jetzt erschien *sein erstes* politisches Pamphlet: eine Vertheidigung der Verwaltung des Lords Rockingham gegen Mr. Grenville, der sie heftig angegriffen hatte, um Lord Bute's Maaßregeln herauszustreichen. "In dieser Periode erschienen die berühmten Briefe von Junius, die beynahe allgemein Burke zugeschrieben wurden, obwohl er diesem immer widersprach. Im Gefolge der Documente, die in unsern Zeiten bekannt gemacht worden sind, sagt der Verf., ist es schwer den Sir Philipp Francis nicht für den Verf. zu halten; außerdem deuten alle innere Anzeigen auf Burke." — In dem Parliamente vom J. 1770 trat Fox zuerst auf der Bühne auf. Er sprach anfangs gegen Burke, dieser, gewandter im Debattiren, hatte die Lacher auf seiner Seite.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 27. August 1825.

London.

Beschluß der Anzeige von Prior's Memoirs of ...lm. Burke.

...For, weit entfernt durch seinen ersten nicht glück...h ausgefallenen Versuch abgeschreckt worden zu ...yn, oder den, der ihn zur Scheibe seines Witzes ...macht hatte, zu hassen, schloß sich an Burke an, ...n er immer bewundert hatte; er ward sein Schü...r, und in der Folge sein liebenswürdiger Neben...uhler. Der Vf. bemerkt von ihm: "wenige, Burke ...usgenommen, hatten mehrere politische Feinde, ...ls For; dagegen hatte er keinen persönlichen Feind. ...wischen ihm und Burke war folgender Unterschied: ...Burke, zum Philosophen erzogen, verwarf alle Phi...losophie und hielt sich einzig an Erfahrung, wenn ...von Geschäften die Rede war; For, der ganz die ...Erziehung zum Welt= und Geschäftsmanne genos...en hatte, ließ sich immer durch philosophische An...sichten verleiten, das Wahre dem Eingebildeten ...aufzuopfern." Diesem schreibt der Verfasser zu, ...daß man sein politisches Leben, a failure, — ge...nannt hat; diesem, daß For nicht immer consistent

in seinen Ansichten blieb, was, nach seiner Behauptung, das Loos aller Englischen Staatsmänner ist. — Ein politisches Pamphlet von Burke: Thoughts on the cause of the present discontents, hält der Verf. für ein Meisterwerk, das von Seiten des Styls nur durch seine späteren Schriften über die Französische Revolution übertroffen wird. — Im J. 1771 nahm Burke die Stelle eines Agenten für New-York, mit einem Gehalte von 1000 Pf. St. an; allein seine Popularität im Parliamente erlitt dadurch einen Stoß; man glaubte nun in ihm den bezahlten Vertheidiger der Rechte der Colonien zu hören. Beym Mangel an eigenem Vermögen, war er gezwungen, bey seiner politischen Thätigkeit pecuniäre Hülfen nicht zu verschmähen; jedoch fehlt gänzlich der Beweis, daß er seine Politik ein Opfer des Eigennutzes werden ließ. — Burke besuchte Paris im J. 1773 zum erstenmal; er sah Maria Antoinette in ihrer ganzen Schönheit, den luxuriösen Hof, die Philosophen, deren Ruhm ganz Europa anfüllte: aber auf Burke machte alles dieses den widrigsten und traurigsten Eindruck. In der nächsten Parliaments-Sitzung hielt er jene, seitdem so oft angeführte Rede: über die Nothwendigkeit auf die Verschwörung der Atheisten gegen die Religion und den Thron wachsam zu seyn. — Immer aufmerksam auf alles, was auf die Handlung Bezug hatte, beschäftigte Burke sich schon damals sehr mit den Mißbräuchen, die sich in der Ostindischen Compagnie eingeschlichen hatten. Die Directoren derselben wünschten ihn, als Commissär, zur näheren Untersuchung der von ihm im Parliamente gerügten Mängel, nach Ostindien zu schicken, er lehnte aber das Anerbieten ab. Zu dem neuen Parliamente im J. 1774 war er von der Stadt Bristol erwählt. Die Zeit war nun gekommen, daß Burkes oft wiederholte Prophezeihungen über die Folgen der gegen die Nord-Amerikanischen Co-

nien beobachteten Maaßregeln in Erfüllung gin-
n; der Aufstand brach aus. Da legte Burke
1 22. März 1775 dem Parliamente jene drey-
n berühmten Vorschläge zur Versöhnung mit
erika vor, die, unerachtet der nicht minder be-
mt gewordenen Rede, mit der er sie dem Hause
pfahl, von der Majorität beseitigt wurden. —
J. 1777 faßte die Rockinghamsche Partey den
schluß, sich aller Debatten über die Amerikani-
n Angelegenheiten zu enthalten. Burke, dem
1 früher vorwarf, ein zu heftiger Sachwalter
Colonisten gewesen zu seyn, ward jetzt für sein
ious silence so sehr getadelt, daß er sogar nö-
fand, einen Brief an die Sheriffs von Bristol
ichten, in welchem er den Grundsatz aufstellt,
England der unbedingten Unterwürfigkeit sei-
Colonien entsagen müßte; indessen gibt er keine
lärung über die eigentlichen Gründe, warum
en Ministern den Kampfplatz in dieser wichti-
National-Angelegenheit überlassen habe. Wahr-
lich ist uns, nach der Art zu schließen, wie
ke sich in der Folge über die Französische Re-
ion äußerte, daß die Widersetzlichkeit der Co-
n mit den Waffen in der Hand, Besorgnisse
urkes Gemüth erzeugt hatten, die seinem Wunsch,
ferner ihre Sache zu vertheidigen, im Wege
en. Auch legte er die Stelle als Agent von
-York nieder. Der Hauptgrundsatz, der aus
seinen Reden und Schriften hervorgeht, war:
Grundsätze der innern Politik Englands in ihrer
aufrecht zu erhalten, Mißbräuche auszurot-
peculative Neuerungen aber nicht aufkommen
ssen. Er, von der Natur mit einer feurigen
ldungskraft begabt, hatte sich die Erfahrungen
Geschichte zur Leiterin vorgesetzt, und daher
er, in der bewegten Zeit, in welcher er Mit-
r war, gleich einem Felsen da, an welchem
Wogen der Revolutionssucht sich brachen. In

einer lebhaften Debatte, veranlaßt durch die Zurückberufung des Lords Paget aus Ostindien, ließ Burke schon einige Aeußerungen gegen den damaligen General-Gouverneur Hastings fallen. Mit großer Lebhaftigkeit tadelte er in der folgenden Sitzung 1778 den Gebrauch der Indianer in Amerika als Hülfstruppen, aber wohl mit Unrecht; denn wenn die Engländer sich ihrer nicht bedienten, würden die Feinde es nicht gethan haben? Richtiger scheint seine dem Parliamente in diesem Zeitraume dringend ans Herz gelegte Ansicht gewesen zu seyn, die Unabhängigkeit Amerika's bedingungsweise anzuerkennen, um sich dadurch Handels- und Allianzverbindungen mit den Colonien zu sichern, eine Ansicht die von Lord Chatham sehr bestritten ward, der bald nachher starb. Burke befand sich in der Nothwendigkeit in zwey Punkten ganz gegen die Ansichten und das Interesse seiner Constituenten in Bristol stimmen zu müssen; in Betreff der Fortsetzung des Amerikanischen Krieges, und dann der Beschränkung des Handels Irlands. Er verdarb es nicht weniger mit Bristol, als er sich des Sir George Saville's Bill for the relief of the Roman Catholics lebhaft annahm. An den heftigen Debatten die in diesem und dem folgenden Jahre statt fanden, nahm er zwar Theil, jedoch blieb er immer gemäßigter als Fox; mit dem er gewissermaaßen die Leitung der Opposition theilte: er hielt eine Parliaments-Reform als zu Revolutionen führend gefährlich, dagegen machte er den berühmten Antrag über die Economical Reform, die ihm den Haß aller derer, die im Besitz von Sinecuren waren, zuzog. Alle Erfahrungen stimmen darin überein, daß derjenige, welcher es wagt, auf Ersparungen von Gehalten und Entziehung von überflüssigen Bedienungen zu dringen, gleichsam in ein Wespennest sticht. Er ist, wie Jener sagt, gegen Jedermann, und Jedermanns Hand ist

gen ihn. Aber an politischem Muth ward Burke
in Niemanden übertroffen. Das Parliament ward
ifgelöset; Bristol wählte ihn nicht wieder; er
ird zum zweytenmal Repräsentant für Malton.
ber die Marriage-Act opponirte Burke seinem
eunde Fox, und trug den Sieg davon. Ein neuer
tern ging nun im Parliamente auf, Sheridan,
ssen Ursprung und politische Laufbahn viel Aehn-
hkeit mit der von Burke hatte; aber der letzte
nd und behauptete sich viel höher in der öffent-
hen Meinung. Im J. 1782 trat endlich die so
nge von der Opposition bearbeitete Veränderung
s Ministerii ein, an welcher Burke großen An-
il hatte.

Fox hatte nach und nach größeren Anhang im
irliamente erhalten als Burke; er war vermöge
nes Charakters mehr als dieser zum Führer ei-
r Partey geeignet. Auch mußte sich Burke bey
: Vertheilung der Stellen im neuen Ministerio
t der zwar einträglichen, aber nicht wichtigen Stel-
vom Paymaster General begnügen. Der König
ßte das neue Ministerium, dessen Chef, der Mar-
is of Rockingham, bald darauf starb, und den
rd Shelburn, der weder ein Freund von Fox
h von Burke war, zum Nachfolger erhielt. Auch
t Mr. Pitt, der Chanceller of the Exchequer
vorden war, stand Burke nicht in guten Verhält-
sen; er hatte sich mit Wärme und Erfolg dessen
an wegen einer Parliaments-Reform widersetzt.
it der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit unter-
tzte er die India-Bill von Fox, an welcher er
bst großen Antheil hatte; minder thätig bezeig-
er sich in dem großen Kampfe, den Fox während
ey Monathe gegen Pitt, den der König nun an
: Spitze der Administration gestellt hatte, führte.
urke fühlte die Nothwendigkeit, dem Könige in
r Wahl seiner Minister freye Hände zu lassen. —
Der Verf. kommt nun zu der kritischen Periode

in dem Leben seines Helden, seine Anklage gegen Hastings; es war nicht nur ein kühnes, sondern auch höchst mühevolles und mit vielen Verdruß verbundenes Unternehmen. Der Beklagte hatte der Ostindischen Compagnie große Dienste geleistet, für welche ihm bey seiner Rückkehr von den Directoren öffentlich gedankt worden war; er genoß die Achtung des Königs und den Schutz der Minister; die Meinung der Nation über seine Verwaltung hatte sich zu seinen Gunsten ausgesprochen; er war kein gewöhnlicher, vielmehr ein ausgezeichneter Mann. Die Schwierigkeiten, die Anklagepunkte durchzuführen, wurden durch die große Entfernung von Ostindien nicht wenig vermehrt. Dessenunerachtet gewann Burkes Beredsamkeit so sehr die Oberhand, daß, noch vor dem Schlusse der Sitzung, trotz der öffentlichen Meinung und der Opposition der Minister und sogar mehrerer ausgezeichneten Männer seiner eigenen Partey, die Untersuchung gegen Hastings im Unterhause beschlossen ward. Der Gang, den dieser berüchtigte Proceß nahm, ist bekannt. Burke, behauptet der Verf., hatte keinen andern Grund, sich zum Ankläger aufzuwerfen, als die innige Ueberzeugung, daß Hastings die ihm anvertrauete Macht gemißbraucht habe. Wir können über Burke das günstige Urtheil des Verf. bey dieser Veranlassung nicht theilen. Der Ausgang dieses Processes hat bewiesen, daß es ihm, wie den übrigen Männern, die damals die Anklage des angefeindeten Hastings mit leidenschaftlicher Heftigkeit betrieben, an den nöthigen Sachkenntnissen fehlte. Derselbe Mann, den Burke vor den Augen von ganz Europa als ein moralisches Ungeheuer brandmarkte, wird jetzt allgemein für denjenigen anerkannt, der nächst Lord Clive die Herrschaft der Britten in Indien vorzüglich begründet hat. — Eine so schöne Gelegenheit seine pathetische Beredsamkeit zu zeigen, mochte Burke gereizt haben; einmal als

läger aufgetreten, mußte er das Spiel ausfüh-
Aehnliche Erscheinungen sehen wir in unsern
en mehrere. — Bey der Regency-Question
hied sich Burke bestimmt für die Rechte des
lzen von Wales zu der Regentschaft. Das Pu-
im verfehlte nicht, dies sein Betragen, Gesin-
zen der Rache gegen den König, und gegen Pitt,
interessirten Absichten, sich bey dem künftigen
ige in Gunst zu setzen, zuzuschreiben. — Was
welt aussehenden Blicken Burkes als Staats-
n zur hohen Ehre gereicht, ist, daß, während
sich für die Französische Revolution mit Wär-
nteressirte, und selbst Pitt nicht ungünstig von
n Ereignisse dachte, er, vom Anfange an, die
icklichen Folgen voraussagte, die es für Frank-
und für Europa hervorbringen würde. Seine
ichende Meinung über diesen Gegenstand er-
e eine Kälte zwischen ihm und Fox und führ-
einem offenen Bruche mit Sheridan. Im
90 erschienen Burke's Reflections on the Re-
ion in France, wovon in kurzer Zeit 30,000
plare verkauft wurden. Im folgenden Jahre
r letter to a member of the National-As-
ly und gleich nachher Hints for a Memo-
to M. de Montmorin heraus. Diese der
ösischen Staatsumwälzung ungünstigen Ge-
ngen entwickelte Burke mit Heftigkeit im Par-
nte. Fox rief ihn mehrmals zur Ordnung,
h trug er sogar auf einen öffentlichen Tadel
Nun ward das freundschaftliche Verhältniß,
o lange zwischen Burke und Fox geherrscht
, auf immer zerrissen. Burke fuhr fort mit
Feder gegen das, was in Frankreich vorging,
mpfen. Seine im December 1791 herausge-
ene Schrift: Thoughts on French Affairs,
laßte Catharina II, ihm ihren Dank durch
Gesandten, Gr. Woronzow, in London bezei-
n lassen. Ein andres Pamphlet von ihm:

Letter to Sir Hercules Langrishe redete den An-
sprüchen der Irländischen Catholiken das Wo
Im J. 1792 erschien von ihm: Heads for consi-
deration of the present state of affairs, und
darauf Thoughts of the preceding year. Burke
war der wärmste Advocat für den Krieg mit Frank-
reich; aber über die Art ihn zu führen, hatte er
von dem Ministerio sehr abweichende Ansichten. Er
entwickelte die seinigen in dem Pamphlet: Re-
marks on the policy of the Allies, das er im
November 1793 schrieb. Er mißbilligte die Art,
wie die Englische Kriegserklärung gegen Frankreich
abgefaßt war. In einem Briefe, den er an Mur-
phy über dessen Uebersetzung des Tacitus schrieb,
sagt er unter andern: "I have struggled against
two great public evils, growing out of the most
sacred of all things, liberty and authority;
against the tyranny of freedom and the licen-
tiousness of power." In einer solchen bewegten
Zeit, konnten gemäßigte Gesinnungen keinen Ein-
gang finden. — Der Tod seines Bruders, und
nicht lange nachher der seines einzigen hoffnungs-
vollen Sohns kümmerten ihn so sehr, daß er wäh-
rend einer geraumen Zeit keinen sehr lebhaften
Theil an den Parliaments-Verhandlungen nahm;
indessen waren alle seine Anträge auf eine lebhafte
und kräftige Führung des Kriegs gerichtet; der Ad-
dresse für die Befreyung von La Fayette, als eines
Mannes, der weder Talent noch Kraft besitze, den
Sturm, den er künstlich aufgeregt habe, zu leiten,
widersetzte er sich.

Gleich nach dem Schlusse der Parliaments-S
tzung im J. 1794, fand eine Vereinigung der
genannten Old Whigs mit dem Ministerio st
bey welcher Burke sehr thätig gewesen war.
an der Spitze der New Whigs klagte ihn an, d
Whig-Party abtrünnig geworden zu seyn.
Burke erkannte die wilden Grundsätze, denen

ich in Bezug auf die Französische Revolution hinab, nicht für die der Whigs. Der Monarchie aus Grundsätzen ergeben, und der Aristocratie seine Stellung in der Gesellschaft verdankend, fühlte er die Nothwendigkeit, dem Ministerio bey seinem schweren Kampf alle mögliche Unterstützung zu geben, um dem Sturme Trotz zu bieten. Diese Beyseitesetzung des Parteygeistes, veranlaßt durch einen solchen edlen Beweggrund, ist im Englischen Parlamente selten und gereicht um so mehr zur Ehre unsers Helden, als sie ihm persönlich den Weg, in das Ministerium zu gelangen, nicht bahnte. Noch ehe die Old und New Whigs sich trennten, veranlaßte er, daß die Whig Party ihrem gewesenen Führer Fox eine bedeutende Pension aussetzte. Mehrere Pamphlets erschienen schnell hinter einander aus seiner Feder: Letters to W. Smith, to Sir Hercules Langrishe, to W. Elliot. — Thoughts on Scarcity. — Im October 1795, ward ihm eine jährliche Pension von 1200 Pf. St. und darauf eine von 2500 Pf. St. aus dem $4\frac{1}{2}$ Procent Fund beygelegt; Burke hatte keine von beiden zu erhalten gesucht; Georg III. durch sein Betragen völlig mit ihm ausgesöhnt, legte sie ihm aus eigener Bewegung bey. Jetzt erregten Neid und Haß ein großes Geschrey. Allein Burke verdiente eine solche öffentliche Belohnung. Durch seine Reform Bill hatte er dem Lande 80,000 Pf. St. und durch seine Reformation des Pay office 100,000 Pfund St. jährlich erspart. Freylich waren es nicht diese Ersparungen, sondern vielmehr seine lebhafte Unterstützung des Ministerii in Betreff des Kriegs gegen Frankreich, die ihm diese Pensionen verschafft hatten; aber hatte er dadurch dem Lande nicht noch größere Dienste erwiesen, als durch jene Geld-Ersparungen selbst? Ist es nicht ehrenvoller, für wirklich geleistete Dienste mit einer Pension, die gleich andeutet, was sie ist, belohnt zu werden, als

durch Sinecuren, die gemeiniglich nicht das wirkliche Verdienst erhält, und bey welchen man sich fälschlich das Ansehen gibt, als wären Dienstgeschäfte, die eine Bezahlung verdienten, damit verbunden? — Gegen die bittern Angriffe die diese ihm ertheilten Pensionen im Oberhause erlitten, ließ Burke jene berühmte Letter to a Noble Lord drucken, eines der kräftigsten Erzeugnisse aus seiner Feder. Er sagt hier von sich selbst: "My merits were, in having had an active though not always an ostentatious share, in every one act without exception of undisputed constitutional utility in my time. — Der Herzog von Bedford, gegen welchen diese Schrift hauptsächlich gerichtet war, ward mit vieler Bitterkeit behandelt, und insbesondere die Art, wie das große Vermögen in seine — die Russelsche — Familie gekommen sey, gerügt; auch der noch lebende Lord Lauderdale ward nicht geschont: beide bereueten vermuthlich den Zorn des Löwen gereizt zu haben. Der Krieg gegen Frankreich nahm eine ungünstige Wendung; jedermann, selbst die Minister verloren den Muth; Friedens-Unterhandlungen mit der Französischen Republik wurden eingeleitet; da erschienen, — gleichsam als der Schwanen-Gesang des dem Grabe sich nähernden Veterans, im Jahre 1796, Thoughts on a Regicide Peace. Es waren diese zwey Briefe an ein Mitglied des Unterhauses gerichtet. Ein dritter Brief, als Fortsetzung war in der Presse, als Burke starb, und ein vierter, aus seinen nachgelassenen Papieren zusammengesetzt, kam nach seinem Tode heraus. Welche Meinung in England auch über die Französische Revolution und die gegen sie geführten Kriege herrschen mochte, alle vereinigten sich darin, daß diese Schrift das Kräftigste und Ueberzeugendste sey, daß jemals die Brittische Presse hervorgebracht habe. Es war die Sprache des Propheten, der, gleich

n wie begeistert, Europa das Unglück verkündigte
s es selbst über sich brachte. Diese Thoughts
a Regicide Peace, erschütterten die Cabinette
n Petersburg bis Lissabon. Wie oft mögen ge-
sse Cabinette Veranlassung gehabt haben, an
irke, den Propheten zu denken, wenn er von der
eilung Polens sagt: "Hereafter the world
ll have cause to rue this iniquitous measure
l they most, who were most concerned in
" — Weit richtiger als Pitt, erkannte Burke
Geist des Revolutionskriegs. Wenn der erste
sehr auf die Ueberlegenheit der Alliirten rech-
d, den Krieg bald geendigt zu sehen glaubte, er-
rte der letzte, er werde der längste und blutigste
r Kriege, die jemals geführt worden, seyn. Burke
lte: man sollte bestimmt die Integrität des
nzösischen Gebiets erklären; die englische Macht
te nur gegen die Faction in Frankreich selbst,
t gegen die Französischen Colonien gebraucht
den: daß Pitt über diese wichtigen Gegenstände
ere Ansichten hatte, zeigen seine Schritte. Auch
billigte Burke das Verfahren der Englischen Re-
ung in Irland. So sehr wichen seine Ansich-
von den beynahe allgemein herrschenden der da-
igen Zeit ab, daß das Gerücht, er habe den
stand verloren, in und außerhalb England vie-
Glauben fand. Als es zu seiner Kenntniß ge-
gte, sagte er mit Paulus: "I am not mad, most
le Festus, but speak the words of truth and
ernefs." Im 68 Jahre, den 8. Julius 1797
igte dieser große Mann seine irdische Laufbahn,
als Privatmann nicht weniger ausgezeichnet war.
Pitt, Fox und Burke waren die drey vorzüglich-
unter den Männern, die das Rosenbett berei-
n, auf welchem die Englischen Minister jetzt ru-
. Jeder von diesen besaß einzeln genommen,
zügliche Talente und Eigenschaften und schwer
hte es seyn, zu bestimmen, wer von ihnen den
zug verdiene. Wer kann mit Pitt verglichen

werden, wenn von der Leitung des Cabinets, der Finanzen, und öffentlichen Geschäften im Allgemeinen die Rede ist? Vorsichtig und klug war er zum Minister, nicht zum Chef der Opposition geboren. Ihm an Talenten nicht weichend, vielleicht an glänzender Beredsamkeit überlegen, aber ganz ohne Tact für Geschäfte, besaß Fox die Kunst, indem er immer und immer die Administration angriff, das Haupt einer Opposition zu werden, die ihm persönlich enthusiastisch anhing. Ihm fehlte Vorsicht und Mäßigung. Burke gab keinem von beiden in irgend einer ausgezeichneten Eigenschaft nach, in einigen übertraf er sie. Schwieriger war seine Parliamentarische Laufbahn; er mußte sich von unten auf den Weg bahnen. Auch gelang es ihm niemals als Führer einer der beiden Hauptparteyen angesehen zu werden; einen Vorzug hatte er vor ihnen: er war, wie einst Cicero, ein eben so großer Redner, als Schriftsteller. An Kraft übertraf seine Beredsamkeit alles; allein sie kannte keine Stufenfolge, wichtige und unbedeutende Gegenstände konnten ihn in ein gleiches lebhaftes Feuer versetzen: sie war daher mehr durch Kunst als Gefühl erzeugt, übrigens aber eigenthümlicher Art. Seine Reden sanken nie bis zum gewöhnlichen; aber man fand, daß Pitt und Fox bey einzelnen Verhandlungen von außerordentlicher Wichtigkeit, größeren Eindruck machten, ohne daß sich die Züge genau angeben lassen, durch welche sie als Redner eine Ueberlegenheit über ihn hatten. Pitt strebte gar nicht nach litterarischem Ruhm; Fox brachte nach langer Arbeit einen Band seiner Geschichte zusammen, an dem die Kritik manches auszusetzen findet. An allgemeinen Kenntnissen übertraf Burke beide. Man nannte ihn a man of general genius; den Cicero Englands. Als philosophischer Kritiker, in [illegible] moralischen und politischen Kenntnissen, die [illegible] einem Philosophen vorausgesetzt werden, als Kenner und Beschützer der schönen Wissenschaften [illegible]

Pitt gar nicht, vielleicht Fox, was classische Ge=
rsamkeit anbetrifft, mit ihm verglichen werden.
ist der erste politische Schriftsteller in England,
Junius war sein Zeitgenosse und Lord Boling=
ke ward bald vergessen, — der die trockenen Ge=
stände der Politik mit Genie und Beredsamkeit
zutragen verstand. Wenn es vor seiner Zeit hieß:
political book is a dull book, so reitzte in sei=
t politischen Schriften, die Darstellung oft mehr
der Gegenstand. Der Styl in seinen mehrsten
hriften über die Französische Revolution gehört
Dichtkunst an, aber ist eben daher oft zu blu=
nreich und mit Metaphern überladen; daß er
r mit Klarheit und Bestimmtheit zu schreiben
mochte, beweisen seine Anklagepunkte gegen Ha=
gs, — War Burke geeignet, gleich Pitt, das
aatsruder zu führen? In der kurzen Zeit, in der
eine untergeordnete Stelle in der Administration
leidete, brachte er seinen berühmten Reform-
l zu Stande. Er, der, wenn von dem öffentli=
n Wohl die Rede war, keine Schranken der Mä=
ung kannte, würde als leitender Minister nicht
ulär gewesen seyn, vermuthlich nicht lange seine
elle behalten haben. Ohne Minister gewesen zu
n, hat er unendlichen Einfluß auf Englands in=
e und auswärtige Verhältnisse gehabt; vielleicht
hr als Pitt selbst, hat er auf die Europäische Po=
k gewirkt. Glückliches Land, das dem Einzel=
n, der weder durch hohe Geburt, doch Reichthum,
entliche Bedienungen oder Connectionen begün=
gt wird, verstattet, seine Kenntnisse und Talente,
nen Eifer für das Gute geltend zu machen; der
ätzbarste Theil der Englischen Verfassung.

Getreu haben wir wiederzugeben versucht, was
iors beredte Feder für Burke's Vertheidigung
rvorgebracht hat, die Schattenseite haben wir
cht verstecken zu dürfen geglaubt. Burkes Na=
e ist in Deutschland noch nicht vergessen. Nicht
m Einflusse des in England herrschenden Partey=

geistes unterliegend, wird Prior unter uns vielleicht wenigere Gegner finden.

Gotha.

Lehrbuch der Religion und der Geschichte der christlichen Kirche für die oberen Classen der Gymnasien, und für die gebildeten Stände überhaupt von Carl Gottl. Bretschneider, Doct. der Theol. Ober-Consist. Rath und Gen. Superint. zu Gotha. 1824. S. 306 in 8.

Wir sind sehr geneigt, dem Hrn. D. die Abfassung dieses Lehrbuchs der Religion für die oberen Classen der Gymnasien noch höher anzurechnen, als seines Handbuchs der Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, und damit glauben wir bey dem hohen Werth, den wir auf dieses setzen — (G.A. für das J. 1823. St. 69. 70.) sehr viel gesagt zu haben. Einmahl scheint uns ein brauchbares Lehrbuch der vorliegenden Art weit dringenderes Zeit-Bedürfniß zu seyn, als eins der letzten Art, denn die religiöse Bildung unserer gemischten Jugend in unsern Gymnasien macht gegenwärtig ein unsäglich wichtiges Object aus, und dann sind wir fest überzeugt, daß zu jenem ein nicht geringerer Vorrath von Gelehrsamkeit, und ein ungleich größerer Aufwand von Geist und Verstand, von Weisheit und Besonnenheit erfordert wird, als zu einer für reine theologische Schulen bestimmten Dogmatik gehören mag. Das eine wie das andere wird sich auch jedem Leser am stärksten schon durch eine Stelle der Vorrede eindrücken, worin sich der Verf. S. IV. V. theils über dasjenige erklärt, was er vornehmlich durch seine Schrift erreichen zu müssen glaubte, theils über die Art erklärt, wie er es am ersten erreichen zu können hoffte. "In einem Zeitalter — sagt er — wo auf der einen Seite die Unkirchlichkeit und der Indifferentismus, der Unglaube und der Kaltsinn gegen die christliche Religion, auf der andern aber der Aberglaube, der Mysticismus, und der mit d-

en kirchlichen Formen spielende Pantheismus so häufig gefunden wird, und dabey die Proselytenmacherey besonders unter den gebildeten Ständen ihr geheimes Wesen treibt, und jene widerstreitenden Ansichten, und die Unwissenheit so Vieler über das Wesen des Christenthums und der evangelischen und der römischen Kirche mit Schlauheit zu benutzen weiß — in einer solchen Zeit schien es mir dringend nöthig zu seyn, von der Religion überhaupt und von dem Christenthum und dessen Gestaltungen in der christlichen Kirche im besondern eine solche Kenntniß zu geben, wodurch die Religiösität in den Gemüthern fest begründet und gegen philosophische und theologische Irrthümer verwahrt, die Hochachtung gegen das biblische Christenthum und gegen die evangelische Kirche erweckt, und der Abweg zum Unglauben und Indifferentismus eben so wie der zum Aberglauben und Mysticismus abgeschnitten werden könnte." Daß aber auch der ganze Plan seines Lehrbuchs mit sorgsamer Bedachtsamkeit darnach von ihm berechnet wurde, dieß mag schon eine bloße Anzeige seines Inhalts und ein kurzer Grundriß seiner innern Oekonomie beglaubigen. Thl. 1. S. 1-37. Vorbereitung zur philosophischen Religionslehre nach einer kurzen allgemeinen Einleitung, worin der Begriff der Religion überhaupt entwickelt, so wie in der Vorbereitung das nothwendige über das zu dem Auffassen der Religion erforderliche Organ, über Sinnen-Erkenntniß und Vernunft-Erkenntniß erläutert ist. Thl. II. S. 38-94. Die philosophische Religionslehre von Gott — Von dem Verhältnisse Gottes zu der Welt überhaupt — Von der Freyheit des Menschen und dem göttlichen Gesetze. — Von der Freyheit und von der Sünde — Von der Vollendung der Freyheit oder von der Idee der Unsterblichkeit. Thl. III. S. 95-134. Von der Erziehung des menschlichen Geschlechts zur Freyheit durch Gott oder von der göttlichen Offenbarung, und zwar von der göttlichen Erleuchtung überhaupt, und von der heiligen Schrift im besondern, als dem Codex der Lehre und der Geschichte der Offenbarung. Thl. IV. S. 135-208. Die geoffenbarte Religionslehre. Patriarchalische Periode — Mosaische — prophetische — Offenbarung durch Jesum und die Apostel.

Hier wieder von der kirchlichen Offenbarung und deren Stifter überhaupt, und dann die besondere christliche Glaubens- und Sittenlehre. Thl. V. Von der Kirche und ihren Anstalten als dem Mittel, die christliche Offenbarung zu erhalten, zu verbreiten und wirksam zu machen. S. 209-225. Thl. VI. Geschichte der christlichen Kirche. S. 226-298. Ja wohl ist damit in dem kleinen Raume unendlich viel zusammengedrängt, aber wir stimmen dem Vf. völlig bey, daß von allem darin enthaltenen nichts fehlen durfte, und am wenigsten die philosophische Religionslehre und der Auszug aus der christlichen Kirchen-Geschichte fehlen durfte, wenn die ganze Bestimmung des Lehrbuchs erreicht, und dem so treffend gezeichneten Zeitbedürfniß dadurch abgeholfen werden sollte. Darein setzen wir auch den Hauptwerth der Schrift; nur gehört zugleich nicht nur ein unterrichteter, sondern auch ein verständiger Lehrer dazu, wenn sie zu der religiösen Bildung der gemischten Jugend in unseren Gymnasien mit dem größten Nutzen gebraucht werden soll. Dieser Lehrer muß nicht nur verstehen, was darin vorgetragen ist, sondern auch verstehen, warum es gerade in dieser Form vorgetragen, und in die Verbindung gebracht ist, worin es sich darin findet. Ist ihm dieß klar geworden, so wird er sich schon von selbst gedrungen fühlen, auch auf den Zweck des Verf. dabey hinzuwirken; er wird sich auch dann dazu gedrungen fühlen, wenn er selbst hin und wieder von einzelnen Punkten eine andere philosophische oder theologische Ansicht haben sollte, und er wird es auch in diesem Falle immer noch thun können. Wir bedauern daher weniger, daß uns unser Raum nicht gestattet, einiges von dem besondern anzubringen, das wir über die Stellung und Darstellung bemerken möchten, welche der Verf. für einige Lehren zu wählen für gut fand: nur in dem historischen Theil, bey dem wir die weise Auswahl des aufgenommenen besonders rühmen möchten, ist uns eine unrichtige Angabe aufgefallen, die in der nächsten neuen Ausgabe verbessert werden kann. S. 222. ist Theodoß der Große als der erste christliche Regent ausgezeichnet worden, der einen christlichen Irrlehrer (Priscillian) mit dem Tode bestraft habe. Damit ist ihm wirklich etwas zu viel geschehen; wenn aber der Namenverwechslung abgeholfen wird, so kann mit eben so leichter Mühe dem nächstfolgenden §. S. 233. etwas eingerückt werden, das wir ungern vermißt haben. Bey der hier gegebenen Entstehungsgeschichte des Islamismus würde es für die Leser, für welche das Lehrbuch zunächst bestimmt, gewiß zweckmäßig seyn, über die Mahomedanische Zeitrechnung nach den Jahren der Hegira ein Paar Worte in den Noten anzubringen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.
Den 29. August 1825.

Leipzig.

Bey Johann Ambrosius Barth: D. Christia. Theophili Kuinoel, Commentarius in os Novi Testamenti historicos. Volumen III. ngelium Johannis. Editio tertia auctior mendatior. Auch unter dem Nebentitel: Evanum Johannis illustravit D. C. T. Kuinoel. 1825. 764 S. in gr. 8.

Es ist ganz in seiner Ordnung, wenn ein so lich geschriebenes, gelehrtes und allgemein brauch- s Werk eine Auflage nach der andern erlebt; ird ihrer noch mehrere erleben. Was über Evangelium des Johannes bis auf das zunächst ossene Jahr versucht und geleistet worden, das ist mit einer ungewöhnlichen Vollständigkeit esem Commentar zusammengestellt, beurtheilt erläutert: für den, welchem seine Lage keine eiche Büchersammlung verstattet, eine willkom- Ersparniß; für den eigentlichen Gelehrten wünschenswerthe Uebersicht dessen, dem er bey neuen Forschungen nachzugehen hat. Der wärtige Berichterstatter, dem es häufig an Zeit

gebricht, das Neueste seiner Fächer vollständig zu sammeln, hat dem Kuinoelschen Commentar über die historischen Schriften des N. T. die zahlreichsten Erinnerungen zu danken, wie er sie sich auch für andere Fächer wünschte.

Die Manier des Verfassers, seine Genauigkeit, mit der er jede Stelle behandelt, und die Bedächtigkeit, mit der er neue Versuche prüft, ist den Lesern dieser Blätter aus den bisherigen Ausgaben schon so bekannt, daß eine Beschreibung derselben mit und ohne mitgetheilte Proben niemand mehr in ihnen erwarten wird. Nur für die nächste neue Auflage dieses Theils, die nicht ausbleiben wird, möchten wir dem Herrn Verfasser eine Frage zur Untersuchung anheim stellen: was für Specialregeln den Ausleger des vierten Evangeliums zu leiten hätten? Denn wir dürfen wohl als allgemein zugegeben annehmen, daß so wie jede Schrift neben den allgemeinen Regeln der Kritik noch besondere bedürfe, welche jene mehr bestimmen und einschränken, und die aus ihren Eigenthümlichkeiten fließen, eben so auch ihre Auslegung eine Specialhermeneutik; und daß diese desto unentbehrlicher sey, je origineller und selbstständiger eine Schrift abgefaßt ist. Letztre fehlt noch immer beym Evangelium des Johannes und davon rührt vielleicht ein großer Theil der Verschiedenheiten her, durch welche sich die Ausleger von einander trennen. Sollten sich bey dieser Untersuchung besondere Grundsätze der Auslegung für das Evangelium ergeben, vielleicht würden durch sie die Ausleger einander näher gebracht. Johannes spricht viel in Bildern und legt Jesu allegorische Reden in den Mund. Sonst dienen Bilder und Allegorien zu Mitteln nicht bloß des Nachdrucks sondern auch der Deutlichkeit; Johannes versteckt sogar den Ursprung seiner Allegorien nicht, sondern gibt immer an, wovon dieselben ausgegangen sind: sollte nicht diese Manier die rich-

ge Auffassung ihres Sinns erleichtern? Aber gerade das Gegentheil davon ist bisher der Erfolg gewesen. Die Feyerlichkeit, die dadurch in den Johanneischen Vortrag gekommen ist, erkennt jedermann; aber wie viele klagen nicht darneben über sein Geheimnißvolles im Vortrag, über sein räthselhaftes Dunkel? Hätte er etwa seine allegorische Darstellungsart zu weit getrieben? wären ihr etwa Fehler eigen, und wären diese ihrer Klarheit schädlich geworden? Johannes war ein Genie voll Selbstständigkeit. Ein solches hat immer viel Eigenthümliches in seiner Sprache; und wäre es also zu verwundern, wenn Johannes bey der Vergeistigung der Lehre Jesus, die man in unsern Tagen doch allgemein annimmt, sich seine Sprache auf eine eigene Weise gebrochen hätte, so daß sich nicht jeder ihrer Ausdrücke und Zusammensetzungen aus einem, wir wollen nicht sagen griechischen, sondern aus einem hellenistischen Schriftsteller mit Parallelen belegen ließe. Kann es nun von einer Deutung, die man einem Wort oder einer Redensart nach dem Zusammenhang, der Analogie und dem Wechsel der Ausdrücke erwiesen hat, eine passende Widerlegung seyn, wenn man ihr entgegensetzt: man finde kein Beyspiel von der angenommenen Bedeutung bey irgend einem andern griechischen oder hebräischartigen Schriftsteller? Johannes spricht von νεκροῖς und vertauscht es mit τοῖς ἐν μνημείοις ὄυσι: sollte ein allegorisirender Schriftsteller nicht, nachdem er moralisch und geistig Todte mit einem im N. T. sehr gewöhnlichen Namen (mit νεκροῖς) bezeichnet hatte, darauf haben rechnen können, man werde die ἐν μνημείοις ὄντας in eben demselben Sinne nehmen? Einen Lehrer verschlingen wird jedermann von einem Schüler verstehen, der sich die Lehren seines Lehrers ganz zu eigen gemacht hat und befolgt. Wenn nun Jesus von einem φάγειν τὴν σάρκα τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου καὶ

πίνειν τὸ αἷμα αὐτοῦ spricht, so kann der Sinn der gebrauchten Worte nicht ungewiß, sondern nur die Frage seyn, ob nicht die Sprache zu kühn, und die Allegorie im Ausdruck übertrieben sey? Die speciellen Grundsätze der Auslegung, welche man bey Johannes zu befolgen hat, müßten über alle diese und ähnliche Fälle die Entscheidung geben.

Halle.

Bey Hemmerde: De authentia et integritate anabaseos Xenophonteae disseruit C. Guil. Krüger. 64 S. Octav. 1824.

Diese treffliche Schrift ist, wie eine frühere de vita Xenophontis, einer Ausgabe der Anabasis, die der Verfasser versprochen hat, als Probe vorausgeschickt, und gibt einen ausgezeichneten Beweis von des Verfassers Gründlichkeit und Scharfsinn. In den ersten Abschnitten wird ein sehr oft besprochener Gegenstand, die Frage nach dem Verfasser der Anabasis, sehr genau und umfassend abgehandelt. Der Verf. prüft zuerst die Gründe, welche gegen die Echtheit des Buchs zu streiten scheinen, und zeigt ihre Nichtigkeit. In der Hauptstelle (Hellen. III. 1. 2.) ist von der noch vorhandenen Anabasis die Rede. Die Anabasis ist früher geschrieben als die Griechische Geschichte (gegen Morus, Schneider u. a. gründlich erwiesen). Xenophon schreibt an jener Stelle sein Werk dem Themistogenes zu, so wie er auch in der Anabasis sich verleugnet und an verschiedenen Stellen andeutet, der Verfasser sey nicht bey dem Zuge gewesen (die eine Stelle wo er in der ersten Person redet VII. 8. 25. ist verdorben). Doch spricht nichts dagegen, daß der Verf. ein Augenzeuge war. Ein Paar Stellen (über die Quellen des Mäander und Marsyas und die Kanäle des Tigris), welche offenbare Unkennt-

niß der Gegend zu verrathen scheinen, werden richtiger erklärt und alle scheinbaren Widersprüche in der Anabasis gegen andere Stellen des Xenophon gründlich beseitigt. Auch in Einkleidung und Stil ist nichts was die Unechtheit bewiese, und der Verdacht beruht nur auf der Stelle, wo Xenophon selbst (und danach Suidas) die Anabasis dem Themistogenes zuschreibt. Nun aber wußte das ganze Alterthum, daß er einem eignen Werke einen fremden Namen vorgesetzt hatte, aus Liebe zu dem Themistogenes (wie Tzetzes berichtet) oder vielmehr, (wie Plutarch erzählt,) um seine Erzählung dadurch glaubwürdiger zu machen, und um den Schein des Selbstlobes zu vermeiden, eine Bescheidenheit, welche sich auch in der Wahl des Titels ausspricht. Alle nennen es ein Werk des Xenophon, außer dem misdeutenden Suidas. Dann zeigt Hr. K. aus vielen inneren Gründen, daß der Verf ein Augenzeuge und aller Wahrscheinlichkeit nach Xenophon war. Die Untersuchung, deren Resultat mit der gewöhnlichen Annahme zusammenstimmt, ist trefflich durchgeführt, und mehrere neuerlich gemachte Einwendungen sind gründlich widerlegt. — Der zweyte Theil der Schrift beschäftigt sich mit der Kritik des Textes. Mehrere Herausgeber, besonders Weiske, haben viele Stellen für lückenhaft erklärt. Der Verf. unterwirft mehrere davon einer genauern Untersuchung, und zeigt durch richtige Erklärung, daß sie unverdorben, oder doch leicht zu verbessern sind, wie denn überhaupt der Text der Anabasis, zieht man nur alle Hülfsmittel gewissenhaft zu Rathe, lange nicht so viele Schwierigkeiten und verderbte Stellen hat, als die meisten Herausgeber uns überreden möchten. Mit Recht erklärt indeß Hr. K. die Stellen II. 3. 9. und VII. 6. 4. für lückenhaft, und ergänzt in der letzteren sehr wahrscheinlich καὶ τῶν [μὲν ἡμιονικῶν] ζευγῶν. Im zweyten Abschnitte

werden mehrere Einschiebsel im Texte nachgewiesen. Einige verdächtig gemachte Stellen müssen wir indeß für echt erkennen wie I. 10. 2. wo ἡ νεωτέρα nur bedeutet, daß die Milesierinn jünger war als die Phokäerinn. Der Artikel ist ganz richtig, weil nur diese beiden waren und der Erzähler von bekannten Personen redet. — Dann folgen einige Emendationen und Interpunctions-Verbesserungen, welche größtentheils sehr treffend und scharfsinnig sind, (besonders I. 2. 25. ἦσαν δὲ οὗτοι ἑκατὸν ἕκαστος ὁπλῖται. I. 4. 7. ὡς δειλούς statt δολίους. I. 8. 13. κυκλωθεῖεν u. a.) und vielfach beweisen, daß der Verf. zu der versprochenen neuen Ausgabe dieser zwar oft aber von wenigen gründlich behandelten Schrift sich trefflich vorbereitet hat. Indem er in dieser Probeschrift sich viel damit beschäftigt, die Mängel und Fehler der neuesten ausführlichen Bearbeitung der Anabasis aufzudecken und zu rügen, finden wir seinen Tadel meistentheils gegründet, wünschten aber ihn weniger hart und leidenschaftlich ausgesprochen zu sehen.

Leipzig.

Bey Johann Ambrosius Barth: Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig. 1ster Bd. mit sieben Kupfert. 1822. 332 S. in 4.

Der Grundstein zu dieser neuen achtungswürdigen Gesellschaft, welche in dem vorliegenden Bande von ihrer bisherigen Thätigkeit Rechenschaft gibt, wurde am 4. Julius 1818 in dem Garten des Herrn Breiter zu Leipzig durch das Zusammentreten der Herren Becker, Fleischer, Voß und Reichenbach gelegt, und schon am 23. October d. J. erhielt sie die Königliche Bestätigung. Ein gedrängter Auszug aus den Protocollen der Sitz-

gen bis zum 11. December 1821 gibt eine sehr anziehende Uebersicht über die bisherigen Verhandlungen; aus denen dieser Band folgende Abhandlungen enthält: 1. Königliche Bestätigung der Gesellschaft und ihrer Statuten. 2. Verzeichniß der Mitglieder der N. G. Der jetzige Direktor derselben ist der Herr Prof. Dr. Ch. Fr. Schwägrichen. 3. Rede zur Gedächtnißfeier des Hofraths Dr. Ch. Rosenmüller, ersten Präsidenten der N. G. — 4. Synopsis fungorum Carolinae superioris, secundum observationes Lud. Dav. de Schweinitz mit zwey dazu gehörigen Kupfertafeln. Im Allgemeinen findet der Verfasser die Mannigfaltigkeit unter den Cryptogamen in Nordamerika nicht so groß, als unter den Phanerogamen. Nur die Farrenkräuter machen eine Ausnahme; unter den muscis, lichenibus und fungis finden sich theils dieselben Arten wie in Europa, theils andre mit geringen Verschiedenheiten. Es werden 76 Gattungen und nicht weniger als 1373 Arten aufgeführt. — 5. Ueber die Verbindung des Natrums mit der schwefelsauren Thonerde, von K. G. Wellner. Der Verf. erweist die bisher bezweifelte Verbindung von:

schwefelsauerer Thonerde	39,728
schwefelsauerm Natrum	12,12
und Krystallisationswasser	48,12
zu	99,998

Natrum-Allaun, dessen Bereitung jedoch zu mühsam erscheint, als daß sie mit Vortheil getrieben werden könnte, besonders da über seine Anwendbarkeit noch keine Erfahrungen vorhanden sind. — 6. Einige Bemerkungen über die scheinbare Bewegung und Gruppirung der Wolken, vom Hofrath Carus. — 7. Skizze einer Geschichte des Tellurismus, von Dr. und Prof. Cerutti. Unter

Tellurismus versteht der Verf. "den Einfluß der innern chemischen Natur der Erde auf den thierischen Organismus". Ref. fürchtet, das es mit diesen Lieblings-Ideen der neuesten Zeit — Tellurismus und Siderismus — eben so gehen wird, wie mit der Astrologie und Witterungslehre. Man systematisirt und phantasirt, ehe man ausreichende Beobachtungen hat, und kommt so zu keinen, oder irrigen Resultaten. Indessen ist es verdienstlich vor der Hand wenigstens die Meinungen andrer zu sammeln, so lange sich keine Gelegenheit zu entscheidenden Beobachtungen findet. — 8. Beschreibung neuer Pflanzen von J. Radius. Diese sind Iris carolina, Coreopsis tinctorea, mit 2 Kupfertafeln. — 9. Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Leipzig im Jahre 1821 von Ch. Th. Schmiedel. Sehr anziehend. Die absolute Höhe der Stadt Leipzig ist, diesen Beobachtungen zufolge, 399,4 Pariser Fuß, die von Halle an der Saale 324. — 10. Monographie der Ameisenkäfer, Scydmaenus Latr., mit Herrn Dekan P. W. J. Müller gemeinschaftlich bearbeitet und herausgegeben von Dr. Gustav Kunze, Prof. der Med. Es werden 16 Arten aufgeführt und sehr scharf und deutlich beschrieben; hinsichtlich ihrer Lebensart bleibt jedoch das Meiste dunkel. — 11. Darstellung merkwürdiger Pflanzen, die im Leipziger Garten geblühet haben, von Dr. Schwägrichen. Gesneria bulbosa, und Tillandsia amoena mit 2 Kupfertafeln. — 12. Auszüge aus den Protocollen der Sitzungen der N. G.; wie schon erwähnt, sehr gehaltvoll und anziehend. Als Zugabe finden sich noch in tabellarischer Form: Beobachtungen der Witterung des Jahres 1821, angestellt zu Leipzig vom Hofrath und Prof. D. Carus. Druck und Abbildungen sind gut.

